

### Der Berliner "jüdische Salon" um 1800: Emanzipation in der Debatte

Lund, Hannah Lotte

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Dissertation / phd thesis

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lund, H. L. (2012). *Der Berliner "jüdische Salon" um 1800: Emanzipation in der Debatte*. (Europäisch-jüdische Studien - Beiträge, 1). Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110271744>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Hannah Lotte Lund

**Der Berliner „jüdische Salon“ um 1800**

# **Europäisch-jüdische Studien Beiträge**

---

Herausgegeben vom Moses Mendelssohn Zentrum  
für europäisch-jüdische Studien, Potsdam,  
in Kooperation mit dem Zentrum Jüdische Studien  
Berlin-Brandenburg

Redaktion: Werner Treß

## **Band 1**

Hannah Lotte Lund

# **Der Berliner „jüdische Salon“ um 1800**

---

Emanzipation in der Debatte

**DE GRUYTER**



An electronic version of this book is freely available, thanks to the support of libraries working with Knowledge Unlatched. KU is a collaborative initiative designed to make high quality books Open Access. More information about the initiative can be found at [www.knowledgeunlatched.org](http://www.knowledgeunlatched.org)



This work is licensed under the Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 License. For details go to <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Diese Arbeit wurde 2011 von der Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam als Dissertation angenommen.

ISBN 978-3-11-027140-9

e-ISBN 978-3-11-027174-4

ISSN 2192-9602

#### **Library of Congress Cataloging-in-Publication Data**

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

#### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2012 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Satz: Meta Systems GmbH, Wustermark

Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

☞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# Salon-Dank

Hotel Europa, Zimmer 411

„Die Universität möchte man entbehren können, wenn man künftig in der Welt etwas ausrichten, oder wenn man gar *selbst etwas sein möchte*,  
aber die *Jägerbrücke* ist höchst unentbehrlich.“

Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen

Für alle, die ebenso neugierig Danksagungen lesen wie ich selbst und vor allem, um endlich einmal schwarz auf weiß Danke sagen zu können, sei Folgendes festgehalten:

Die Annäherung an ein ebenso flüchtiges wie reizvolles Phänomen wie Salonkommunikation konnte eigentlich nur mündlich erfolgen, an den Tee- und Schreibtischen verschiedener Gastgeberinnen und Gastgeber:

Mein allererster und größter Dank geht an meinen Betreuer, Herrn Professor Julius H. Schoeps, der mich erst auf das Graduiertenkolleg „Makom – Ort und Orte im Judentum“ aufmerksam machte und mich konsequent in meinem Vorhaben bestärkte, den jüdischen Salon als Ort der Emanzipation zu hinterfragen. Frau Professor Stefanie Schüler-Springorum meinen größten und schönsten Dank für die motivierende Betreuung, sogar per E-Billet, und vor allem dafür, dass sie es einem so leicht macht, sie als Vorbild zu haben.

Ohne die finanzielle Förderung durch das Graduiertenkolleg bzw. die Deutsche Forschungsgemeinschaft wären weder die kontinuierliche Arbeit an dem Projekt noch die Archivaufenthalte im Ausland möglich gewesen. Der Klassik-Stiftung Weimar danke ich für die Möglichkeit, Wand an Wand mit dem „Salon“ der Herzogin Anna Amalia zu arbeiten.

Diese Dachstube war kein Mythos: Die Anmerkungen und Nachfragen im Obergeschoss des Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam waren für die Arbeit wesentlich. Vor allem aber möchte ich den Mitgliedern des Kollegs dafür danken, dass sie einen Sinn für Salon-Raisonnement und Querdenkerei besitzen. Herrn Professor Eberhard Stölting bin ich besonders verbunden für die Ermunterung, den Klatsch großer Geister durchaus so benennen zu dürfen. Der ehemaligen Koordinatorin des Kollegs, Dr. Anna-Dorothea Ludewig meinen königlichen Dank für immer inspirierende Nachttees!

Wer das Phänomen der „Selbstdenkerinnen“ hinterfragt, darf Vorbilder nennen. Ebenso außergewöhnlich großzügig wie hilfreich waren Teegespräche mit Frau Professor Barbara Hahn, der ich hier einmal mit ebenso viel Freude wie Respekt als der Begründerin der kritischen Salonforschung meine Reverenz erweisen möchte. Ebenso der eigentlichen „Verursacherin“ meines Dissertationsvorhaben, Frau Professor Karin Hausen, die in einem lang zurück

liegenden Seminar zur Berliner Salonkultur mit einem nachdrücklichen „Woher wissen Sie, dass es so war?“ den Wunsch, es einmal genauer zu wissen, weckte.

Keine Legende: Einer Debatte an der Kaffeetafel zwischen den Professorinnen und Pionierinnen der Salonforschung, Barbara Hahn und Deborah Hertz, über die Bedeutung der Kategorien Race und Gender im Leben Rahel Levin Varnhagens verdankt diese Arbeit wesentliche Impulse. Thanks!

Zwei Männern sei im Besonderen dafür gedankt, dass sie ihr außergewöhnliches Detailwissen mit einer Großzügigkeit teilen, die in der Wissenschaftslandschaft Seltenheit hat: Dr. Sebastian Panwitz von der Mendelssohn-Gesellschaft und Dr. Nikolaus Gatter von der Varnhagen-Gesellschaft. Dr. Thomas Lackmann danke ich sehr für Einsicht in Mendelssohnsche Familienbriefe. Ebenso danke ich all denjenigen Forscherinnen und Forschern der Geselligkeitsgeschichte, die mir im Laufe meiner Recherchen mit ausführlichen E-Billets Auskunft zu ihren Arbeiten gaben, wie besonders Prof. Dr. Ulrike Weckel, Dr. Silke Schlichtmann und allen Mitarbeiterinnen der Berliner Klassik.

Last but by no means least: Der Teetisch von Professor Joachim Schlör bleibt ein Geheimtip für Querdenker aller Disziplinen, den preiszugeben ich das Vergnügen mir hier nehmen möchte.

Wer mehrere tausend Briefe und andere handschriftliche Quellen zu bearbeiten hat, profitiert besonders von freundlichen und geduldischen Archivarinnen und Archivaren. Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Biblioteka Jagiellońska und besonders der Sammlungswalterin Dr. Monika Jaglarz Dank dafür, dass meine Rechercheaufenthalte in Kraków so ertragreich verliefen – Dziękuję bardzo! Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar erwies sich als ebenso ertragreicher und wunderschöner Arbeitsort, vielen Dank! Gleichmaßen danke ich den Bearbeiterinnen und Bearbeitern des Brinkmanska Arkivet in der Universität von Uppsala für ihre Hilfe dabei, möglichst viele Papiere pro Zeiteinheit transkribieren zu können, und Håkan Hallberg speziell für seine Geduld bei der Nachbearbeitung. Die hervorragende Sortierung der Sammlung des viel zu früh verstorbenen Thaly Nilsson ist die Grundlage aller wissenschaftlichen Arbeit an Brinckmanns Nachlass. Der Besitzerin dieses weitgehend noch ungedruckten Schatzes, Gräfin Alice Trolle-Wachtmeister, danke ich sehr herzlich für die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung.

Auch im Landesarchiv Berlin, im Preußischen Geheimen Staatsarchiv, im Oderlandmuseum Bad Freienwalde, im Thüringischen Staatsarchiv und dem Universitätsarchiv der Friedrich-Schiller-Universität Jena waren Quellen für die hier zu leistende Rekonstruktion zu finden, den besonders freundlichen Archivarinnen und Archivaren meinen großen Dank für ihre Hilfe. Den herausragenden Bibliotheksteams des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte

Berlin, der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar und des Moses Mendelssohn Zentrums Potsdam verdankt diese Arbeit sehr viel.

Dem gesamten Kleist-Museum Frankfurt/Oder danke ich „unaufhörliches Fortschreiten in meiner Bildung“ und die Möglichkeit, diese Arbeit in die Buchform des 21. Jahrhunderts zu bringen, ohne das 18. Jahrhundert zu verlassen. Dr. Silke Kamp und Professor Reinhard Blänkner meinen Dank für ihr ständeübergreifendes Denken und die Motivation zum Weiterdenken auf dem Weg zum Druck. Dem Verlag de Gruyter danke ich für die Aufnahme in eine sehr wichtige Reihe. Für die Buchwerdung unerlässlich war schließlich die wirksame Mischung aus Kompetenz und Stringenz mehrerer Buch-Macher. Dr. Werner Treß, Dr. Julia Brauch und Sabine Schröder ist für all dies und mehr zu danken.

Ich danke all jenen, die ich nicht einzeln nennen kann, die mir die Möglichkeit gaben, meine Thesen öffentlich, halböffentlich und privatim zu erproben und zu verteidigen. Ein heimliches Dankeschön geht an einige anonym bleibende Zweifler, deren Aussage, zum Salon sei schon alles gesagt, meinen Widerspruchsgeist herausforderte.

Diesen aber am Leben zu halten, dafür sorgten großartige Freundinnen und Freunde mit endlosen Nachttees – alle unvergessen! Vor allem aber: „Sit down, put your pen to paper and print!“ – den Satz, den die englischen Blue-stockings einander schrieben, hörte ich von echten Freundinnen:

Elke Blumberg und Mo Gentz, Barbara Paula Kunze und Dr. Ricarda Musser – alle Salonfrauen eigenen Rechts – danke ich für nimmermüden Humor, für kluge Korrekturen – und für ihre Geduld! Gleichfalls dafür sowie für einige grundlegende strukturelle Überlegungen danke ich meinem Bruder Professor Peter Lund. Gudrun Wyrwal, Petra Wieduwilt und Dr. Kerstin Wagner bin ich für ihren fortwährenden brieflichen Support in bester Salontradition inniglich verbunden.

Diese Arbeit hat zusätzlich profitiert von der Unterstützung inoffizieller Doktorväter und -mütter, die mir, obzwar aus anderen Spezialgebieten, nützliche Strategien für den Weg durch den Dschungel der Wissenschaftslandschaft wiesen: Ich bin froh, mich an dieser Stelle einmal schwarz auf weiß bedanken zu können bei Professor Dorothea Beutling, Professor Klaus Kannapin – und Professor Hanna Behrend (†), mit der zu debattieren ich vermisste, von der ich aber, als unveräußerliches Erbe, die besten Definitionen von Emanzipation gelernt habe. Ich gebe sie gerne weiter – allerdings nur bei einem Salontee.

Was ein „offenes Haus“ aber eigentlich sein kann, habe ich bei meiner Familie gelernt. Dafür, für den Glauben an die Sache, den großen Humor und die Unterstützung über Jahre hinweg, meinen immerwährenden Hannah-Lotte-Herzensdank an Annelie und Klaus Lund, Mara Lund und Jan Kanstorf.



Diese Arbeit wäre nicht begonnen worden ohne meine Familie, und sie wäre nicht beendet worden ohne die Überzeugung meines Mannes, Dr. No Kannapin, dass es sich lohnt, für diese Arbeit Schreibräume zu schaffen, und sie als erster, letzter und wichtigster Leser zu unterstützen. M. U.

Berlin, Januar 2012

# Inhalt

## Abbildungsverzeichnis — XV

### I Einleitung – Emanzipation in der Debatte — 1

- 1 Vorworte – Zum Anliegen des Buches — 1
- 2 „Berliner Salon“ um 1800 –  
Quellenlage und Tendenzen der Forschung — 12
- 2.1 „Und wenn ich tot bin, sammle alle meine Briefe“ –  
ein „Salonnachlass“? — 16
- 2.2 Mythos und Mehrwert der Dachstube –  
Tendenzen der Salonforschung seit 1993 — 30

### II „Über die bürgerliche Verbesserung“ – Der Berliner jüdische Salon um 1800 im Schnittpunkt der Diskurse — 53

- 1 Emanzipation und „Judenreform“ – Begriffe — 53
- 2 Forschungsdebatten zum Salon als Ort der Emanzipation — 59
- 2.1 Zu einer Idealgeschichte des Salons — 59
- 2.2 Topos 1 – Öffentlich, teilöffentlich oder privat –  
Der Salon als Ort „zwischen den Sphären“ — 63
- 2.3 Topos 2 – Konversion im Salon — 70
- 2.4 Topos 3 – „Deutsch-jüdischer Dialog“ im Salon — 75
- 2.5 Vom Ausschluss zur Aneignung? Berührungspunkte der  
Forschungsdiskurse — 80
- 3 Die zeitgenössischen Debatten um Emanzipation und die Berliner  
Salons — 83
- 3.1 Die Geschlechtscharakterdebatte — 83
- 3.2 Zur Kritik und Erweiterung der Debatte – Texte von  
Autorinnen — 91
- 3.3 Die Debatte über die Emanzipation der Juden — 97
- 3.4 Die Haskala — 109
- 3.5 Zusammenfassung – Parallelen und Überschneidungen der  
Debatten — 113
- 4 „Mündlich mehr.“ – Briefe und Billets als Quelle für  
Salonforschung und Salonkommunikation — 125
- 4.1 Zwischen „Öffentlich“ und „Privat“ –  
Salon, Brief und „Frauenzimmerbrief“ — 127

- 4.2 Die kommunikationsgeschichtliche Bedeutung des Billets und die verschiedenen Ebenen der Salonkommunikation — **134**

### **III Tiergartenleben und Brunnenfreiheit –**

#### **Orte, Medien und Themen der Berliner Salongesellschaft 1794/1795.**

##### **Momentaufnahmen eines kommunikativen Netzes — 141**

- 1 Das Tableau vivant – ein methodischer Versuch — **141**
  - 1.1 An einem Freitag im August [...] – Anliegen des Kapitels — **141**
  - 1.2 Zur Auswahl des Zeitabschnitts und der Quellengrundlage — **144**
  - 1.3 „[...] daß man Sie auf jedem bekannten, vielbesessenen Saupha wiederfindet“ – Offene Häuser und das Modell der Salongesellschaft — **146**
  - 1.4 „[...] eine Menge umgänglicher Bekannte von meinem Gehege“ – Zur Auswahl der handelnden Personen — **152**
- 2 „[...] gestren Abend führte uns dass Ungefähr bei Itzigs vorbey“ – Berlin 1794/95: Salons in der Hauptstadt Preußens — **157**
  - 2.1 Emanzipation in oder von der Jägerstraße? Teetische, Dachstuben und offene Häuser — **161**
  - 2.2 Spaziergänge und andere öffentliche Vergnügungen — **197**
  - 2.3 Mischung der Stände und Geschlechter – Der „jüdische Salon“ im Geselligkeitsgewebe Berlins — **212**
  - 2.4 Frankreich, Juden, Frauenrechte? – Emanzipation als Thema im Salon 1794/95 — **218**
- 3 *Kein Ort der Salongesellschaft* – Breslau und „die Böhmen“ — **230**
- 4 Zwischen Berlin und Weimar-Jena — **236**
  - 4.1 Familie und Freundschaft – topografische und persönliche Nähe und Distanz in Jena und Weimar — **239**
  - 4.2 „[...] mit Humboldt au niveau stehen“ – David Veit, Rahel Levin Varnhagen, Wilhelm von Humboldt und Kommunikation über „ein Drittes“ — **246**
  - 4.3 „Ich werde die Horen schon bekommen; und wenn auch für ... mein Taschengeld.“ – Die Rezeption der „Horen“ durch die Berliner Salongesellschaft — **251**
  - 4.4 „Über den Geschlechtsunterschied“ und dessen Auswirkung auf die Berliner Salongesellschaft – Wilhelm von Humboldts Beitrag zur Geschlechtscharakterdebatte — **259**

5	Salons und Badeorte	— 275
5.1	Freyenwalde	— 279
5.2	Teplitz und Karlsbad	— 291
5.3	„Ein kleiner Roman aus dem Stegreife“? – Begegnungen mit Goethe in Karlsbad	— 298
5.4	Nach 1795 – Goethe-Kult in den Berliner Salons? Drei Ausblicke	— 308
5.5	Badeschwindel: Salons und Kurbäder – Emanzipation auf Zeit	— 325
6	„Freymüthige Kaffeegespräche“ – Die Freiheiten des Sprachraums Salon	— 328
6.1	„Salon-Ton“?	— 329
6.2	Reflektionen der Salongesellschaft über das Verhältnis von Brief und Gespräch	— 333
6.3	Vehikel auf der Kommunikationsstraße – pragmatisch-funktionale Aspekte der Billets	— 337
6.4	„Extraordinaires“ – inhaltlich-stilistische Aspekte der Billets	— 338
6.5	„Schaumspritzer der Freiheit“ – Fazit der Zusammenschau. Der Salon als Sprachraum	— 353
<b>IV</b>	<b>„Eine eigene Species plantarum“ – Die Diskussion über jüdische Freundinnen im Dreiecksbriefwechsel Friedrich von Gentz – Wilhelm von Humboldt – Gustav von Brinckmann</b>	<b>— 359</b>
1	Freunde der Salons – eine Rekonstruktion	— 359
1.1	Forschungsstand und Quellen	— 365
1.2	„Was macht unser gemeinsamer Freund“ – zur Rahmengeschichte der Freundschaft 1790 bis 1832	— 371
1.3	Zur Charakterisierung des Briefwechsels	— 374
1.4	„[...] verborgene tiefen des realen lebens“ – zum Tonfall	— 377
2.	„Gestern abend hätten Sie bei der Levi sein sollen ...“ – Informationen über die Salongesellschaft	— 379
2.1	„In gewissen Häusern“ – Rhythmen des Umgangs	— 379
2.2	Wiederzuentdeckende Salons?	— 385
3	„Scherzende Verhöhnung“? – wie man(n) über Juden spricht	— 390
3.1	Zwei verschiedene Gruppen	— 391
3.2	Satire und Parodie	— 396
3.3	Jüdische Frauen	— 400

3.4 Der „jüdische Körper“ und die Vorstellungen der Gojim — **402**

4 „Reunionspunkte“ – Der Einfluss des Ortes auf den Umgang.  
Das Beispiel Friedrich von Gentz — **409**

4.1 Mit Rahel Levin Varnhagen und Marianne Meyer Eybenberg in  
Prag und Teplitz — **411**

4.2 Von der „unschätzbaren Ressource“ zur „eingefleischten Jüdin“ –  
Gentz und das Arnsteinersche Haus — **416**

4.3 „Wider die Juden“ – Zum Einfluss Carl Wilhelm Friedrich  
Grattenauers — **421**

5 „Die letzten Funken meiner Pietät für die Herz“ –  
Zusammenfassung und Ausblick — **429**

**V Die „schimäre Gleichheit der Stände“ – Parallelektüre der Briefwechsel  
Gustav von Brinckmanns mit Rahel Levin Varnhagen und Luise von  
Voss — 435**

1 „Ich kann nicht *glücklich* sein ohne Umgang mit einer  
geistreichen Freundin“ – Gustav von Brinckmann  
und die Teetische seiner „Musen“. Gemeinsamkeiten und  
Unterschiede — **441**

1.1 Salonièren oder Musen – Vom Kennenlernen zur  
Korrespondenz — **443**

1.2 Wochenschriften und Billets, Witz und Tugend –  
Unterschiede in Form und Ton — **448**

1.3 „In Rücksicht der intimsten Freunde“ –  
Gemeinsame Bekannte, unterschiedliche Behandlung — **456**

1.4 „Toute la société de Berlin est encore sous les armes“ – Der  
„jüdische Salon“ im Geselligkeitsgewebe Berlins. Veränderungen  
um 1800 — **461**

2 „Freigeistige Amazonen“ oder Ausnahmefrauen? – Zur Diskussion  
von Geschlechterstereotypen im Briefwechsel — **477**

2.1 Zur Weiblichkeitskonzeption Gustav von Brinckmanns — **478**

2.2 „Amazones d'esprit“ — **481**

2.3 *Lucinde* versus Dorothea – Die Rezeption der *Lucinde* im  
Briefwechsel und in der Berliner Salongesellschaft — **485**

2.4 „Meine Freunde sind mein Publikum“ – Über die Autorschaft von  
Frauen und die große versus die kleine Öffentlichkeit — **499**

3 Vom „moralischen Kanapee“ zum „Judensofa“ –  
Der Wiedereinzug der Kategorie „jüdisch“ in den Briefwechsel  
Brinckmann–Voss — **506**

3.1 „Vertraute Freundinnen“ —	506
3.2 „Judenkultur“ – Zwischen Wortspiel und Ressentiment —	511
3.3 „Scherzende Laune“ oder „Judenschimpf“? —	517
4 Fazit. Revolution und Ästhetik – Zu den Kategorien Form und Stand bei Gustav von Brinckmann —	522
<b>VI Fazit – Emanzipatorische Momente —</b>	<b>531</b>

## **Anhang**

**Salon-Biografien — 545**

**Quellen und Literatur — 553**

**Register — 589**



# Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1, Rahel Levin Varnhagen (1771–1833), Portrait von unbekannt — **14**
- Abbildung 2, Marianne Meyer Eybenberg (in einer Notiz Varnhagens), Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Polen — **15**
- Abbildung 3, Karl August Varnhagen, Portrait von Wilhelm Hensel 1822 — **21**
- Abbildung 4, „Rahel“. Handschriftliches Erinnerungsbuch Gustav von Brinckmanns, Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Polen — **29**
- Abbildung 5, Manuskript Sara Meyer Grotthus', „Ansichten einer Deutschen Frau“, Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Polen — **44**
- Abbildung 6, Anna Dorothea Therbusch: Henriette Herz als Hebe, 1778 — **72**
- Abbildung 7, Schmuckbillet an Dorothea von Kurland, Thüringische Staats- und Landesbibliothek Jena, Nachlass Biron — **133**
- Abbildung 8, Stammbucheintrag Heinrich von Kleists, Kleist-Museum Frankfurt (Oder) — **134**
- Abbildung 9, Gedenktafel am Geburtshaus Rahel Levin Varnhagens, Jägerstraße, Berlin-Mitte (Foto privat) — **147**
- Abbildung 10, Notiz über Marianne Meyer Eybenberg, Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Polen — **186**
- Abbildung 11, Hitzel Fließ Boye Sparre, Zeichnung, Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Polen — **192**
- Abbildung 12, Fürst Heinrich XIV. Reuß, Zeichnung, Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Polen — **196**
- Abbildung 13, Karl Gottfried Traugott Faber: Trinkhalle in Teplitz-Schönau 1822 — **278**
- Abbildung 14, Brunnenreglement für Freienwalde 1792, Oderlandmuseum Bad Freienwalde — **285**
- Abbildung 15, Brunnenreglement für Freienwalde 1792, Oderlandmuseum Bad Freienwalde, Ausschnitt — **286**
- Abbildung 16, Johann Friedrich Nagel: Das Alaun-Bergwerk bei Freienwalde, Gouache um 1789. Bildsammlung Oderlandmuseum Bad Freienwalde — **289**
- Abbildung 17, Dorothea, Herzogin von Kurland, Thüringische Staats- und Landesbibliothek Jena, Nachlass Biron — **295**
- Abbildung 18, Manuskript von Sara Meyer Grotthus, Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Polen — **319**
- Abbildung 19, Alexander von Humboldt, Selbstportrait 1814 — **336**
- Abbildung 20, „Conversation“. Salonkarikatur aus dem 18. Jahrhundert (aus: C.B. Tinker: The Salon and The English Letters, New York 1915.) — **346**
- Abbildung 21, Wilhelm von Humboldt, Stich von unbekannt nach Lithographie, Vorlage: Franz Krüger del. — **360**
- Abbildung 22, Friedrich von Gentz, Lithographie von Friedrich Lieder, 1825 — **361**



Abbildung 23, Gustav von Brinckmann, Portrait, Universität Carolina Rediviva

Uppsala — **362**

Abbildung 24, „Louise von Voss-Giewitz“, Portrait in Öl, von unbekannter Hand, Privataarchiv

Graf zu Lynar — **438**

Abbildung 25, Billet Gustav von Brinckmanns an Luise von Radziwill Biblioteka Jagiellońska,

Kraków, Polen — **521**

Abbildung 26, „Le Tableau parlant du XIX Siecle, ou le Nouveau Age d'Or / Das Neue

Goldene Zeitalter“, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz — **534**

Die Abbildungen 1, 3, 6, 13, 19, 21, 22 wurden der Sammlung Wikimedia Commons entnommen.

Die Autorin dankt allen Bildgebern.

# I Einleitung – Emanzipation in der Debatte

## 1 Vorworte – Zum Anliegen des Buches

Gone is the German-Jewish „Tisch“, gone are the German-Jewish „Tischreden“, two traditions that for a long beautiful moment came together.

Gone is the table on which Mendelssohn and Lavater played chess, the table where Rahel Varnhagen drank wine with poets and philosophers [...]. Ah, that mixed company [...].  
Salon-Reminiscenz, 2005<sup>1</sup>

Am Koppenplatz in Berlin-Mitte steht ein Denkmal, das gleichermaßen dezent und wirkungsmächtig die Leerstelle markiert, die der Nationalsozialismus in der deutsch-jüdischen Geschichte hinterlassen hat: ein schlichter leerer Tisch mit leeren Stühlen, einer davon am Boden liegend, wie im plötzlichen Aufbruch umgeworfen: *Der verlassene Raum*.<sup>2</sup>

Insoweit ein Tisch symbolisch für das daran stattfindende Gespräch steht, so symbolisiert der auf immer verlassene Tisch das Ende dieses Sprechens, so ließe sich das Denkmal als Illustration des berühmten Zitates Gershom Scholems von der historischen Unmöglichkeit eines „deutsch-jüdischen Gesprächs“ lesen.<sup>3</sup> Zugleich aber erinnert es an das Dagewesensein solcher Tische, an denen man gemeinsam saß, Tee trank und debattierte. Das Wie seines Endes konfrontiert Betrachtende und Forschende bis heute mit der Frage, wie der Beginn dieses Dialogs einzuschätzen sei.

Das Denkmal illustriert zugleich ein grundlegendes Problem der Salonforschung: die auf immer verlorene Mündlichkeit des potentiellen Gesprächs, den verlorenen Gesprächsraum. Wer auch mit welcher Absicht zu Besuch gewesen sein mag, ist auf immer gegangen. Wenngleich Themen und Beteiligte des

---

1 Fania Oz-Salzberger: Israel: Some European Contexts, in: dies. / Eveline Goodman-Thau (Hrsg.): Das jüdische Erbe Europas. Krise der Kultur im Spannungsfeld der Tradition, Geschichte und Identität, Berlin 2005, S. 151–166, hier S. 154.

2 Die Bronze-Skulptur „Der verlassene Raum“ des Künstlers Karl Biedermann war das Ergebnis eines Denkmal-Wettbewerbs zum 50. Jahrestag der Pogromnacht vom 9. November 1938, 1988 vom Ostberliner Magistrat ausgeschrieben. Der Koppenplatz befindet sich in der Spandauer Vorstadt, in der sich seit Ende des 17. Jahrhunderts zentrale Orte jüdischen Lebens befanden.

3 „Ich bestreite, daß es ein deutsch-jüdisches Gespräch in irgendeinem echten Sinne als *historisches Phänomen* je gegeben hat.“ Gershom Scholem: Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen „Gespräch“, in: ders.: Judaica 2, Frankfurt/M. 1995, S. 7–11, hier S. 7. Hervorhebung im Original. Zur Bedeutung dieses Zitats für die Forschung zur Geschichte der Juden in Deutschland siehe Kapitel II.2.

Salongesprächs aus Briefen vielleicht rekonstruierbar sind, die Sprachmelodie, und wie etwas gemeint war, ist es nicht.

Man möchte den Stuhl wieder heranrücken, die Protagonisten höflichst einladen, Platz zu nehmen, um mithören zu können ...

Das Untersuchungsprojekt „Der ‚Berliner jüdische Salon‘ um 1800“ entstand aus einer Reihe von Paradoxa und Widersprüchen, deren wesentlichster die zahlreichen offenen Fragen trotz der umfänglichen Literatur zum Thema sind. Neben auffallenden Leerstellen trotz langjähriger Forschung – so sind etwa von einigen der „berühmten Berliner Salonieren“ noch nicht alle Lebensdaten bekannt – stehen bemerkenswerte Widersprüchlichkeiten in den Deutungen und Inanspruchnahmen auch der bekannten Fakten. Tatsächlich existiert eine paradoxe Wechselbeziehung zwischen Quellenlage und Literatur zum Thema Salon insofern als unbestätigte oder nicht vorhandene Informationen eine Legendenbildung auch in der Forschung nicht verhindert, sondern ihr eher Vorschub geleistet haben. Schon bei einer oberflächlichen Bibliografie zum Thema wird offensichtlich, dass zwar die kritische Salonforschung vom „Mythos des Salons“ spricht, dass dieser Mythos aber in anderen Arbeiten ungehindert fortgeschrieben wird, und bis heute Neugründungen von Salons inspiriert, die sich auf die „Rahelzeit“ berufen.<sup>4</sup> Sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit dem Berliner Salon zu beschäftigen, ist, in einer Formulierung Terry Eagletons, „like having one’s deconstructive cake and eating it, too“.<sup>5</sup>

Diese paradoxe Situation ist eine Folge der deutsch-jüdischen Geschichte, in der einerseits einige „Rahelbriefe“ in zahlreichen Wiederauflagen zum deutschen Bildungsgut werden konnten, wesentliche Quellen zu den Berliner Salons andererseits aber verloren sind, als verschollen gelten, beziehungsweise schwer oder nur zeitweilig zugänglich sind, so dass heute von mehreren ‚ungehobenen Schätzen der Berliner Geselligkeit‘ zwischen Uppsala und Kraków gesprochen werden kann, auf denen diese Arbeit unter anderem aufbaut.<sup>6</sup>

---

4 Den „Mythos vom Salon“ kritisiert vor allem Barbara Hahn, zuletzt in: dies.: Die Jüdin Pallas Athene. Auch eine Theorie der Moderne, Berlin 2002, S. 75–98. Den Begriff „Rahelzeit“ erinnert sich Deborah Hertz in einem deutschen Archiv gehört zu haben und macht ihn zur Kapitelüberschrift in ihrer Überblicksstudie: Deborah Hertz: Die jüdischen Salons im alten Berlin. Aus dem Amerikanischen von Gabriele Neumann-Kloth, Frankfurt/M. 1991, S. 13–18. Forschungsstand s. l. 2.

5 Terry Eagleton: Body work, in: Stephen Regan (Hrsg.): The Eagleton Reader. Oxford 1998, S. 157–162, hier S. 158.

6 Diese Wertung und eine kurze Charakterisierung dieser Bestände bei Hahn 2002(a), S. 76–79. Zu den Quellen dieser Arbeit s. l. 2. Direkte Zitate werden in dieser Arbeit durch doppelte Anführungszeichen gesetzt („“), indirekte Zitate und Betonungen durch die Verfasserin stehen in einfachen Anführungszeichen (‘’).

Ein bekanntes, nichtsdestoweniger ungelöstes Paradox wird manifest in dem Begriff, den die Nachlebenden dem hier zu verhandelnden Untersuchungsgegenstand gegeben haben: „Salon“. Bekanntlich haben sich die „berühmten Berliner Salonièren“ nie so genannt, noch so gruppiert. Salon ist ein Forschungsbegriff, den die Berliner Salonbeteiligten um 1800 zwar kannten, aber keineswegs auf ihre geselligen Unternehmungen anwandten. Zeitgenossen in der preußischen Hauptstadt um 1800 hätten das Gerede von ‚den berühmten Berliner Salons‘ möglicherweise als „Windbeuteleien“ abgetan.<sup>7</sup>

Der Begriff „jüdischer Salon“ wird häufig mit Hinweis darauf, dass der Großteil der Berliner Salonièren um 1800 jüdischer Herkunft war, weitergeführt und kann so im doppelten Sinne irreführend sein. Nach bisherigem Forschungsstand weist er erstens einer zahlenmäßig sehr kleinen Gruppe von neun Frauen<sup>8</sup> den Status einer Institution zu, den sie zu Lebzeiten so nicht besaßen. Zweitens sagt er, nicht nur angesichts der Konversionen, nichts über das Selbstverständnis der beteiligten Frauen und Männer aus, ebenso wie der Begriff „Salon“ eine internationale Tradition und eine Modellfunktion der Pariser Salons suggeriert, die historisch nicht nachweisbar und eher irreführend sind. Bei der per se legitimen Forschungspraxis, ähnliche Strukturen retrospektiv unter einen Oberbegriff<sup>9</sup> zu fassen, stellt sich dennoch die Sinnfrage, welche Aussagekraft die gängige Unterscheidung zwischen „echten“ und nicht echten, „berühmten“ und weniger berühmten Salons für die konkrete Berliner Situation um 1800 hat.<sup>10</sup> Das Hinterfragen des Geselligkeitsmodells Salon und

---

7 „Windbeutelei“ ist eine von der Salongesellschaft häufig verwendete Bezeichnung für nicht gehaltene Versprechen. Zu den zeitgenössischen Begriffen für „Salon“ s. III.

8 Deborah Hertz zählt neun Salonièren in Berlin um 1800. Hertz 1991, besonders Abbildung 11, S. 329 f. Zur Problematik der unterschiedlichen Listen von Salonièren s. III.

9 Darin ist der Begriff vergleichbar anderen Post-facto-Zuschreibungen für Gruppenbildungen, wie etwa „Avantgarde“. Ebenso wie das Wort „Salon“, im architektonischen Zusammenhang genutzt für ein kleineres Wohnzimmer, wurde Avantgarde, ein ursprünglich militärischer Begriff, auf eine sich privat versammelnde Gruppe von Personen übertragen, und dabei eine gewisse Wertung impliziert. Die These dieser Arbeit lautet daher: Ein internationaler Vergleich verschiedener „Salonformationen“ kann auf kulturgeschichtlicher Ebene, etwa unter dem Aspekt Geselligkeit in Metropolen, und bei der geschlechtertheoretischen Fragestellung hilfreich sein, welche historischen und biografischen Umstände, wie etwa ein aufgeklärter Vater, der umfassende Bildung förderte, zu dieser spezifischen Geselligkeitskultur beitragen konnten. Für die konkrete historische Situation der Berliner Jüdinnen um 1800 ist der Begriff Salon insofern irreführend, da er eine Ähnlichkeit der Lebenslage und des Handlungsspielraums suggeriert, die es zwischen einer französischen Hofdame, einer außergewöhnlich reichen und einflussreichen Frau der upper middle class Londons, wie sie die Salonièren des englischen Bluestocking Circle darstellten, und einer nahezu rechtlosen Jüdin in Berlin nicht gegeben hat.

10 Neben der wiederholten Feststellung, dass es sich um ein grenzüberschreitendes Phänomen handelt, dessen inhaltliche und formale Offenheit sich Definitionsversuchen

das Aufbrechen eines ‚Kanons‘ von Salonièren hin zu weniger bekannten oder vergessenen Akteuren und Akteurinnen der Berliner Geselligkeit um 1800 ist grundlegendes Anliegen der Arbeit. Wenn im Folgenden der Begriff „jüdischer Salon“ wie der Begriff „Salon“ zunächst als Forschungsbegriffe weiter verwendet werden, geschieht es, um einen Klassiker der Forschungsgeschichte zu zitieren, im Sinne „einer *vorläufigen* Bestimmung des Untersuchungsgegenstandes“:<sup>11</sup> das, was bisher unter „Berliner (jüdischer) Salon“ bekannt ist, wird unter einer neuen Fragestellung untersucht, die auch die Überprüfung der Tauglichkeit dieses Begriffes unbedingt mit einschließt.<sup>12</sup>

1781 erschien das Werk des preußischen Kriegsrats Christian Konrad Wilhelm Dohm *Über die bürgerliche Verbesserung der Juden*, das eine internationale Debatte auslöste und in Deutschland als Anfangspunkt der Epoche der Judenemanzipation gilt.<sup>13</sup>

1792 veröffentlichte der Königsberger Bürgermeister Theodor Gottlieb von Hippel seine Streitschrift *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber*, die nicht nur im Titel Bezug auf Dohms Schrift nahm, sondern unter anderem von der Überzeugung motiviert war, wenn über die Gleichstellung der Juden debattiert werden könne, dann erst recht über die der Frauen.<sup>14</sup> Hippels Schrift

---

entzieht, stehen dennoch regelmäßig Definitionsversuche und Setzungen, was ein (echter) Salon gewesen sei. Exemplarisch: Petra Wilhelmy: *Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert (1780–1914)* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 73), Berlin 1989, S. 16–32.

<sup>11</sup> Peter Seibert: *Der literarische Salon. Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz*, Stuttgart [u. a.] 1993, S. 3. Hervorhebung H. L. L.

<sup>12</sup> Analog ist festzuhalten: wenn in der Arbeit die Begriffe „Salonièren“ oder „Salonfrauen“ verwendet werden, wird damit nicht in erster Linie das Selbstverständnis der Frauen bezeichnet, sondern eine Überlieferung reflektiert, nach der Rahel Levin Varnhagen, Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel oder Henriette Herz vor allem im Zusammenhang mit ihrem Salon überliefert und bekannt geworden sind. Zwar haben einzelne Disziplinen, wie etwa die feministische Literaturwissenschaft oder die jüdischen Studien, mittlerweile mehrere Salonièren in anderen Kontexten und Funktionen – etwa als die Autorin Schlegel und die Philosophin Varnhagen – erforscht, doch die Frauen haben ihren ursprünglichen Bekanntheitsgrad und ihre eigentliche Überlieferung großteils ihrem geselligen Engagement zu verdanken, bzw. dem Einfluss, den ihnen die Gesellschaft darin zugestand, im positiven wie im negativen Sinne. Salon und Salonièr werden in dieser Arbeit ohne Anführungsstriche verwendet – als eingeführte, aber zu überprüfende Forschungsbegriffe.

<sup>13</sup> Christian Konrad Wilhelm von Dohm: *Über die bürgerliche Verbesserung der Juden*. 2 Teile in einem Band. Nachdruck der Ausgaben Berlin und Stettin 1781–1783, Hildesheim 1973. Zur Wirkungsgeschichte Dohms s. II.3.3.

<sup>14</sup> „Man hat uns in letzter Zeit so sehr die bürgerliche Verbesserung der Juden empfohlen; sollte *ein wirkliches Volk Gottes* (das andere Geschlecht) weniger diese Sorgfalt verdienen, als das *so genannte*?“ Theodor Gottlieb von Hippel: *Über die bürgerliche Verbesserung der*

markierte einen Höhe-, wenn auch keinen Wendepunkt in der zeitgenössischen Debatte um die Rolle der Frau.

Dieses Buch lokalisiert die Berliner jüdischen Salons im doppelten Sinne als im Schnittpunkt der Emanzipationsdiskurse: Nicht nur fielen die genannten großen zeitgenössischen Diskurse über die „bürgerliche Verbesserung der Juden“ bzw. die „der Weiber“ in eben die gesellschaftliche Umbruchphase zwischen 1770 und 1830, in der auch die Salons zur Blüte kamen. Sondern es nahmen und nehmen die jeweiligen Forschungskontroversen über die gültige Geschichtsschreibung der Frauen- und Geschlechtergeschichte bzw. über den preußischen Weg der Judenemanzipation den Salon immer wieder als Beispiel, sowohl für eine gelungene wie für eine fehlgeleitete Emanzipation, unter anderem gemessen an seiner Zeitgenossenschaft zu den Debatten. Ein weiteres auffälliges Paradox der Salongeschichte sind damit die nachdrücklichen und nicht selten gegenteiligen Deutungen des emanzipatorischen Effekts des ‚Modells Salon‘. Damit soll nicht gesagt sein, dass die Saloniären oder der Salon als wesentliche Kraft dieser Bewegungen galten, sondern dass der Salon häufig als typische Erscheinung oder Metapher verändernder Prozesse, als Kristallisationspunkt gesellschaftlicher Entwicklung betrachtet wurde.<sup>15</sup>

Eine der immer noch unbeantworteten Fragen ist, ob der Berliner jüdische Salon diesen Status als exemplarischer Ort der Emanzipation verdient, ob er dieses ‚Versprechen‘ aus der Perspektive der Beteiligten eingelöst hat.

### Forschungsfragen

Die Vieldeutigkeit des Titels ist beabsichtigt. Die abstrakt zu verstehende Rechercheparole „Emanzipation in der Debatte“ ist Untersuchungsprogramm auf vier Ebenen.

Erstens ist damit der forschungs- und rezeptionsgeschichtliche Ausgangspunkt der Arbeit formuliert, nach dem das tatsächliche Emanzipationspotential des Salons noch sehr ‚zur Debatte‘ steht. Die Forschungsdiskurse zur Geschlechtergeschichte und zur Geschichte der Juden in Deutschland sind

---

Weiber. Nachwort von Ralph-Rainer Wuthenow, Frankfurt/M. 1977, S. 20 f. Hervorhebung im Original.

<sup>15</sup> Einzelne Persönlichkeiten, wie speziell Rahel Levin Varnhagen, wurden dabei zur Chiffre ganzer, auch gegensätzlicher, politischer Bewegungen. Auch die zahlreichen negativen Apostrophierungen der Saloniären als prominente „Abtrünnige“ deuten auf ein dem Salon zugestandenes Veränderungspotential, auf das zumindest angenommene Wegbrechen oder Überwinden von gesellschaftlichen oder moralischen Grenzen. Unter dem Begriff „Abtrünnige“ werden die Salonfrauen diskutiert von Nahida Remy: Das jüdische Weib. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. M. Lazarus, Leipzig 1892, S. 221–242.

daher daraufhin zu analysieren, wie, wann und warum sie den Berliner Salon als Ort der Emanzipation darstellten.

„Emanzipation in der Debatte“ bezieht sich zweitens und vor allem auf den gesellschaftspolitischen und ideengeschichtlichen Hintergrund. Die Berliner jüdischen Salons um 1800 waren nicht nur „Zeitgenossen“ der Emanzipationsdiskurse, sondern sie waren auch Treffpunkte für die Autoren: Mehrere Salongäste haben sich in der Zeit ihres gesellschaftlichen Umgangs in den Salons mit Texten an den Diskursen über die „bürgerliche Verbesserung“ der Juden beziehungsweise der Frauen beteiligt. Diese doppelte Überschneidung mit beiden Emanzipationsdebatten wird in dieser Arbeit erstmals als solche thematisiert. Die Frage, ob es einen kausalen Zusammenhang zwischen einem Salonbesuch und emanzipatorischem Engagement gibt, wird damit neu gestellt.

Gefragt wird vor diesem Hintergrund drittens, ob und inwieweit die Emanzipation dieser Bevölkerungsgruppen tatsächlich Thema in der Salondebatte war, inwieweit sich die Beteiligten der Salongesellschaft explizit oder implizit damit auseinandergesetzt haben. Viertens deutet „Emanzipation in der Debatte“ auf die hypothetische Frage, inwieweit der historischen Tatsache des Gesprächs in und nach dem Salon ein emanzipatorisches Moment innewohnte und inwiefern an dem Wie des Miteinanders ein emanzipatorisches Potential ablesbar ist.

Die Zeitgenossenschaft der Salons und der Emanzipationsdiskurse wirft folgende grundsätzliche Frage auf: Wenn der Salon ein Ort der Emanzipation war, wieweit reichte diese örtlich und zeitlich über ihn hinaus? Örtlich über seine vier Wände in die Berliner-, die Umgebungsgesellschaft hinein, und zeitlich über eine kurze gesellschaftliche Umbruchphase, die so genannte „Blütezeit der Berliner Salons“, hinaus?

Methodisch legt die historische Analyse daher an ausgewählte Salons einen Querschnitt und zwei Längsschnitte. Im Querschnitt werden die Themen, Medien und Orte der Berliner Salongesellschaft eines ausgewählten Jahres untersucht. Ein pragmatisches Paradox besteht darin, dass in der Literatur üblicherweise eine „Blütezeit“ zwischen 1790 und 1806 angenommen wird, ein Zeitabschnitt, in dem nicht nur viele so genannte Stammgäste der Salons jahrelang im Ausland weilten, sondern auch viele Saloniären, wie beispielsweise Rahel Levin Varnhagen, die die Stadt regelmäßig zu mehrmonatigen Kuraufenthalten verließ. Die naheliegende Frage, ob und wie ein Salon in Abwesenheit der Gäste oder der Salonière funktionierte, führte zu dem Befund, dass Salonkommunikation nicht an einen bestimmten Teetisch gebunden war, sondern von den Gesprächspartnern an verschiedene Orte innerhalb und außerhalb Berlins mitgenommen werden konnte. Der Querschnitt zeigt die jüdischen

Salons als Akteure eines größeren dicht gewebten geselligen Netzes, das sich weit über Berlin und in andere Orte erstreckte. Diese neue Sicht wird unterstützt durch die Verwendung vor allem bisher ungedruckten Materials und einer bisher wenig berücksichtigten Quellengattung. Billets, als Kurznachrichten sozusagen Zeugnisse aus dem ‚Tagesgeschäft‘ der Salons, werden auf ihr Potential geprüft, bestmöglicher Ausdruck des ersten Eindrucks der Gäste und von den Gästen zu sein.

Um die Ergebnisse des Querschnitts zu prüfen, werden Längsschnitte an ausgewählte, dafür rekonstruierte oder wenig bekannte Korrespondenzen gelegt. Einige der Freundschaften und Brieffreundschaften aus der Zeit der Salons wurden jahrzehntelang, über Städte- und Ländergrenzen hinweg, aufrechterhalten, wodurch verschiedene Schwerpunktsetzungen in der brieflichen Debatte zu verschiedenen Zeiten bzw. ein Wandel in der Einstellung zu bestimmten Themen ablesbar werden können. Die Methode der Parallelektüre von Briefwechseln ausgesuchter Salongäste im Längsschnitt ermöglicht einen Einblick in die Kommentare der Gäste über ihre Gastgeberinnen, den Umgang mit gebildeten Frauen und jüdischen Nachbarn. Die Parallelektüre der Briefwechsel ein- und desselben Gastes mit jüdischen und nichtjüdischen Gastgeberinnen erlaubt die Frage nach der Spezifität der jüdischen Salons und einer möglichen gegenseitigen Beeinflussung.

### **Fachliche und methodische Einordnung**

Für eine Neubewertung der Salonkommunikation auf dem aktuellen Forschungsstand ist die Zusammenschau verschiedener Disziplinen essentiell notwendig. Am Beispiel der Gästelisten lässt sich die Forderung nach interdisziplinärer Arbeitsweise illustrieren: Ende der 1980er-Jahre wurden auf der Grundlage vor allem der Memoirenliteratur umfängliche Gästeverzeichnisse bzw. Kollektivbiografien erstellt, die als ein Maßstab zur Bewertung der Offenheit und ständeübergreifenden Wirkung der Salons dienen. Die Namen jüdischer Gelehrter und Aufklärer tauchen in diesen Listen fast gar nicht auf. Diejenigen Familienangehörigen der Saloniären, die zur Salongesellschaft gehörten, werden nur genannt, wenn sie sich auch außerhalb der Salons einen eigenen Namen gemacht haben. Ein Grund dafür, dass der jüdische Hintergrund der Salons wenig erwähnt wurde, mag darin liegen, dass er den Beteiligten nicht bemerkenswert schien, und Nachlebenden nicht renommiert genug. Für die Forschung muss diese Beziehung und damit der Grad der Anbindung an die Herkunftsfamilie ebenso dringend wie mühsam aus Bemerkungen rekonstruiert werden. Eine ähnliche Wertverschiebung erfuhr in den letzten Jahren die Rolle der Salonière, vor allem durch Arbeiten aus der Frauenforschung, die



vergessene schriftstellerische Arbeiten der Salonfrauen ans Licht brachten und damit die Darstellung der Salonière als Muse um die der Autorin erweiterten.

Die vorliegende Arbeit baut auf den grundlegenden sozialhistorischen und literatursoziologischen Arbeiten zum Thema Salon auf. Mit der methodischen Herangehensweise der Parallelektüre, der Analyse schriftlicher ‚Gespräche‘ und der Gegenüberstellung von Korrespondenzen verbinden sich kommunikationsgeschichtliche und kulturhistorische Fragestellungen.<sup>16</sup> Mit den zwei gewählten großen Untersuchungsschwerpunkten, realen und imaginierten Geschlechterrollen und erweiterter gesellschaftlicher oder politischer Partizipation im und durch den Salon, ist die Arbeit auf der Schnittfläche zwischen der Jüdischen Geschichte und der Geschlechtergeschichte angesiedelt, einem Forschungsfeld, das sich erst seit wenigen Jahren formiert.

Diese Arbeit geht von noch vorhandenen Quellen aus, die im Umfeld der so genannten Salons entstanden sind und befragt diese auf kommunikative und gesellige Strukturen um 1800, zunächst ohne jeden ‚Berühmtheitsverdacht‘ und ohne Anspruch auf Typologie. Umfang und Art des Quellenkorpus, der neben Briefen und Billets weitere literarische Textformen umfasst, verlangen eine auch literaturwissenschaftliche Betrachtung. Dennoch werden die vorliegenden Quellen hier überwiegend literatursoziologisch, als mögliche Quellen der Salonkommunikation, und historisch, als nachgelassenes Informationsmaterial über zum Teil fast vergessene Persönlichkeiten betrachtet. Dabei wird zu keinem Zeitpunkt der Umstand außer Acht gelassen, dass ein wesentliches Element der Salons, die Mündlichkeit, für immer verloren ist. Aufgrund der extremen Heterogenität der Quellen und der Tatsache, dass ihre Behandlung bis auf den heutigen Tag dem Zeitgeschmack unterworfen war und ist, lassen sich, anders als die vielen kursierenden Legenden vermuten lassen, keine absoluten Aussagen zu dem Berliner Salon treffen. Die einfach scheinende Frage beispielsweise, ob ein gewisses Buch in der Salongesellschaft rezipiert wurde, lässt sich im Bestfalle positiv nachweisen, oft Jahre nach der Veröffentlichung des Buches durch eine Bemerkung am Rande eines Briefes, nie aber ausschließen, da selbst von Rahel Levin Varnhagen noch immer nicht alle Briefe bekannt sind und der ganz überwiegende Teil des ‚Salon-Nachlasses‘ verloren gegangen ist.

Die vielgerühmte „Internationalität“ der Salons lässt sich auch auf die Fundorte ihrer Quellen beziehen. Für diese Arbeit wurden Briefe und andere Quellen vor allem an folgenden Archivorten eingesehen: Berlin, Bad Freienwalde, Greiz, Jena, Kraków, Uppsala und Weimar. Nicht nur ist der größte Teil der Quellen zur Salongeschichte noch ungedruckt, die ursprünglichen Brief-

---

16 Zur Problematik des Verhältnisses schriftlicher und mündlicher Kommunikation s. II.4.

wechsel sind vielfach auseinander gerissen und mussten vor der Analyse aus einzelnen Konvoluten in unterschiedlichen Archiven virtuell in Tabellen wieder zusammengefügt werden: in Kraków liegen beispielsweise Originalbriefe Gustav von Brinckmanns an Rahel Levin Varnhagen, ihre hat der schwedische Diplomat mit auf seinen Ruhesitz in Schweden genommen.<sup>17</sup> Die Briefe Sara Meyers und Sophie von Grotthus<sup>18</sup> an Johann Wolfgang von Goethe liegen in Weimar, die Kommentare über ihn, etwa Notizen der Adressatin auf Goethes Umschlägen, in Polen.

Diese Arbeit orientiert sich, soweit möglich, an den Originalen. Auf eigene textliche Eingriffe wurde grundsätzlich verzichtet. Als aufschlussreich mit aufgenommen wurden, soweit erkennbar, Auslassungen und Bearbeitungen bei gedruckten Quellen. Vergleiche von gedruckten Texten mit den Originalen können Hinweise geben auf die Loyalität der Herausgeber gegenüber den Schreibenden, ebenso wie auf die Geschmackspolitik und das kommunikationshistorisch anders gelagerte Interesse des 19. Jahrhunderts. So schrieb der erste Bearbeiter des Gentzschen Briefwechsels: „Jedes Blatt nun, auch das unbedeutendste, jedes Wort, auch wenn es sich um lange Ausführungen über die Postwege und ähnliches handelt, abzudrucken, konnte weder im Interesse des Herausgebers, noch des Lesers liegen“.<sup>19</sup> Aus der Erfahrung dieser Leserin lautet die Antwort: Das kann man so nicht sagen...

Ausgehend von der Überlegung, dass in Zeiten intensiver politischer und gesellschaftlicher Veränderungen, wie sie für die so genannte „Sattelzeit“<sup>20</sup> festgestellt sind, auch die Geselligkeit Veränderungen unterworfen war, wird hier nicht nach der Funktion und Rolle der Salons um 1800 gefragt, sondern bewusst selektiv vorgegangen. Die Konzentration auf Frauen und Familien jüdischer Herkunft leitet sich aus der in der Forschung etablierten These ab, dass die Berliner Salons des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts überwie-

---

**17** Davon durfte sich ihr Gatte Abschriften erstellen und bereitete einiges, gelegentlich mit Änderungen, zum Druck vor. Diese Abschriften finden sich wiederum in Kraków. S. u. zur Sammlungsgeschichte.

**18** Noch die hervorragende Online-Ausgabe der Regesten verzeichnet, den Karteikästen folgend, die Salonièren unter ihren verschiedenen Namen, also verschiedenen Anfangsbuchstaben. Vgl. Online-Datenbanken der Klassik-Stiftung Weimar, unter: <http://www.klassik-stiftung.de/forschung/online-datenbanken.html> (1. 5. 2010).

**19** Friedrich Carl Wittichen, in: ders. (Hrsg.): Briefe von und an Friedrich Gentz. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Wedekind-Stiftung zu Göttingen, 2 Bde., Bd. 2: Briefe von und an Carl Gustav von Brinckmann und Adam Müller, München u. a. 1910, S. 2.

**20** Den Begriff „Sattelzeit“ für die Epochenschwelle von der Frühen Neuzeit zur Moderne prägte Reinhart Koselleck. Ders.: Einleitung, in: Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politischen Sprache in Deutschland, 8 Bde., Stuttgart 1972–1997, Bd. 1, S. XIII–XXVII, hier S. XV.

gend von Jüdinnen initiiert wurden. Dazu muss an dieser Stelle ergänzend gesagt werden, dass die vielfach vorgenommene oder zitierte Reihung von Salonieren jüdischer und christlicher Herkunft um 1800 noch kaum zu tatsächlichen Vergleichen zwischen den jeweiligen Geselligkeiten bzw. der unterschiedlichen Hintergründe und des eventuell zu leistenden Kultursprungs geführt hat. Daher werden in dieser Arbeit an passender Stelle Hinweise auf weniger prominente jüdische und prominente nichtjüdische Gastgeberinnen der Zeit angeboten.

### **Kapitelbeschreibung**

Kapitel I.2 gibt einen Überblick über die Quellenlage und Tendenzen der Forschung besonders der letzten Jahrzehnte, seit der Wiederentdeckung der Sammlung Varnhagen in Polen. Kapitel II untersucht zeitübergreifend das Verhältnis zwischen Salons und Emanzipationsdiskursen. Dafür zeichnet es zunächst die Funktionen des Salons als Agent oder Forum der Emanzipation nach, wie sie ihm von der Bürgertumsforschung, der Frauen- und Geschlechtergeschichte und der Forschung zur Emanzipation der Juden zugeschrieben wurden. Anschließend werden die zeitgenössischen Emanzipationsdiskurse um 1800 skizziert, um mögliche personelle und thematische Überschneidungen und Wechselbeziehungen mit dem Salon aufzuzeigen.

Kapitel III unternimmt einen Querschnitt durch Salonaktivitäten im Beispieljahr 1794/1795 und untersucht, Ort für Ort, die Themen und Medien der Salongesellschaft. Der Begriff Berliner Salongesellschaft bezieht sich auf das in dieser Arbeit präsentierte Modell des kommunikativen Netzes der Salonbeteiligten und bezeichnet die Gesamtheit der in der Zeit um 1800 hier regelmäßig verkehrenden Personen. Acht Protagonisten der Salongesellschaft, vier bekannte und vier bisher wenig untersuchte, werden durch Berlin sowie von Berlin über Weimar bis nach Breslau und Karlsbad, begleitet: Rahel Levin Varnhagen, Friederike Liman, Marianne Meyer Eybenberg und Sara Meyer Grotthus sowie Wilhelm und Alexander von Humboldt, David Veit und Gustav von Brinckmann. Die zwischen ihnen stattfindende Kommunikation wird auf Informationen über die weitere Salongesellschaft, Umgangsformen, Themen und ihr emanzipatorisches Potential hin untersucht. Das Kapitel fragt abschließend auch nach einem eventuell spezifischen Tonfall, der diese Salonkommunikation von der Umgebungsgesellschaft unterscheidbar machte.

Nach diesem Querschnitt durch die ‚saloninterne‘ Kommunikation, den Umgang der Gäste und Gastgeberinnen miteinander, vergleicht Kapitel IV im Längsschnitt Äußerungen von Salongästen untereinander, die diese außerhalb des Salons getätigt haben. Die Rekonstruktion des Dreiecksbriefwechsels der

drei Salongäste Wilhelm von Humboldt, Friedrich von Gentz und Gustav von Brinckmann, die in den 1790ern gemeinsam jüdische Salons besuchten und miteinander brieflich und beruflich bis in die 1830er-Jahre Kontakt hatten, ermöglicht einen Einblick in ihre Kommentare zu den Salonfrauen vom Zeitpunkt erster gesellschaftlicher Kontakte bis ins Alter. Neben faktischen und biografischen Details des Umgangs und potentiellen Umschlagpunkten der Betrachtung wird vor allem danach gefragt, ob sich, wie vielfach diskutiert, Zusammenhänge zwischen späterem geselligen und politischen Engagement für die jüdische Emanzipation und dem früheren Salonbesuch finden lassen.

Kapitel V unternimmt abschließend die Parallelektüre von Korrespondenzen eines Salongastes, die dieser zeitüberschneidend mit jüdischen und nicht-jüdischen Gastgeberinnen geführt hat. Dieser Längsschnitt durch die Briefwechsel, die Gustav von Brinckmann mit Rahel Levin Varnhagen und Luise von Voss über mehrere Jahrzehnte führte, erlaubt die Frage nach potentiell unterschiedlichen Themen und Wertsetzungen, dem Wechselverhältnis zwischen den Gastgeberinnen und seinem Frauenbild, sowie nach Reflektionen über jüdische und nichtjüdische Geselligkeit in Berlin. Es ist die Frage, ob Grenzgänger zwischen aristokratischen und jüdischen Kreisen grundsätzlich getrennte Diskurse führten, die nach Themen, Tonfall, Respekt unterscheidbar sind, oder ob sich diese Kreise erst im Laufe der Zeit auseinanderentwickelten.

Dieses Buch untersucht nicht den jüdischen Salon und nicht die Berliner Salons um 1800. Es beschäftigt sich mit dem geselligen und kommunikativen Geschehen in ausgewählten jüdischen Häusern, um ausgewählte Personen in einer festgelegten Zeit und fragt nach den Konsequenzen für die Beteiligten. Die personelle Besetzung dieser Arbeit ist mit Absicht relativ schmal gewählt, in allen drei Großkapiteln tauchen weitgehend dieselben Protagonisten und Protagonistinnen auf, um ihre Äußerungen in unterschiedlichem Zusammenhang lesen zu können. Salon-Biografien der vielfach Genannten finden sich im Anhang.

Die Forschungsinteressen der Arbeit sind gebündelt in der grundsätzlichen Frage, wie ‚Salonkommunikation‘ funktioniert haben mag, beziehungsweise welche Aussagen, ausgehend vom noch vorhandenen Material, sich darüber treffen lassen. Damit verbunden ist die zentrale inhaltliche Frage, ob und wie in der Korrespondenz der Protagonisten Emanzipation zum Tragen kommt, sowohl explizit, indem zeitgenössische Geschlechter- und Menschenbilder respektive die Situation der Juden in der Gesellschaft diskutiert und hinterfragt werden, als auch implizit in dem Sinne, dass den vertretenen Positionen anzumerken ist, dass Schreiber und Schreiberinnen sich über eben diese herrschenden Zuschreibungen oder Erwartungshaltungen hinweg setzten.

Ziel der Untersuchung ist, mittels der Analyse vor allem noch unbearbeiteter Quellen zum Verständnis der Geschichte der Begegnung von Juden und

Nichtjuden um 1800 beizutragen. Die Geschichte dieses verlassenen Raumes wird symbolisiert durch eine Einladung, mit der sie begann:

„Bei uns ist heut Nacht=Thee; Kommen Sie ja zu uns, wir haben sonst alle keine Ruhe, und Vergnügen schon gar nicht [...]. Ich erwarte Sie. R. L.“<sup>21</sup>

## 2 „Berliner Salon“ um 1800 – Quellenlage und Tendenzen der Forschung

Bei meinem „Theetisch“, wie Sie es nennen, sitze nur ich mit Wörterbüchern;  
Thee wird gar nicht bei mir gemacht, außer alle acht oder zehn Tage [...].  
Nie war ich so allein. Absolut. Nie so durchaus und bestimmt ennuyirt.  
Denken Sie sich, ennuyirt!  
Salon-Reminiszenz, 1808<sup>22</sup>

Der Teetisch verschwand, es kamen die Bücher. Die erinnernde Rekonstruktion am Berliner Salon setzte ‚noch zu seinen Lebzeiten‘ ein. Eine Bibliografie zum Berliner Salon um 1800, zu einzelnen Salonièren und Gästen, auch die hier entstandenen Werke diskutierend, wäre ein eigenes Forschungsprojekt. Allein die Sekundärliteratur zu Rahel Levin Varnhagen füllt einen Bücherschrank, und selbst die Texte über den Teetisch der wenig bekannten Marianne Meyer Eybenberg passen kaum mehr auf einen solchen.<sup>23</sup> Die Widersprüchlichkeiten der Rezeptionsgeschichte werden eher verstärkt durch die Tatsache, dass die Hauptpersonen, die beteiligten Salonièren selbst, keine Erinnerungen oder Interpretationen ihres Tuns hinterlassen haben.<sup>24</sup> Die folgende Bestandsauf-

---

<sup>21</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, undatiertes Billet, ungedruckt, Sammlung Varnhagen Kraków (SV), 38.

<sup>22</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 8. 1. 1808, in: Rahel-Bibliothek. Rahel Varnhagen: Gesammelte Werke, 10 Bde., Hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Uwe Schweikert und Rahel E. Steiner, München, 1983, Bd. I [im Folgenden GW], S. 328. Zum Ennui, dem zeitgenössischen Begriff für Langeweile s. a. III.6.

<sup>23</sup> Die Rezeptionsgeschichte der Berliner Salons selbst gleicht einem Roman: Reich an Extremen und leidenschaftlichen Inanspruchnahmen durch verschiedene gesellschaftliche Bewegungen in den letzten 200 Jahren, birgt sie explosive Widersprüche. Allein Rahel Levin Varnhagen wurde wechselweise als Leitfigur der Frauenbewegung, der jüdischen Emanzipation und der vom ‚männlichen Kanon‘ vernachlässigten Schriftstellerin betrachtet. Zum Salon als Schnittpunkt der Emanzipationsdiskurse s. II.

<sup>24</sup> Zur Kritik an den nicht authentischen, aber ‚kanonischen‘ und immer noch viel zitierten ‚Quellentexten‘ zum Salon Levin Varnhagens s. Barbara Hahn: Der Mythos vom Salon. „Rahels Dachstube“ als historische Fiktion, in: Hartmut Schultz (Hrsg.): Salons der Romantik. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zur Theorie und Geschichte des Salons, Berlin 1997, S. 213–234, sowie, noch nicht genügend rezipiert Ursula Isselein: „Die Titel der Dinge sind das Fürchterlichste!“ Rahel Levins „Erster Salon“, in: Schultz 1997, S. 171–212.

nahme macht gewissermaßen Werbung für diese beiden Projekte, die Salonbibliografie und die Rezeptionsgeschichte, durch die Darstellung der Quellensituation und der Tendenzen der Salonforschung der letzten 25 Jahre, sowie der wesentlichen Ergebnisse und Widersprüche, auf denen diese Arbeit aufbaut. Die Beschränkung auf die Forschungstendenzen der letzten zweieinhalb Jahrzehnte ist in zwei positiven Ereignissen und potentiellen Wendepunkten der Salonforschung begründet: zum einen in der Wiederentdeckung der verschollen geglaubten Sammlung Varnhagen, der für die Geschichte des Berliner Salons bedeutendsten Quellensammlung, in den 1980er-Jahren in Polen [s. u.], zum anderen in der Veröffentlichung der Habilitationsschrift Peter Seiberts 1993, die von einem umfassenden Forschungsbericht zum literarischen Salon begleitet wurde.<sup>25</sup>

Als wesentliches Motiv seiner Salonrecherche nannte Seibert noch zu Beginn der 1990er-Jahre das gänzliche Fehlen einer interdisziplinären Zusammenschau zu diesem Thema. Nicht nur habe der Salon es schwer gehabt, als seriöser Forschungsgegenstand ernst genommen zu werden, sondern es habe die Heterogenität der angewandten Ansätze und Disziplinen die Forschungsdiskussion zusätzlich behindert, sodass „der ‚dialogische Charakter‘ des Gegenstandes sich wissenschaftlich also kaum produktiv umsetzen ließ“.<sup>26</sup> Zum dialogischen Charakter des Salons kann 2012 festgehalten werden, dass, auch wenn sich bis heute die unterschiedlichen Disziplinen in ihren Ergebnissen nicht immer genügend wahrnehmen, der Salon sich als Forschungsgegenstand in sowie zwischen mehreren Disziplinen etabliert hat. Der Umfang und die Regelmäßigkeit der Neuerscheinungen zu den Themen „Literarischer Salon“, „Berliner Salon“ und „jüdischer Salon“ seit mehreren Jahrzehnten berechtigen mittlerweile, von einer selbstständigen „Salonforschung“ zu sprechen, die sich allerdings in ihren Ergebnissen durch auffallende Heterogenität in Motivlage und Qualität auszeichnet.

Zu keiner Zeit sollte man sich aber von der Menge an Sekundärliteratur und Bearbeitungen des Salonthemas über die Tatsache hinwegtäuschen lassen, dass die tatsächliche Geschichte der Berliner Salons noch viele blinde Flecken aufweist und große Quellenbestände noch nicht hinlänglich berücksichtigt wurden: Wie die Literatur- ist auch die Quellensituation zu den jüdischen Salons in Berlin zumindest ‚durchwachsen‘ zu nennen. Einzelne Salons

---

<sup>25</sup> Seibert 1993(a) sowie ders.: Der Literarische Salon – ein Forschungsüberblick, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Sonderheft 3. Forschungsreferate 2. Folge, Tübingen 1993, S. 159–220.

<sup>26</sup> Seibert 1993(b), S. 214.





**Abb. 1:** Als Salonière „gut bekannt“: Rahel Levin Varnhagen (1771–1833).

und Salonièren sind gründlich erforscht, bei anderen fehlt es schon an grundlegenden Informationen. Um es am Beispiel der erwähnten zwei Teetische fest zu machen: Im Falle Rahel Levin Varnhagens sehen sich Forschende mit verschiedenen Werkeditionen und darauf aufbauenden Interpretationen und Dis-

sertationen konfrontiert, während von Marianne Meyer Eybenberg bis heute keine Biografie existiert, auch kein Bild, dafür aber zwei konkurrierende Todesdaten. Für die Zeit um 1800 müssen die beiden Frauen, zeitgenössischen Quellen nach, jedoch als gleich anziehende Gastgeberinnen und gleichermaßen bekannt gelten.

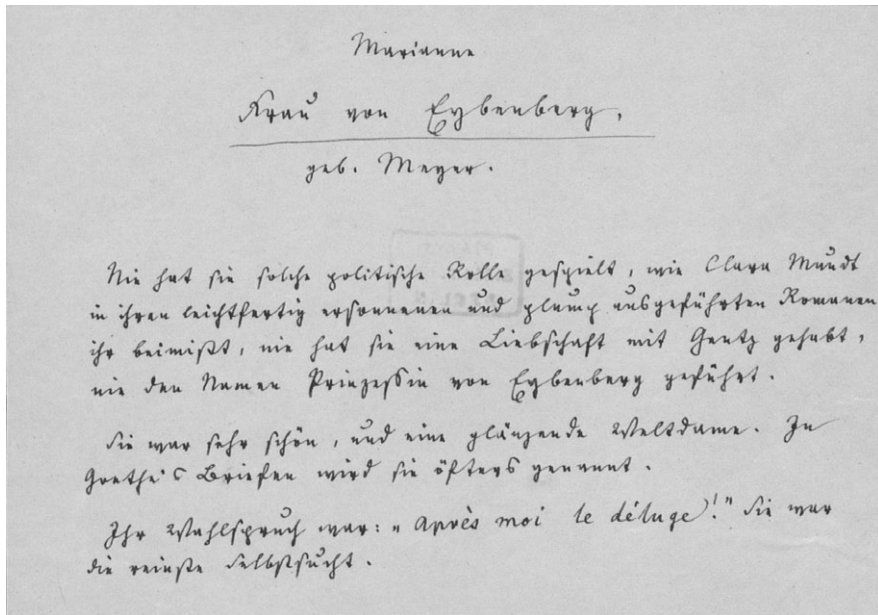


Abb. 2: Nur in Kommentaren überliefert: Marianne Meyer Eybenberg (1770–1812).

Für die vorliegende Untersuchung wurden neben der umfassenden Sekundärliteratur und zahlreichen zeitgenössischen Quellen vor allem die nachgelassenen Werke und Briefe einzelner bekannter und wenig bekannter Salonfrauen berücksichtigt. Angesichts der erwähnten Heterogenität der Quellenlage ist – trotz umfangreicher Rechercheergebnisse im Hinblick auf unveröffentlichte Briefe und Manuskripte der Salonièren – eine gleichwertige Aufarbeitung verschiedener Salons nicht möglich. Daher konzentriert sich auch der folgende Forschungsbericht beispielhaft auf die Quellen- und Literatursituation zu vier Salonièren und Protagonistinnen dieser Arbeit: Rahel Levin Varnhagen, Henriette Herz, Sara Meyer Grothus und Marianne Meyer Eybenberg.



## 2.1 „Und wenn ich tot bin, sammle alle meine Briefe“ – ein „Salonnachlass“?

Viele Editionen und Arbeiten zu Rahel Levin Varnhagen haben sich unter ihr fast prophetisch wirkendes Motto gestellt „Und wenn ich tot bin sammle alle meine Briefe – es wird eine Originalgeschichte und poetisch“.<sup>27</sup> Dass diese Poesie bis heute Ausstrahlung besitzt, zeigt sich nicht zuletzt in den zahllosen Wiederverwendungen von „Rahel-Zitaten“, von den Toilettenbüchlein des 19. bis zu den Spruchpostkarten des 20. Jahrhunderts. Es ist allerdings beeindruckend, in wie vielen Formen Brief- und Spruchsammlungen möglich sind und in wie vielen *Versionen* damit eine Geschichte erzählbar wurde, die als *Originalgeschichte* gedacht war. Zugleich leistete Levin Varnhagens Wunsch einer klassisch zu nennenden Rezeption Vorschub, nach der sie erst nach ihrem Tod zur Autorin ihrer Geschichte werden wollte, was den Umstand verschleierte, dass sie selbst schon zu Lebzeiten und durchaus strategisch sammelte und Überlieferer ihrer Geschichte instruierte. Dieser Befund spiegelt sich in der Tatsache, dass das Widmungs-Zitat fast nie in seiner Vollversion erwähnt wird, die da lautet:

„Und sterb ich – such *alle* meine Briefe – durch List etwa – von *allen* meinen Freunden und Bekannten zu bekommen, und Finckn sage, ich *befehl* es ihm als eine Todte und Getödtete – nicht just von ihm – daß er sie gebe, und ordne sie mit Brinckmann. Es wird eine Originalgeschichte und poetisch“.<sup>28</sup>

### Die Sammlung Varnhagen als „Archiv deutsch-jüdischer Geschichte“

Die Sammlung Varnhagen,<sup>29</sup> insbesondere der darin enthaltene Nachlass Rahel Levin Varnhagens, aber auch die hier enthaltenen Briefe und Manuskripte

---

<sup>27</sup> Beispielsweise Günter de Bruyn: Rahels erste Liebe. Rahel Levin und Karl Graf von Finckenstein in ihren Briefen, 2. Auflage, Berlin 1998, Vorblatt, hier in Vollversion. Bei Carola Stern als Einleitung in die Biografie, hier gekürzt. Dies.: Der Text meines Herzens. Das Leben der Rahel Varnhagen, Reinbek 1994, S. 9.

<sup>28</sup> Rahel Levin Varnhagen an Hitzel Fließ Boye Sparre, Juli 1800, zit. nach: de Bruyn 1998, S. 302. Hervorhebung im Original. „Finckn“ ist der männliche Part ihrer ersten unglücklichen Liebesgeschichte: Karl Finck von Finckenstein. (Karl August Varnhagen, den sie später zu ihrem wesentlicheren Überlieferer machte, kannte sie 1800 noch nicht.)

<sup>29</sup> Die Sammlung Varnhagen, die als eine der bedeutendsten Handschriftensammlungen des 19. Jahrhunderts gilt, wurde benannt nach ihrem Begründer, dem Diplomaten und Schriftsteller Karl August Varnhagen von Ense. Sie enthält Autografen, Teilnachlässe, Manuskripte, gedruckte Werke, Zeitungsausschnitte und andere persönliche Papiere, vor allem aber Briefe von mehreren tausend Personen in dreihundert Kästen. Eine Bestandsbeschreibung bei: Peter Kittel / Jan Pirożyński: Bestände aus der früheren Preußischen Staatsbibliothek in Polen, in: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz, Bd. 29, Berlin 1993, S. 113–128.

bedeutender Mitglieder der Salongesellschaft und weiterer Salonièren, ist eine wesentliche Grundlage der vorliegenden Arbeit. Die Geschichte dieser Sammlung,<sup>30</sup> ihres angenommenen Kriegsverlustes<sup>31</sup> und ihrer Wiederentdeckung,<sup>32</sup> markiert wesentliche Zäsuren in der Salonforschung und gewinnt auch in jüngster Zeit wieder an Aktualität. Die Rückgabe der in Kraków verwahrten ursprünglich Berliner Bestände ist immer noch in der Diskussion.<sup>33</sup> Während die Sammlung um 1900 noch als „Museum der Handschriften“ bezeichnet und genutzt wurde, wird ihr heute zunehmend auch Wert als „Archiv deutsch-jüdischer Geschichte“ zugesprochen.<sup>34</sup>

Ein Kernstück der Sammlung Varnhagens machen die Korrespondenzen Rahel Levin Varnhagens aus, die beide Eheleute bereits zu ihren Lebzeiten zu sammeln begonnen hatten und Karl August Varnhagen nach ihrem Tod akri-

---

**30** Vgl. Dieter Henrich: Beethoven, Hegel und Mozart auf der Reise nach Krakow. Der Übergang des Grüssauer Depots der Preußischen Staatsbibliothek in die Hand der Volksrepublik Polen, in: *Neue Rundschau* 2, 1977, S. 165–199; Deborah Hertz: The Varnhagen Collection is in Cracow, in: *The American Archivist*, Bd. 44, 1981, S. 223–228; zu den Konsequenzen des Verlusts: Konrad Feilchenfeldt / Rahel E. Steiner: *Rahel Varnhagens Werke*, in: *GW X*, S. 75–127; und mit einem Schwerpunkt auf Rahel Levin Varnhagen: Barbara Hahn: *Von Berlin nach Krakow. Zur Wiederentdeckung von Rahel Levin Varnhagens Korrespondenzen* (Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor. Vortragsreihe im Wintersemester 88/89, Nr. 4), Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin, 1990.

**31** Im Zweiten Weltkrieg waren die Handschriften als Bestände der Staatsbibliothek nach Schlesien evakuiert worden. Nach 1945 galt das Depot Grüssau / Krzeszow inklusive der Sammlung Varnhagen als verbrannt. Alle Arbeiten und Editionen seit 1940 bis in die 1980er-Jahre beruhten und beriefen sich auf Ausgaben und Abschriften der Vorkriegszeit. Das bekannteste Beispiel ist die Rahel-Biografie Hannah Arendts, die 1957 aus ihren eigenen Abschriften unbekannte Briefe Rahels im Anhang abdruckte. Hannah Arendt: *Rahel Varnhagen. The Life of a Jewess* (Publications of the Leo Baeck Institute of Jews from Germany), London 1957.

**32** Als bei einem polnischen Staatsbesuch in der DDR 1977 Partituren als Präsent überreicht wurden, die aus den ehemaligen Beständen der Staatsbibliothek stammten, war damit das Gerücht, dass nicht alle Kisten verbrannt seien, offiziell bestätigt. Die Sammlung Varnhagen, verwahrt in der Biblioteka Jagiellońska in Kraków, wurde Mitte der 1980er-Jahre wieder zugänglich gemacht.

**33** Regina Mönch: Ein Kosmos des deutschen Geistes im Exil. Wiederentdeckung in Berlin: Der erste Katalog der „Sammlung Autographa“, die heute in Krakau aufbewahrt wird, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 12. 12. 2007.

**34** Ludwig Stern: Vorwort, in: ders.: *Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin*, Berlin 1911, S. III–XV, hier S. X, und Barbara Hahn: Nachwort, in: *Rahel Levin Varnhagen: Briefwechsel mit Pauline Wiesel*, hrsg. von Barbara Hahn, München 1997, S. 705–730, hier S. 705.

bisch weiter zusammentrug.<sup>35</sup> Von seiner Nichte, der Schriftstellerin Ludmilla Assing,<sup>36</sup> fortgeführt, wird ihr heutiger Umfang auf 200.000 Objekte geschätzt.<sup>37</sup> Allein von Rahel Levin Varnhagen sind ca. 6.000 Briefe überliefert, in einem Korrespondentennetz von 300 Personen.

„Daß aber Mariane H-s Schlafrock mit tugendhaften Augen wird zu sehen bekommen, ist *schrecklich!!!*“  
Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 26. 8. 1794, Handschrift

„Daß aber die Heirat stattfinden wird, ist *schrecklich!!!*“  
Dasselbe, gedruckt<sup>38</sup>

Heutige Leser, die an Briefen Rahel Levin Varnhagens interessiert sind, müssen der sehr unterschiedlichen Editionsformen gewahr sein. Neben den bereits vorliegenden drei Bänden der kritischen *Edition Rahel Levin Varnhagen* (ERLV),<sup>39</sup> die Orthografie und Unterstreichungen handschriftengetreu abbilden und mit einem umfassenden Anmerkungsapparat versehen sind, stehen noch immer Briefausgaben mit nicht nachgewiesenen Namens Kürzungen, Streichungen, bewussten oder unbewussten Textänderungen.<sup>40</sup>

---

**35** Der biografiegeschichtliche Reiz dieser Sammlung wird vermehrt durch die Angewohnheit Karl August Varnhagens, Nachrufe und Artikel zu sammeln sowie selbst Urteile und Charakterskizzen aufzuzeichnen und der Sammlung beizufügen.

**36** Ludmilla Assing (1821–1880) erweiterte die Sammlung v. a. um das Gesamtarchiv des reisenden ‚grünen‘ Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, und ihre eigene politische Sammlung.

**37** Pressemitteilung des Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz vom 11. 12. 2007.

**38** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 11. 2. 1799, in: GW I, S. 178 beziehungsweise im Original, SV 38.

**39** Bisher erschienen sind ihre Briefwechsel mit der Freundin Pauline Wiesel sowie mit dem Bruder und Schriftsteller Ludwig Robert, sowie ein Band, der die Korrespondenzen mit den anderen Familienmitgliedern umfasst. Rahel Levin Varnhagen: Briefwechsel mit Pauline Wiesel, hrsg. von Barbara Hahn unter Mitarbeit von Birgit Bosold, München 1997 [ERLV I]; dies.: Briefwechsel mit Ludwig Robert, hrsg. von Consolina Vigliero, München 2001 [ERLV II]; dies.: Familienbriefe, hrsg. von Renata Buzzo Märgari Barovero, München 2009 [ERLV III]. Die Publikation der Korrespondenz mit Brinckmann ist geplant, aber noch nicht terminiert. Auch die Publikation der Tagebücher, aus denen bisher nur Ausschnitte veröffentlicht wurden, ist in Vorbereitung. Die Edition ist als „Komplement“ zum bereits Gedruckten entworfen.

**40** Dabei kommt es wegen der großen Streuung dieser publizierten Puzzlestücke aus der Sammlung in verschiedenen Organen manchmal dazu, dass Erstveröffentlichungen von anderen Wissenschaftlern nicht wahrgenommen, sondern noch einmal getätigt werden, nicht selten kommen Briefe und -zitate in verschiedenen Fassungen, denen unterschiedliche Lesevarianten zugrunde liegen, zum Druck. Feilchenfeldt und Steiner weisen selbst ausgewiesenen Kennern des Materials, wie Hannah Arendt und Ludwig Geiger, solche Doppeldrucke nach und zeigen an anschaulichen Beispielen, wie Abschreiber willentlich oder unwillentlich ihre Interpretation einfließen ließen, sei es durch stillschweigende

Auswahleditionen aus Auswahlbüchern werden seit dem Todesjahr Rahel Levin Varnhagens bis heute immer wieder aufgelegt, wobei die Quellenangaben oft gänzlich verloren gehen und manche Bändchen den Charakter eines Hausschatzes der Spruchweisheit bekommen.<sup>41</sup> Kurz gesagt, deutet die Zahl neuer Veröffentlichungen zu Rahel Levin Varnhagen und ihrem Umfeld nicht unbedingt auf neu hinzukommendes oder neu betrachtetes Quellenmaterial.

### „Jünger und Verkündiger“: Umstrittene Herausgeber

Die Debatte um die beste Art der Veröffentlichung von „Rahel-Briefen“ setzte unmittelbar nach dem Tod der Verfasserin ein.<sup>42</sup> Die allererste Briefedition, *Rahel. Ein Buch des Andenkens*, wurde schon 1833 vom Ehemann veröffentlicht, wenige Monate nach ihrem Tod, in einer limitierten Auflage für Freunde und Bekannte.<sup>43</sup> Eine der bedeutendsten Feststellungen an den seit Ende der 1980er-Jahre wieder zugänglichen Quellen war die Notwendigkeit, die Autorinrolle Rahel Levin Varnhagens neu zu bedenken, desgleichen die Bedeutung ihres Mannes als Herausgeber. Unter den Papieren in Kraków fanden sich unter anderem von der Verfasserin selbst angefertigte Listen, die die Struktur des

---

Korrektur der Orthografie oder „Ausbesserung“ von Metaphern. Feilchenfeldt / Steiner 1983, bes. S. 93–97.

<sup>41</sup> Seit einigen Jahren finden sich solche Sammlungen auch im Internet. Als Beispiel einer großen Sammlung von „Rahel-Zitaten“, allerdings ohne Zusammenhang und Quellennachweis: Rahel Varnhagen von Ense: Gedanken, Beobachtungen und Erinnerungen aus ihren Tagebüchern und Briefen, unter: <http://www.celtoslavica.de/goetheanica/varnhagen.html> (25. 1. 2010).

<sup>42</sup> Als Karl August Varnhagen nach dem Tod seiner Frau ihre Briefe von allen Briefpartnern zurück erbat und diesbezüglich an Brinckmann schrieb, geriet er bei diesem an einen gleichrangigen Sammler, der ihm in punkto Leidenschaft und Akkuratessie nichts nachstand, allerdings ein beinahe konträres Verhältnis zum Veröffentlichen von Briefen hatte. Brinckmanns Überzeugung, seine Freundin hätte nichts veröffentlichen wollen, zog eine interessante briefliche Debatte und mehrfaches Hin- und Hersenden der Briefe nach sich. Varnhagens Ansatz setzte sich durch. Bezeichnend für die unterschiedliche Herangehensweise ist die Selbstinszenierung der Männer als Rahel Levin Varnhagens „Jünger“ (Brinckmann) und „Apostel“ (Karl August Varnhagen). Vgl. dazu Isselstein 1997, S. 201–212, sowie die Rekonstruktion der Debatte in: dies.: „Rein erhabenes Monument“ oder „vollständige Ausgabe“. Zur Mediendiskussion zwischen Karl Gustav von Brinckmann und Karl August Varnhagen um „Rahel“, in: Makkaroni und Geistesspeise, hrsg. von Nikolaus Gatter unter Mitarbeit von Christian Liedtke und Elke Wenzel (Almanach der Varnhagen-Gesellschaft 2), Berlin 2002, S. 187–207.

<sup>43</sup> Eine zweite Auflage erschien in drei Bänden 1834 und ist in der „Rahel-Bibliothek“ als GW I–III zugänglich. Zur Geschichte der Publikationen durch Karl August Varnhagen s. die Dissertation von Barbara Hahn: „Antworten Sie mir!“ Rahel Levin Varnhagens Briefwechsel, Basel 1990, bes. S. 27 ff.

Buches und damit ihr Interesse an einer solchen Veröffentlichung andeuten.<sup>44</sup> Hatte man Karl August Varnhagen bis weit in das 20. Jahrhundert, am prominentesten Hannah Arendt in ihrer Rahel-Biografie, wegen der Darstellungsform im *Buch des Andenkens* gescholten und abgewertet, so bewies eine in Kraków erhaltene und wieder entdeckte Druckvorlage<sup>45</sup> für eine geplante Neuauflage, dass er seine Eingriffe weitgehend rückgängig machen wollte, um den „Originalton“ der Korrespondenz wieder herzustellen.<sup>46</sup> Neben dem Schutz der Persönlichkeitsrechte noch Lebender war sein wesentliches Motiv für die Änderungen, dass er für die Authentizität, die ihm vorschwebte, weder in seiner noch der kommenden Zeit Chancen sah: „Ohnehin wird in der nächsten Zeit nicht leicht etwas ganz so, wie es hier eingetragen steht sich zur Veröffentlichung eignen, sondern man wird auswählen, und in dem Gewählten manches auslassen müssen“.<sup>47</sup> Diese dritte, den Originalen nahe, erst im Jahr 2011

---

**44** Man hätte nicht auf die Wiederentdeckung warten müssen. Rahel Levin Varnhagens Testament von 1831, erhalten im Brandenburgischen Landeshauptarchiv, enthält die Verfügung, dass wenn ihr Mann selbst nicht mehr dazu käme, „meine Briefe und Denkbücher [...] zehn Jahre nach unser beider Ableben in öffentlichem Druck erscheinen sollen.“ „Testament der Geh. Legationsrätin Varnhagen von Ense“, Brandenburger Landeshauptarchiv (BLHA), Pr. Br. Rep. 4 A, Testamente 19056, zit. nach: Nikolaus Gatter: „Gift, geradezu Gift für das unwissende Publikum“. Der diaristische Nachlaß von Karl August Varnhagen von Ense und die Polemik gegen Ludmilla Assings Editionen (1860–1880), Bielefeld 1996, S. 299 f.

**45** Druckvorlage zur dritten Ausgabe von „Rahel. Ein Buch des Andenkens“ [im Folgenden: DV BdA], SV 207. Zur Ausführung kam es weder durch ihn noch durch seine Nichte Ludmilla Assing, sondern erst durch Barbara Hahn 2011. Rahel Levin Varnhagen: Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Hrsg. von Barbara Hahn. Mit einem Essay von Brigitte Kronauer, 6 Bde., Göttingen 2011. [im Folgenden: BdA 2011].

**46** Zwischen die einzelnen Seiten der Ausgabe von 1834 sortierte und heftete er diejenigen Briefe, die er bei einer Neuauflage dazwischen gedruckt sehen wollte. Daneben füllte er an anderen Stellen Auslassungen mit dem Originaltext und vermerkte die echten Namen zu den von ihm ursprünglich verwandten Codes. Die exakte Umsetzung seines Plans und seiner Auswahl verfügte er in seinen Anweisungen zum Druck in derselben Kiste. Zur Bedeutung der verschiedenen Auswahlverfahren und den daraus resultierenden Lesarten siehe besonders: Barbara Hahn: Rahel. Ein Buch des Denkens für die Nachwelt, in: BdA 2011, Bd. 6, S. 11–39.

**47** Karl August Varnhagen, 20. 2. 1843, in: DV BdA, SV 207. Auch in: BdA 2011, Bd. 6, S. 83. (Die gedruckte Ausgabe des vollständigen Buchs des Andenkens erschien nach Abgabe der Dissertation, für die das Original der Druckvorlage eingesehen wurde. Bei Zitatenachweisen aus dieser Version werden daher sowohl die Quellenangabe wie der Seitennachweis im BdA 2011 angegeben.) Der Druckvorlage ist eine Liste der Personen beigegeben, „auf deren Leben Rücksicht zu nehmen [ist], bei allem, was von Rahels Briefen und Tageblättern gedruckt wird“. Ebd.



**Abb. 3:** Karl August Varnhagen (1785–1858), Portrait von Wilhelm Hensel 1822.



realisierte Ausgabe hätte die Diskussionen um den „Salon“ Levin Varnhagen im 19. und 20. Jahrhundert sicherlich anders verlaufen lassen.<sup>48</sup>

Engel des Himmels! Gibt es denn eine Sprache auf Erden,  
in welcher man Ihnen schreiben kann?

Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, 1803<sup>49</sup>

Ein anderes Beispiel für die schwierige Rekonstruktion von „Originaltönen“ sind Friedrich von Gentz' Tagebücher, die Varnhagen erwarb und seit 1861 edierte: In dem abgeschriebenen Bericht<sup>50</sup> über eine Frau niederen Standes, mit der Gentz sich verbunden hatte, strich Varnhagen einen Satz: „Indessen hatte sie zum Glück mehr gute als böse Eigenschaften, und da sie die Mutter eines Sohnes geworden ist, ~~der meinen Namen führt und gewiß nicht mit Unrecht führt~~, so habe ich sie bis auf den heutigen Tag mit unausgesetztem Wohlwollen behandelt“.<sup>51</sup> In der Druckvorlage und im Druck fehlt der Satz schließlich.<sup>52</sup> Einer der bekanntesten und meist zitierten Briefe zwischen Friedrich von Gentz und Rahel Levin Varnhagen, der auf einer abstrakten Ebene den Tausch von Geschlechterrollen thematisiert [vgl. III.4], wurde zwar in fast allen Ausgaben, aber nie vollständig gedruckt, sondern in der Kürzung von Karl August Varnhagen übernommen und gilt so als interessante Quelle für die Biografie- und Geschlechterforschung. Ausgelassen hatte Varnhagen unter

---

**48** Wie sich das Erscheinen auf die Salonforschung des 21. Jahrhunderts auswirkt, bleibt abzuwarten. Im Vergleich zu den üblichen Editionspraktiken seiner Zeit lag Varnhagens Publikationsideal dicht am Original. Für die Fragestellungen dieses Buches allerdings sind dennoch gerade einige der von ihm gestrichenen Halbsätze relevant, die auffallend häufig persönliche Anspielungen oder solche auf Begegnungen mit Juden enthalten. So ist nicht ganz klar, warum Varnhagen dieses Wortfeld häufig wegließ, so dass etwa in der Druckfassung von 1834 von dem „gränzenlosen Ennui des Einen“ die Rede ist, wo im Brief vom „gränzenlosen Ennui des Juden“ die Rede war. Rahel Levin Varnhagen an Regina Froberg, 15. 2. 1806, in: GW I, S. 285 (hier an „Frau von F.“), bzw. ungedruckt, in: DV BdA, SV 207, und BdA 2011, Bd. 1, S. 416.

**49** Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, o. D. 1803, in: Friedhelm Kemp (Hrsg.): Rahel Varnhagen Briefwechsel, 4 Bde., München 1979, Bd. III, S. 223.

**50** Varnhagen schrieb zunächst das Tagebuch wortgetreu ab, um an seiner eigenen Abschrift Änderungen vorzunehmen. Mit diesen erkennbaren Änderungen oder manchmal in einer zweiten Abschrift, in der die Änderungen eingebaut und nicht mehr kenntlich sind, ging der Text in den Druck.

**51** Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag 1803, ungedruckt, SV 68.

**52** Auch in den Briefen Gentz' an Levin Varnhagen hatte der Herausgeber manchen Hinweis auf dessen uneheliche Kinder für den Druck gestrichen, ebenso wie auf dessen Geliebte Fanny Elssner – damit entfernte Varnhagen allerdings zugleich eine Ebene der Verständigung, denn seine Frau hatte sich Gentz erneut angenähert, indem sie sich um dessen nicht standesgemäße Verbindung kümmerte.

anderem einen Hinweis auf Gentz' Beziehung zu Pauline Wiesel, und damit den Briefwechsel um den Originaltonfall und eine wesentliche Beziehung gekürzt: „Von Pauline weiß ich rasend viel; ich lebte *vier* tage in Brüssel mit ihr, tête-à-tête. – Was wir *da* *gefressen* haben, mitten unter Confidencen und Thränen – das fasst die Welt nicht. Ganze Stundenlang wurde das Diner bestellt, und nu noch alle Confituren hinterher. Es war ein Hauptspaß“.<sup>53</sup>

Es bleibt für eine neue Kommunikationsgeschichte der Zeit um 1800 zu hoffen, dass künftige Editoren den „Hauptspaß“ wieder finden und edieren können.

### Jenseits von Goethe. Briefwechsel der Schwestern Meyer

Für soviel Gutes, was mir durch Ihnen ward mein verehrter Freund,  
wie vermag ich einen Danck auszusprechen [...].

Marianne Meyer Eybenberg an Goethe, 1803

Die saubern Herrn Brüder machen uns Galle.

Marianne Meyer Eybenberg an ihre Schwester, 1803,

ungedruckt<sup>54</sup>

Die Editionsgeschichte der Briefe Rahel Levin Varnhagens ist dennoch eine positive Ausnahme. Die Briefe der meisten Salonfrauen der Berliner Salongesellschaft wurden, der Tradition entsprechend, wenn überhaupt, in der Korrespondenz ‚großer Männer‘ überliefert bzw. dort heraus ediert, wie zum Beispiel bereits Mitte des 19. Jahrhunderts einige Ausschnitte aus der Korrespondenz Goethes mit den Schwestern Meyer gedruckt wurden, die bis heute um nur Weniges ergänzt wurden. Hier ist neben der Bearbeitung auch die Quantität des Gedruckten aussagekräftig: Nach traditioneller Lesart sind 25 Briefe Goe-

---

<sup>53</sup> Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, ohne Tag, ohne Monat, 1803. Der Brief wurde erstmals 1836 von Varnhagen veröffentlicht und von der Rahel- bis zur Geschlechterforschung fortlaufend zitiert, die genannten Auslassung aber erstmals 1998 gedruckt. Vgl. Karl August Varnhagen (Hrsg.): *Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel*, 2 Bde., Leipzig 1836, Bd. 2, S. 204 und Barbara Hahn / Birgit Bosold / Ursula Isselstein: *Pauline Wiesels Liebesgeschichten. Briefwechsel mit Karl Gustav von Brinckmann, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Friedrich Gentz und anderen*, München 1998, S. 173.

<sup>54</sup> Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 10. 10. 1803, in: August Sauer (Hrsg.): *Goethe und Österreich. Briefe mit Erläuterungen*, 2. Theil (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 18) Weimar 1904 [im Folgenden Sauer 1904], S. 157 und an Sara Meyer Grothus, 26. 10. 1803, ungedruckt, SV 57.



thes an Sara Meyer Grotthus überliefert, die alle auch in gedruckter Version vorliegen.<sup>55</sup> Von ihren 41 überlieferten Briefen an Goethe hingegen wurden bisher neun gedruckt.<sup>56</sup> Obwohl diese Korrespondenz bis heute Grundlage ihrer relativen Bekanntheit ist, umspannt ihr Schreiben weit mehr, ebenso interessante Kontakte: Der Kasten in der Sammlung Varnhagen, der Sara Meyer Grotthus' Teilnachlass umfasst, enthält mindestens weitere 90 Briefe,<sup>57</sup> darunter so vielversprechend unterschiedliche wie „c. 30 Briefe an Rahel 1812–25, nebst 10 Briefen Rahels an sie 1812–24; [...] Briefe an sie von verschiedenen [...] ihrem Bruder H. Meyer 1786, hebräisch und deutsch, [...] allerlei sonstige Nachlasspapiere [...]“.<sup>58</sup> Die noch nicht erschlossene schriftstellerische (Teil-)Hinterlassenschaft von Sara Meyer Grotthus in der Sammlung Varnhagen, für diese Arbeit eingesehen, umfasst so unterschiedliche Gattungen wie Lustspiel, Polemik, und Kantate.<sup>59</sup> Dazu kommen noch einige Billets aus dem Nachlass Brinckmanns.<sup>60</sup>

Von ihrer Schwester Marianne Meyer Eybenberg galten 1990 20 von 25 Briefen an Goethe als abgedruckt, einige nur auszugsweise in wenigen Sätzen. Dieser Befund ist nach neuer Zählung zu verdoppeln, unter den eingegangenen Briefen an Goethe finden sich ca. 60 von „Marianne Meyer“ bzw. eben auch unter „Eybenberg, Karoline Esperance Marianne von“.<sup>61</sup> Bisher gar nicht

---

**55** Vgl. für detaillierten Drucknachweis Ludwig Geigers Anmerkungen des Herausgebers, in: ders.: Einundzwanzig Briefe von Marianne von Eybenberg, acht von Sara von Grotthus, zwanzig von Varnhagen von Ense an Goethe, zwei Briefe Goethes an Frau von Eybenberg, in: Geiger, Ludwig: Einundzwanzig Briefe von Marianne von Eybenberg, acht von Sara von Grotthus, zwanzig von Varnhagen von Ense an Goethe, zwei Briefe Goethes an Frau von Eybenberg, in: Goethejahrbuch (GJB) XIV (1893), S. 27–142, S. 103–142, hier S. 104.

**56** Diese Angaben nach eigener Zählung und: Barbara Hahn: Unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorschaft der Frauen, Frankfurt/M. 1990, S. 62, Fn. 33.

**57** Eigene Zählung nach den Angaben bei Stern 1911, S. 295.

**58** Stern 1911, S. 295.

**59** Die Titel des noch Einsehbaren sollen hier einmal genannt sein: „Est modus in rebus. Chaque chose a son Mode“ (1807); „La bonne aventure“ (o. D.); „Die deutsche Erzieherin. Lustspiel in einem Aufzuge (o. D.)“, „Ansichten einer deutschen Frau“ (1814), „Cantate welche am 22sten Sonntage nach Trinitatis bei der statthabenden feierlichen Einführung des Predigers Herrn Friedrich Ballhorn in der Kirche zu Oranienburg musikalisch aufgeführt wird“ (1824). Stern 1911, S. 295. Darüber hinaus erwähnt die Autorin selbst in einem Brief an Goethe noch eine Erzählung „Die 12 Worte“, einen Roman „Julie von Fiorabella“ und ein Lustspiel „Die Wahl“. [Vgl. III.5.5]

**60** Brinkmanska Arkivet (BA) überliefert unter Grotthus 12 Billets von Sara und ihren Schwägerinnen sowie ein französisches Huldigungsgedicht Brinckmanns an Sara Grotthus noch als „Madame W“. Diese Manuskripte wurden auch von Barbara Hahn eingesehen und werden vermutlich im Rahmen der kritischen Edition Rahel Levin Varnhagen ediert.

**61** Hahn 1990, S. 62, Fn. 33. Die Zahlen sind uneindeutig und bis heute nicht ganz geklärt. Ludwig Geiger veröffentlichte 1893 21, elf Jahre später veröffentlichte Sauer vollständige-

gedruckt wurden die Billets Meyer Eybenbergs aus dem Nachlass Brinckmanns.<sup>62</sup> Ebenso wenig veröffentlicht ist der in Kraków unter ihrem Namen überlieferte Briefwechsel mit ihrer Schwester, der, neben vielen Details über Gesellschaft in Prag, Berlin oder Wien, viel von juristischen Auseinandersetzungen innerhalb der Familie, einem Kampf der Brüder gegen Schwestern um das gemeinsame Erbe des Großvaters Veitel Heine Ephraim, erzählt.<sup>63</sup> Diese besondere Familiengeschichte, die auch unter einem geschlechtergeschichtlichen Aspekt interessant sein könnte, müsste anhand der noch vorhandenen Gerichtsakten rekonstruiert werden.<sup>64</sup> Ein weiterer hochinteressanter Bestand wartet im Familienarchiv des Ehemannes der Meyer Eybenberg noch auf weitergehende Erschließung.<sup>65</sup> Er bietet sonst nicht vorhandene Informationen über ihren Kampf um Anerkennung sowie über die Büchersammlung dieser Salonière.<sup>66</sup> Es ist außerdem anzumerken, dass Briefe der beiden Schwestern wie die anderer Frauen, anders als die Rahel Levin Varnhagens, schon vom Sammler Varnhagen nicht alle unter ihrem eigenen Namen gebündelt wurden,

---

und Teildrucke von 28 Briefen, wobei beide Herausgeber noch dazwischenliegende Briefe kommentierten, deren gänzlicher Abdruck ihnen nicht notwendig schien. Einige wenige Briefe sind doppelt abgedruckt, bei anderen haben sich die Herausgeber verschiedene „Bonmots“ zum Drucken ausgewählt. Silke Schlichtmann zählt 57 Briefe Marianne Meyer Eybenbergs an Goethe. Silke Schlichtmann: *Geschlechterdifferenz in der Literaturrezeption um 1800? Zu zeitgenössischen Goethe-Lektüren*, Tübingen 2001, S. 287. Eine eigene Auszählung im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar [im Folgenden GSA] und der Abgleich mit gedruckten Texten ergeben mindestens 59 erhaltene Schriftstücke von Meyer Eybenberg an Goethe. Geiger zählt 24 gedruckte Briefe von Goethe an sie, zu denen nach seiner Analyse noch mindestens 17 weitere kamen, die sich nicht erhalten haben. Geiger 1893, S. 104.

**62** Hier sind nach eigener Zählung 2004 17 Billets bzw. kürzere Briefe von ihr enthalten, meist undatiert.

**63** Erhalten sind über 30 Briefe und Briefteile. SV 57, vor allem aus den Jahren 1803–1811.

**64** Vgl. vor allem „Acta die Wittwin Aaron Meyersche Nachlaßregulierungssache“, im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, GStA I Ha Rep 21 No 207 b2 fasz. 340. Die Schwestern stritten gegen vier Brüder um ihren jeweiligen Anteil am Erbe der Mutter Rösli Meyer, Tochter Ephraims. Sara Meyer Grotthus wandte sich deshalb sogar an den König.

**65** Im Thüringischen Haupt- und Staatsarchiv (ThStA) in Greiz liegen die Akten und Papiere der Familie Reuß, die die Eheschließung ihres Nachkommens mit Marianne Meyer Eybenberg anfocht. Als erster Überblick dazu: Jens Beger: *Die heimliche Ehe des Prinzen Heinrich XIV. Reuß ä. L. mit Marianne Meyer / von Eybenberg*, in: Katrin Beger (Hrsg.): „Ältestes bewahrt mit Treue, freundlich aufgefaßtes Neue“. Festschrift für Volker Wahl zum 65. Geburtstag, Rudolstadt 2008, S. 267–278.

**66** Die Nachlasspapiere des Fürsten Reuß im Thüringischen Staatsarchiv enthalten unter anderem einen „Catalogus der Bücher zu der Verlassenschaft [...]“, sowie den Hinweis, dass die meisten der Bücher Marianne Meyer Eybenberg gehört hätten, was diesen Katalog zum besten Eindruck ihrer Büchersammlung werden lässt. Vgl. ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz I nr. 88a, S. 31–50 sowie ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz I nr. 89, S. 74.

sondern sich Schriftstücke von ihnen durchaus in den Kästen anderer, bekannterer Namen befinden.<sup>67</sup>

## Zur Biografie und Sammlung Gustav von Brinckmanns

„Ein *Schwedischer Diplomat*, der in Paris *deutsche Verse macht und drucken* lässt, ist doch eigentlich eine so seltene Erscheinung, dass dieses manches entschuldigt.“  
Brinckmann über Brinckmann<sup>68</sup>

Der schwedische Diplomat und Dichter Carl Gustav von Brinckmann ist heute außerhalb der Forschung zu Rahel Levin Varnhagen oder Friedrich Schleiermacher kaum bekannt.<sup>69</sup> Die Bedeutung seines Nachlasses, Brinckmanska Arkivet, ist hingegen für die Salon-Forschung unstrittig und speist sich aus drei bedeutenden Eigenschaften des Nachlassenden: seinem Kontaktreichtum, seiner Schreibfreude und seiner Sammelleidenschaft.

Brinckmanns diplomatische Karriere führte ihn nach Paris, Memel, London und dazwischen in drei längeren Aufenthalten nach Berlin. Er war zu Lebzeiten nicht nur mit allen Frauen, die in Berlin um 1800 offenes Haus führten, und mit einem Großteil ihrer Gäste bekannt bzw. befreundet, er pflegte auch diese

---

<sup>67</sup> Beispielsweise sind fünf Briefe der Schriftstellerin Madame Genlis an von Grothuss ersterer zugeordnet, SV 65; ein Brief Fanny von Arnsteins liegt unter A., SV 11.

<sup>68</sup> Gustav von Brinckmann an Johann Wolfgang von Goethe, 29.11. 1799, in: Ludwig Geiger: Briefwechsel zwischen Brinckmann und Goethe. Nebst einem Briefe Brinckmanns an Karoline von Wolzogen, in: GJB XVII (1896), S. 30–45, hier S. 30.

<sup>69</sup> Als Einstieg relativ verlässlich ist der Eintrag von Ernst Ferdinand Koßmann: „Brinckmann Karl Gustav von“ in: Allgemeine Deutsche Biografie (ADB), Bd. 47, Leipzig 1903 S. 236 ff. Brinckmanns Freund und Erbe des Nachlasses, Graf Trolle-Wachtmeister, veröffentlichte einen kaum mehr zugänglichen biographischen Aufsatz. Hans Gabriel Wachtmeister: Bidrag till Carl Gustav von Brinckmans Biografi och Karakteristik, Lund 1871. Die ersten Herausgeber seiner Briefe haben ihn meist biografisch kommentiert, z. B. Wittichen 1910. Längere Informationen gibt es in der Schleiermacherbiografie: Wilhelm Dilthey: Leben Schleiermachers, Bd. 1. Auf Grund der Texte der 1. Auflage von 1870 und der Zusätze aus dem Nachlass hrsg. von Martin Redeker, 1. Halbband (1768–1802) (Wilhelm Dilthey Gesammelte Schriften, XIII, Erster Halbband), Leipzig 1970 sowie ders.: Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, in: ADB, Bd. 31, Leipzig 1890, S. 422–457. Auch in schwedischen Darstellungen werden seine Qualitäten als Briefschreiber und -kenner in den Vordergrund gestellt. Brinckmann „developed letter writing and the cult of friendship into something of a lifestyle“. Lars E. Warne (Hrsg.): A History of Swedish Literature (A History of Scandinavian Literatures, 3), Nebraska 1996, S. 192. Dass der Betreuer und wohl beste Kenner der Sammlung, Thaly Nilsson, vor Vollendung der Brinckmannschen Biografie starb, ist in jeder Hinsicht ein großer Verlust.

Freundschaften über Jahre, Jahrzehnte und mehrere Ländergrenzen hinweg. Schließlich bewahrte er Dokumente dieser Beziehungen, Briefe, Billets oder Gedichte, akribisch auf, datierte und sortierte sie, ließ sie mit sich in der Postkutsche zu seinen Legationen reisen und nahm sie letztlich mit in seine schwedische Heimat. Er erfüllte bereits um 1800 diejenigen Funktionen, die man heute mit dem Begriff „Networker“ bezeichnet.<sup>70</sup> In einer Formulierung Diltheys hatte er „sich auf eine Art von gesellschaftlichem Zwischenhandel gelegt“.<sup>71</sup>

Als der Diplomat endgültig nach Schweden ging, verschwand er, mitsamt seiner Sammlung, damit weitgehend aus dem Blickfeld der deutschen Forschung.<sup>72</sup> Von seinem umfänglichen epistularischen Werk ist bisher ein Bruchteil gedruckt, vor allem die Korrespondenz mit ‚großen Namen‘, wie Wilhelm von Humboldt und Friedrich von Gentz. [s. IV]<sup>73</sup>

Der in Privatbesitz befindliche Korpus stand nur vorübergehend der Bibliothek Carolina Rediviva in Uppsala zur Erfassung zur Verfügung und liegt jetzt

---

**70** Aus Paris beispielsweise berichtete er seinen Berliner Freundinnen detailliert von seinem und Humboldts dortigem Leben, bat seinerseits um ausführliche Berichte, um sie vor Ort vorzulesen und so die Berliner in den Pariser Kreis mit einzubeziehen. Vgl. V.

**71** Dilthey 1970, S. 233.

**72** Zwar wiesen bereits im 19. Jahrhundert Wissenschaftler, die an seinem Nachlass arbeiteten, darauf hin, dass hier ein interessantes und für die Diplomatie- und Gesellschaftsgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts paradigmatisches Leben zu entdecken sei. Im 20. Jahrhundert gerieten die Sammlung wie ihr Ersteller aber fast in Vergessenheit.

**73** Erst die Wiederentdeckung der Sammlung Varnhagen und die dadurch initiierten Editionsarbeiten ließen das Interesse an der zweiten großen Sammlung zur Berliner Geselligkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder wach werden. Eine erste längere biografische Information findet sich bei Isselstein 1997. Barbara Hahn und Ursula Isselstein haben die Rolle Brinckmanns für das Leben und die Überlieferung Rahel Levin Varnhagens untersucht und ihn als Karl August Varnhagen gleichrangigen Sammler und Überlieferer, wenn auch mit unterschiedlichen Prinzipien, gezeichnet. Hahn 1997; Isselstein 2002. Gedruckt ist Brinckmanns Briefwechsel mit der Schauspielerin Pauline Wiesel. Hahn / Bosold / Isselstein 1998. Der kurze Briefwechsel mit Friederike Limann wurde erstmals ediert und analysiert in der Dissertation von Birgit Bosold (Hrsg.): Friederike Liman: Briefwechsel mit Rahel Levin Varnhagen und Karl Gustav von Brinckmann sowie Aufzeichnungen von Rahel Levin Varnhagen und Karl August Varnhagen. Eine historisch-kritische Edition mit Nachwort, Hamburg 1996, unter: <http://www.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/1996/395/> (4. 11. 2009). Zuletzt hat der Mendelssohn-Forscher Hans-Günter Klein Briefe Lea Mendelssohn Bartholdys aus dem Archiv publiziert. Hans-Günter Klein: „... als unsrer geistreichsten Landsleute einen“. Lea Mendelssohn Bartholdys Briefe an Carl Gustaf von Brinkman aus den Jahren 1811–1822, in: Jahrbuch des Staatlichen Instituts für Musikforschung Preußischer Kulturbesitz 2005, Berlin 2007, S. 243–266.

auf einem Schloss in Schonen.<sup>74</sup> Schon ein Blick in das Namensverzeichnis zeigt Brinckmanns Rolle als Schreiber – und Empfänger! – von Briefen: Über 18.000 Briefe an und von Brinckmann sind überliefert. Er hatte mindestens 2.000 Brieffpartner und Brieffpartnerinnen, nicht wenige über mehrere Jahrzehnte. Adlige und Geistliche sind darunter ebenso wie Buchhändler, Militärs, einfache Kaufleute, international tätige Politiker und Gelehrte. Unter den aufgeführten Frauen finden sich zahlreiche Salonfrauen aus Berlin oder Wien. Brinckmann bewahrte aus diesem Kreis unter anderem Billets und Briefe von Sara und Salomon Levy, Henriette Herz,<sup>75</sup> Sara Meyer Grotthus und Marianne Meyer Eybenberg, Lea Mendelssohn Bartholdy, Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel, Fanny von Arnstein, Henriette Arnstein Pereira, und – die meisten – von Rahel Levin Varnhagen.

Fast völlig vergessen ist seine Tätigkeit als Autor von Gedichten und philosophischen Essays.<sup>76</sup> Sein Nachlass enthält darüber hinaus eine sehr große Anzahl handschriftlicher Verse in mehreren Sprachen sowie eigenartige „hybride“ Bücher.<sup>77</sup> Er machte im späteren Leben einen strikten Unterschied zwischen Schreiben und Veröffentlichen und legte Wert darauf, dass er selbst nur schreibe „zur Unterhaltung meiner Freunde und meiner selbst“.<sup>78</sup>

Eine Ausnahmeerscheinung im Werk Brinckmanns stellt sein Buch *Rahel* dar. Als eine Art Portrait aus seiner Erinnerung verfasste er es nach ihrem Tod, sandte es an Karl August Varnhagen und ließ es bei seinen Berliner Bekannten

---

**74** Gedruckte Verzeichnisse gibt es dementsprechend nicht. Eine aussagekräftige Quelle für den Umfang und die Vielfältigkeit seines Korrespondentennetzes ist aber das von dem Sammlungswahrer in Uppsala, Thaly Nilsson, erstellte Verzeichnis aller Personen, die mit Brinckmann in Briefverkehr standen. Die Sammlung liegt jetzt wieder auf dem Schloss der Grafen von Trolle-Ljungby. Thaly Nilsson: Brinkmanska Arkivet. Liste der Brieffpartner, elektronisches Dokument, Handskriftsavgelningen, Uppsala Universitetsbibliotek 2004, o. S.

**75** Von Markus Herz sind zwei Briefe verzeichnet, die aus der Zeit von Brinckmanns Krankheit in Hamburg datieren und eher zur Gattung „medizinisches Gutachten“ zu zählen sind. Brinkmanska Arkivet, Schweden, Konvolut H [im Folgenden BA H].

**76** Nach einem ersten unter dem Pseudonym „Selmar“ veröffentlichten Gedichtband 1789 erschienen 1799 in Paris Elegien, 1804 wurden in Berlin bei Sander ein weiterer Band Gedichte veröffentlicht, 1806 folgten die „Philosophischen Ansichten“, beides jetzt unter seinem Klarnamen. Die während des Aufenthalts in Frankreich vorbereiteten „Briefe aus Paris“ wurden nie realisiert. In späteren Jahren lehnt er, nach Isselsteins Einschätzung, „strikt, ja geradezu ängstlich“ jede weitere Veröffentlichung ab. Isselstein 2002, S. 195.

**77** Diesen Ausdruck übernehme ich von Ursula Isselstein. Dies. 2002, S. 195. Es handelt sich dabei um gebundene Hefte mit eigenen Texten, deren Buchstaben in Brinckmanns ohnehin sehr klarer Handschrift wie gedruckt aussehen.

**78** Gustav von Brinckmann an Karl August Varnhagen, Januar 1839, SV 38, zit. nach: Isselstein 2002, S. 195. Seine Kenntnis der Metrik und Form war dennoch weit anerkannt, u. a. von Humboldt und Goethe nachgefragt.

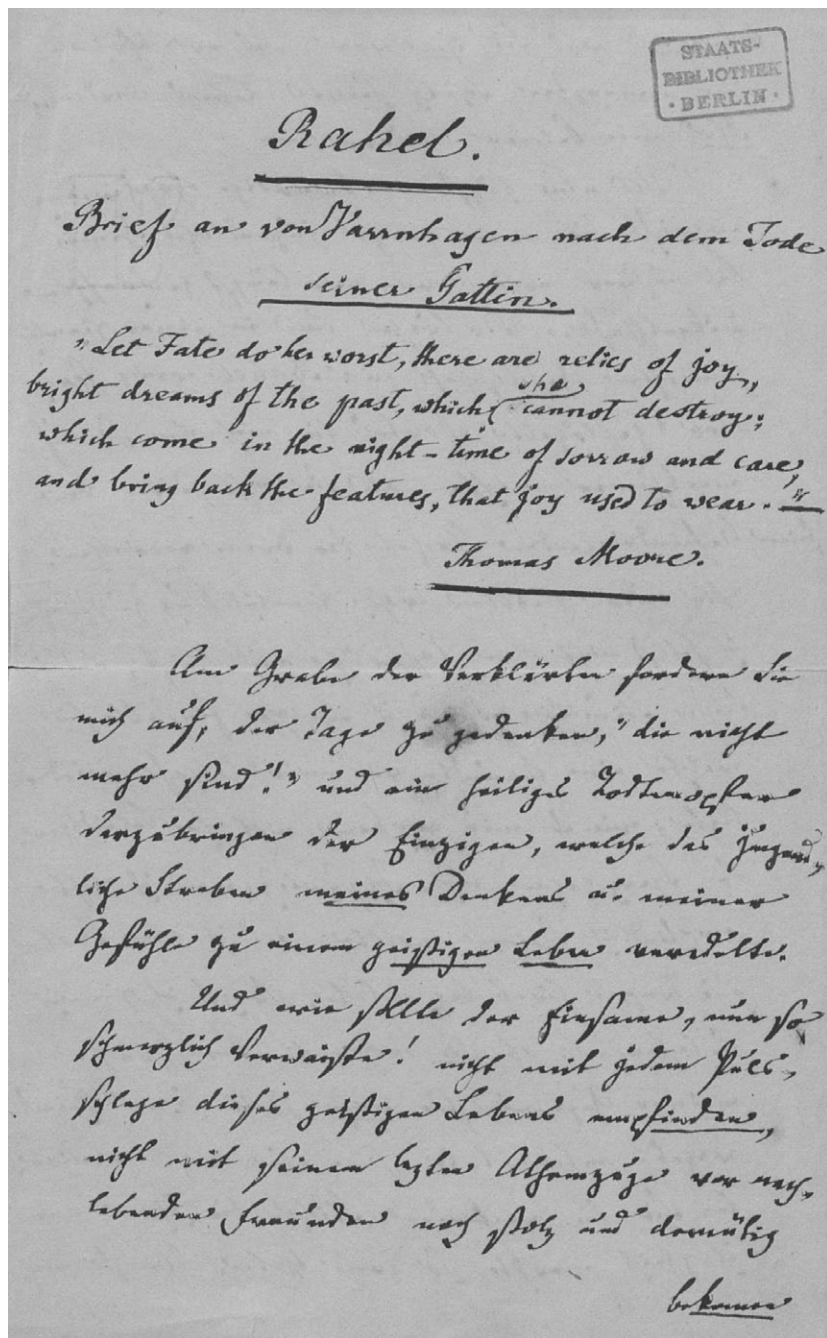


Abb. 4: „Rahel“. Handschriftliches Erinnerungsbuch Gustav von Brinckmanns.



kursieren.<sup>79</sup> Die moderne Rahel-Forschung vergleicht es mit dem *Buch des Andenkens*, zitiert wird es aber selten.

Das, was die meisten Verfasser von Arbeiten zum Berlin des 18. Jahrhunderts dazu veranlasst, Brinckmann mit wenigen Zeilen zu streifen, macht ihn eben für diese Arbeit interessant, er war ein „typischer ‚Salonheld‘“, „ein brillanter Plauderer im diplomatischen Stil seiner Zeit“, „schnell assimilierend, reinlich reproducierend“, ein Mann seiner Epoche.<sup>80</sup>

## 2.2 Mythos und Mehrwert der Dachstube – Tendenzen der Salonforschung seit 1993

Die Rezeptions- und Forschungsgeschichte zum Berliner Salon ist in den letzten Jahren von drei wesentlichen Tendenzen geprägt: Erstens findet eine eher positivistische Fortschreibung der „legendären Berliner Salons“ statt, sowohl in wissenschaftlicher Hinsicht als Einordnung des Phänomens in eine Geschichte „kommunikationsgenerierender Kulturräume“,<sup>81</sup> als auch auf populärwissenschaftlicher Ebene als Bedürfnis nach Wiederbelebung der ‚berühmten Salonkultur‘. Zweitens, dazu im wirklichen Gegensatz stehend, gibt es zunehmend Arbeiten, die die mit der Hinterfragung des „Mythos“, zumindest aber des ‚Gruppenbildes‘ Salon zur Betrachtung einzelner als Saloniären bekannter Frauen als Autorinnen eigenen Rechts anregen wollen. So dass man zumindest für Berlin formulieren könnte, dass „Rahels Dachstube“ gleichzeitig de- und rekonstruiert wird. Drittens kommt es zur Rückbindung des Themas in andere Forschungszusammenhänge, zum Beispiel die Geselligkeitsforschung, wodurch der Salon als ein geselliges Experiment unter vielen um 1800 verstehbar werden könnte. Alle drei Tendenzen werden von Arbeiten aus verschiedenen Disziplinen vorangetrieben. Nicht selten mischen sich kritische und restaurative Ansätze in ein und demselben Text.

---

<sup>79</sup> Gustav von Brinckmann: Rahel. Brief an Varnhagen von Ense, nach dem Tod seiner Gattin, in: Karl August Varnhagen von Ense: Ausgewählte Schriften, hrsg. von Ludmilla Assing, Bd. 19., Leipzig 1876, S. 217–252.

<sup>80</sup> Herbert Scuria: Begegnungen mit Rahel. Der Salon der Rahel Levin, Berlin 1962, S. 91 u. 92; Koßmann 1903, S. 237.

<sup>81</sup> Diesen Begriff nach dem Forschungsprojekt von Rita Unfer Lukoschik (Hrsg.): Der Salon als kommunikations- und transfergenerierender Kulturraum / Il salotto come spazio culturale generatore di processi comunicativi e di interscambio (Interkulturelle Begegnungen. Studien zum Literatur- und Kulturtransfer 3), München 2008. Der Berliner Salon um 1800 wurde auf den zugrundeliegenden Tagungen nicht behandelt.

Peter Seibert sah 1993 zehn verschiedene Forschungsrichtungen, aus denen heraus sich mit Salon beschäftigt wurde.<sup>82</sup> Dem ist aus heutiger Sicht vor allem hinzuzufügen, dass die meisten Arbeiten mehr als einer Disziplin zuzuordnen sind. Die Literaturwissenschaftlerin Barbara Hahn beispielsweise schreibt mit ihren grundlegenden Arbeiten immer zugleich auch an der Geschichte der jüdisch-nichtjüdischen Beziehungen mit. Im Folgenden werden die Entwicklungen innerhalb der einzelnen Disziplinen kommentiert, um dann anhand ausgewählter „Salonfrauen“ die aktuellen Tendenzen der interdisziplinären Forschungs-Debatte aufzuzeigen.

Als Ansatz, der am kontinuierlichsten und die meisten Arbeiten zur Salonforschung beisteuerte, kann im 21. Jahrhundert immer noch die biografische Forschung gelten, beginnend mit Reprints und Bearbeitungen von zeitgenössischen Biografen der Salonièren wie Hans Landsberg<sup>83</sup> oder J. Fürst,<sup>84</sup> bis zu Wiederauflagen von Klassikern wie der Biografie einer „deutschen Jüdin aus der Romantik“ von Hannah Arendt oder der ebenso fundierten Monografie von Heidi Thoman Tewarson 1992, der ersten Biografie, für die nach 1945 Krakówer Quellen wieder mit einbezogen wurden.<sup>85</sup> Sehr ergiebig sind natürlich

---

**82** Für Seiberts Forschungsbericht 1993, mit dem Schwerpunkt auf Salons in Berlin und Wien um 1800, wurden mehr als 120 Publikationen ausgewertet, allerdings auch solche übergreifenden Arbeiten, die sich nicht nur auf den Salon bezogen, sondern verfolgenswerte Ansätze oder Kommentare dazu boten. Als prominentestes Beispiel ist hier zu nennen: Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt/M. 1990. Zur Diskussion um den Salon als ‚halböffentlichen‘ Raum s. III.2.

**83** Vgl. Hans Landsberg (Hrsg.): Henriette Herz, Ihr Leben und ihre Zeit. Repr. d. Ausg. v. 1913, Eschborn 2000. Vgl. auch zuletzt im Reprint Karl August Varnhagen von Ense (Hrsg.): Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Berlin 2010.

**84** J. Fürst: Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Berlin 1850. Die Identität des ersten selbsternannten Biografen von Henriette Herz ist noch nicht eindeutig geklärt, das Initial wird als Julius und Joseph aufgelöst. Die Darstellung Fürsts, der sich von Herz in die Feder diktieren lassen will, war schon bei Zeitgenossen sehr umstritten und die zweifelhafte Authentizität der von ihm ‚herausgegebenen‘ Memoiren ist von der Forschung immer wieder angemerkt worden. Nichtsdestotrotz beziehen sich zahlreiche Neueditionen und auch wissenschaftliche Artikel auf diesen Text, der in Formulierung und Inhalt keineswegs als original „Herz“ zu betrachten ist, da die wirklichen Erinnerungen abbrechen, bevor es zu einer Beschreibung ihrer Salongeselligkeit kommt. Das authentische Fragment erschien erstmals unter dem Titel: Henriette Herz: Jugenderinnerungen (Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin 5, 1896), Berlin 1896, S. 141–184.

**85** Die immer noch grundlegende Interpretation von Hannah Arendt: Rahel Varnhagen: Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik, München 1959, erschien 2003 in der 10. Auflage und 2000 erstmals in der vollständigen englischen Version, für die Liliane



immer noch die biografischen Porträts Karl August Varnhagens, die neu herausgegeben vorliegen.<sup>86</sup> Die 1994 erschienene Romanbiografie von Carola Stern arbeitete ebenfalls mit Originalquellen.<sup>87</sup> Schon Hannah Arendt hatte sich mit ihrem Verleger über den Untertitel auseinandersetzen müssen, und es ist bemerkenswert, dass die jüngste „Rahel“-Biografie wiederum in ihrem Titel die Schwierigkeiten spiegelt, den vielen Identitäten ihrer Heldin gerecht zu werden.<sup>88</sup>

Ein Genre, bei dem gern auf Salonièren zurückgegriffen wird, sind Porträt-sammlungen ‚berühmter Frauen‘. Die jüngste Sammelpublikation zu „bedeutenden Frauen des 18. Jahrhunderts“ versammelte 2007 elf „Modelle für die Selbstverwirklichung“ von Frauen heute, darunter mindestens fünf, die mit Salons in Verbindung gebracht werden.<sup>89</sup> Aus dem Bereich der Frauenfor-

---

Weissberg die Fußnoten Arendts rekonstruierte. Hannah Arendt: Rahel Varnhagen. The Life of a Jewess, herausgegeben von Liliane Weissberg, übersetzt von Clara Winston, Washington 2000. Die ebenfalls höchst lesenswerte Monografie von Thomann Tewarson ist in 5. Auflage mit erweiterter Bibliografie erschienen. Heidi Thomann Tewarson: Rahel Levin Varnhagen. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 2003. Vgl. auch die englische Version mit erläuternden Anmerkungen speziell für eine amerikanisch sozialisierte Leserschaft. Dies.: Rahel Levin Varnhagen. The Life and Work of a German Jewish Intellectual, Nebraska 1998.

**86** Als neueste Ausgabe: Karl August Varnhagen von Ense: Werke in fünf Bänden, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt (Bibliothek Deutscher Klassiker), 5 Bde., Frankfurt/M. 1987–1994. Varnhagens biografische Arbeiten sind so zahlreich und viel genutzt, dass statt einzelner Titel hier auf Forschungsarbeiten zum Verfasser verwiesen sei: Ulrike Landfester: Schatten und Risse. Karl August Varnhagen von Enses Biographische Porträts. In: Romantik und Exil. Festschrift für Konrad Feilchenfeldt. Hrsg. von Claudia Christophersen und Ursula Hudson-Wiedenmann in Zusammenarbeit mit Brigitte Schillbach, Würzburg 2004, S. 181–193; als bester Kenner des Nachlasses: Gatter 1996.

**87** Stern 1994. Leider gibt es aber keine genauen Quellenverweise. Wichtig, schon weil sie eine wissenschaftlich lang vernachlässigte Frau zur Titelfigur machte, ist auch ihre Biografie Dorothea Mendelssohn Veit Schlegels. Dies.: „Ich möchte mir Flügel wünschen“. Das Leben der Dorothea Schlegel, Reinbek 1991.

**88** Sulamith Sparre: Rahel Levin Varnhagen (1771–1833). Salonièr, Aufklärerin, Selbstdenkerin, romantische Individualistin, Jüdin (Widerständige Frauen, 3), Lich 2006. Zur Auseinandersetzung Arendts mit ihrem Verleger s. Claudia Christophersen, „... es ist mit dem Leben etwas gemeint.“ Hannah Arendt über Rahel Varnhagen. Mit einer Edition des Briefwechsels zwischen Hannah Arendt und Klaus Piper über Rahel Varnhagen, Königstein/Ts. 2003.

**89** Dazu gehören hier Rahel Levin Varnhagen, Henriette Herz, Germaine de Staël, Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel und Johanna Schopenhauer, im weiteren Sinne auch die ebenfalls beschriebenen Caroline Schlegel Schelling und Anna Amalia von Weimar. Elke Pilz (Hrsg.): Bedeutende Frauen des 18. Jahrhunderts. Elf biographische Essays, Würzburg 2007. Die Reihung ist bemerkenswert, da aus historischer oder auch feministischer Perspektive zahlreiche andere, auch berühmtere Frauen hätten genannt werden können, eine Königin wie Maria Theresia oder eine Protofeministin wie Mary Wollstonecraft.

schung bzw. feministischen Literaturwissenschaft wird bei Seibert 1993 nur Hilde Spiel erwähnt.<sup>90</sup> Im Hinblick auf den Umfang dieser Forschungsrichtung bzw. den genuinen Beitrag, den einige Autorinnen zur Salonforschung geleistet haben, kann man sie heute als eigenständige Disziplin der Salonforschung charakterisieren [s. u.]. Auch ist mittlerweile zu unterscheiden zwischen Primärbiografien der Beteiligten, Salonnières und Habitues, und einer ‚Biografie-forschung zweiter Ordnung‘ etwa den kritischen Wieder-Lektüren von Hannah Arendts Sicht auf Rahel Levin Varnhagen.<sup>91</sup>

Relativ früh hatten sich Arbeiten aus der kultur- und sittengeschichtlichen Perspektive mit dem Thema Salon befasst.<sup>92</sup> Viele dieser Arbeit ‚beschwören‘ eine verlorene Vergangenheit herauf.<sup>93</sup> Erfreulicherweise wird diese Richtung seit den späten 1990er-Jahren durch Arbeiten ergänzt, die die Internationalität des Phänomens Salon auf anderen Ebenen untersuchen, exemplarisch vorgeführt im Sammelband „Europa – ein Salon?“ von 1999.<sup>94</sup> Andererseits werden, aller behaupteten europäischen Salontradition zum Trotz, Arbeiten aus anderen Kulturkreisen oder auch nur zu Ländern, die außerhalb des tradierten Kanons Italien-Frankreich-Deutschsprachige Länder stehen, von der deutschen Forschung oft gar nicht wahrgenommen, insofern ist die Internationalität auch

---

**90** Hilde Spiel: Fanny von Arnstein oder die Emanzipation. Frankfurt/M. 1962. Das Buch ist nicht nur ebenso fundiert wie lesenswert, sondern bis heute die einzige längere Biografie dieser kulturgeschichtlich hochinteressanten Frau. Grundlegend zur Familie Itzig, der Herkunftsfamilie der Fanny von Arnstein ist die herausragende Dissertation von Thekla Keuck: Hofjuden und Kulturbürger. Die Geschichte der Familie Itzig in Berlin (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur, 12), Göttingen 2011.

**91** Vgl. exemplarisch Christophersen 2003 und Seyla Benhabib: The Pariah and Her Shadow. Hannah Arendt's Biography of Rahel Varnhagen, in: Political Theory, Vol. 23, Nr. 1 (Feb. 1995), S. 5–24.

**92** Wobei Seibert zu Recht anmerkt, dass diese Ansätze oft enge Verbindungen zur Biografik aufweisen und viele Autoren auch in der Schreibart den Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft aufzuheben suchten.

**93** Dazu gehört die Darstellung von Valerian Tornius: The Salon. It's Rise and Fall, London 1929, die auffallend häufig mit dem „Zauber“ der Salons arbeitet und diesen bis in die italienische Renaissance zurückführt ebenso wie die Suche nach einer verlorenen „weiblichen Kultur“. Verena von der Heyden-Rynsch, Europäische Salons. Höhepunkte einer versunkenen weiblichen Kultur, Zürich 1997.

**94** Roberto Simanowski / Horst Turk / Thomas Schmidt (Hrsg.): Europa – ein Salon? Beiträge zur Internationalität des literarischen Salons (Internationalität nationaler Literaturen. Serie B: Europäische Literaturen und internationale Prozesse, hrsg. von Horst Turk und Fritz Paul, 06) Göttingen 1999. Der Band hat den Verdienst, die Internationalität und den Kulturtransfer nicht nur zu behaupten, sondern in detail zu untersuchen. Die jüdische Salonnières epochen- und länderübergreifend porträtieren Emily D. Bilski und Emily Braun (Hrsg.): Jewish Women and Their Salons. The Power of Conversation, New York 2005. Zum interkulturellen Dialog qua Salon s. zuletzt Unfer-Lukoschik 2008.

wieder beschränkt. Besonders weit abgelegen scheinen den Forschern skandinavische Salons,<sup>95</sup> und dies, obwohl nicht nur in der mit der Brinckmannschen Sammlung und nicht nur posthum eine wesentliche Verbindung von der Berliner Salongesellschaft nach Schweden reicht, sondern, wie diese Arbeit zeigt, mit Brinckmann, Hitzel Fließ Boye Sparre und der Humboldtschen Teemaschine wirkliche Exponenten des Berliner Salonlebens nach Schweden exportiert wurden.

Dem Europa umspannenden Ansatz stehen bei Seibert an dritter und heute wieder an prominenter Stelle regional- und lokalhistorische Studien gegenüber. Besonders lesenswert sind neben der Pionierstudie von Ingeborg Drewitz<sup>96</sup> und Arbeiten von Günter de Bruyn<sup>97</sup> die Ende der 1980er-Jahre erschienenen grundlegenden Studien zum Berliner Salon von Deborah Hertz<sup>98</sup> und Petra Wilhelmy.<sup>99</sup> Diese beiden Überblickswerke, die man bezüglich der geleisteten Quellenarbeit allerdings eher unter Sozialgeschichte rubrizieren könnte, erarbeiteten in unterschiedlicher Methodik Gastgeberinnen- und Gästelisten, die seitdem als gültig angenommen und zur gesellschaftsgeschichtlichen Wertung des Phänomens herangezogen werden.<sup>100</sup> Forschungen zur Stadtgeschichte resultierten besonders in Berlin seitdem in weiteren, aber nicht ver-

---

**95** Beispielshaft lohnend: Anne Scott Sørensen (Hrsg.): *Nordisk salonkultur. Et studie i nordiske skønander og salonmiljøer 1780–1850*, Odense 1998. Auch: Antje Wischmann: *Salonkultur und weibliche Autorschaft. Eine Untersuchung zu Malla Silfverstolpes Salon in Uppsala*, in: *Tijdschrift voor Skandinavistiek* 24 (2003), nr. 2, unter: <http://dpc.uba.uva.nl/tvs/vol24/nr02/art03> (1. 7. 2007).

**96** Ingeborg Drewitz, *Berliner Salons* (Berlinische Reminiszenzen 7), Berlin 1965. Zur Kritik an Drewitz' „merkwürdig zeitlosem Buch“ s. Hahn 1997, S. 218.

**97** Vgl. beispielsweise: Günter de Bruyn: *Als Poesie gut. Schicksale aus Berlins Kunstepoche 1786 bis 1806*, Frankfurt/M. 2006. Grundlegende biografische Recherchen zu vielen Salongästen sind de Bruyn zu verdanken.

**98** Hertz 1991, erschienen in mehreren Neuauflagen. Ob man wie Seibert Deborah Hertz' Arbeiten primär als soziologisch bezeichnen sollte, wurde angesichts der empathiegeprägten Darstellungsart bezweifeln, aber die ihr attestierte „herausragende Kompetenz in der Salonforschung“ machte das Buch zum viel zitierten „Klassiker der Salonforschung“.

**99** Petra Wilhelmy, *Die Berliner Salons im 19. Jahrhundert (1780–1914)* (Veröffentlichungen in der Reihe der Hist. Kommission zu Berlin 73), Berlin [u. a.] 1989, ohne Anhänge wieder aufgelegt als: Petra Wilhelmy-Dollinger: *Die Berliner Salons. Mit kulturhistorischen Spaziergängen*, Berlin [u. a.] 2000.

**100** Die Dissertationen von Deborah Hertz und Petra Wilhelmy-Dollinger leisteten gewissermaßen Grundlagenforschung zum Salon, als sie aus umfänglicher zeitgenössischer Memoirenliteratur, sowie im Falle Hertz' auch aus Quellen der jüdischen Gemeinde, Statistiken und Namenslisten von Gastgeberinnen und Gästen erstellten, die seitdem immer wieder „kanonartig“ zitiert werden. Zur Detailkritik an beiden s. Hahn 1997, S. 221 ff. Als Antwort auf diese Kritik wiederum s. Deborah Hertz: *Preface to the Paperback Edition*, in: dies.: *Jewish High Society in Old Regime Berlin*, Syracuse/NY 2005, S. xiii–xxi.

gleichbaren, Monografien und Artikeln zum Thema Berliner Salon, was primär einer so genannten „Renaissance“ der Berliner Salons im Stadtbild zu schulden ist.<sup>101</sup>

Eine wichtige Neuentwicklung der letzten 15 Jahre hingegen ist die ‚Aufarbeitung‘ von Salons und salonartigen Geselligkeiten in anderen deutschen Städten und Gegenden, vor allem die Arbeiten zur Situation in Weimar.<sup>102</sup> Viel zu erhoffen ist auch von der Rückbindung der Berliner Salons in die Geschichte der brandenburgischen Geselligkeit, nicht zuletzt weil viele Salonteilnehmer auch auf den Gutshöfen ihrer Familien literarische oder musikalische Unterhaltung pflegten, bzw. die Geselligkeiten saisonbedingt zwischen Berlin und Umland wechselten.<sup>103</sup>

Zu Recht nannte Seibert den Salon als wesentlichen Forschungsgegenstand der deutsch-jüdischen Geschichte.<sup>104</sup> Allerdings ist dieser Ansatz aus heutiger Perspektive differenzierter zu fassen. Zum geistes- und familiengeschichtlichen Hintergrund der Berliner jüdischen Salons sind Arbeiten aus der Haskalaforchung<sup>105</sup> und Emanzipationsgeschichte<sup>106</sup> sowie aus der Ge-

---

**101** Cornelia Saxe: Das gesellige Canapé. Die Renaissance der Berliner Salons, Berlin 1999. Zur Kritik des Phänomens: Albrecht Esche (Hrsg.): Renaissance der literarischen Salons. Lesevergnügen und kultureller Austausch, Bad Boll 2007 (Bad Bollers Skripte 5/2007).

**102** Hier sind vorrangig die Arbeiten Astrid Köhlers zu nennen, v. a. dies.: Salonkultur im klassischen Weimar – Geselligkeit als Lebensform und literarisches Konzept. Stuttgart 1996. Eine beeindruckende Liste an geselligen Formaten, von Frauen (mit)gestaltet, bietet jetzt das Nachschlagewerk von Stefanie Freyer / Katrin Horn / Nicole Grochowina (Hrsg.): Frauen Gestalten Weimar-Jena: Ein bio-bibliographisches Lexikon, Heidelberg 2009.

**103** Vgl. z. B. das Forschungsprojekt zu Musenhöfen in der Mark: Reinhard Blänkner / Wolfgang de Bruyn (Hrsg.), Salons und Musenhöfe – Neuständische Geselligkeit in Berlin und in der Mark Brandenburg um 1800, Hannover 2010.

**104** Die Darstellung in antisemitischen Kampfschriften wird bei Seibert als eigenständiger Punkt erwähnt, da ein kennzeichnendes Paradox der deutschen Salonforschung darin besteht, dass sie nach dem Krieg von den hier bearbeiteten Quellen zehren musste. Da dies für diese Arbeit nicht zutrifft, sollen die verzerrten Arbeiten hier nicht weiter erwähnt werden – mit der Ausnahme, dass eine dieser Schriften 1989 als unkommentiertes Reprint wieder erscheinen konnte. Kurt Fervers: Berliner Salons. Die Geschichte einer großen Verschwörung, Struckum 1989. Der Verlag „Archiv-Edition, Verlag für ganzheitliche Forschung und Kultur“, konnte nach 2000 nicht mehr lokalisiert werden.

**105** S. a. III.2. In vielen wichtigen Anmerkungen für diese Arbeit interessant: Christoph Schulte: Die jüdische Aufklärung. Philosophie, Religion, Geschichte, München 2002.

**106** Besonders relevant für meine Arbeit ist dabei die von Schoeps geprägte Formel einer „missglückten“ Annäherung. Julius H. Schoeps: Die missglückte Emanzipation. Wege und Irrwege deutsch-jüdischer Geschichte, Berlin 2002.

schichte der deutsch-jüdischen Literatur relevant.<sup>107</sup> Hinzu kommen Ansätze aus dem sich etablierenden Feld Gender in Jewish History.<sup>108</sup>

Der Forschungssituation weit voraus benannte Seibert historische Geselligkeitskonzepte und -theorien als für den Salon relevantes Forschungsfeld. Während er jedoch 1993 nur auf marginal relevante Arbeiten verweisen konnte, kann man die Geselligkeits- und Assoziationsforschung heute als eine der für den Salon meistversprechenden Disziplinen betrachten. Hier seien aus diesem expandierenden Gebiet nur exemplarisch besonders anregende Arbeiten genannt. Grundlagenforschung zu ‚benachbarten‘ zeitgenössischen Geselligkeiten, wie etwa zur jüdischen „Gesellschaft der Freunde“,<sup>109</sup> wirft die Frage der multiplen Einbindung Intellektueller in verschiedene Assoziationsformen und der Geschlechtersegregation nach Geselligkeiten neu auf. Für den Salon selbst produktiv gemacht wurde die Kategorie Geselligkeit vor allem von Detlef Gaus, Irmgard Röbling und Ulrike Weckel.<sup>110</sup> Während Weckel die Exzeptionali-

---

**107** Willi Jasper hinterfragt nicht nur den Salon als Mythos, sondern die so genannte deutsch-jüdische geistige Symbiose. Willi Jasper: *Deutsch-jüdischer Parnass. Literaturgeschichte eines Mythos*, Berlin 2004.

**108** Streitbar, aber eine der ersten Arbeiten dazu: Paula E. Hyman: *Gender and Assimilation in Modern Jewish History: The Roles and Representation of Women*, Seattle 1995. Neu abgesteckt wird das Forschungsfeld in dem Sammelband von Kirsten Heinsohn / Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006. Wesentlich für die vorliegende Arbeit ist das Konzept des Handlungsspielraums. Dieses für Weimar entwickelte Konzept wird hier im Hinblick auf die Schnittmenge weiblicher und jüdischer Handlungsspielräume präzisiert. Vgl. III.2. und Julia Frindte / Siegrid Westphal (Hrsg.): *Handlungsspielräume von Frauen um 1800 (Ereignis Weimar-Jena, 10)*, Heidelberg 2005.

**109** Sebastian Panwitz: *Die Gesellschaft der Freunde (1792–1935). Berliner Juden zwischen Aufklärung und Hochfinanz* (Haskala, 34), Hildesheim [u. a.] 2007. Panwitz weist einige Familien nach, deren Töchter als Saloniären und deren Söhne als Mitglieder dieser Gesellschaft überliefert sind. Ebd., S. 61.

**110** Irmgard Röbling weist erstmals auf die Einbindung der Familie in den ‚Salon Rahel Levin‘ hin. Gaus sieht den Salon zwar nicht ganz zutreffend als bedeutungsstarke historische Instanz, sein Plädoyer aber für ein verunsicherndes Element in der Geselligkeit ist überzeugend. Irmgard Röbling: „Frühlingsmomente eines geselligen Vollgenusses“. Geselligkeit als kritische Intersubjektivität im Kreis der Rahel Levin Varnhagen, in: Ortrud Gutjahr / Wilhelm Kühlmann / Wolfgang Wucherpfennig (Hrsg.): *Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung. Festschrift für Wolfram Mauser zum 65. Geburtstag*, Würzburg 1993, S. 243–262; Detlef Gaus: *Geselligkeit und Gesellige. Bildung, Bürgertum und bildungsbürgerliche Kultur um 1800*. Stuttgart [u. a.] 1997 sowie ders.: *Gesellige Anerkennung oder Kampf um Anerkennung? Schleiermacher und Honneth. Sozialphilosophie, Geselligkeitstheorie um 1800 und gegenwärtige Analyse gesellschaftlicher Macht*, in: Gatter 2002, S. 157–186. Ulrike Weckel: *A Lost Paradise of a Female Culture? Some Critical Questions Regarding the Scholarship on Late Eighteenth- and Early Nineteenth-century German Salons*, in: *German History*, Vol. 18, No. 3 (2000), S. 310–336.

tät des Salons primär in der Zusammenführung der Stände und Geschlechter hinterfragen will, vergleicht Emanuel Peter paradigmatisch das Nebeneinander unterschiedlicher Sozietätsformen in verschiedenen Regionen, wie in Berlin Salon und Aufklärergesellschaft.<sup>111</sup> Auch ein systematischer Vergleich mit der als Gegenmodell sich präsentierenden „Deutschen Tischgesellschaft“, wie Stefan Nienhaus ihn vorschlägt,<sup>112</sup> scheint lohnend.

Zu den im Forschungsbericht 1993 formulierten Desideraten in der Literatursoziologie der Salons und dem Salon als Gegenstand der Sozialgeschichte der Literatur lässt sich vor allem sagen, dass Seiberts eigene Habilitation diesem Desiderat umfassend nachkam.<sup>113</sup> Besonders differenziert ist seine Begriffsgeschichte von „Salon“, als bis heute umfassendste Analyse zu diesem Thema. Peter Seibert und Petra Wilhelmy<sup>114</sup> kann insofern attestiert werden, dass sie eine Wende in der Erarbeitung dieses Thema eingeleitet haben, als sie den Salon in der Germanistik respektive der Geschichtswissenschaft erst zum seriösen Forschungsgegenstand machten. Ihre Methode aber, zunächst Definitionskriterien eines „echten“ Salons zu entwerfen, und anhand dieser das Phänomen durch die Geschichte zu verfolgen und zu werten, scheint aus heutiger

---

111 Interessanterweise begründet er ihn hier primär mit dem Generationsunterschied der Beteiligten. Emanuel Peter: Sozietäre Modelle regionaler Kultur, in: ders.: *Geselligkeiten. Literatur, Gruppenbildung und kultureller Wandel im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1999, S. 235–288, bes. S. 235–244. Während der Vergleich zwischen Salon und Gesellschaft etwas schwarz-weiß ausfällt, überzeugt bei Peter das Konzept, konsequent von Geselligkeiten zu sprechen.

112 Stefan Nienhaus: *Geschichte der deutschen Tischgesellschaft*, Tübingen 2003.

113 In der literatursoziologisch grundlegenden Analyse präsentiert Seibert den Berliner Salon als Ort der Literaturproduktion, -rezeption und -verbreitung so detailreich, dass er bis heute viel zitiert, nicht immer ganz rezipiert wurde. Bemerkenswert ist unter anderem für den Salon als Ort der Literaturverbreitung, dass Seibert deutlich macht, wie anerkannte Autoren, z. B. Goethe oder Jean Paul, bewusst Fäden zu den Berliner Salonfrauen aufnahmen, um für gute Verbreitung ihrer Werke zu sorgen. Der wesentliche Kritikpunkt muss aus heutiger Sicht sein, dass er sich mit seiner Quellenauswahl im Umfeld überwiegend der Rahel Levin Varnhagen und hier der gedruckten Quellen der Zeit nach 1819 bewegt, was, wie Astrid Köhler zu Recht bemerkt, „die Relevanz der Aussagen partiell einschränkt“. Köhler 1996, S. 50. Seibert verwendet keine ungedruckten Primärquellen, zitiert bei Henriette Herz auch den zweifelhaften J. Fürst und verwendet oft literarische Quellen und Briefe, gemischt als Belege seiner Thesen. Seine Ausführungen zur Genese bestimmter Gattungen sind sehr überzeugend, wobei aber nicht betrachtet wird, dass es diese Untersuchungen für internationale Salons schon länger gibt.

114 Die Publikationen von Petra Wilhelmy, auch unter Dollinger und Wilhelmy-Dollinger, die mit ihrer Dissertation 1989 und der kommentierten Wiederaufnahme 2000 ein „Handbuch des Berliner Salons“ zwischen 1780–1914 vorlegen wollte, das weithin auch als solches genutzt wird, sind gleichfalls zu den grundlegenden Arbeiten dieser gelegentlich positivistischen Salonforschung zu zählen.

Sicht und angesichts des vorhandenen Quellenmaterials zu hinterfragen.<sup>115</sup> Es ist Hartwig Schultz zuzustimmen, dass beide Arbeiten hohe Maßstäbe setzen, aber der Forschung „insoweit voraus[eilten], da die verlässlichen Materialien zum großen Teil noch gar nicht veröffentlicht waren“.<sup>116</sup>

### **Saloniären und Autorinnen. Kritische Salonforschung versus Rahelphilologie**

Die in Kraków wieder entdeckten Quellen im Blick, gehen daher einige Forschende vor allem aus dem Bereich der feministischen Literaturwissenschaft und der Jewish Studies, seit Ende der 1980er-Jahre einen anderen Weg. Programmatisches Grundlagenwerk dieser Richtung, die ich hier als kritische Salonforschung bezeichnen möchte, war 1987 der Sammelband „Rahel Levin Varnhagen. Die Wiederentdeckung einer Schriftstellerin“.<sup>117</sup> Der emanzipatorische Erfolg oder Effekt der Berliner Salons, der ihnen in der Forschung bis dahin immer wieder zugeschrieben worden war, ließe sich überspitzt in ein viel zitiertes Wort fassen: die „Dachstubenwahrheiten“, mit denen „das jüdische Bürgermädchen Rahel“ einen preußischen Prinzen konfrontiert haben soll.<sup>118</sup>

---

**115** Um auf die eingangs erwähnten Tendenzen zurückzukommen, lässt sich sagen: Das Referat von Seibert benennt klar die Schwierigkeiten von Begriff und Institution „Salon“ als Forschungsgegenstand, der Autor hinterfragt aber an keiner Stelle die wirkliche Vergleichbarkeit von historisch so divergenten Formationen, die sich etwa im zaristischen Russland oder im Italien der Renaissance gebildet haben, und kann daher im weitesten Sinne der positivistischen Salonforschung zugerechnet werden. Mit diesem eher breiten Verständnis von Salon kann Seibert in seiner Monografie ein größeres Kapitel der „Geschichte des Salons“ widmen, die er, wie Petra Wilhelmy, in die italienische Renaissance zurückführt. (Wilhelmy geht dabei noch weiter zurück und sieht eine Wurzel der Salonkultur in der ritterlichen Minne des Mittelalters. Wilhelmy 1989, S. 9–13.)

**116** Hartwig Schultz: Vorwort, in: ders. 1997, S. V–VI, hier S. V. Das Kolloquium, das sich 1997 mit den Autorinnen Rahel Levin Varnhagen und Bettine von Arnim vergleichend beschäftigte, kam zu dem Schluss, dass die Briefe dieser beiden bekanntesten Saloniären zum großen Teil noch gar nicht erschlossen sind.

**117** Barbara Hahn / Ursula Isselstein (Hrsg.): Rahel Levin Varnhagen. Die Wiederentdeckung einer Schriftstellerin (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik: Beiheft 14), Göttingen 1987. Bei Seibert wird der Band überraschenderweise nicht erwähnt, obwohl er eine neue, mittlerweile eigenständige Untersuchungsrichtung eingeläutet hat.

**118** Hahn und Isselstein haben detailliert beschrieben, wie dieses eindrückliche Bild von dem Hohenzollernprinzen Louis Ferdinand und anderen Berühmtheiten in der Mansarde Rahel Levin Varnhagens über knapp zweihundert Jahre immer wieder kolportiert und besonders nach 1945 zum idyllischen Moment einer deutsch-jüdischen Verständigung stilisiert wurde, einer Quellenkritik aber nicht standhalten kann. Hahn 1997, Isselstein 1997. Eindrücklich bebildert wurde dieser Mythos dennoch zuletzt 2009 in der szenischen TV-Dokumentation von Gabriele Conrad / Catharina Deus: „Rahel – Eine preußische Affäre“, 2009.



Durch Nachfragen der kritischen Salonforschung wurde das Bild von ‚Rahels Salon in der Dachstube‘ in den letzten 15 Jahren mehrfach dekonstruiert: Ähnlich wie der Begriff Salon sei auch die Dachstube eine Idealisierung durch Männer wie Brinckmann oder Varnhagen, vor allem aber durch Spätlebende, die die emanzipatorische Offenheit des ideellen Raums Salon quasi dadurch unterstreichen wollten, dass sie den reellen Raum durch Dachschrägen kleiner machten. Wenn man auch nicht so weit gehen muss, den „ersten Salon Rahels“ in der Dachstube des Hauses Levin als reinen „Mythos“ zu betrachten, kann man den Beitrag der kritischen Salonforschung in der Erkenntnis zusammenfassen, dass „Rahels Dachstube“ kein historischer Ort, sondern ein Topos der Literaturgeschichte ist. Die vorliegende Arbeit kann sich daher wieder mit der Frage befassen, was zu dem historischen Ort dieser Dachstube in der Berliner Gesellschaft zu sagen ist.

Die Forschung zu Rahel Levin Varnhagen *als Autorin* ist etwa 25 Jahre alt. Die 1983 erschienene „Rahel-Bibliothek“ sammelte alle bis dato erschienenen Veröffentlichungen im Reprint und hatte die erklärte Absicht, „Rahel Varnhagen als Autorin eines literarischen Gesamtwerks“ darzustellen.<sup>119</sup> Überrascht von dem Wiederauftauchen der Sammlung in Kraków entschied man sich dennoch, dass angesichts der Materialfülle und des Zeitaufwands auf einen Abgleich mit den Originalen „absichtsvoll verzichtet“ werden müsse.<sup>120</sup>

Heute kann Levin Varnhagen nicht nur als Autorin, und unter diesem Autorinnennamen, sondern auch als *Philosophin* wiederentdeckt gelten, deren Werk kritisch zu edieren begonnen wurde und zu deren Schriften zahlreiche Einzelinterpretationen vorliegen. Unter Leitung eines internationalen Forscherinnenkollektivs<sup>121</sup> entsteht seit Anfang der 1990er-Jahre die „Edition Rahel

---

**119** Bereits hier betonten die Herausgeber den Werk-Charakter der Briefe und ihren Wunsch, diese als literarische Produktion eher denn als historische Quellen zu lesen. Konrad Feilchenfeldt / Uwe Schweikert / Rahel E. Steiner: Editionsbericht, in: GW X, S. 7–14, hier S. 7.

**120** Ebd., S. 8. Die Rekonstruktion des Werkes aus seiner „buchgeschichtlichen Überlieferung“ ist vor allem rezeptionsgeschichtlich sehr interessant. Soweit möglich wurden für diese Arbeit aber die Originale genutzt. Als erste Salonforscher/innen arbeiteten nach 1980 Barbara Hahn, Deborah Hertz, Heidi Thoman Tewarson und Günter de Bruyn mit den Krakówer Beständen.

**121** 1986 versammelten sich in Turin Forschende verschiedener Disziplinen, um das vorherrschende Bild Levin Varnhagens als Salonière und kulturgeschichtlich interessante Figur anhand neuer Funde und neuer Lesarten der Quellen in der wiederentdeckten Sammlung in Frage zu stellen. Die ‚Verspätung‘ erklärt sich damit, dass trotz des Bekanntwerdens der Existenz der Sammlung diese wegen Verhängung des Kriegsrechts in Polen für deutsche Wissenschaftler nicht zugänglich war und erst 1984 Bestandsaufnahmen gemacht werden konnten.



Levin Varnhagen“,<sup>122</sup> die einzelne Briefwechsel auf dem aktuellen Forschungsstand herausgibt. Als „Werk“ wird mittlerweile, nach langen Diskussionen, weitgehend übereinstimmend ihr „kommunikatives Netz“ verstanden, dessen papierne Zeugen und Reste heute überwiegend in Polen einzusehen sind.<sup>123</sup> Zum Werk zählen auch ihre Tagebücher und mehrere Beiträge in Zeitschriften, die schon zu Lebzeiten, wenn auch anonym, veröffentlicht wurden und die ebenfalls gesammelt und kritisch kommentiert vorliegen.<sup>124</sup> Als Teil- oder hochrangige ‚ Folgeprodukte‘ dieser im Projekt der Kritischen Edition stattfindenden Grundlagenforschung sind Arbeiten zu den Freundinnen Levin Varnhagens wie Friederike Liman und Pauline Wiesel zu sehen.<sup>125</sup>

Auf diesen, allerdings auch auf den veralteten Briefausgaben, beruhen zahlreiche neuere Werk- und Stilanalysen, Biografien und Dissertationen, sodass man sagen kann, dass Rahel Levin Varnhagen es in den letzten 20 Jahren von einer berühmten „Frau der Goethezeit“ zu einer wiederentdeckten Schriftstellerin bzw. einer „humanistische[n] Aufklärerin in romantischer Zeit“ gebracht hat.<sup>126</sup>

---

**122** Vgl. als konzise Beschreibungen des Projekts: Barbara Hahn: Rahels Schriften II. Überlegungen für eine künftige Edition, in: dies. / Isselstein 1987, S. 37–46 sowie zum Status Quo 1997 dies.: „Ein Mann kann nicht denken wie wir.“ Zum Briefwechsel von Rahel Levin Varnhagen, in: Levin Varnhagen 1997, S. 705–732, bes. S. 705–709. Als kritische Würdigung s. Konrad Feilchenfeldt: Weibliche Autorschaft und das Briefgenre. Rahel-Varnhagen-Philologie im Zeichen der Nachlass-Edition aus dem Krakówer Depot, in: Sabina Becker (Hg): Rahel Levin Varnhagen. Studien zu ihrem Werk im zeitgenössischen Kontext, St. Ingbert 2001, S. 259–285.

**123** Dabei ist festzuhalten, dass dieses Netz eigentlich korrekterweise als Werk mehrerer Autoren zu gelten hat. Barbara Hahn geht noch einen Schritt weiter: „Man könnte die Sammlung Varnhagen daher als unabgeschlossenes und unabschließbares Werk [...] bezeichnen, das von ‚Unbedeutenden‘, von ‚Ausgegrenzten‘, die damals ‚Frauen‘, ‚Juden‘ und manchmal auch ‚Demokraten‘ hießen, gemeinsam geschrieben wurde.“ Hahn 1997(b), S. 706. Allerdings waren auch viele keineswegs ausgegrenzte Personen an diesem Netz beteiligt, es käme vielmehr darauf an, sich bei einer neuen Edition nicht von willkürlichen Kategorien der Berühmtheit und des Interesses leiten zu lassen.

**124** Lieselotte Kinkshofer (Hrsg.): Rahel Varnhagen von Ense: „Ich will noch leben wenn man's liest.“ Journalistische Beiträge aus den Jahren 1812–1829, Frankfurt/M. 2001.

**125** Die Dissertation von Birgit Bosold präsentiert den Briefwechsel Limans mit Rahel Levin Varnhagen und Gustav von Brinckmann. Bosold 1996. Luisa Calleón Callejón: Briefliche Momentbilder, Lektüren zur Korrespondenz zwischen Rahel Levin Varnhagen und Pauline Wiesel, Berlin 2002.

**126** Der berechnete Begriff „Aufklärerin“ nach Ursula Isselstein: Studien zu Rahel Levin Varnhagen. Der Text aus meinem beleidigten Herzen, Turin 1993, S. 9. 2009 galt Rahel Levin Varnhagen als endgültig im Kanon verankert, „jedem Germanisten und vielen interessierten Leserinnen und Lesern bekannt“. Ulrike Böhm: Frauenspezifische Perspektiven in der Kanondebatte, in: Simonetta Sanna (Hrsg.): Der Kanon in der deutschen Sprach- und

Anzeichen dafür, dass Rahel Levin Varnhagen den *Status eines Autors*[!], eine Position im Literaturkanon, erreicht hat, könnten paradoxerweise die Debatte um ihre literaturhistorische Verortung sein sowie die unterschiedlichen Meinungen zu der angemessensten Art der Transkription und Zitation in der „Rahel-Varnhagen-Philologie“.<sup>127</sup> Während bereits in den 1980er-Jahren Analysen zu Levin Varnhagens „weiblichem Schreiben“ erschienen waren, geht die Entwicklung derzeit in die entgegengesetzte Richtung. So fragte Konrad Feilchenfeldt 2001 implizit, ob es dem Autorenstatus von Rahel Levin Varnhagen nicht besser getan hätte, sie weniger authentisch zu publizieren. Eine vollständig modernisierte Wiedergabe der Briefe widerspräche allerdings der Erkenntnis der feministischen Literaturwissenschaft, dass Rahel Levin Varnhagens ‚unorthodoxe‘ Ausdrucksweise kein Mangel, sondern Programm sei, die Suche nach einer eigenen Sprache und Identität.<sup>128</sup> Auch gibt es Auseinandersetzungen um die beste methodische Annäherung an die Briefe Rahel Levin Varnhagens, um das Primat einer literaturhistorischen, biografischen, literaturpsychologischen oder diskursanalytischen Auswertung.<sup>129</sup>

Ein Blick in die aktuelle Forschungssituation offenbart also ein Plädoyer zu vermehrter Quellenforschung auf der einen, auf der anderen Seite eines zur Abkehr davon, zugunsten der literaturwissenschaftlichen Analyse des Werks. Bei einer Frau, die lebenslang geschrieben und gelesen hat, sich ihre eigenen Gattungen nicht nur selber erfunden, sondern dauernd darüber reflektiert hat, ist eine Einordnung in tradierte Kategorien nicht nur schwierig, sondern, insbesondere wenn sie sich einer gattungsspezifischen Zuordnung bewusst entzieht,

---

Literaturwissenschaft. Akten des IV. Kongresses der Italienischen Germanistenvereinigung Alghero, 27.–31. 5. 2007 (Iris 24), Bern 2009, S. 183–194, hier S. 190.

**127** So im Titel bei Feilchenfeldt 2001.

**128** Dazu exemplarisch: Alan Corkhill: Female Language Theory in the Age of Goethe: Three Case Studies, in: The Modern Language Review, 94, Nr. 4 (Oct. 1999), S. 1041–1053.

**129** Diese Unterschiede erörtert Sabina Becker im Vorwort. Becker 2001, S. 9–16. Ihre Kritik, die „Kritische Edition“ der Briefwechsel leiste automatisch einer feministischen oder biografischen Analyse Vorschub, finde ich allerdings unberechtigt. Dass eine kritische Edition sich im lebensgeschichtlichen Umfeld der zu edierenden Person bewegt, ist selbstverständlich. Angesichts der zahlreichen Aufschlüsselungen, die die Herausgeberinnen, etwa zu Literaturzitationen und gelesener Lektüre Levin Varnhagens, bieten, können die Bände aber auch für literaturwissenschaftliche Analysen von großem Wert sein. Eine Verbindung gendertheoretischer und literaturwissenschaftlicher Ansätze bei Margaretmary Daley: *Women of Letters. A Study of Self and Genre in the Personal Writing of Caroline Schlegel–Schelling, Rahel Levin Varnhagen, and Bettina von Arnim*, Columbia 1998. Zuletzt erschien eine diskursanalytische Betrachtung des Werkes unter dem Aspekt der Performanz: Leyla Ciragan: *Konversion(en). Performanz und Tradierung bei Rahel Levin / Varnhagen*, München 2009. „Konversion“ ist bei Ciragan im Sinne struktureller Ambivalenz gedacht und vor allem auf die Schreibweise Levin Varnhagens bezogen. Ebd., S. 12 ff.

vielleicht auch sekundär und kontraproduktiv. Im Rahmen dieser Arbeit wird die ‚Verortung‘ Rahel Levin Varnhagens und ihres Salons dem Interesse an ihrer Original-Sprache nachgeordnet.

### Henriette Herz

hat in dem Konzert der Stimmen bis heute keine eigene Sprache. Dabei lassen sich die Publikationen von und zu ihr seit ihren Lebzeiten bis zum Jahr 2000 hervorragend aus dem umfassenden bibliografischen Artikel im Lexikon deutsch-jüdischer Autoren erfassen.<sup>130</sup>

Als bemerkenswerte Neuausgabe der letzten 15 Jahre ist vor allem ein prachtvolles, aber unverändertes Reprint der Brief- und Werkzusammenstellung von Hans Landsberg von 1913 zu nennen.<sup>131</sup> Der Autorinnenstatus, der ihr damit zugesprochen wird, beruht faktisch wesentlich auf ihrem Memoirenfragment und ihren Übersetzungen. Dass diese Arbeiten von Henriette Herz, die zeittypisch anonym erschienen, deren Autorschaft aber im 19. Jahrhundert durchaus bekannt war,<sup>132</sup> heute wieder weniger bekannt sind, kann durchaus auch als ein Ergebnis der Salon-Forschung gelten, in der ihr ganzes Leben nach dem Tod ihres Mannes (und Mitgastgebers des ersten Salons) fast komplett unbeachtet geblieben ist. Das Dekor weiblicher Zurückhaltung besitzt anscheinend noch in der Rezeptionsgeschichte des 21. Jahrhundert einiges an Ausstrahlungskraft. Der jüngste Aufsatz zu ihr sieht sie wieder primär als geselligkeitsstiftende Schönheit.<sup>133</sup>

---

**130** Henriette Herz [geb. de Lemos] Hofrätthin, in: Lexikon deutsch-jüdischer Autoren (Archiv Bibliographia Judaica), Bd. 11, Red. Leitung: Renate Heuer, München 2002, S. 158–167. Der Artikel verzeichnet auch Quellenstandorte ihrer nachgelassenen Briefe, außer Brinckmanns Nachlass, zählt und beschreibt 83 selbstständige und teilselbstständige Publikationen, die sich zumindest partiell mit Herz beschäftigen, von 1824 bis 2001.

**131** Landsberg 2000. Enthält auch einen Abdruck des Originalfragments ihrer Memoiren. Die in den 1980er-Jahren erschienenen „Neuausgaben“ ihrer Briefe von Schmitz und Janetzki haben als wesentliches Verdienst nur die Wiederzugänglichmachung in Taschenbuchform. Beide arbeiten ohne genaue Kenntlichmachung mit Texten von J. Fürst und mischen so biografisches und autobiografisches Material. Ulrich Janetzki (Hrsg.): *Henriette Herz. Berliner Salon. Erinnerungen und Portraits*, Frankfurt/M. 1984; Rainer Schmitz (Hrsg.): *Henriette Herz. In Erinnerungen, Briefen und Zeugnissen*, Frankfurt/M. 1984.

**132** Vgl. dazu z. B. den handschriftlichen Eintrag in der Staatsbibliothek zu Berlin auf der Karteikarte: Mungo Park, Reisen im Inneren von Afrika auf Veranlassung der afrikanischen Gesellschaft in den Jahren 1795 bis 1797 unternommen, aus dem Englischen, durch Henriette Herz, geb. de Lemos, mit sechs Kupfern, Berlin 1799.

**133** Gisela Greulich-Janssen: *Henriette Herz – die erste deutsche Salonière*, in: Pilz 2007, S. 83–101. Der Aufsatz attestiert Herz mehrfach „Kleinmut“ in ihren Äußerungen. Dass es sich dabei auch um zeittypische Rhetorik gehandelt haben könnte, wird nicht diskutiert.

Die kritischere Forschung, namentlich mehrere Arbeiten Liliane Weissbergs und Marjanne Goozés, fokussiert markanterweise auf der Körpersprache und der Repräsentation Henriette Herzens.<sup>134</sup> Die Tatsache, dass zu Henriette Herz mehrere Porträts aus verschiedenen Phasen ihres Lebens überliefert sind,<sup>135</sup> lädt tatsächlich zu Fragen nach Repräsentationsformen des Jüdischen oder des Weiblichen ein. Hier ist an einen wenig bekannten Aufsatz von Martin Davies zu erinnern, der die Bilddokumente besonders vielschichtig mit den textlichen Zeitzeugen konfrontiert.<sup>136</sup> Ihrem Bekanntheitsgrad zum Trotz gibt es wenig relevante neuere biografische Arbeiten, der 2005 erschienene Roman von Klaas Huizing<sup>137</sup> zehrt von Prominenz und Zeitgeist, ohne nennenswerte inhaltliche Ergebnisse. Die Frage ist zu stellen, warum eine Frau, die fast alle zeitgenössischen Berühmtheiten kannte bzw. diesen ein Begriff war, nicht schon öfter Figur eines historischen Romans wurde? Die Antwort liegt vermutlich in der Tatsache begründet, dass die zweite Hälfte ihres Lebens, fast 40 Jahre, vom Kampf um Selbstständigkeit einer alleinstehenden Frau und um eine eigene religiöse Identität geprägt, für Forschung und Biografie anscheinend unattraktiv war, sodass sie bis heute nicht in allen Details bekannt ist. Eine wissenschaftliche Biografie ist von Marjanne Goozé in Aussicht gestellt.

### Die Schwestern Meyer

werden in der Literatur meist als solche gemeinsam, auch vergleichend, behandelt, wobei allerdings einzelne Elemente ihrer Lebensläufe ‚austauschbar‘ verwendet wurden. Marianne Meyer Eybenberg hat zusätzlich innerhalb der öster-

---

**134** Liliane Weissberg: Weibliche Körpersprachen. Bild und Wort bei Henriette Herz, in: Jutta Dick / Barbara Hahn (Hrsg.): Von einer Welt in die andere. Jüdinnen im 19. und 20. Jahrhundert, Wien 1993, S. 71–92; Marjanne E. Goozé: Posing for Posterity. The Representations and Portrayals of Henriette Herz as „Beautiful Jewess“, in: Marianne Henn / Holger A. Pausch: Body Dialectics in the Age of Goethe, (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 55), Amsterdam [u. a.] 2003, S. 67–98. Zuletzt: Marjanne E. Goozé: The Doubled Self-Representation of Henriette Herz, in: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft. Forum für die Erforschung von Romantik und Vormärz. Bd. 18 (2006), S. 13–33.

**135** Am bekanntesten ist Anna Maria Therbuschs Porträt „Henriette Herz als Hebe“ von 1778 (Nationalgalerie zu Berlin). Daneben existieren unter anderem ein Gemälde von Anton Graf von 1792, Zeichnungen von Wilhelm Hensel und Gottfried Schadow. Alle Porträts sind abgebildet und interpretiert in Goozé 2002.

**136** Martin L. Davies: Portraits of a Lady: Variations on Henriette Herz, in: Women Writers of the Age of Goethe 5, 1993, S. 45–65. Ders.: Identity or History? Marcus Herz and the End of the Enlightenment, Detroit 1995. Hier betont Davies die Melancholie, die Herz in ihrer Ehe und Kinderlosigkeit geblieben seien.

**137** Klaas Huizing: Frau Jette Herz, Berlin 2005.



Abb. 5: Manuskript Sara Meyer Grotthus' zur Lage der Nation.

reichischen Literaturgeschichtsschreibung einige eigene Nennungen erfahren. Zu Sara Meyer Grotthus lässt sich nur insoweit von einer kontinuierlichen Forschung sprechen, als jeweils im Abstand von mehreren Jahrzehnten Publikationen zu ihr erschienen sind. Heute gilt sie als eine der Frauen der Salongesellschaft, der als Schriftstellerin Anerkennung zu verschaffen sich die feministische Literaturwissenschaft vorgenommen hat. Das darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass zu ihr keine neuere biografische Arbeit und zu weiten Etappen ihres Lebens keine zuverlässigen Informationen vorliegen und ihre eigentliche gesellige Tätigkeit auch noch zu rekonstruieren wäre. Für beide Vorhaben ist viel zu hoffen von dem Editionsprojekt der Literaturwissenschaftlerin Silke Schlichtmann, die die Korrespondenz und Manuskripte aus dem Nachlass beider Schwestern Meyer einem größeren Publikum bekannt machen möchte.<sup>138</sup> In Anbetracht der Tatsache, dass die Publikationen von Meyer Grotthus überwiegend nicht mehr zugänglich sind, fundiert ihr Autorinnenstatus auf Selbstaussagen, vor allem in Briefen an Goethe, und ihren in Krakow erhaltenen, vermutlich nicht gedruckten Manuskripten.<sup>139</sup>

<sup>138</sup> Geplant ist die Herausgabe aller überlieferten Schriften und Briefe, mit Ausnahme der Korrespondenz mit Rahel Levin Varnhagen, die in der kritischen Edition Barbara Hahns erscheinen soll.

<sup>139</sup> Das Lexikon deutsch-jüdischer Autoren enthält keinen Eintrag zu (Meyer) Grotthus.

Sara Meyer Grotthus verdankt das anfängliche Interesse an ihrer Person zwei merkwürdigen Ereignissen ihres Lebens, der Bekanntschaft mit Goethe [vgl. III.5.5] und einer beinahe zweimal vollzogenen Konversion. Dieses Ereignis wurde erstmals von Ludwig Geiger im Anhang seiner *Geschichte der Berliner Juden* berichtet, zuletzt ausführlich von Barbara Hahn.<sup>140</sup> Das Bild der enthusiastischen Goethe-Leserin hat in letzter Zeit zwei interessante Korrekturen bzw. Ergänzungen erfahren: Silke Schlichtmann relativiert durch den Vergleich mehrerer Goethe-Lektüren die Aussage, dass Grotthus spezifisch weiblich hysterisch reagiert habe. Und Peter Seibert setzt neben die Rezipientin auch die Kulturvermittlerin Meyer Grotthus, an deren Zirkel Goethe sich explizit mit der Bitte um Verbreitung gewandt habe.<sup>141</sup> Bisher kaum berücksichtigt wurden Sara Meyer Grotthus' Aussagen und Texte zur politischen Literatur und zum Begriff des Patriotismus bei deutsch-jüdischen Autorinnen. Ein erster Ansatz dazu, dem eine Weiterverfolgung dringend zu wünschen ist, kam 2006 aus den USA. Donovan Anderson untersucht die Rezeption Germaine de Staëls bei Rahel Levin Varnhagen und Sara Meyer Grotthus und stellt die These auf, dass sie deutlich nuancierter sei als bei den meisten deutschen Zeitgenossen.<sup>142</sup> Zugleich aber hat sich Meyer Grotthus gegen Goethes These, sie habe, der Französin Staël vergleichbar, als Jüdin selbst eine Außenseiterposition gegenüber Deutschland, nachdrücklich gewehrt und profilierte sich in anderen Korrespondenzen als preußische Patriotin. Sara Meyer Grotthus wäre ein weiterer interessanter Fall für die Frage der Identität und des Selbstverständnisses jüdischer Frauen in der Zeit erstarkenden preußischen Nationalismus.

---

**140** Ausführlich Hahn 2002(a). Die beiden Schwestern hatten sich 1788 heimlich außerhalb Berlins taufen lassen und waren auf Druck der Eltern zum jüdischen Glauben zurückgekehrt. Wie später vom König bestätigt, blieb die Taufe aber gültig. Die „Doppeltaufe“ der Meyerschwester ist wiederum nicht so bekannt, als dass sie bei Guido Kisch: *Judentaufen* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission, 14) Berlin 1972 Erwähnung fände, d. h. sie musste wieder ‚ausgegraben‘ werden.

**141** Eine biografische Beschreibung, aber nicht viel Neues bietet der Text von Olga Stieglitz: *Die Ephraim. Ein Beitrag zu Geschichte und Genealogie der preußischen Münzpächter, Großunternehmer und Bankiers und ihre Verbindung zu den Itzig und anderen Familien*, Insingen 2001. Leider bietet sie auch keine Informationen zu den vier Brüdern von Sara und Marianne, namentlich: Moritz, Carl, August und Heymann Meyer.

**142** Donovan Anderson: *Franco-German Conversations. Rahel Levin and Sophie von Grotthuß in Dialogue with Germaine de Staël*, In: *German Studies Review*, Bd. 29 (2006), 3, S. 559–577. Anderson bezieht sich auf zahlreiche Briefäußerungen Levin Varnhagens und die Korrespondenz Grotthus' mit Goethe, in der sie die Absicht äußert, Germaine de Staëls Buch „Über Deutschland“ gegen seine Kritiker zu verteidigen.

### Warum Salon, wenn ich ein Palais haben kann? Salonièren der Aristokratie

Die einseitige Überlieferung im Goethekontext einerseits und die spärliche biografische Bearbeitung andererseits führten oft dazu, dass den Schwestern Meyer ihre Biografien austauschbar ‚angehängt‘ wurden bzw. in einer zusammengezogen wurden. Die heute bekanntere Sara wurde beispielsweise als intime Goethe-Freundin dargestellt, eine Rolle, die im realen Leben nur ihre Schwester Marianne ausfüllte.

Ein ähnliches Phänomen lässt sich bei zwei anderen verschwisterten Salonfrauen feststellen, deren Verwandtschaft nicht allen Salonforschern überhaupt bekannt zu sein scheint: Herzogin Dorothea von Kurland galt als überaus schöne, strahlende, gesellig und politisch europaweit vernetzte Frau.<sup>143</sup> Ihre Schwester war die Schriftstellerin Elisa von der Recke, in deren weniger aristokratisch hochrangigem Bekanntnetz sich lebenslange Freundschaften zu bedeutenden Anhängern der Aufklärung wie Friedrich Nicolai verbergen und die sich dezidiert für ständeübergreifende Zusammentreffen engagierte.<sup>144</sup> Als wohl prominenteste nichtjüdische Salonièr wird die Herzogin von Kurland in fast allen Überblickswerken zu den Salons um 1800 genannt, ihre Schwester fast nie, obwohl erstere erst ab 1803 in Berlin und dort nur saisonweise Wohnsitz hatte und viele der skizzierten Gäste nicht bei ihr, sondern ihrer gleichnamigen Tochter verkehrten. Frau von der Recke aber war seit 1784 in Berlin gut bekannt, war später im Haus Nicolai ständiger Gast gemischter Zirkel und lud dort selbst regelmäßig zum Tee. Man kann sagen: In die Darstellung der

---

**143** Anna Charlotte Dorothea Herzogin von Kurland, geb. Medem (1761–1821), war die dritte Ehefrau des letzten Herzogs von Kurland. Ihre letzte Lebensstation, Gut Löbichau, wird heute gelegentlich als ihr Musenhof oder Salon bezeichnet. Vgl. die Beiträge im Sammelband von Klaus Hofmann (Hrsg.): *Die Herzogin von Kurland im Spiegel ihrer Zeitgenossen. Europäische Salonkultur um 1800*, Lindenau-Museum 2011. Ein Teilnachlass der Herzogin findet sich in der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena (ThULB), Nachl. Biron, A–C. Als neueste Biografie ihrer Tochter, mit grundlegenden neuen Recherchen auch zu ihr, nicht aber zum Salon, s. Günter Erbe: *Dorothea Herzogin von Sagan (1793–1862). Eine deutsch-französische Karriere*, Köln [u. a.] 2009.

**144** Charlotte Elisabeth Constanze von der Recke, geb. Medem (1754–1833), schrieb Gedichte, Erzählungen, Reisebücher und geistliche Lieder, die ihr bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts den Status einer bekannten Autorin sicherten. Ihre Bücher sind noch kaum wieder aufgelegt, aber weit verbreitet. Ihre Tagebücher wurden zuletzt in der DDR veröffentlicht: Christine Träger (Hrsg.): *Elisa von der Recke. Tagebücher und Selbstzeugnisse*, Leipzig 1984. Der letzte Aufruf zur Wiederentdeckung dieser Schriftstellerin erschien 2005: Carola Hilmes: „Jetzt bin ich negativ glücklich“. Die autobiographischen Schriften und Reisetagebücher Elisa von der Reckes, in: *Triangulum. Germanistisches Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen*, 10 (2003/04), Riga [u. a.] 2005, S. 37–59.



Herzogin von Kurland wurden wissentlich oder unwissentlich Interessen und biografische Elemente ihrer Schwester und Tochter eingewoben, um diese angesehene Dame der Gesellschaft auch als „Salonière“ zu qualifizieren.<sup>145</sup> Dabei wären die Differenzen dieses Schwesternpaares und die unterschiedlichen Einflussfaktoren auf ihre Geselligkeiten, wie Rang, Vermögen, politische Einstellung und Grad der Vernetzung eine eigene Untersuchung wert, ebenso wie die unveröffentlichten Tage- und Reisebücher der Dorothea von Kurland.

Zugleich verstellt der Versuch, sie als Berliner Salonière einzureihen, möglicherweise den Blick auf die ganz anderen Handlungsspielräume von Frauen des Hochadels.<sup>146</sup> Auch suggeriert die Reihung mögliche enge Kontakte zwischen „den Berliner Salonieren“, die es so nicht gegeben hat. Der Blick in nur eine Quelle wirft schon Fragen an die Vergleichbarkeit auf: Gustav Parthey, Enkel Friedrich Nicolais und Patensohn Elisens von der Recke, machte einen deutlichen Unterschied zwischen bürgerlichen und aristokratischen Kreisen sowie zwischen bürgerlichen und jüdischen Mitbewohnern.<sup>147</sup> Schon durch seine Wortwahl wird deutlich, dass es sich bei dem, was die Forschung Kontakt zwischen ‚den Salonieren‘ nennt, um eine Verbindung von Gegensätzen handelte. Er sei überrascht gewesen, in dem prächtigen Ambiente des kurländi-

---

**145** Dabei sollen keineswegs real existierende Kontakte der Herzogin etwa zu Moses Mendelssohn gelegnet werden, der sie nicht nur 1784 auf ihrem Schloss in Lichtenfelde besuchte und dessen „Phaedon“ sie sich 1815 als Lektüre auf den Wiener Kongress schicken ließ. Dorothea von Kurland an Friedrich Parthey, 6. 2. 1815, ungedruckt, Nachlass Nicolai Parthey, Berliner Landesarchiv (LAB), LAB E Rep 200-02, Bd. 4. Es ist aber ein Unterschied und für die Definition eines Salons relevant, ob ein Philosoph den Teetisch einer jüdischen Bekannten aufsucht, oder die Einladung einer Verwandten des Königs nicht ausschlägt.

**146** Ihren nachgelassen Schriften ist nicht nur zu entnehmen, dass sie am Tage von Waterloo in Karlsbad mit Blücher eine Polonaise tanzte, sondern auch wie sie ihren „Mushof“ in Löbichau mit Weimar verband oder über ihre politischen Verhandlungen am Hofe von Warschau über das Schicksal Kurlands mit entschied.

**147** Er spricht von „glänzenden Gesellschaften“ im Hause und „Salon“ der Dorothea von Kurland, stellt sie aber explizit den bürgerlichen Geselligkeiten seines Großvaters gegenüber. Gustav Parthey: Jugenderinnerungen. Handschrift für Freunde, neu herausgegeben (getreu dem Original) und mit einer Einleitung sowie Anmerkung versehen von Ernst Friedel, Berlin 1907, S. 95. Diese Erinnerungen dürften wesentlich zu dem heute bestehenden Bild beigetragen haben. Allerdings wurde Parthey erst 1798 geboren und besuchte nach eigener Aussage das kurländische Haus als Kind und nur selten. In demselben Kapitel, in dem er von der Herzogin und vor allem ihrer Tochter schwärmt, beschreibt Parthey, dass er sie nicht oft gesehen habe, weil sein Vater die „fürstliche Pracht“ als unpassend für „bürgerliche Kinder“ empfinde.



schen Hauses „eine arme Jüdin“ zu treffen, die der Tochter Englischunterricht gebe.<sup>148</sup> Zu einer näheren Bekanntschaft kam es nicht.<sup>149</sup>

Eine einzige Briefstelle wurde bisher bekannt, die die jüdischen und nicht-jüdischen als Salonfrauen bekannten Frauen explizit vergleicht. Alexander von Humboldt schrieb nach seiner ersten Begegnung mit Elisa von der Recke, dass ihm ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen sei. Dass sie viele Gelehrte als Anbeter habe, könne er verstehen, „denn einmal ist sie schön, dann Schwägerin eines Herzogs (der Gelehrte nach Mietau beruft) und dann ist sie klug“. Bei aller Begeisterung fand er aber: „Sie ist lange nicht so klug, als die Herz in Berlin, die weil zu edel, zu bescheiden, nicht Herzogin, gar Jüdin ist, zu wenig geschätzt wird“.<sup>150</sup> Hier brachte Humboldt die Vergleichbarkeit und ihre Grenzen auf den Punkt: Die Frauen mochten in Schönheit, Klugheit und Format einander vergleichbar gewesen sein, als Erfolgsfaktoren für die Attraktion (und Rezeptionsgeschichte) kamen aber noch andere ins Spiel, wie die aristokratische Herkunft und alle Vorteile, die diese mit sich brachte.<sup>151</sup>

Abschließend sei auf eine Forschungsfrage aufmerksam gemacht, der sich bisher noch niemand intensiv zugewandt hat, den Verbindungen zwischen den Salongeselligkeiten oder Teetischen verschiedener Städte. Damit ist nicht die oft vollzogene gemeinsame oder vergleichende Darstellung gemeint, sondern das Rekonstruieren und Aufzeigen einzelner Verbindungsfäden zwischen den Teetischen, personalisierten Verbindungen in Gestalt gemeinsamer Gäste und textlichen Verbindungen in Form von Briefwechseln oder hin und her gesand-

---

**148** Parthey 1907, S. 97. Madame Herz teilt sich zwar mit den Damen des Hauses Kurland den Vergleich mit einer schönen Göttin, allerdings habe sie beim Sprechen „den bekannten jüdischen Zug in den Mundwinkeln“. Ebd. Interessanterweise fehlt dieser Satz im jüngsten Nachdruck dieser Quelle bei Rolf Strube (Hrsg.): Sie saßen und tranken am Teetisch. Anfänge und Blütezeit der Berliner Salons. 1789–1871, München 1992, S. 78. Das Kapitel über die Herzogin in den vorgeblichen „Erinnerungen“ Herz’ findet sich in den Originalmemoiren nicht.

**149** Andere Personen jüdischer Herkunft, geschweige der Salongesellschaft, werden in den Erinnerungen von Parthey nicht erwähnt. Aus verschiedenen Briefen aus späterer Zeit ist bekannt, dass Marianne Meyer, dann Frau von Eybenberg, in Badeorten mit der Familie Kurland Umgang hatte und Rahel Levin als Frau von Varnhagen die Töchter Kurlands im wahrsten Sinne beim Baden traf, beim Schwimmunterricht.

**150** Alles nach Alexander von Humboldt an Wilhelm Gabriel Wegener, 12. 12. 1788, in: Ilse Jahn / Fritz Lang (Hrsg.): Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts 1787–1799, Berlin 1973, S. 32–33.

**151** An dieser Stelle ist als Desiderat ein Vergleich zwischen jüdischen und nichtjüdischen Salonieren um 1800 – wie eben Dorothea von Kurland, Elisa von der Recke, aber auch Elisabeth von Stägemann – zu vermerken bzw. eine tiefer gehende Untersuchung, was und inwieweit deren Gäste verglichen haben.

ten Schriften. So gab es beispielsweise enge Verbindungen der Berliner Has-kala nach Hamburg, die auch dazu führten, dass Mitglieder der Berliner Salon-gesellschaft am Teetisch der Elise Reimarus verkehrten, dessen Erforschung noch am Anfang steht.<sup>152</sup> Nicht nur werfen diese ‚internationalen‘ Beziehungen eine neues Licht auf die Exklusivität der Berliner Salons, sie könnten umgekehrt die Salons oder Teetische als Agenten eines viel größeren geselligen Netzes präsentieren. Mehr noch als für Hamburg gilt das natürlich für die Ver-bindungen zwischen der Berliner und Wiener Salongesellschaft, auch und gerade Ende des 18. Jahrhunderts. Leider muss der größte Teil der brieflichen ‚Pendelei‘ zwischen Berlin und Wien, namentlich zwischen Frauen der Familie Itzig / Arnstein, den Varnhagen noch erwähnt, heute als verloren gelten. Aber schon die noch existierenden Korrespondenzen deuten einen regen Austausch von Gästen, Briefen, Büchern und Genussmitteln an.<sup>153</sup> Fanny von Arnstein schuf in mehrfacher Hinsicht Verbindungen zwischen beiden Metropolen:<sup>154</sup> nicht nur war ihr Haus Sehenswürdigkeit und bedeutender Treffpunkt, sie selbst reiste vielfach nach Berlin, knüpfte und hielt Kontakte und zog ihre Schwestern und deren Freundeskreise für lange Zeit mit sich nach Wien. In der Salonforschung kaum noch behandelt wurde der Umstand, dass nicht nur diese Salonière, sondern viele Berliner Salonbeteiligte in Wien und an anderen Stationen ihrer Biografie gesellig und gesellschaftlich vernetzend tätig wurden. Besonders eine Biografie Henriette Mendelssohns, die in Wien in der ‚großen Gesellschaft‘ verkehrte und in Paris Gastgeberin mehrfach zitierter bemerkens-werter Abende wurde, wäre sehr zu wünschen. Aber auch die gesellschaftli-chen Plattformen, die Caroline von Humboldt an den verschiedenen Wirkungs-

---

**152** Grundlegend aus umfassendem Archivmaterial die Biografie von Almut Spalding: Elise Reimarus (1735–1805). *The Muse of Hamburg. A Woman of the German Enlightenment*, Würzburg 2005. Gustav von Brinckmann, der mehrere Monate ihr Gast war, taucht hier allerdings nur als „Nachlass“-Geber auf. Von Henriette Herz wird nach einem Besuch in Neumühlen zitiert: „In diesem Zirkel herrscht der wahre gute Ton.“ Henriette Herz an Dorothea Campe, 21. 8. 1802, Herzog August Bibliothek, HAB Vieweg-Sammlung 714, zit. nach Spalding 2005, S. 788, Fn. Sara Levy gilt als Freundin der Reimarus. Ebd., S. 277.

**153** Einen Eindruck davon vermittelt die jüngste Veröffentlichung eines Briefwechsels zwischen Cousinen: Lea Mendelssohn Bartholdy: *Ewig die Deine. Briefe an Henriette von Pereira-Arnstein*, Hrsg. von Wolfgang Dinglinger und Rudolf Elvers, 2 Bde., Hannover 2010. Die Ausgabe umschließt im Kern aber Briefe nach 1818.

**154** Die hervorragende gesellschaftliche Stellung und Vernetzung des Hauses Arnstein ist mehrfach dargestellt. Hilde Spiel baut ihre immer noch grundlegende, auch für Berlingeschichte relevante Biografie Fanny von Arnsteins u. a. auf dem Gegensatz von Berlin und Wien auf. Sie stellt aufgrund von Recherchen zum Herkommen der beiden Väter die Vermutung auf, dass die Eingewöhnung der Berliner in im Arnsteiner Haus nicht ohne Konflikte abgegangen sei.

stätten schuf, hätten noch eine ausführliche Untersuchung verdient.<sup>155</sup> Die These, dass der Salon als Handlungsspielraum von Frauen ‚mobil‘ oder ‚transportabel‘ war, könnte ihn für die Emanzipationsforschung interessant machen. Besonders im Hinblick auf Paris und die „deutsche Kolonie“, als die sich mehrere Berliner Ende der 1790er-Jahre zusammenfanden, kommt die Frage auf, inwieweit es sich hier um einen ‚Ableger‘ der Berliner Salons handelt, wenn man diese Formen denn vergleichen will.<sup>156</sup>

### **Stimmlos, einstimmig, dialogisch, vielstimmig?**

#### **Zur Präsentation von Salonbriefen**

Es wird klar aus Obenstehendem, dass die Sammlungs- und Überlieferungsgeschichte Rahel Levin Varnhagens von Anfang an eine Ausnahme bildete. Zu den meisten Frauen der Salons sind noch wenig Dokumente bekannt oder gedruckt, sie haben, obzwar als ‚bekannte Salonfrau‘ gelistet, keine eigene Stimme. In anderen Fällen, wie dem skizzierten von Henriette Herz, führten auch vorhandene Briefeditionen nicht notwendigerweise zu neuer Auseinandersetzung mit der Person. Um die Stimme „der Rahel“ zu überliefern, wurde von ihr und ihrem Mann noch zu Lebzeiten das Projekt eines Erinnerungsbuches gestartet. *Rahel. Ein Buch des Andenkens* ist ein nahezu ‚einstimmiges‘ Buch, die Briefpartner und Freunde kommen nur in ganz wenigen Ausnahmen – und wesentlich kleinerem Druck – zur Wort. Die Tradition der „Rahel-

---

**155** 2011 diskutierte ein erstes Kolloquium die Bedeutung Caroline von Humboldts als Intellektuelle, Kunstförderin und „Salonnière“. Die Ergebnisse werden publiziert in: Anne Baillot: Caroline von Humboldt Forum, unter: [www2.hu-berlin.de/carolinevonhumboldt/](http://www2.hu-berlin.de/carolinevonhumboldt/) (10. 11. 2011). Noch nicht genügend ausgewertet ist Ilse Foerst-Crato (Hrsg.): Frauen zur Goethezeit. Caroline von Humboldt. Friederike Brun. Ein Briefwechsel. Briefe aus dem Reichsarchiv Kopenhagen und Archiv Schloss Tegel, Berlin [u. a.] 1975. Als jüngste Quellenpublikation für den Künstlerkreis in Rom s. Jutta von Simson: Caroline von Humboldt und Christian Daniel Rauch. Ein Briefwechsel 1811–1828, Berlin 1999. Eine gute Einführung in die Pariser Verhältnisse der Humboldts bietet Hazel Rosenstrauch: Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt, Frankfurt/M. 2009, bes. S. 131–136.

**156** Die deutschsprachigen geselligen Formationen in Paris um 1800, vor allem im Umfeld des Ehepaares Humboldt wären auch aus dem Grund eine eigene Untersuchung wert, da sich hier viele Reisende, die sich aus der Berliner Salongesellschaft kannten, wieder zusammenfanden, die explizit Wert auf deutschen Umgang legten. Eine Quelle, die hier, da zu ‚abgelegen‘, nicht ausführlich analysiert wird, aber kulturgeschichtlich von großem Interesse gerade für die Zeit um 1800 ist, sind Gustav von Brinckmanns Reiseberichte aus Paris. Für eine enge Verbindung nach Berlin sprechen die Selbstbezeichnungen vor allem in Briefen Brinckmanns als „Berliner Kolonie“, dagegen spricht u. a. die Tatsache, dass, trotz zahlreicher gegenteiliger Versicherungen, keiner ihrer ehemaligen Gäste Rahel Levin Varnhagen in ihren Versuchen unterstützte, nach Paris zu kommen.

Überlieferung“ setzte sich weitgehend fort bis zur Sammlung von *Briefwechseln* Rahel Levin Varnhagens, die Friedrich Kemp in den 1960er-Jahren herausgab, was „einen wichtigen Einschnitt in die Geschichte der Überlieferung“ bedeutete.<sup>157</sup>

Unter anderem um dem Überlieferungsprinzip „der Rahel“ die *Dialogizität* der Briefe entgegenzusetzen und vor allem dem Konzept des großen kommunikativen Netzes gerecht zu werden, wurde das Projekt „Kritische Edition Rahel Levin Varnhagen“ gestartet. In ihrem Nachwort zum ersten Band der Edition weist Barbara Hahn auf die Schwierigkeiten hin, ein kommunikatives Netz in Buchform abzubilden: „Jede gedruckte Ausgabe, und sei sie noch so vollständig, zerreißt dieses vielfach verknüpfte Netz aus Korrespondenzen, Tagebüchern und Druckvorlagen und bildet ein Zentrum heraus, das die Sammlung selbst in dieser Form nicht aufweist“.<sup>158</sup> Die vorliegende Dissertation, die die *Vielstimmigkeit* des Salongesprächs zum Untersuchungsgegenstand hat, schließt sich dem Modell eines kommunikativen Netzes an. Anstatt aber aus diesem Netz erneut einen Faden, einen Dialog auszuwählen, soll hier die Überkreuzung vieler Fäden im ausgewählten Moment dargestellt werden. Dafür wurden aus unterschiedlichen Quellen und Archiven Stimmen, soweit möglich im Originalton, zusammengetragen. Festzuhalten ist vorab: Die Arbeit versteht sich keineswegs als getreues Abbild der Vielstimmigkeit im Salon, sondern nur als Auseinandersetzung mit diesem Phänomen und als Aufforderung, bei künftiger Forschung diese Perspektive mehr zu berücksichtigen. Noch 2002 hatte Barbara Hahn formuliert: „Der Brinckmannsche Nachlaß und die Sammlung Varnhagen, zwei Archive, die noch zu erschließen, deren Bestände noch zu publizieren sind. Gemessen am Überlieferten ist die Geschichte der Berliner Geselligkeit – ein Desiderat“.<sup>159</sup>

---

<sup>157</sup> Hahn 1990(a), S. 36.

<sup>158</sup> Hahn 1997(b), S. 706 f. Hochinteressant ist stattdessen der bisher nicht umgesetzte Vorschlag, mit Hilfe elektronischer Datenverarbeitung neue Wege der Kommentierung zu ermöglichen und eine der offenen Form des Briefes entsprechende unabgeschlossene Diskussion abzubilden. Ebd., S. 706.

<sup>159</sup> Hahn 2002(a), S. 79.



## **II „Über die bürgerliche Verbesserung“ – Der Berliner jüdische Salon um 1800 im Schnittpunkt der Diskurse**

Wir haben diese Phantasie, dass dies ein großartiger Platz ist.  
Mascha Sominsky, Initiative „Salon Berlin“, Tel Aviv, 2009<sup>1</sup>

Dass Mascha Sominsky, die Initiatorin eines avantgardistischen Kunst- und Modetreffs in Tel Aviv ihren Ort „Salon Berlin“ nennt, ist vielleicht poetischer Zufall. Er ist allerdings ebenso bezeichnend für das „Phantastische“ der Geschichte wie für die Ausstrahlungskraft des Ideals Salon bis heute. Die Distanz von Tel Aviv nach Berlin ist der Distanz der Forschung zu einem vergangenen Phänomen vergleichbar, dessen Quellenlage so heterogen ist, dass bei der rekonstruierenden Annäherung an den „Salon Berlin“ die Fantasie automatisch zur Hilfe genommen werden musste – und das war oft „eine Phantasie, dass dies ein großartiger Platz war“. Dieses Kapitel beschreibt den diskursiven ‚Mehr- und Streitwert‘ des Salons in vier Schritten. Nach einer Vorstellung der zur Analyse verwendeten Begriffe (Abschnitt 1) konfrontiert Abschnitt 2 die gewissermaßen ‚kondensierte Idealgeschichte‘ (Master Narrative) des Salons – die das ihm zugeschriebene emanzipatorische Potential zusammenfasst – mit einer exemplarischen Diskussion der Forschungskontroversen zu drei ausgewählten Topoi der Salonforschung: der Konversion als Weg individueller Emanzipation, dem „deutsch-jüdischen Dialog“ und der Emanzipation qua „Halböffentlichkeit“. In Abschnitt 3 werden die zeitgenössischen Emanzipationsdiskurse nachgezeichnet, um mögliche thematische und personelle Überschneidungspunkte mit dem Salon und die aus dieser Überschneidung resultierenden Fragen aufzuzeigen. Abschließend problematisiert Abschnitt 4 die mehrschichtige Funktion des Mediums Brief als wesentliche Quelle zur Beantwortung dieser Fragen.

### **1 Emanzipation und „Judenreform“ – Begriffe**

Als Begriffe für den Prozess der Annäherung der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung im 18. und 19. Jahrhundert wurden in der Forschung zunächst

---

<sup>1</sup> Maritta Adam-Tkalec / Inge Günther: 100 Jahre Frühling. Tel Aviv feiert am 11. April den Jahrestag seiner Gründung. Hier gilt: Jeder lebt nach seiner Fassung, in: Berliner Zeitung, 9. April 2009.

Assimilation, dann Akkulturation verwendet.<sup>2</sup> Da die Begriffe gelegentlich noch nebeneinander stehen, wird in dieser Arbeit mit folgender Unterscheidung gearbeitet: Assimilation kann als Versuch oder Forderung betrachtet werden, die jüdische Tradition und Identität aufzugeben und in völliger „Angleichung“ Teil der Mehrheitsgesellschaft zu werden.<sup>3</sup> Der heute überwiegend verwandte Begriff Akkulturation wird verstanden als Annäherung an die Kultur der Mehrheitsgesellschaft unter Bewahrung religiöser Identität, wobei eine immer noch diskutierte Forschungsfrage ist, inwieweit die Aufklärer emanzipationswilligen Juden die Bewahrung ihrer Identität zugestehen wollten. Zurecht plädiert Deborah Hertz dafür, den Begriffsrahmen zu erweitern und die beiden besetzten und tendenziell abwertenden Begriffe durch ein Spektrum von Begriffen und Strategien der Annäherung oder eines eigenen Weges zu ersetzen.<sup>4</sup> Im Zusammenhang dieser Arbeit werden die Quellen daraufhin befragt, ob, wie und in welchen Worten der Status der jüdischen Bevölkerung in Briefen der Salongesellschaft diskutiert wurde. Zugleich wird gefragt, welche Forderungen für ein Miteinander die Teilnehmer der Salongesellschaft konkret an ihre jüdischen Bekannten stellten, welche Voraussetzungen sie als vorhanden konstatierten oder als fehlend vermissten. Die Analyse der Briefe konzentriert sich dabei vor allem auf zeitgenössisch gebräuchliche – oder auch im Salon erfundene – Begriffe und damit verbundene Wertigkeiten.

Der Begriff Emanzipation scheint zunächst nicht in dieses Programm zu passen, da er in den Jahren um 1800, hierin ähnlich dem Begriff Salon, zwar

---

2 Vgl. zur Begriffsgeschichte: Elke-Vera Kotowski: Wege der Akkulturation, in: dies. / Julius H. Schoeps / Hiltrud Wallenborn (Hrsg.): Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa, 2 Bde., Darmstadt 2001, Bd. 1, S. 353–363, und Jakob Toury: Emanzipation und Assimilation, in: Schoeps 1992, S. 132–134. Der Begriff „Judenreform“ aus der Überschrift nach: Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 13. 6. 1814, in: ERLV III, S. 415, hier bezogen auf innerjüdische Reformbestrebungen.

3 Der Begriff Assimilation, der im 19. Jahrhundert auch von jüdischer Seite verwendet wurde, hat heute „Reizwortcharakter“, nicht nur, aber vor allem durch die Verwendung in der NS-Zeit. Toury 1992, S. 134.

4 Deborah Hertz: *Masquerades and Open Secrets, Or New Ways to Understand Jewish Assimilation*, in: Anna-Dorothea Ludewig / Hannah Lotte Lund / Paola Ferruta: *Versteckter Glaube oder Doppelte Identität? Das Bild des Marranentums im 19. und 20. Jahrhundert / Concealed Faith or Double Identities? The Image of Marranism in the 19<sup>th</sup> and 20<sup>th</sup> Centuries*, Hildesheim 2011, S. 57–97. Hertz plädiert dafür, das Modell des Politikwissenschaftlers Kenji Yoshino in die Diskussion einzubeziehen und mit den Termini „authenticity“, „covering“, „passing“ and „total transformation“ (Yoshino) bzw. „masquerade“ und „open secret“ (Hertz) für verschiedene Strategien der Annäherung unter Bewahrung der eigenen Identität zu arbeiten. Inwieweit der Ansatz von der deutsch-jüdischen Historiografie aufgenommen wird, bleibt abzuwarten.

bekannt war, aber nicht dafür verwendet wurde, wofür er heute steht.<sup>5</sup> Wenn in dieser Arbeit, bei der strukturellen Analyse, dennoch mit ihm gearbeitet wird, geschieht das im Sinne eines abstrakten Oberbegriffs, der sowohl transitive (aus der Rechtshoheit anderer entlassen und emanzipiert werden) wie intransitive Elemente (des *sich* Emanzipierens, „Mündig“-Werdens) enthält. Emanzipation im weitesten hier angewandten Sinne meint die aktive oder passive Befreiung von Abhängigkeiten aus rechtlichen und gesellschaftlichen Zwängen.

Dass die Emanzipation der Juden,<sup>6</sup> und auch die der Frauen,<sup>7</sup> in Preußen und Deutschland zunächst nicht unter diesem Begriff, sondern als „bürgerliche Verbesserung“ diskutiert wurde, ist kein Zufall: Zwar wird das preußische Verständnis der Judenemanzipation im Sinne des „Gewährens“ von Rechten im Begriff Emanzipation gut widergespiegelt, doch der zeitgenössische Begriff „bürgerliche Verbesserung“ deutet zugleich auf das wesentliche Merkmal preußisch-deutscher Politik, diese Gewährung von Rechten noch von einer sittlich-moralischen „Besserung“, einem gewissen Grad der Akkulturation bzw. eben Assimilation abhängig zu machen.

---

5 Ursprünglich ein terminus technicus im römischen Recht für die förmliche Entlassung des Hauskindes aus väterlicher Gewalt, erfuhr der Begriff in der Frühen Neuzeit eine Erweiterung und partielle Sinnverschiebung hin zur Selbstbefreiung, auch von ganzen Bevölkerungsgruppen. Sinnfällig für die Reaktion der ständischen Welt ist die Tatsache, dass der Begriff zunächst überwiegend in abschätziger Form verwendet wurde im Sinne des „sich ungebührliche Freiheit anmaßen“. Obzwar in naher Verwandtschaft zum zeitgenössischen Begriff Aufklärung stehend, wird die Differenz deutlich am Beispiel Immanuel Kants, der Emanzipation nur in juristischen Zusammenhängen verwandte, sonst den Begriff Aufklärung, da Menschen rechtlich emanzipiert sein könnten, ohne in dem von ihm gewünschten Sinne „mündig“ zu sein. Georg Forster gilt als der erste, der den Begriff Emanzipation im politischen Sinne positiv verwendet hat. Im Vormärz ist der Begriff zu einem Bewegungs- und Zielbegriff politischer Strömungen geworden. Grundlegend zur Begriffsgeschichte immer noch: Karl Martin Grass / Reinhart Koselleck: „Emanzipation“, in: Brunner / Conze / Koselleck 1972–1997, Bd. 2, S. 153–197, bes. S. 162–166.

6 Ergänzend, vor allem zur Relevanz des Begriffs und Vorganges heute Ulrich Weiss: „Emanzipation“, in: Wolfgang Fritz Haug (Hrsg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 3, Hamburg 1997, S. 271–289. Eine konzise und vergleichende Begriffsgeschichte im Zusammenhang der europäisch-jüdischen Geschichte bei Ulrich Wyrwa: Die Emanzipation der Juden in Europa, in: Kotowski / Schoeps / Wallenborn 2001, Bd. 1, S. 336–352, bes. S. 342–344.

7 Charles Fourier formulierte erstmals den Satz von der Emanzipation der Frau als Gradmesser der allgemeinen Emanzipation. Demnach ist die „Erweiterung der Privilegien der Frauen [...] die allgemeine Grundlage allen sozialen Fortschritts“. Charles Fourier: Theorie der vier Bewegungen und allgemeinen (1841), hrsg. von Theodor W. Adorno, Frankfurt/M. 1966, S. 190, zit. nach: Weiss 2001, S. 275.



Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit?

Es ist die Emanzipation [...].

Heinrich Heine, 1828<sup>8</sup>

Die rechtliche Gleichstellung der Juden unter dem Begriff Emanzipation zu diskutieren wurde nach dem Wiener Kongress Brauch, wenn auch die Forderung danach traditionsgemäß meist abschlägig beurteilt wurde.<sup>9</sup> Wann der Begriff Emanzipation erstmals für die rechtliche oder gesellschaftliche Gleichstellung der Frau verwendet wurde, ist nicht genau zu datieren.<sup>10</sup> Vergleichbar der allgemeinen Entwicklung kam die Bewegung vor dem Begriff und wurden beide von der ‚Mehrheitsgesellschaft‘ lange mit einem scheelen Blick als „sich Freiheiten der Männer herausnehmend“ gedeutet.<sup>11</sup> Interessant ist hier eine Fundstelle im Werk Karl August Varnhagens, der in einem Artikel *Frauen in Mannskleidern* festhielt, dass schon um 1800 „vornehme Damen in Männer-

---

**8** „Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Kettenschlüsse schmieden, um uns zu beweisen, daß Millionen Menschen geschaffen sind als Lasttiere einiger tausend privilegierter Ritter; sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, solange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen, daß jene mit Sätteln auf dem Rücken und diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind.“ Heinrich Heine: Reisebilder und Reisebriefe. Reisebilder, 3. Teil. Reise von München nach Genua, in: ders.: Werke und Briefe in zehn Bänden, hrsg. von Hans Kaufmann, Bd. 3, Berlin [u. a.] 1972, S. 259.

**9** So sprach sich etwa das Bayerische Ministerium des Inneren gegen eine „eine augenblickliche gänzliche emancipation der Israeliten“ aus. Zit. nach: Wyrwa 2001, S. 34, ohne Quelle. Auch nach der 1871 erlangten Emanzipation im Sinne des Rechtsaktes der bürgerlichen Gleichstellung, wurde der Begriff weiter verwendet für den langfristigen Prozess der Integration in die bürgerliche Gesellschaft. Nicht politisch, aber begriffsgeschichtlich vergleichbar, blieb der Begriff Emanzipation bzw. Frauenemanzipation auch innerhalb der Frauenbewegung noch lange nach der Erlangung des Bürger- und Wahlrechts ein Schlagwort, das angestrebte gesellschaftliche Gleichbehandlung und den Kampf dafür signalisierte.

**10** Vgl. dazu: Gisela Heinrich: „Frauenemanzipation“, in: Frigga Haug (Hrsg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus, Bd. I, Hamburg 2003, S. 268–278. Das Ende des Begriffs ist deutlicher zu fassen, von feministisch-theoretischer Seite wurde der Begriff der Frauenemanzipation seit den 1970er-Jahren zunehmend aufgegeben, bzw. für diejenigen verwendet, die die Geschlechterfrage der allgemeinen Klassenfrage nachordneten. Seit den 1990er-Jahren wurden beide Begriffe durch den der Differenz ersetzt, nach wachsender Kritik vor allem farbiger Frauen am Allgemeingültigkeitsanspruch der (weißen) Frauenbewegung.

**11** Zur Interpretation des Begriffs Emanzipation bis ins 18. Jh. vgl. die lexikalischen Nachweise bei Wyrwa 2001, S. 342 f. Bemerkenswert auch die lexikalische Definition von 1904, die die Emanzipation der Frau als Befreiung von „natürliche[n] oder soziale[n]“ Beschränkungen definiert, „daher man von emanzipierten Frauen dann zu sprechen pflegt, wenn sich dieselben in auffallender Weise geflissentlich über jene Schranken hinwegsetzen“. „Emanzipation“, in: Meyers Großes Konversationslexikon, Bd. 5, Leipzig [u. a.] 1904, S. 745.

tracht ausgingen, unbegleitet und recht eigentlich emancipiert, lange vorher, ehe dieses Wort gebraucht wurde“.<sup>12</sup>

Im Zusammenhang dieser Arbeit ist der kürzlich auch in die Geschlechterforschung eingezogene Terminus der „kulturellen Emanzipation“ von Interesse, welcher „signalisiert, daß die Teilhabe an der Kulturproduktion für Frauen einen emanzipatorischen Charakter haben konnte“,<sup>13</sup> bzw. in dieser abstrakten Definition für alle, die nicht Mitglied der dominierenden Gesellschaft waren. Dabei bedeutet kulturelle Emanzipation nicht nur Teilhabe an etablierten Prozessen, sondern sie konnte auch in solchen Räumen stattfinden, „die sich entweder am Rande oder sogar außerhalb der organisierten Wissenschaft konstituierten“.<sup>14</sup> Während dies noch wie eine Neuformulierung des klassischen Diktums von Virginia Woolf klingt, dass schreibende Frauen ein „eigenes Zimmer“ bräuchten – und sich eines schufen<sup>15</sup> –, ist besonders die Ambivalenz dieses Konzept für diese Arbeit fruchtbar: Einerseits haben gewisse Ausschlussmechanismen, etwa Zuschreibungen an Frauen im Geschlechterdiskurs als natürlich und empfindsam, ihnen einen eigenen Raum, den des Briefeschreibens, nachhaltig eröffnet. Andererseits kann gefragt werden, ob so ein separater Raum Salon auf dem „langen Weg zur Mündigkeit“<sup>16</sup> nicht auch einen Umweg darstellte, inwieweit bereits erkämpfte Positionen etwa der weiblichen Gelehrten durch die einer ‚moderierenden und Briefe schreibenden‘ Salonière wieder geschwächt wurden. Hier, ebenso wie mit Blick auf die Situation der Juden in Preußen mit dem Konzept ausgewählter Schutzjuden, wird die Dialektik zwischen allgemeiner und individueller Emanzipation, für die Arbeit relevant. Schließlich kann das Scheitern (kultureller) Emanzipationsbe-

---

**12** Er datierte „die Sucht der Frauen, sich der nun so bequemen, jeder Freiheit günstigen Kleidung zu bedienen“ in vorrevolutionäre Zeiten. Karl August Varnhagen: *Frauen in Mannskleidern*, in: ders.: *Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften*, Bd. 1, Mannheim 1837, S. 503–505, hier S. 504. 1837 scheint der Begriff damit eingebürgert.

**13** Angelika Ebrecht / Irmela von der Lühe [u. a.] (Hrsg.): *Einführung in den Band*, in: dies.: *Gelehrsamkeit und kulturelle Emanzipation (Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 1)*, Stuttgart [u. a.] 1996, S. 9–22, hier, S. 9. Der Band *Querelles 1* brachte den Begriff erstmals in die Debatte.

**14** Ebrecht / von der Lühe 1996, S. 17

**15** In ihren grundlegenden Arbeiten zur weiblichen Autorschaft definiert Woolf drei Voraussetzungen, die Frauen zum Schreiben brauchten: Muße, Geld und ein eigenes Zimmer. Virginia Woolf: *Ein eigenes Zimmer*, in: dies.: *Ein eigenes Zimmer. Drei Guineen. Essays*, Leipzig 1992, S. 5–112.

**16** Der Begriff der „Mündigkeit“ wurde von Barbara Becker-Cantarino in die Frauenliteraturgeschichte eingeführt. Dies.: *Der lange Weg zur Mündigkeit. Frauen und Literatur und Deutschland von 1500 bis 1800*, München 1989.

strebungen sowohl durch politisch-historische oder gesellschaftliche wie durch individuelle und zwischenmenschliche Faktoren verursacht werden.<sup>17</sup>

Mit den bahnbrechenden Arbeiten von Reinhard Rürup, Rainer Erb, Werner Bergmann und Julius H. Schoeps hat es sich eingebürgert, den Prozess der Emanzipation der Juden in Deutschland mit judenfeindlichen Gegenströmungen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zusammen zu denken.<sup>18</sup> Dabei wird meist zwischen zwei Formen der Judenfeindschaft unterschieden, wobei Antijudaismus als Begriff für eine theologisch begründete Ablehnung der Juden bzw. historische Vorform verwendet wird und Antisemitismus „rassisch“ begründete Judenfeindschaft bedeutet. Zu Recht wurde allerdings darauf hingewiesen, dass auch und gerade bei Pamphleten der Zeit um 1800 eine „trennscharfe Differenzierung“ nicht möglich ist, da nicht selten „die Grenze zu einem antisemitischen Argumentationsmuster“ überschritten wird.<sup>19</sup> In dieser Arbeit wird von Antisemitismus gesprochen, wenn sich Argumentationen auf biologische oder „rassische“ Definitionen „des Jüdischen“ berufen. Der Schwerpunkt der Analyse liegt auch hier auf den zeitgenössischen Begriffen und Wertigkeiten in den Jahren um 1800.

---

<sup>17</sup> Ebrecht / von der Lühe 1996, S. 13.

<sup>18</sup> Antisemitismus und Emanzipation wurden in der Forschung zur deutsch-jüdischen Geschichte als zwei Antworten auf die „Judenfrage“ der bürgerlichen Gesellschaft gedeutet. Während die meisten neueren Deutungen sich deutlich gegen die Kontinuität eines ewigen Antisemitismus stellen, wird die Abgrenzung eines modernen Antisemitismus vom hergebrachten Antijudaismus unterschiedlich vorgenommen: Während Rürup die Entstehung des Antisemitismus in die Zeit der erfolgreichen Verbürgerlichung der Juden und der Wirtschaftskrise der 1870er datiert und den Antisemitismus als Gegenbewegung gegen die moderne Gesellschaft deutet, sehen Erb und Bergmann den Prozess früher einsetzen, bereits mit der Debatte um eine mögliche Emanzipation der Juden. Sie stimmen aber mit Rürup darin überein, dass der Antisemitismus ab 1870 eine neue Qualität annahm, zu einer „Weltanschauung“ wurde. Reinhard Rürup: *Emanzipation und Antisemitismus. Studien zur „Judenfrage“ der bürgerlichen Gesellschaft. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Band 15)*, Göttingen 1987; Rainer Erb / Werner Bergmann: *Die Nachtseite der Judenemanzipation. Der Widerstand gegen die Integration der Juden in Deutschland 1780–1860*, Berlin 1989, S. 10 f. Schoeps sieht die Dialektik zwischen Emanzipation als These und Antisemitismus als Antithese historisch in der Synthese Zionismus aufgehen. Schoeps 2002, S. 11.

<sup>19</sup> Marco Puschner: *Antisemitismus im Kontext der Politischen Romantik. Konstruktionen des „Deutschen“ und des „Jüdischen“ bei Arnim, Brentano und Saul Ascher*, Tübingen 2008, S. 23 und 22.

## 2 Forschungsdebatten zum Salon als Ort der Emanzipation

### 2.1 Zu einer Idealgeschichte des Salons

Wie in I.2 erwähnt, besteht ein grundsätzliches Paradox der Salonforschung darin, dass trotz der Mündlichkeit und Flüchtigkeit des Phänomens – und obzwar es sich selbst selten so bezeichnet hat – Salonforscher aller Disziplinen ihm mit Definitionsmerkmalen beizukommen suchen. In einer aus Klassikern der Salonliteratur gefilterten Minimaldefinition wäre der Salon zu verstehen als Kommunikations- oder Geselligkeitsform, die auf Initiative einer Frau sowie in den Räumen einer Frau stattfindet und bei der Männer und Frauen verschiedener beruflicher, gesellschaftlicher und konfessioneller Herkunft zusammenkommen – zum Zweck der Unterhaltung, vornehmlich über Literatur und Kunst. Die Mischung der Gesellschaft bzw. das Zusammenkommen von Vertreterinnen und Vertretern unterschiedlicher Stände und Schichten wird dabei als besonderes Merkmal der Salongeselligkeit betrachtet.<sup>20</sup>

In der Untersuchung des emanzipatorischen Potentials stellte die traditionelle Salonforschung dann im Sinne der großen kulturgeschichtlichen Darstellung gewissermaßen zunächst den Beitrag der Salonfrauen zur „bürgerlichen Verbesserung“ der Männer in den Vordergrund.<sup>21</sup> Personifiziert in der ersten Salonière, der Marquise de Rambouillet, wurde gezeigt, wie eine Frau zum von

---

**20** Zu den Definitionen s. v. a. Wilhelmy 1989 und Seibert 1993(a). Wenn in der Literatur häufig die „Vermittlungsfunktionen des Salons [...] zwischen den Ständen“ betont werden, ist zu bedenken, dass sich eben in der Zeit um 1800 die so genannte preußische Ständegesellschaft im Umbruch befand. (Roberto Simanowski: Der Salon als dreifache Vermittlungsinstanz, in: Ders. / Turk / Schmidt 1999, S. 8–39, hier S. 11). Die neue Schicht des Bürgertums bildete sich heraus – ein Prozess, an dem, wie die jüngere Forschung betont, Juden (als außerhalb jeglicher Ständeordnung Stehende) wesentlich beteiligt waren. [Vgl. II.2.4]. Der preußische Adel selbst ist mit vielfachen Einbindungen ins Militär- oder Beamtenwesen nicht als homogen zu betrachten, und zumindest in Berlin ließe sich eine weitere Schicht der Intellektuellen identifizieren, zu der Schriftsteller, Verleger, Hofmeister und andere gehörten. Aus dieser Umbruchszeit heraus ist es daher korrekt, von Personen verschiedener Stände und Schichten im Salon zu sprechen. Es wäre noch zu fragen, inwieweit die gemischte Geselligkeit im Salon und an anderen Orten zur Bildung einer neuen Formation beitrug, die sich über gemeinsame kulturelle Interessen definierte und die man als „Gebildete Stände“ bezeichnet hat.

**21** Das bedeutete in erster Linie gesellschaftliches Taktgefühl, Verbesserung des Ausdrucks und Hilfe zur Selbsthilfe. In diesem Sinne urteilte noch 2003 die *Encyclopedia of Enlightenment*, die die Aufgabe der Gastgeberinnen umschrieb, mit „bringing out the best in their circle, while encouraging others to shine, rather than attracting attention to themselves“. Rosena Davison [u. a.]: „Salons“, in: Alan Charles Kors (Hrsg.): *Encyclopedia of Enlightenment*, 4 Bde, Bd. 4, Oxford 2003, S. 7–14, hier S. 7.

männlichen Ritualen geprägten Hofleben Mitte des 17. Jahrhunderts in ihrem Salon eine Alternative schuf.<sup>22</sup> So entstand zugleich ein alternatives Forum des Raisonnements, die französischen Salons wurden als Wegbereiter der bürgerlichen Öffentlichkeit diskutiert.<sup>23</sup> Als ‚Leistung‘ der Salonièren wurde im Folgenden generell oder anekdotisch vermerkt, welche berühmten Gäste die Frauen um sich zu versammeln verstanden, auf die ihnen mehr oder minder kultivierender oder fördernder Einfluss zu haben attestiert wurde: Sei es, dass im Vorzimmer der Madame de Lambert<sup>24</sup> über die Aufnahme in die französische Akademie entschieden wurde, sei es, dass Hester Thrale Piozzi<sup>25</sup> den bedeutenden englischen Aufklärer Samuel Johnson durch Tischmanieren gesellschaftsfähiger gemacht haben soll, sei es schließlich, dass Rahel Levin Varnhagen Heinrich Heine mit „Makaroni und Geistesspeise“ stärkte.<sup>26</sup> Dieser spezifische Beitrag der Frauen zur Literatur- und Kulturgeschichte wurde nicht zuletzt propagiert durch die Erinnerungen (männlicher) Salongäste, die ihre ideale Salonièr als Muse verherrlichten.<sup>27</sup>

---

**22** Bei ihrem Rückzug vom Hof Heinrichs IV. zog die Hofdame Christine de Vivonne, Marquise de Rambouillet (1588–1665), einen Großteil der Hofgesellschaft mit sich, der sich in ihrem Haus mit Künstlern und Vertretern des gehobenen Bürgertums zur Unterhaltung zusammenfand. Den angestrebten neuen Umgangsformen entsprach das Ambiente ihres Hotels, das sie so umbauen ließ, dass es Raum für persönliche Unterhaltung bot.

**23** Grundlegend Habermas 1991, s. u. Zum Salon als Strukturelement der Öffentlichkeit auch Dena Goodman: *The Republic of Letters. A Cultural History of the French Enlightenment*, Ithaca [u. a.] 1994, bes. S. 12–15.

**24** Anne Therese de Marguenat de Courcelles (1647–1733), Marquise de Lambert, ragt insofern aus der Gruppe der Salonièren des 18. Jahrhunderts heraus, als sie sich innerhalb und außerhalb der Salons für eine verbesserte Frauenbildung einsetzte. 1727 erschienen ihre „Réflexions nouvelles sur les femmes“.

**25** Hester Thrale Piozzi, geb. Salusbury (1741–1821), Salonièr und Autorin, war eine der umstrittensten Figuren des englischen Salons *Bluestocking Circle*. In der Literaturwissenschaft wurde sie zunächst vor allem berücksichtigt wegen ihrer engen Freundschaft zu Samuel Johnson, dessen erste Biografie sie schrieb. Sie publizierte aber selbst in ganz unterschiedlichen Genres, beispielsweise Reiseberichte und ein Synonymlexikon.

**26** So erinnerte sich Heine, „wie Sie beyde [das Ehepaar Varnhagen] mir so viel Gutes und Liebes erzeugt, und mich mürrischen, kranken Mann aufgeheitert, und gestärkt, und gehobelt, [...] mit Makaroni und Geistesspeise erquickt.“ An Karl August Varnhagen.

17. 6. 1823, zit. als titelgebende Widmung in: Gatter 2001, Vorblatt.

**27** Exemplarisch zu zitieren ist die ideale Salonièr nach Marmontel: „Das Gefühl von Schicklichkeit, Relevanz und Maß, das Wort, das zum Gegenstand, zum Moment und zur Person am besten passt, die Unterschiede zwischen Dingen, der feinste Schatten des Ausdrucks, und was zu allen und zu jedem einzelnen im besonderen gesagt werden kann [...] wie sie ihre Gesellschaft animiert, verschönt und unterhält.“ Jean-Francois Marmontel, *Memoirs*, 2 Bde., London 1806, Bd. 2, S. 244, zit. nach: Evelyn Gordon Bodek, *Salonières and Bluestockings. Educated Obsolescence and Geminating Feminism*, in: *Feminist Studies* 3

Und während ich strickt' an meinen Strümpfen /  
 Hab ich lernen auf Wieland schimpfen.  
 Aus einer Satire, 1803<sup>28</sup>

Die Frauenforschung konnte an diesem Punkt, dem persönlichen Umgang mit Dichtern und Denkern, anknüpfen und die Gegenfrage stellen, was dieser den Frauen gebracht habe. Mit der angenommenen Herausbildung einer öffentlichen und einer privaten Sphäre im Zuge der Industrialisierung galt der Salon mit seiner Definition als Geselligkeitsform auf der Schnittstelle als erweiterter Handlungsspielraum für seine Betreiberinnen: „Außergewöhnlich gebildet und ehrgeizig, eroberten sie sich einen Platz in jenem Zwischenbereich des Nicht-mehr-Privaten und Noch-nicht-Öffentlichen, das der Salon repräsentierte“.<sup>29</sup> Weniger abstrakt wurde der emanzipatorische Effekt für die beteiligten Frauen bürgerlicher Herkunft in dieser Betrachtung besonders deutlich, wenn man den Salon vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts darstellte: Frauen hatten keinen Zugang zur Universität oder Berufsausbildung, selten die Möglichkeiten zur höheren Bildung, eine Betätigung von Frauen in künstlerischen Bereichen galt zumindest als ungewöhnlich, intellektuelle Betätigung war nicht wirklich gewünscht: „In spite of the general prejudice against the learned lady [...] the salon was the only place within a woman was encouraged to sharpen her wits“.<sup>30</sup>

Je nach Definition von Emanzipation wurde der Salon dabei jeweils deswegen zum Modell, weil er den Frauen erlaubte, ihren eigenen Interessen nachzu-

---

(Frühj. / Sommer 1976), S. 185–199, hier S. 191, Übersetzung von mir. Zum Verhältnis des Idealbilds Muse zur Salonführung s. ausführlicher Hannah Lotte Lund: Gar nicht „zu fein für den Pressbengel“ – Salonièren als Autorinnen, in: Caroline Bland / Elisa Müller-Adams (Hrsg.): Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780–1918, Bielefeld 2007.

**28** August von Kotzebue: Expectorationen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarcos, zit. nach: Rainer Schmitz: Die Ästhetische Prügeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung, Göttingen 1992, S. 210.

**29** Ute Frevert: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Frankfurt/M. 1986, S. 57. Frevert misst das aufklärerische Geschlechtermodell, den Salon und die Weiblichkeitsimagination der Romantiker an den (vermeintlich) „auch in bürgerlichen Kreisen noch geltenden Gepflogenheiten eines traditionellen Geschlechterverhältnisses“ und so sei es einigen Frauen gelungen, vom „Lebensdogma“ abzuweichen. Ebd., S. 61–62. Diese Sicht auf den Salon als Ort zwischen den Sphären wurde oft mit Bezugnahmen auf Schleiermachers zeitgenössische Theorie einer freien Geselligkeit untermauert, die zu gestalten beruflich nicht eingebundene Frauen prädestiniert seien. Friedrich Schleiermacher: Versuch einer Theorie geselligen Betragens, in: ders.: Philosophische Schriften, hrsg. und eingeleitet von Jan Rachold, Berlin 1984, S. 41–64. Da der Text erstmals 1799 erschien, wurde er oft als „Theorie des Salons“ missverstanden.

**30** Bodek 1976, S. 185.

gehen, ohne die vorgegeben Geschlechtererwartungen an die Gattin und Hausfrau zu vernachlässigen, oder aber weil er als „Einbruch“ der Frauen in die männlich geprägte Öffentlichkeit und Ausbruch aus eben diesen Geschlechtererwartungen gesehen wurde. Die künstlerisch oder politisch tätigen Gäste konnten durch das Gespräch und mitgebrachte Texte der Frau verbesserte Bildungsmöglichkeiten bringen. Der Salon wurde auch als erweiterter Schreibort diskutiert: ein größeres soziales Netz erforderte weitgefächerte Korrespondenz und schulte die Salonière als Schreiberin.<sup>31</sup> Auch ein Zugewinn an Selbstvertrauen durch eigene literarische Aktivitäten wurde in Betracht gezogen, in der Forschung der 1980er-Jahre wurden die Salons gelegentlich als Orte der Selbstverwirklichung der Frau betrachtet, auch als „verschwundene Höhepunkte einer weiblichen Kultur“.<sup>32</sup>

Manche Strukturen, um deretwegen der jüdische Salon als Forum oder Agent der Emanzipation der Juden galt, sind den für den Salon angenommenen Geschlechterkonstellationen vergleichbar. Ähnlich wie die Frauenforschung attestierte auch die jüdische Historiografie den Berliner Salonièren, dass sie sich „mit dieser Form der Geselligkeit erstmals einen gesellschaftl. Raum [eröffnet haben], innerhalb dessen sie ihre [...] Forderung nach Gleichberechtigung realisieren konnten“.<sup>33</sup> Nicht nur der Umstand, dass bürgerliche und adlige Männer jüdische Häuser ohne ökonomischen Zwang besuchten, wurde als Zeichen wegbrechender gesellschaftlicher Grenzen gedeutet, beziehungsweise als Zugangsmöglichkeiten zur deutschen Kultur (für die Juden) wie für erweiterte Bildung (für Frauen). Die – als hoch angenommene – Zahl der Konversionen und Eheschließungen mit adligen oder bürgerlichen Gästen wurde als Zwischenergebnis der Integration betrachtet, als individueller Kul-

---

<sup>31</sup> Zum Salon als Ort weiblicher Literaturproduktion und -rezeption s. grundlegend Seibert 1993(a) und Renate Baader: *Dames de lettres*. Autorinnen des präziösen, hocharistokratischen und ‚modernen‘ Salons (1649–1698). Mlle de Scudéry – Mlle de Montpensier – Mme d’Aulnoy, Stuttgart 1986.

<sup>32</sup> Als wohl bekanntestes Beispiel dieses nostalgisierenden Ansatzes s. Heyden-Rynsch 1995. Auf ganz anderem Niveau: Carolyn Lougee: *Le Paradis des Femmes*. Women, Salons and Social Stratification in Seventeenth Century France, Princeton 1976. Auf wiederum anderer, geselligkeitstheoretischer Ebene überlegt Seibert, ob nicht eben die Neudefinition der Frauenrollen um 1800 spezifische „ihnen inhärente gesellige Möglichkeiten“ gebracht hätte: „Die Frau, indem ihr der Privatraum des Hauses zugewiesen wurde, hatte die Chance, Träger des Widerspruchs zu einer ständisch organisierten, sich durch Konventionen permanent selbst bestätigenden Gesellschaft zu werden.“ Seibert 1993(a), S. 161f.

<sup>33</sup> Helga Mandelartz-Kaußen: „Salons“, in: Julius H. Schoeps (Hrsg.): *Neues Lexikon des Judentums*, Gütersloh [u. a.] 1992, S. 405. Diese Formulierung lässt offen, ob sie nur die Forderung aussprechen oder Gleichberechtigung realisieren konnten.

tursprung.<sup>34</sup> Dabei wurde und wird der geschlechtsspezifisch unterschiedliche Zugang zur Bildung im Judentum betont, insofern die geringere religiöse Ausbildung Voraussetzung für eine schnellere Akkulturation der jüdischen Frauen gewesen sei.<sup>35</sup> Neben dem potentiellen Beitrag der Salons zur Emanzipation der Salonnières wurde auch die Gegenfrage gestellt, ob die prominente Rolle kluger jüdischer Frauen in den Berliner Salons Einfluss auf die Einstellung der Gäste zur bürgerlichen Verbesserung der Juden hatte bzw. auf eine positive Einstellung gegenüber weiblichen Intellektuellen und damit emanzipierende Wirkung auf die Haltung der Gäste. So habe die Ausstrahlung der „kulturellen Begegnung“ im Salon „Einfluss auf die Entstehung und Verwirklichung der Idee der Judenemanzipation“ gezeitigt.<sup>36</sup> Dass diese Idealgeschichte in der Forschung natürlich nicht unwidersprochen blieb, zeigt die Diskussion der im Folgenden skizzierten drei besonders umstrittenen Topoi.

## 2.2 Topos 1 – Öffentlich, teilöffentlich oder privat – Der Salon als Ort „zwischen den Sphären“

Spätestens seit der epochemachenden Untersuchung zum *Strukturwandel der Öffentlichkeit* durch Jürgen Habermas galt der Salon als Merkmal und Motor

---

34 Bzw. in negativer Deutung als Riss durch die jüdische Gemeinde, [s. III.2.3]. Die Tatsache, dass einige Salonfrauen konvertierten und christliche, zumeist adlige Männer heirateten, verschafft dem Salon auch immer wieder das Image eines „Heiratsmarktes“, zuletzt, allerdings in kritischer Verwendung, bei Jasper 2004, S. 80.

35 „Die Befreiung der Frau von vielen religiösen Pflichten des Mannes, brachte es mit sich, dass die religiöse Bildung der Frauen nur oberflächlich war.“ Dieser Ausschluss habe dazu geführt, dass Frauen weniger Hemmungen hatten, sich der Umgebungskultur anzupassen. Monika Richarz: In Familie, Handel und Salon. Jüdische Frauen vor und nach der Emanzipation der deutschen Juden, in: Karin Hausen / Heide Wunder (Hrsg.): Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte (Geschichte und Geschlechter 1), Frankfurt/M. 1992, S. 57–66, hier S. 59 f. Ursula Isselstein argumentiert hingegen, dass auch die Männer der Familie nach Wegen suchten, „die traditionelle jüdische Kultur mit der modernen Zeit“ zu verbinden, sich oft widerwillig in die Karriere fügten und gleich ihren Schwestern Interesse (und Talent) zur Literatur hatten. Isselstein belegt dies am Beispiel der Familie Levin, in der nicht nur der Bruder Ludwig Robert, sondern auch Marcus literarische Ambitionen gehabt hatte, hält die These aber für ausdehnbar auf viele jüdische Bürgerfamilien. Ursula Isselstein: Emanzipation wovon und wofür? Das Beispiel der Familie Levin aus Berlin, in: Norbert Altenhofer / Renate Heuer (Hrsg.): Jüdinnen zwischen Tradition und Emanzipation (Jahrbuch des Archivs Bibliographia Judaica 1986/1987) Bad Soden 1990, S. 80–113, bes. S. 84 f.

36 Monika Richarz: Einleitung, in: dies. (Hrsg.): Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780–1914, München 1989, S. 11–55, hier S. 14.



dieses Wandels, als Forum der Emanzipation des Bürgertums.<sup>37</sup> Es muss dabei betont werden, dass Habermas sich explizit und ausschließlich auf den französischen Salon bezog.<sup>38</sup> Die in der Salonforschung oft erfolgte Annahme, es sei auch der deutsche Salon mitgemeint, lässt sich rein quantitativ entkräften – eine das Stadtbild prägende und verändernde Erscheinung wie das Kaffeehaus in London, von denen es im 18. Jahrhundert schon 3.000 gab, ist der Berliner Salon zu keiner Zeit gewesen, eine kulturhistorische entscheidende „Institution“ wie der Pariser Salon auch nicht.<sup>39</sup> Vielmehr lässt sich fragen, ob nicht einige der von Habermas definierten Merkmale einer epochaltypischen *Form* von Öffentlichkeit auch für die Berliner Salons um 1800 zutreffen, wenn sie auch nicht eine *Institution* waren.<sup>40</sup> Dazu zählen ein „Takt der Ebenbürtigkeit“, „eine der Tendenz nach permanente Diskussion unter Privatleuten“, und eine „prinzipielle Unabgeschlossenheit des Publikums“.<sup>41</sup>

Zu fragen ist aus der Berliner Perspektive auch noch, in welchem Verhältnis die jüdischen Salons und die seit den 1780er-Jahren neu entstehende jüdische Öffentlichkeit zueinander standen. Vereinzelt gibt die neuere Forschung zur jüdischen Aufklärung, der Haskala;<sup>42</sup> eine bessere Arbeits-

---

**37** Habermas zeichnet den Übergang von der repräsentativen höfischen zur bürgerlichen Öffentlichkeit, die er als epochaltypische Kategorie begreift, in den drei Ländern England, Frankreich und Deutschland nach. Dabei sieht er in jedem Land die bürgerliche Öffentlichkeit – als der „Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute“ (Habermas 1990, S. 86) – paradigmatisch in einer anderen Form realisiert: In Frankreich gilt ihm der Salon als erster Ort, in England attestiert er den Coffeehouses die stärkste verändernde Kraft und in Deutschland den Vereinen, vor allem den Tischgesellschaften. Zu der bekannten Kritik an Habermas' Modell, dass er Öffentlichkeit zu monolithisch betrachtet und die plebejische oder eine spezifisch weibliche Öffentlichkeit außer Acht gelassen habe, s. sein Vorwort zur Neuauflage 1990. Aus Sicht der jüngeren Salonforschung s. Steven D. Kale: *Women, the Public Sphere and the Persistence of Salons*, in: *French Historical Studies* 25.1 (2002), S. 115–148. Kale sieht die französischen Salons, anders als Habermas, als primär aristokratisch in Herkunft und Ideal.

**38** Die Pariser Salons wurden nicht nur als ein Zwischenraum zwischen Hof, Aristokratie und Stadtbürgertum untersucht, sondern ebenso als ein Raum zwischen den Philosophen, Künstlern und der allgemeinen Öffentlichkeit. Als nicht unwesentliche Beiträge der Pariser Salons zur Aufklärung gelten beispielsweise der Umstand, dass Madame Geoffrin die Autoren der „Encyclopédie“ finanziell und gesellschaftlich unterstützte, sowie die Tatsache, dass zahlreiche ausländische Philosophen und Schriftsteller die Pariser Salons besuchten.

**39** Die Zahl der Kaffeehäuser und der Begriff Institution nach Habermas 1990, S. 92.

**40** Habermas hatte auch explizit darauf hingewiesen, dass es neben den von ihm genannten frühen Institutionen der literarischen Öffentlichkeit ein „großes“ Publikum gegeben habe, das sich in Theatern, Museen oder als Zeitungspublikum bildete. Habermas 1990, S. 107.

**41** Habermas 1990, S. 97.

**42** Vor allem bei Shmuel Feiner: *Haskala – Jüdische Aufklärung. Geschichte einer kulturellen Revolution*, Hildesheim [u. a.] 2007, und Schulte 2002.

grundlage ist von den verstärkt unternommenen biografischen Recherchen zu einzelnen ihrer Vertreter, den Maskilim zu erhoffen.<sup>43</sup> In den grundlegenden Werken zur Verbürgerlichung der deutschen Juden tritt der jüdische Salon hingegen nicht in Erscheinung. Dabei scheinen der Begriff und die These einer deutsch-jüdischen „Subkultur“, die David Sorkin zwischen 1780 und 1840 entstehen sieht, eine informelle Gruppierung wie den Salon geradezu zu subsumieren.<sup>44</sup> Insofern der Weg zur eigenen Subkultur nach Sorkin aber über die Adaption bürgerlicher Modelle der Mehrheitskultur führt, hat der Salon hier wirklich keine Funktion, da jüdische Bürger ihn nicht ‚übernommen‘ haben. Der Berliner Salon entstand, im umgekehrten Prozess, aus der spezifischen Lebenssituation der jüdischen Oberschicht der 1780er-Jahre, um im 19. Jahrhundert eine Geselligkeitsform des gehobenen Berliner Bürgertums zu werden.

Dass der Berliner Salon nicht zu den jüdischen „Wegen ins Bürgertum“<sup>45</sup> im 19. Jahrhundert gerechnet wird, könnte erstens darauf hindeuten, dass im Salon eher der Lebensstil der Aristokratie gepflegt wurde, oder zweitens darauf, dass hier keine bürgerlichen, sondern romantische Lebenskonzepte vorweggenommen wurden, oder drittens darauf, dass der Salon doch einen exterritorialen, außerständischen Ort darstellte bzw. von den Forschern heute dafür genommen wird.<sup>46</sup> Der Befund könnte viertens auch einfach mit der Tatsache korrelieren, dass der Salon um 1800 ein Phänomen für nur einen sehr kleinen Teil der späteren jüdischen Bürger darstellte.

Für die Einschätzung des Salons als „halböffentlichen“ Ort ist letztlich ein Paradigmenwechsel innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung besonders interessant. Bis in die 1980er-Jahre gehörte zu deren Kernthesen, dass die

---

**43** Eine grundlegende neue Sicht auf die Vernetzungen eines Maskils bietet die Biografie von Andreas Kennecke: Isaac Euchel. Architekt der Haskala, Göttingen 2007.

**44** David Sorkin: *The Transformation of the German Jewry. 1780–1840*, Oxford 1990. Eine Gruppe jüdischer Intellektueller, die er die Ideologen der Emanzipation nennt, habe ein neues Modell einer sich erneuernden jüdischen Gemeinde entworfen, das sowohl die Zuerkennung von Rechten als auch die Regeneration der Juden als solche beinhaltete. Sorkins zweite zentrale These lautet, dass diese neue jüdische Identität große Anleihen bei der Mehrheitskultur machte, und diese umformte, sodass eine deutsch-jüdische Subkultur entstand.

**45** Auch Simone Lässig, die auf Sorkin aufbaut, aber als Ergebnis des Modernisierungsprozesses keine Subkultur, sondern eine rasante und erfolgreiche Verbürgerlichung der deutschen Juden sieht, erwähnt den Salon nicht. Simone Lässig: *Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert*, Göttingen 2004.

**46** Die Exterritorialitätsthese kam mit der erstmals 1957 erschienenen Biografie Rahel Levin Varnhagens von Hannah Arendt in die Salonforschung: „Der jüdische Salon in Berlin war der soziale Raum außerhalb der Gesellschaft und Rahels Dachstube stand noch einmal außerhalb der Konventionen und Gepflogenheiten auch des jüdischen Salons.“ Arendt 2001, S. 71.

Aufklärung den Frauen ein höchst ambivalentes Erbe hinterlassen habe, bzw. wurde, rückblickend vom 19. Jahrhundert, die sogenannte Sattelzeit als „Epochenschwelle [auch] der Geschlechterverhältnisse“ angenommen:<sup>47</sup> Mit zunehmender Industrialisierung und Verlagerung der Erwerbsarbeit aus dem Haus habe sich die eher partnerschaftliche Familienökonomie aufgelöst und das Modell des öffentlich agierenden männlichen Ernährers etabliert, der sich in dem von der Frau gestalteten und bewahrten Zuhause regeneriere.<sup>48</sup> In diesem Interpretationsmuster der getrennten Sphären<sup>49</sup> galt der Salon lange als eine der wenigen Möglichkeiten für Frauen, an der männlich dominierten Öffentlichkeit zu partizipieren. Indem eine Frau Vertreter der literarischen oder politischen Öffentlichkeit in ihr Haus einlud, wurde ihr Wohn- oder Empfangszimmer zum halb- oder teilöffentlichen Raum.

Etwa seit den 1980er-Jahren im angloamerikanischen Raum und seit Beginn der 1990er auch in der deutschen Wissenschaftslandschaft begannen Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechterforschung, einerseits das Narrativ vom Goldenen Zeitalter der Frau vor 1800 und ihrem anschließenden wirtschaftlich-gesellschaftlichen Niedergang zu hinterfragen und andererseits den Aufklärungsdiskurs und seine Reflektion durch die Geschlechter differenzierter zu betrachten und andere Möglichkeiten der Teilhabe von Frauen am Diskurs zu prüfen. Wie in II. erwähnt, konfrontieren neuere Ansätze das Bild der Muse

---

**47** 2004 tut das noch Cornelia Klinger: 1800 – eine Epochenschwelle im Geschlechterverhältnis?, in: Katharina Rennhak / Virginia Richter (Hrsg.): *Revolution und Emanzipation. Geschlechterordnungen in Europa um 1800*, Köln [u. a.] 2004, S. 17–32. Interessant ist allerdings ihr Ansatz, den Geschlechterdiskurs als frühe Form der Modernisierungskritik zu lesen.

**48** Bei diesem Forschungsansatz wurde die von Karin Hausen geprägte Formulierung von der „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ oft zu absolut gedeutet und mit einer Polarisierung der Lebenswelten in eins gesetzt. Karin Hausen: *Die Polarisierung der „Geschlechtcharaktere“*. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hrsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363–393. Ihre 1992 vorgelegte kritische Auseinandersetzung mit den Kategorien Öffentlichkeit und Privatheit enthält die bis heute gültige Warnung, „daß die im Englischen noch viel handlichere und in der Wissenschaftssprache geradezu inflationäre Setzung public-private vermutlich völlig untauglich ist, um die in historischen Gesellschaften höchst unterschiedlich ausgebildeten sozialen Beziehungen zwischen den Geschlechtern angemessen wahrzunehmen“. Dies.: *Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen*, in: dies. / Heide Wunder 1992, S. 81–88, hier S. 85.

**49** Dies Modell wurde zurecht „eines der einflussreichsten Modelle der Frauengeschichte“ genannt. Leonore Davidoff: *Regarding some "Old husbands' tales": Public and Private in Feminist History*, in: Joan B. Landes (Hrsg.): *Feminism, the Public and the Private*, Oxford University Press, Oxford 1998, S. 164–194, S. 164.

und Gastgeberin mit der tatsächlichen Schreibpraxis erfolgreicher Autorinnen um 1800.<sup>50</sup>

Gegen die „Separate-Spheres-Ideology“<sup>51</sup> beziehungsweise das Alleinstellungsmerkmal des Salons lassen sich fünf wesentliche Gegenargumente ausmachen: Erstens lässt sich ein „Goldenes Zeitalter der mitarbeitenden Ehefrau“ gar nicht genau datieren bzw. wäre die Trennung der Sphären allein in England in jeder Region in einem anderen Jahrzehnt anzusetzen.<sup>52</sup> Gegen eine dichotomische Weltsicht spricht zweitens der Umstand, dass Frauen de facto den „privaten Raum“ zu allen Zeiten verließen, und sei es nur, um im „öffentlichen Raum“ der Gemeinde wohltätig zu werden, und „selbst der familiäre Binnenraum der Privatheit blieb [...] durchzogen von der Öffentlichkeit der Dienstboten, der Gäste und dem öffentlichen Einfluss gesellschaftlicher Normen“.<sup>53</sup> Zu

---

50 Einzeluntersuchungen zu schreibenden Frauen führten zur These, dass Autorinnen um 1800 durchaus Präsenz zeigten, sich keineswegs auf die ihnen zugestandenen „weiblichen“ Gattungen und „damenhaften“ Verhandlungstaktiken beschränkten. Grundlegend, besonders zum Drama, ist Susanne Kord: *Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft 1700–1900*, Stuttgart 1996. Generell wird zunehmend ein Prozess der „Aneignung“ angenommen, in dem Frauen Nischen im normativen Diskurs nutzten, zum Beispiel darauf bestanden, dass der vielfältige Rekurs auf die natürliche Bestimmung zur Mutterschaft sie zu Verfasserinnen pädagogischer Literatur qualifiziere. Zum Paradigmenwechsel grundlegend Anne Fleig: *Vom Ausschluss zur Aneignung. Neue Positionen in der Geschlechterforschung zur Aufklärung*, in: *Das Achtzehnte Jahrhundert* 26, Heft 1, 2002, S. 79–88. Zuletzt rekonstruierte Helen Fronius überzeugend Korrespondenzen zwischen Verlegern und Autorinnen, die sich keineswegs „im Schatten des Goetheschen Olymp“ bewegt hätten, sondern durch die Zahl ihrer Publikationen und ausgesprochenes Selbstbewusstsein beeindruckten. Helen Fronius: *Determined Dilettantes. Women and Literature in the Goethe Era 1770–1820*, Oxford 2007, hier S. 3. Fronius’ These, dass *diejenigen* Frauen selbstbewusster auftraten, die *nicht* im Umfeld männlicher etablierter Autoren schrieben, bietet eine mögliche Erklärung, warum Salonfrauen nicht mehr als Autorin in Erscheinung traten als andere Frauen, oder die Rolle der Autorin zeitlich der Rolle der Salonière folgen ließen.

51 Man muss natürlich selbstkritisch fragen, ob die Abwehr des Separate-Spheres-Modells nicht auch von der Hoffnung motiviert sei, dass Frauen um 1800 doch nicht so ausgeschlossen gewesen sind, wie vielfach vermutet worden ist – ähnlich der Begeisterung, mit der die Frauenbewegung Anfang der 1970er-Jahre vergessene Frauen der Geschichte als Leitbilder ausgrub. Nichtsdestoweniger gilt es immer, Modelle der Vergangenheit mit der komplexeren Realität zu konfrontieren und die traditionelle Geschichtsdeutung zu hinterfragen. *Diesem* feministischen Anliegen fühlt sich die Arbeit durchaus verpflichtet.

52 Dieses und andere Argumente gegen das Master Narrative werden überzeugend vorgebracht von Amanda Vickery: *Introduction*, in: dies.: *The Gentleman’s Daughter. Women’s Lives in Georgian England*, New Haven [u. a.] 1998, S. 1–12.

53 Karin Hausen / Heide Wunder: *Einleitung*, in: dies. (Hrsg.) 1992, S. 9–20, hier S. 15. In den letzten zehn Jahren haben Arbeiten der Aufklärungs- und Geschlechterforschung daher an der Eindeutigkeit der Grenze zwischen öffentlich und privat im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert zunehmend Zweifel angemeldet.

fragen ist daher immer noch, ob und inwieweit sich das zeitgenössische Verständnis von „öffentlich“ und „privat“ mit unserem heutigen deckt. Forscherinnen verwiesen drittens auf die Kontinuitäten in den Lebensverhältnissen wie auch in den Weiblichkeitsvorstellungen der präskriptiven Literatur, die die Unterordnung des Weibes schon immer gefordert habe, und die um 1800 lediglich andere, verbrämtere Gestalt annahm.<sup>54</sup> Umgekehrt ist der grundlegende Umstand, dass die Mehrheit öffentlicher Ämter in Männerhand ist und der Großteil der Haus- und Familienarbeit von Frauen bewältigt wird, ein bis heute gültiges Kontinuum und daher nicht als spezifisch historische Kategorie der Frühen Neuzeit zu betrachten. Mit Blick auf den umfassenden Textkorpus zur Geschlechterfrage um 1800 fragt viertens die jüngere feministische Forschung, ob die zahlreichen zeitgenössischen Texte über die natürliche Bestimmung für unterschiedliche Sphären nicht eine Reaktion auf eine zunehmende Verunsicherung statt einer Beschreibung des Status quo darstellten, so wie etwa Schiller im *Lied von der Glocke* eine Idylle des heimischen Herdes entwarf, in der der Mann sich von den Strapazen der Außenwelt erholen können soll – eine Idylle, die Zeitgenossen gleichermaßen zum Schwärmen wie zum Lachen brachte, aber nicht notwendigerweise als Alltagsbeschreibung verstanden wurde.<sup>55</sup> Das fünfte Gegenargument gegen das Master Narrative vom Salon als „einer der wenigen Orte [...], der es Frauen gestattete, sich frei zu äußern“,<sup>56</sup> ist die tatsächliche gesellige und kommunikative Lebenspraxis der Geschlech-

---

**54** Im Vergleich der postrevolutionären Texte mit kirchlichen Ratgebern des 16. Jahrhunderts schreibt Hufton: „Die Botschaften, die von den Moralisten, den Richtern und den Medizinern [um 1800, H. L. L.] kamen, unterstützen also die traditionelle Rolle der Frau in einer patriarchalischen Familie, auch wenn die Gründe, die die Rolle der Frau rechtfertigen sollten, eine andere Akzentuierung und zum Teil ein neues Vokabular erhalten hatten.“ *Olwen Hufton: Frauenleben*. Frankfurt/M. 1998, S. 683. Für Hufton besteht der Unterschied nur in einem „Schuß Empfindsamkeit und Naturrecht“. Sie weist auf die konfessionell gesteuerte Entwicklung des Diskurses hin und darauf, dass man in katholischen Ländern weiter an kirchlichen Ratgebern festhielt. Ebd., S. 679.

**55** Neue Einzeluntersuchungen vor allem aus der Geschichtswissenschaft konfrontieren den veröffentlichten Diskurs mit Selbstaussagen der Geschlechter. In ihrer grundlegenden Untersuchung zum Hamburger Bürgertum fand Ann-Charlotte Trepp nicht nur keine polaren Ideale vertreten, sondern gemeinsame progressive Ideale erarbeitet. Dies.: *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 123), Göttingen 1996.

**56** Claude Dulong: *Salonkultur und Literatur von Frauen*, in: Georges Duby / Michelle Perrot (Hrsg.): *Geschichte der Frauen*, Bd. 3: Frühe Neuzeit, hrsg. von Arlette Farge und Natalie Zemon Davis, Frankfurt/M. 1997, S. 415–440, hier S. 415.

ter um 1800. Aus verschiedenen Forschungsrichtungen wurden Stimmen laut, die den Salon als Ausnahmeerscheinung hinterfragten.<sup>57</sup> Im jüngsten Forschungsbericht zum Berliner Salon forderte Ulrike Weckel daher die Rückbindung des Salons in die Geselligkeitgeschichte Berlins und der Zeit.<sup>58</sup> Diese Arbeit versteht sich als ein Schritt in diese Richtung.

Um sich von der post factum erfolgten Festlegung eines männlich-öffentlichen und weiblich-privaten Raumes zu lösen, zwischen denen der Salon sich etabliert habe, wird in dieser Arbeit am Beispiel des Salons gefragt, welches Verständnis von öffentlich und privat die Beteiligten selbst hatten und wo sie ihr geselliges Tun einordneten, welchen Handlungsspielraum sie für sich sahen und nutzten.<sup>59</sup> Die These dieser Arbeit lautet: Der Salon ist nicht ein Ort „zwischen den Sphären“, der es den Frauen ermöglichte, aus einem geschützten Bereich des „weiblich geprägten Hauses“ an der „männlich geprägten Öffentlichkeit“ zu partizipieren, sondern er ist ein Beispiel dafür, dass diese Sphärenkonstruktion der Realität des 18. Jahrhunderts nicht notwendig entspricht. Damit soll in keiner Weise die Existenz geschlechtsspezifischer Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten im Leben von Frauen und Männern um 1800 bezweifelt, sondern vielmehr der Blick dafür geöffnet werden, dass Frauen und Männer des 18. Jahrhunderts sich nicht in festgelegten Rollen und Sphären bewegten, sondern eine Vielfalt an Rollen und Verantwortlichkeiten durchlebten und sich abhängig vom Kontext und der Situation verschieden repräsentieren konnten und mussten.

---

**57** Seit den 1990er-Jahren wiesen geschlechtergeschichtliche Arbeiten vor allem zur englischen Polite Society auf eine zunehmende Zahl Möglichkeiten der „Freizeitgestaltung“, die es auch Frauen ermöglichte, sich schicklich außerhalb zu betätigen. Vgl. exemplarisch: Hannah Barker / Elaine Chalus (Hrsg.): *Gender in Eighteenth Century England. Roles, Representations and Responsibilities*, London 1997. Aus der Aufklärungsforschung sind Arbeiten interessant, die die Uneinheitlichkeit des aufklärerischen Diskurses und alternative Aneignungsformen der Geschlechtermodelle in den Blick nehmen. S. den Forschungsbericht in Frindte / Westphal 2005, S. 3–16.

**58** Weckel 2000(a).

**59** Begriff und Konzept des Handlungsspielraums wurden besonders vom Sonderforschungsbereich „Ereignis Weimar-Jena, Kultur um 1800“ als brauchbarer Maßstab für Geschlechterverhältnisse um 1800 diskutiert. Vgl. Frindte / Westphal 2005. Besonders überzeugend ist dabei die Frage nach der Gewichtung unterschiedlicher Faktoren, die Handlungsspielräume eröffnen oder begrenzen, und zu denen individuelle Talente und Ängste ebenso zu rechnen sind wie der gesellschaftliche Status der Akteure und zeitgenössische Diskurse. Ebd., S. 8.

## 2.3 Topos 2 – Konversion im Salon

Welche Geschichte! [...] eine aus Ägypten und Palästina Geflüchtete  
bin ich hier und finde Hülfe, Liebe und Pflege von euch! [...].  
Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach,  
das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein,  
um keinen Preis möcht' ich das jetzt missen.<sup>60</sup>  
„Letzte Worte“ Rahel Levin Varnhagens

Vielfach thematisiert und bis heute umstritten sind die Motive und die Konsequenzen der Taufnahmen im Umfeld der Salons. Die zentralen Fragen sind erstens, welche Rolle die Konversion im Leben der Salonfrauen spielte und zweitens, ob der Salon die Konversionsrate im zeitgenössischen Berlin steigen ließ. Die Worte, die Rahel Levin Varnhagen auf ihrem Totenbett geäußert haben soll, bekamen spätestens dann Symbolwert, als Hannah Arendt ihre zum Klassiker gewordene Biografie damit einleitete und den Text dabei allerdings um die wesentliche zweite Hälfte verkürzte. Wie Michael A. Meyer treffend feststellte, haben in Arendts Nachfolge „die Interpreten, die den Versuch unternommen haben, Rahel Levin Varnhagen als ‚Jüdin‘ zu verstehen, [...] den Schluß eben dieser Äußerung außer acht gelassen.“ Dieser lautete: „Mein Herz ist im Innersten erquickt; ich habe an Jesus gedacht [...], es so gefühlt, daß er mein Bruder ist. Und Maria, was hat die gelitten. [...] Das hätte ich nicht gekonnt, so stark wäre ich nicht gewesen [...]“.<sup>61</sup>

An diesem Zitat, in beiden Versionen, ließe sich die wechselvolle Rezeptionsgeschichte des Berliner Salons und seiner Konversionen verfolgen und festhalten, wie sehr vom 19. bis noch zum Beginn des 21. Jahrhunderts unterschiedliche Ansätze der Forschenden ebenso wie ihre gesellschaftspolitischen Interessen zu ganz verschiedenen Deutungen derselben Fakten und Textstellen führen können. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts sahen sich jüdische Historiografen vor dem Dilemma, die zunehmenden Konversionen von „geistig so hochbegabten, und dennoch auf Abwege gerathenen Persönlichkeiten“<sup>62</sup> in der Generation nach Moses Mendelssohn erklären zu müssen, ein Dilemma, das nicht

<sup>60</sup> Rahel Levin Varnhagen, 2. 3. 1833, Notat von Karl August Varnhagen, in: GW I, S. 43.

<sup>61</sup> Michael A. Meyer: Von Moses Mendelssohn zu Leopold Zunz. Jüdische Identität in Deutschland 1749–1824, München 1994, S. 132. Hieraus auch das Schlusszitat. Das „doppelte Erbe“ Rahel Levin Varnhagens betont zuletzt Deborah Hertz: *How Jews became Germans. The History of Conversion and Assimilation in Berlin*, Berlin 2007, S. 215.

<sup>62</sup> Meyer Kayserling: *Die jüdischen Frauen in der Geschichte, Literatur und Kunst*. Leipzig 1879 (Bibliothek des deutschen Judentums, hrsg. im Auftrag des Salomon Ludwig Steinheim Instituts für deutsch-jüdische Geschichte von Julius H. Schoeps. Abt. 5, Literatur- und Kulturgeschichte) Hildesheim 1991, S. VI.



selten am Beispiel der dann prominenten Salonfrauen und dem Begriff „Mendelssohns Töchter“ festgemacht wurde.<sup>63</sup> Wegweisend bis weit ins 20. Jahrhundert wurde die elegante Lösung Ludwig Geigers, bekannte Salonfrauen als ‚Ausnahmepersönlichkeiten‘ darzustellen, die aus schicksalhaften persönlichen Verwirrungen und jedenfalls pietätvoll die Taufe nahmen.<sup>64</sup> Unter anderem mit Bezug auf ihre letzten Worte wird in dieser Lesart besonders für Rahel Levin Varnhagen meist eine Ausnahme gemacht, der man besonderes religiöses Empfinden zugestand. Bei Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel wird in den meisten Darstellungen der Einfluss der Romantik, bei Henriette Herz eine innere Leere vermutet.<sup>65</sup> Als neuere Entwicklung in der Motiv-Forschung sei festgehalten, dass, während ältere Interpreten oft noch einen wenn auch entschuldigenden Aspekt der Verführung der Salonfrauen durch männliche Denker einbringen, neuere Arbeiten eher dazu tendieren, den Frauen eine eigenständige religiöse Entwicklung zuzugestehen.<sup>66</sup>

---

**63** Vgl. etwa den Ausruf: „Was ist aus der Nachkommenschaft unseres Moses geworden! Seine Tochter Dorothea küsste dem Papst den Pantoffel [...]. Es war damals die Zeit der Salons [...]. Für eine Grafenkrone, oder auch noch billiger, verkaufte man gern das bisschen Glauben, das noch vorhanden war.“ Nathan Samter: Berliner Judentaufen, in: Ost und West, 12 (1902), S. 811–820, hier S. 815 f. Der Begriff „Mendelssohns Töchter“ wurde am deutlichsten als Vorwurf diskutiert von Joseph Körner: Mendelssohns Töchter, in: Preußische Jahrbücher 214, Heft 2 (1928), S. 167–188. Gegen Körner und die These, dass Mendelssohn Verursacher der Taufen war: Bertha Badt-Strauß. Mendelssohns Tochter Dorothea, in: Der Morgen, 5. Jg., Nr. 3 (August 1929), S. 244–248.

**64** Damit grenzten sie sich ab von einem allgemeinen Umsichgreifen von „Unsittlichkeit und Taufe“ unter den Juden. Ludwig Geiger: Geschichte der Juden in Berlin. Festschrift zur zweiten Säkular-Feier. Anmerkungen, Ausführungen, urkundliche Beilagen und zwei Nachträge (1871–1890). Mit einem Vorwort von Hermann Simon, Leipzig 1988, bes. S. 110–119, hier S. 110.

**65** Die „verwirrende und umnebelnde Wirkung der Romantik auf das Geschlecht der Mendelssohntöchter“ wird beispielsweise beklagt bei Badt-Strauß 1929, S. 248. Die Annahme einer „inneren Leere“ ist angesichts des recht umfänglichen Briefbestandes für die Zeit nach der Taufe Herz', der auf intensive Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben deutet, vor allem der Lesefaulheit einiger Forschender geschuldet.

**66** Katz beispielsweise meinte, dass die Salonièren romantisches Gefühl mit Christentum gleichsetzten bzw. sich davon zu Christen hingezogen fühlten. Jakob Katz: Aus dem Ghetto in die bürgerliche Gesellschaft. Jüdische Emanzipation 1770–1870. Aus dem Englischen von Wolfgang Lotz, Frankfurt/M. 1986, S. 136. Noch Michael A. Meyer schätzt die Bedeutung Schleiermachers für die Taufe Henriette Herz', und Fichtes für die Christianisierung Rahel Levin Varnhagens als hoch ein. Meyer 1994, S. 127 f. Deborah Hertz betont hingegen die komplexen Strategien und Kämpfe der Frauen, persönliche Entscheidungen und Familieninteressen bewusst zu verbinden. Hertz 2007, bes. S. 146–148. Shmuel Feiner kehrt partiell wieder zur alten Interpretation zurück, er sieht zwar „keinen Grund, diese sensible und einfühlsame Deutung abzulehnen, doch aus der Perspektive der jüdischen Gesellschaft [...] bedeutete diese Erscheinung in ihrer letzten Konsequenz die Aufgabe des Judentums.“ Feiner 2007, S. 391.





**Abb. 6:** Ein mehrfacher Konventionsbruch? Henriette Herz (1764–1847), 1778 als Göttin Hebe gemalt von Anna Dorothea Therbusch.

In Bezug auf die Konsequenzen der Konversionen hingegen ist die Fama der Vorbildwirkung bzw. ‚Gefahr‘ der Übertritte im Salon bis heute, trotz grundlegender Gegendarstellungen bei Honigmann oder Lowenstein, immer noch weit

verbreitet.<sup>67</sup> Letzterer betont die Notwendigkeit, zwischen dem publizistischen Aufruhr um die Konversionen und den tatsächlichen Statistiken zu unterscheiden, denn, obwohl „Frauen sich in ihrem Handeln nicht wesentlich von ihren männlichen Religionsgenossen unterschieden, zog der Umstand, dass sie überhaupt öffentlich agierten, das Interesse derjenigen – meist männlichen – Personen auf sich, die ihre Eindrücke vom Leben der Gemeinde schriftlich überlieferten“.<sup>68</sup>

Dass das Thema der Konversionen auch und gerade von Salonfrauen für die Forschung bis heute Brisanz hat, zeigt die Tatsache, dass in jüngster Zeit von ausgewiesenen Forscherinnen der deutsch-jüdischen Geschichte zwei Monografien erschienen, die sich aus ganz unterschiedlicher fachlicher und methodischer Perspektive mit der Identität getaufter Jüdinnen auseinandersetzen und dabei Salonfrauen an prominenter Stelle diskutieren.<sup>69</sup> In ihrem 2002 erschienenem Buch *Die Jüdin Pallas Athene* analysiert Barbara Hahn Texte von und über schriftstellerisch tätigen Jüdinnen aus zwei Jahrhunderten.<sup>70</sup> Gendertheoretische Ansätze mit kulturwissenschaftlichen Fragestellungen verbindend, zeigt Hahn die deutschsprachige Jüdin als eigenständigen Kulturtypus,

---

**67** Die Frage, ob der Umgang in Salons Tausende en masse befördert habe, wurde sowohl auf personeller Ebene bejaht, zum Beispiel implizit bei Geiger 1988, S. 106–110, wie auf abstrakt kulturtheoretischer sowie statistischer Ebene. Bis weit ins 20. Jahrhundert hielt sich Heinrich Graetz' Verdikt, dass in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Hälfte der Berliner jüdischen Gemeinde übergetreten sei, obwohl diese Zahl schon in der zweiten Auflage vom Herausgeber hinterfragt wurde. Ironischerweise beruhte Graetz' Aussage u. a. auf einem Briefzitat Rahel Levin Varnhagens. Zur Problematik der Graetz'schen Angaben und der möglichen Zählungen siehe: Peter Honigmann: Jewish Conversions – A Measure of Assimilation. A Discussion of the Berlin Secession Statistics of 1770–1941, in: Leo Baeck Institute Year Book 34 (1989), S. 3–45. Eine grundlegende geschlechterspezifische Auseinandersetzung mit der Frage, wie Frauen und Männer der jüdischen Gemeinde unterschiedliche auf die Veränderungen reagierte, bietet das immer noch nicht genügend rezipierte Buch von Steven M. Lowenstein: The Berlin Jewish Community. Enlightenment, Family, and Crisis, 1770–1830. New York [u. a.] 1994, bes. S. 162–176.

**68** Lowenstein 1994, S. 176. (Übersetzung H. L. L.). Lowenstein weist nach, dass sich, nach Phasen unterschieden, mal mehr Männer, mal mehr Frauen, haben taufen lassen und fragt nach geschlechtsspezifisch unterschiedlichen oder vergleichbaren Motiven.

**69** Diese beiden Bücher zusammengenommen, dürften sowohl alle bekannten Quellen als auch die wesentlichen Forschungsmeinungen zur Konversion und potentiellen Identitätskonflikten von Rahel Levin Varnhagen, Sara Meyer Grotthus und Marianne Meyer Eybenberg offen vorlegen und sind hiermit Interessenten zur weiteren Erforschung persönlicher Motivlagen nachdrücklich empfohlen.

**70** Hahn beginnt mit der Gräfin Cosel 1765 und endet 1966 mit dem Tod von Margarete Susman. Das Buch verbindet ältere Aufsätze zum Salon mit neueren Überlegungen zu der grundlegenden These, daß sich deutsche Jüdinnen zwischen dem ausgehenden 18. Jahrhundert und 1945 in einer eigenen hochparadoxen intellektuellen Landschaft bewegten.

den sie an prominenten Beispielen verschiedener Epochen diskutiert. Bedeutsam sind dabei die Traditionslinien, die sie aufdeckt, die Bezugnahmen auf Jüdinnen in vermeintlich vergleichbarer Situation über Jahrhunderte hinweg – etwa wenn Hannah Arendt den Wunsch äußert, „Rahels Lebensgeschichte so nachzuerzählen, wie sie selbst sie hätte erzählen können“.<sup>71</sup>

Deborah Hertz untersucht zum Teil dieselben Protagonistinnen in einem disziplinär ganz anders gelagerten, sozialhistorischen Buch. Die 2007 erschienene Studie *How Jews became Germans. The History of Conversion and Assimilation in Berlin* arbeitet schwerpunktmäßig mit der „Judenkartei“, dem von Nationalsozialisten erarbeiteten Verzeichnis konvertierter Juden in Berlin.<sup>72</sup> Ausgehend von diesem Material und dem explizit benannten persönlichen Interesse an Motivforschung, stellt Hertz zahlreiche Fallstudien zwischen 1645 und 1833 zu einer Kollektivbiografie zusammen,<sup>73</sup> in der die Salonfrauen eine prominente Rolle einnehmen.<sup>74</sup> Die Biografie Rahel Levin Varnhagens deutet Hertz in der Nachfolge Hannah Arendts im Wesentlichen als wiederholten Versuch, aus dem Judentum herauszukommen.<sup>75</sup>

Die abschließenden Wertungen der genannten grundlegenden Arbeiten sind trotz ähnlicher Analysen sehr divergent: Während Hannah Arendt festgehalten hatte, dass Rahel „Jüdin und Pariah geblieben“ sei, spricht Michael A. Meyer davon, dass Rahel Levin Varnhagen nie „irgendeine Übereinstimmung mit dem Judentum empfunden“ habe und ihrer Herkunft nur erkenntnistheoretisch dankbar gewesen sei: „Jude zu sein bedeutete für Rahel, am Rande der Gesellschaft zu leben, frei von ihren Heucheleien und Lügen, eben weil man

---

71 Arendt 2001, S. 12. Hahn baut ihre Analyse auf diesem „merkwürdige[n] Konjunktiv“ auf. Hahn 2002, S. 207–209. Ebd. Eine andere von ihr beschriebene Entwicklungsgeschichte ist die Nahida Remys, die über der Studie über jüdische Frauen sich selbst zum Judentum hin bewegte und schließlich konvertierte. Ebd., S. 105–110.

72 Zur Geschichte der so genannten „Judenkartei“, einer Sammlung Notizbücher mit Aufzeichnungen zu Juden in Berlin, die zwischen 1645 und 1933 zum Protestantismus konvertiert waren, s. Hertz 2007, S. 1–16.

73 Gewissermaßen wird hier die Geschichte der Juden in Berlin und Preußen in einer Reihe von Einzelfällen, wie etwa dem bekannten Duell zwischen Moritz Itzig und Achim von Arnim oder den Biografien der Kinder Mendelssohns, nacherzählt.

74 Hertz gleicht dabei sowohl in ihrer biografisch-individuellen Herangehensweise wie in ihrem erkenntnisleitenden Interesse der grundlegenden Studie Michael A. Meyers, da auch sie die Voraussetzungen und die Bedeutungen einer jüdischen Identität hinterfragt. Vgl. die Kernfragen: „Was bedeutetet es für den einzelnen, daß er Jude ist?“ Meyer 1994, S. 9. und „I have written this book, because I cannot decide, whether a passionate ethnic identity is necessary for personal happiness.“ Hertz 2007, S. ix.

75 Bei diesem ganz individuellen Vorhaben hätten bürgerliche Rechte nicht im Vordergrund gestanden, daher sei sie auch an der politischen Gleichstellung der Juden als jüdische Bürger nicht interessiert gewesen.

nicht wirklich dazu gehörte“.<sup>76</sup> Deborah Hertz kommt zu dem Schluss, dass sie eine fragmentierte Identität gehabt haben müsse,<sup>77</sup> und Barbara Hahn hingegen beschreibt Levin Varnhagen gewissermaßen als Urfassung eines Kulturtypus, in dem sich verschiedene Identitäten verbinden.<sup>78</sup>

Mit dem Verweis auf die genannten Arbeiten und die darin verhandelten Quellen, die tiefergehende Studien zur individuellen Motivforschung erlauben und fordern, sucht die vorliegende Arbeit Antworten auf die Fragen, wie die *Salongesellschaft* mit dem Thema der Konversion umging, welche Funktion und Bedeutung dem Schritt zugemessen wurde.

## 2.4 Topos 3 – „Deutsch-jüdischer Dialog“ im Salon

Ich bestreite, daß es ein deutsch-jüdisches Gespräch in irgendeinem echten Sinne als *historisches Phänomen* je gegeben hat.

Gershom Scholem<sup>79</sup>

Männer, selbst die ausgezeichnetesten wollen das die Frauen nur von Allem wie die Schmetterlinge kosten sollen, die ganze wirkliche Nahrung schöner und gesunderüchte soll für sie bleiben, wenn sie mit Weibern *raisonnieren*, so soll das Gesagte oder Gefragte sie neu mit der eignen Tiefe und Gründlichkeit nur mehr bekant machen u durch den Contrast vergewißern daher mögen sie keine philosophisch denkende Frau.

Sara Meyer Grothus an Rahel Levin Varnhagen<sup>80</sup>

---

**76** Arendt 2001, S. 237; Meyer 1994, S. 131 und 126. Wie schon Ludwig Geiger wählt auch Michael A Meyer aus dem Dilemma der Konversionen einerseits und der angenommenen historischen Bedeutung der Person für die jüdische Geschichte andererseits den eleganten Ausweg, die Abkehr vom Judentum mit einem aufrichtigen religiösen Suchen zu begründen, bzw. mit einer besonders starken Persönlichkeit.

**77** „Rahel's deathbed utterances reveal her uneven, fragmented, brittle identity.“ Hertz 2007, S. 215. Im jüngsten Aufsatz zum Thema diskutiert Hertz verschiedene Stadien der Identitätsveränderung am Beispiel Levin Varnhagen und nennt sie zusammenfassend „still identifiably Jewish“. Hertz 2011, S. 76.

**78** Barbara Hahns Buch ist unter den hier vorgestellten Arbeiten das einzige, dass den doppelten Ausschluss von Jüdinnen als Jude und als Frau explizit thematisiert. Wie in ihren vorangegangenen Arbeiten diskutiert Hahn den Salon als noch nicht verstandenes Experiment, gleichermaßen aus der Perspektive ungedruckter Quellen sowie mit deutlicher Forschungskritik am bisher in den Salon Hineininterpretierten. Auswirkungen der im Salon stattgehabten Konversionen auf die Umgebungsgesellschaft diskutiert sie nicht, weil sie dem Salon eine prominente Position in der Berliner Gesellschaft abspricht.

**79** Scholem 1995 (a), S. 7. Der Text war ein offener Brief an Manfred Schlösser und erschien erstmals 1964. Hervorhebung im Original.

**80** Sara Meyer Grothus an Rahel Levin Varnhagen, 27. 1. 1825, SV 78, in etwas anderer Lesart der Handschrift auch in Hahn 1990(b), S. 35.

Letztlich ist die Betrachtung der Konversionen von der Diskussion um einen Dialog in Scholems Verständnis natürlich nicht zu trennen, da ein wesentliches Motiv der Taufnahme die Hoffnung auf gesellschaftliche Integration war – sei es über Studien oder Berufe, die nur Christen offen standen, sei es durch die Eheschließung mit christlichen Adligen und Bürgern. In der fortgesetzten Debatte um die Bewertung der Emanzipationsepoche,<sup>81</sup> die vielfach unter dem Stichwort „deutsch-jüdischer Dialog“<sup>82</sup> geführt wird, scheint der Salon auf den ersten Blick ein klassisches Gegenbeispiel gegen Scholems Verdikt. Nach der Definition der Forschung war der Berliner jüdische Salon ein Treffpunkt verschiedener Konfessionen und die wesentliche Aktivität war das Gespräch. Wie Scholem allerdings in einer seltener zitierten Nachschrift selbst erläuterte, zielte sein Verdikt nicht auf die Tatsache, dass keine Gespräche und „historische Beziehungen“ zwischen einzelnen Individuen stattgefunden hätten, sondern richtete sich gegen den Mythos der Akzeptanz der Juden als Juden in einer wirklichen „geistigen Auseinandersetzung“.<sup>83</sup> In der bis heute währenden Forschungsdiskussion kommt es dennoch immer wieder zu Missverständnissen wegen der mal faktischen und mal metaphorischen Verwendung der Begriffe Dialog und Gespräch.

Dass der vermehrte Umgang zwischen Juden und Nichtjuden schon die Zeitgenossen bewegte und auch verunsicherte, ist unter anderem an vielfältigen, allerdings noch nicht systematisch analysierten satirischen Äußerungen zum Thema abzulesen, die statt eines Dialogs eher Sprachverwirrung abbilde-

---

**81** Was David Sorkin 1990 feststellte, dass die Geschichtsschreibung der deutsch-jüdischen Geschichte wie seit Anbeginn so bis dato auf dem Begriff Emanzipation fokussierte und Forscher sich entweder als Verteidiger der Akkulturationsleistung oder als Ankläger eines Prozesses positionieren, der den Antisemitismus vorbereitet habe, gilt im weitesten Sinne noch heute. Der deutsche Weg der Judenemanzipation, der die – schrittweise – Gewährung von Rechten von dem Erfolg der (Um-)Erziehung der Juden abhängig machte, wurde besonders nach 1945 dahin gedeutet, dass er die Selbstaufgabe der Juden impliziert habe, die zu Selbsthass, Missachtung, einem Staatsbürgertum zweiter Klasse und letztlich zum modernen Antisemitismus geführt habe. Scholems bekannte Intervention gegen die Verherrlichung einer „deutsch-jüdischen Symbiose“ 1964 hat die Forschung erneut mit der Frage konfrontiert, ob und unter welchen Voraussetzungen eine gleichberechtigte geistige Auseinandersetzung zwischen Juden und Nichtjuden überhaupt möglich war.

**82** Eine Positionierung zur Haltung Scholems gehört bis heute zu den Anforderungen an Wissenschaftler, die sich mit der deutsch-jüdischen Geschichte beschäftigen. Der jüngste Forschungsbericht zum Thema konstatiert, dass die Frage, ob und in welcher Form ein verstehendes Gespräch zwischen Juden und Vertretern der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft stattgefunden habe, ebenso zentral bleibt, wie sie widersprüchlich beantwortet wird. Abigail Gilman: Beyond Dialogue. New Scholarship in German-Jewish Studies, in: *prooftexts. A Journal of Jewish Literary History* 23, 2. (2003), S. 242–258.

**83** Scholem 1995 (b), S. 12 f.

ten, und von denen angenommen wird, dass sie Anspielungen auf die Salongesellschaft enthalten.<sup>84</sup> In der Historiografie der deutsch-jüdischen Geschichte wurde der Berliner Salon dann oft an prominenter Stelle für eine gelungene oder vergebliche Annäherung diskutiert. Autoren, deren Fokus auf dem Verlust jüdischer Identität im „langen 19. Jahrhundert“ lag, sahen im Salon ein illustres Beispiel verfehlter Anbiederung. Eine wesentliche Rolle spielten bei dieser Beurteilung eine oft fälschlich angenommene Prominenz und Einfluss des Salons (i. e. eine stattgehabte Verständigung zwischen Juden und Nichtjuden), etwa wenn Leon Poliakov „Henriette Herz [als] die Madame Du Deffand des ganzen philosophischen und literarischen Berlin“ darstellte.<sup>85</sup> Ebenso streitbar ist die Interpretation der Konversionsrate im Umfeld der Salons.<sup>86</sup> Historiker, die in dem Salon eher ein *Produkt* der Emanzipation als ihren *Agenten* sahen, schätzten auch seinen Effekt als gering ein, er wurde „das gelegentliche Abenteuer von marginalem Charakter“.<sup>87</sup>

Nach dem Holocaust konnte die Geschichte der Juden in Deutschland nicht mehr ungebrochen erzählt werden. Dennoch oder deswegen blieb der Topos Emanzipation eine zentrale Frage der Geschichtsschreibung und auch in Nachkriegsdarstellungen wurde dem Salon mit vergleichbarem Nachdruck emanzipatorisches Potential zu- und abgesprochen. Bis in die 1960er-Jahre überwog vor dem Hintergrund ihres Endes die Suche nach den Glücksmomenten deutsch-jüdischer Geschichte, ablesbar an dem dann verwendeten Begriff der „deutsch-jüdischen Symbiose“.<sup>88</sup> Ein Forschungsbericht hat nachgewiesen, wie besonders nach 1945 der Topos von „Rahels Dachstube“, in der schranken-

---

**84** Vgl. exemplarisch Isaak Euchel: Reb Henoch. Oder: Woß tut me dermit, 2004, Textedition von Marion Aptroot / Roland Gruschka, Hamburg 2004. Das Drama erschien erst posthum, wird aber von der Forschung auf das Jahr 1793 datiert. Satiren mit direktem Bezug auf Salons sind etwa Daniel Jenisch „Diogenes Laterne“ von 1799 [s. V] und der 1797 anonym erschienene „Mücken-Almanach“ [s. III].

**85** Léon Poliakov: Geschichte des Antisemitismus, Bd. V: Die Aufklärung und ihre jüdenfeindliche Tendenz, Worms 1983, S. 224.

**86** Dieselben Faktoren wurden auch in antisemitischer Darstellung als Argumente für die Gefährlichkeit der „Drahtzieher“ im Salon als Ort einer „großen Verschwörung“ angeführt. Fervers 1989, S. 19.

**87** Katz 1986, S. 69.

**88** Als Ende 1960 der Süddeutsche Rundfunk das Thema der Begegnung zwischen Juden und Christen erstmals als solches wieder aufgriff, wurde der Begriff „Symbiose“ unkritisch verwendet. Vgl. exemplarisch in der Dokumentation der Sendung: Carlo Schmid: Wir Deutschen und die Juden, in: Hans Jürgen Schultz (Hrsg.): Juden, Christen, Deutsche, Stuttgart 1961, S. 13–29. Den Begriff nutzt auch noch, allerdings nicht ohne ihm einen deutlichen Endpunkt zu setzen, Selma Stern 1971: „Das Gespräch zwischen Deutschen und Juden hat mit dem Gespräch zwischen Lessing und Mendelssohn seinen Anfang genommen [...]. Das Gespräch endete im Jahre 1933, als die Symbiose sich noch nicht ganz vollzogen



überwindende Begegnungen möglich gewesen seien, zur Verklärung des Phänomens beitrug.<sup>89</sup>

Zu einem Paradigmenwechsel kam es mit den Arbeiten von Hannah Arendt und vor allem Gershom Scholem. Arendts Biografie Rahel Levin Varnhagens ist ebenso symbolisch wie von großer nachhaltiger Wirkung für die Geschichtsschreibung der jüdischen Salons im 20. Jahrhundert.<sup>90</sup> 1929 in Berlin begonnen, wurde das Buch 1957 aus dem amerikanischen Exil veröffentlicht, für den Untertitel der deutschen Ausgabe musste der Begriff „Jüdin“ erstritten werden.<sup>91</sup> Eine wesentliche These Arendts war, dass Rahel Levin Varnhagen sich dem Leben in ihrer Position bewusst ungeschützt ausgesetzt habe, wie einem „Wetter ohne Schirm“, um das Leben selbst wie ein Kunstwerk zu gestalten.<sup>92</sup> Die Bemühungen, aus dem Judentum herauszukommen, werden als vergeblich geschildert: Der gesellschaftlichen Außenseiterin Rahel Levin Varnhagen nahm man ihren Aufstieg übel, sie wurde vom „Pariah zum Parvenu“. Um sie als solche zu kennzeichnen, wurde nach ihrer Konversion verstärkt von der *Jüdin* Levin Varnhagen gesprochen.<sup>93</sup>

Wesentlich an Scholems Intervention war neben der Abwehr der Idee eines „unzerstörbaren Gesprächs“ auch seine Interpretation einer großen „Bereitschaft zur Selbstaufgabe“ auf Seiten der Juden, „die das Irreale und Gespenstische an diesem Gespräche weitgehend mitbedingt“ habe.<sup>94</sup> Bis spätestens in die frühen 1990er-Jahre existierten der positive und der negative Interpretationsstrang nebeneinander. Die letzte intertextuelle Auseinandersetzung zum Berliner Salon als Ort der „deutsch-jüdischen Symbiose“ fand sich zwischen dem Germanisten Horst Meixner, der dem Salon sowohl im Bereich der Frauen-

---

hatte, aber ‚eine reale Möglichkeit‘ gewesen war.“ Selma Stern: *Der Preußische Staat und die Juden*. Band 3: *Die Zeit Friedrichs des Großen* (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, 24), 2. Abt., Tübingen 1971, 1. Abt, S. 421.

<sup>89</sup> Vgl. Hahn 1997(a).

<sup>90</sup> Zur Werkgeschichte der Biografie siehe v. a. die Neuedition durch Weissberg, Arendt 2000.

<sup>91</sup> Der Titel war letztlich ein Kompromiss zwischen Arendt und dem Verleger Klaus Piper, der den Begriff „jüdisch“ ursprünglich vermeiden wollte. Siehe dazu die Dissertation von Christophersen 2003.

<sup>92</sup> Dies glauben zu können nennt Arendt einen durchaus romantischen Irrtum. Arendt 2001, S. 13.

<sup>93</sup> Hannah Arendt sieht Wilhelm von Humboldts Kommentar zur Eheschließung Rahel Levins mit Karl August Varnhagen, „es ist nichts, was die Juden nicht erreichen“, als kennzeichnend für die Einstellung der Umgebungsgesellschaft zu getauften Juden als „Parvenus par excellence“. Arendt 2001, S. 211.

<sup>94</sup> Scholem 1995(b), S. 17. Zur Auseinandersetzung zwischen Arendt und Scholem s. Hannah Arendt: Brief an Gerhard Scholem (Juli 1963), in: dies.: *Ich will verstehen, Selbstauskünfte zu Leben und Werk*. Mit einer vollständigen Bibliografie. Herausgegeben von Ursula Lutz, München 2005, S. 31–38. Hannah Arendt nannte Scholem zeitlebens Gerhard.

emanzipation wie der Judenemanzipation Potential attestierte und dem Historiografen der Juden in Preußen, Albert Bruer, der Meixners Interpretation vehement ablehnte.<sup>95</sup>

Neuere Forschungen deuten auf einen grundlegenden Perspektivenwechsel in der deutsch-jüdischen Historiografie. 1992 formulierte Trude Maurer in einem Forschungsbericht zum Thema die Forderung, nicht länger eine „Leistungsbilanz“ der Beiträge der Juden zur Kultur zu ziehen, sondern eher in Wechselbeziehungen und Akkulturation als Prozess des Kulturwandels zweier Kulturen zu denken.<sup>96</sup> Ähnlich und ironisch äußerte sich Steven Lowenstein über die „Beitrags-Historiographie“, die ein „kollektives Unternehmen“ der Juden voraussetzte, „mit dem Ziel die deutsche Mehrheit zu beschenken“.<sup>97</sup> Gleichzeitig wird die rein teleologische Sicht (eines notwendigen Scheiterns des Emanzipationsprozesses) zunehmend infrage gestellt, weil man damit den Juden erneut nur die Rolle der Opfer zuweise.<sup>98</sup> Mit der Überlegung, dass

---

**95** Meixners Formulierungen sind an Positivismus kaum zu übertreffen, so „erscheinen die um Berliner Jüdinnen zentrierten Kreise an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert als Lichtblicke, in denen jenseits der bloßen Koexistenz und diesseits der Assimilation die Möglichkeit der Symbiose aufscheint“ und „Judenemanzipation und Frauenemanzipation gehen eine Verbindung ein, wie sie in dieser Art später nie mehr herstellbar war.“ Horst Meixner: Berliner Salons als Ort deutsch-jüdischer Symbiose, in: Walter Grab: Gegenseitige Einflüsse deutscher und jüdischer Kultur von der Epoche der Aufklärung bis zur Weimarer Republik (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte, Beiheft 4) Tel Aviv 1982, S. 97–109, hier S. 99 f. Bruer kritisiert zurecht die Darstellung Meixners als Überhöhung, lässt sich aber bei seiner Gegendarstellung, nach der Levin Varnhagen ihre „persönliche Erlösung im Hochzeitsbett eines preußischen Aristokraten“ gesucht hätte, ebenfalls zu unnötigen Klischees verleiten. Albert Bruer: Geschichte der Juden in Preußen (1750–1820), Frankfurt/M. 1991, S. 224.

**96** Maurer 1993, S. 179.

**97** Steven M. Lowenstein: Der jüdische Anteil an der deutschen Kultur, in: ders. / Paul Mendes-Flohr [u. a.] (Hrsg.): Deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit, Band 3: Umstrittene Integration 1871–1918, München 1997, S. 302–332, hier S. 303.

**98** Vergleichbar wies Schoeps darauf hin, dass es „ungerecht [sei], *denjenigen*, die an Emanzipation geglaubt haben, den Vorwurf zu machen, sie seien einem Irrtum aufgesessen“. Julius H. Schoeps: Zur Geschichte des deutsch-jüdischen Verhältnisses, in: ders. 1992, S. 117–119, hier S. 119. Ein anderer Ansatz kam aus der Forschung zum deutsch-jüdischen Bürgertum, etwa mit der Programmatik Till van Rahdens, dass ein Dialog nicht zu suchen sei zwischen einer dominanten (ob konfessionell, ob national bestimmten) Mehrheitskultur und Minderheiten, sondern dass Jüdischsein eine von vielen Partikularidentitäten sei, die an der Entwicklung des „bürgerlichen Wertehimmels“ beteiligt gewesen sei. Ders.: Von der Eintracht zur Vielfalt: Juden in der Geschichte des deutschen Bürgertums, in: Andreas Gotzmann / Rainer Liedtke / Till van Rahden: Juden, Bürger, Deutsche. Zur Geschichte von Vielfalt und Differenz 1800–1933, Tübingen 2001, S. 9–32, hier S. 27. Auch Simone Lässig geht von einer interaktiven Konstituierung der bürgerlichen Kultur aus, an der Juden wie andere gesellschaftliche Gruppen beteiligt waren. Lässig attestiert dem deutschen Weg der Emanzipation wieder positive Auswirkungen, da er durch Modernisierungsdruck zur erfolgreichen Verbürgerlichung der Juden beigetragen habe. Lässig 2004.



sowohl das Modell der Symbiose wie das ihres notwendigen Scheiterns auf einem Zwei-Sphären-Modell basieren, welches die vielen Interaktionen zwischen jüdischen und deutschen Traditionen außer Acht lässt, plädiert die neuere Forschung für eine Überwindung dieser Dichotomie. Der von Julius H. Schoeps eingeführte Begriff der „missglückten Emanzipation“ erlaubt, das positive Engagement für die Integration und das letztliche Scheitern zusammenzudenken.<sup>99</sup>

In Bezug auf die Salons lautet eine heute zunehmend verwendete Formel, Emanzipation sei hier höchstens auf individueller Ebene vollzogen oder als kurzzeitige Illusion gelebt worden, was die Attraktivität des Modells ausgemacht habe.<sup>100</sup> An diesem Punkt wird der Unterschied besonders deutlich zwischen Arbeiten, die den Salon im Gesamtzusammenhang der deutsch-jüdischen Geschichte sehen, und denen, die ihn unter die Lupe der Salonforschung ziehen, und hier, vor allem im städte- oder länderübergreifenden Vergleich, das Positive und Möglichkeiten betonen, die dieser „eigene Raum“ Frauen, *auch* jüdischen Frauen, gebracht habe.

## 2.5 Vom Ausschluss zur Aneignung? Berührungspunkte der Forschungsdiskurse

Das Schiller'sche Biederweib denkt und sorgt nur für das eigene Haus,  
die jüdische Hausfrau hat auch noch für Andere Etwas übrig.  
Nahida Remy, 1894

[Rahel Levin Varnhagen] selbst vertritt als höchstausgebildeter Typus die zeitgenössischen Phasen jener beiden Culturentwicklungen, die sich in den Schlagworten der geistigen Emancipation des Weibes und der gesellschaftlichen Emancipation des Judenthums zusammenfassen lassen.  
Allgemeine Deutsche Biographie, 1895<sup>101</sup>

---

<sup>99</sup> Wider das Zwei-Sphären-Modell s. Willy Goetschel: Mendelssohn and the State, in: *Modern Language Notes* 122 (2007), S. 472–492, hier S. 473. Schoeps 1996 und 2002.

<sup>100</sup> „Während zahlreiche Philosophen und Beamte mehr Rechte für die jüdische Bevölkerung forderten, vermittelte der Salon die Illusion einer Emanzipation, die noch nicht stattgefunden hatte.“ Liliane Weissberg: Nachwort, in: Dorothea Schlegel: *Florentin. Roman. Fragmente. Varianten.* Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Liliane Weissberg, Frankfurt 1987, S. 205–238, hier S. 208. Sich an Weissberg anschließend nennt Klaus Berghahn den Salon ein „utopisches Modell eines Judentums [...], das sich durch die kulturelle Assimilation in die bürgerliche Gesellschaft emanzipierte.“ Klaus L. Berghahn: *Grenzen der Toleranz. Juden und Christen im Zeitalter der Aufklärung*, Köln 2000, S. 260 f.

<sup>101</sup> Remy 1892, S. 160; Oskar F. Walzel: „Varnhagen von Ense, Rahel“ in: *ADB*, Bd. 39 (1895), S. 780–789, hier S. 780 f. Bemerkenswert ist hier, dass zwischen einer *geistigen* Emanzi-

Wie im Master Narrative erwähnt, wurde das Phänomen einer zwiefachen Emanzipation der Frau und Jüdin durch den Salon in der Literatur mehrfach, wenn nicht bewiesen, so aber angenommen.<sup>102</sup> Der Eintrag in der ADB zeigt beispielhaft, dass Salonfrauen dabei nicht notwendig als Symbol einer vollzogenen Emanzipation gesehen wurden, sondern als Repräsentation der „zeitgenössischen Phasen“, in der sich die jeweiligen Emanzipationsbewegungen befanden.<sup>103</sup> Seit den 1990er-Jahren erscheinen, vor allem von Wissenschaftlerinnen, die auf dem Gebiet deutsch-jüdischer Frauengeschichte arbeiten, Untersuchungen, die nicht die gleichzeitige Überwindung zweier Grenzen, sondern vorrangig die doppelte Ausgrenzung als Frau und Jüdin thematisieren.<sup>104</sup>

---

pation der Frauen und einer *gesellschaftlichen* der Juden unterschieden wurde. 1895 war das allgemeine Frauenwahlrecht noch über 20 Jahre entfernt, und auch bei geistiger Emanzipation kann nicht das Frauenstudium gemeint sein, das in Preußen erst 1908 legalisiert wurde.

**102** So belegten manche Darstellungen von Vertreterinnen der frühen Frauenbewegung am Salon die „Kulturmission“ gerade der jüdischen Frau. Auch wenn heute fragwürdig klingt, dass die Salonfrauen „durch Eigenschaften ihrer Rasse originell“ gewesen seien, hatte schon Ludwig Geiger vergleichbar formulierend bei Rahel Levin Varnhagen eine Kombination von Vorzügen diskutiert: Sie habe das „Erbteil ihres Stammes“, den Witz und als „Erbteil ihres Geschlechts“ die Anmut in sich vereinigt. Ella Key: Rahel. Eine biographische Skizze. Einzig autorisierte Übertragung aus dem schwedischen Manuskript von Marie Franzos, Halle 1912, S. 14f; Ludwig Geiger 1988, S. 112.

**103** Die anschließende Charakterisierung dieser beiden Bewegungen zeigt den Verfasser Walzel als geradezu begeistert vom Einfluss Mendelssohns auf die Bildung einer neuen „Gesellschaftsschicht“ unter den Juden sowie vom Frauenbild der Romantik, worunter er eine geistige „Ebenbürtigkeit“ der Geschlechter verstand. Er zählte Rahel Levin Varnhagen neben den beiden Schlegelfrauen zu den „Begründern der Frauenemanzipation“ in diesem Sinne, „freilich hat sie mit ihren Genossinnen auch die weniger erfreuliche Gestalt des Blaustrumpfs auf dem Gewissen“. Walzel 1895, S. 781.

**104** Im Bereich der Salonforschung haben vor allem Barbara Hahn und Liliane Weissberg mit diesem Konzept gearbeitet. Die Frau im Salon sei das „doppelt Andere: Frau und exotische Jüdin zugleich“, heißt es so bei Weissberg 1987, S. 209. Vgl. Hahn 2002. Interessant müsste der Salon daher nicht nur für Forschungen zur bürgerlichen, jüdischen und weiblichen Emanzipation sein, sondern auch für die jeweiligen Schnittstellen, Forschungen zur Entwicklung des deutsch-jüdischen Bürgertums und zum Geschlecht als Kategorie der jüdischen Geschichte. Hier sind allerdings die Kommentare zur Rolle des Salons, seiner vermeintlichen Popularität wegen, ebenso redundant wie im Einzelnen knapp, in der Art: „eine Ausnahme waren die berühmten Salons ...“. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung war 2009 die Konferenz „Salondamen und Dienstbotinnen. Jüdisches Bürgertum aus weiblicher Sicht“ des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs, die die Salons in die jüdische Geschlechtergeschichte rückband. Einen interessanten Ansatz, der sicher auch für Salons gilt, vertreten Stefanie Schüler-Springorum und Kirsten Heinsohn: Obwohl Männer bei der Abkehr von religiöser Tradition die Avantgarde bildeten, wurden die Ängste auf Frauen projiziert und „die Kritik an Aufklärung und religiöser Reform zu einer Kritik an *den* Frauen“ umgeschrieben. Kirsten Heinsohn / Stefanie Schüler-Springorum: Einleitung, in: dies. 2006, S. 7–24, hier S. 14 f.

Methoden und Konsequenzen des Ausschlusses werden verglichen, ebenso wie die Lösungsversuche der jüdischen Frauen. Dabei wird auch die Frage nach einem möglicherweise ähnlichen Ausgrenzungsmuster, des Weiblichen und des Jüdischen als „des internen Anderen“ aufgebracht. Diese für literarische Texte entwickelte Formulierung Sigrid Weigels für diese Arbeit übernehmend,<sup>105</sup> lautet der Arbeitsauftrag, die Briefftexte daraufhin zu befragen, welche *Vorstellungen* von einem jeweiligen Anderen sich aus den Korrespondenzen schließen lassen. Eine zweite Frage ist, wann und wie die Tendenz, Differenzen verschwinden zu machen, durch die gegenläufige Tendenz, Differenz zu betonen, abgelöst wurde.

Wie dargestellt wurde, findet in beiden Forschungsdiskursen, zur deutsch-jüdischen Geschichte und zur Geschlechtergeschichte der Aufklärung, ein Umdenkenprozess statt, der sich in der Bezeichnung „Aneignung“ fassen lässt. Statt Exklusionsmechanismen zu beschreiben, geht es in jüngeren Arbeiten darum, vielleicht ungewöhnliche, alternative, aber aktive Formen der Teilhabe und Mitgestaltung (wieder) zu entdecken.<sup>106</sup> Man kann in beiden Disziplinen von einer zunehmenden Abwendung von dichotomischer Denkweise sprechen. In dem Moment, wo die Grenzen zwischen männlicher und weiblicher bzw. jüdischer und nichtjüdischer Lebenswelt weniger absolut gedacht werden, verliert der Salon seine Ausnahmestellung als einziger grenzenüberschreitender Treffpunkt. Auch dieser Befund führt zu der Überlegung, mit einer detaillierteren Untersuchung des Berliner jüdischen Salons vor dem Hintergrund der Entwicklungen in der Berliner Gesellschaft um 1800 Aneignungs- und Ausschlussprozesse neu zu sichten. Das Zitat von Sara Meyer Grotthus macht die grundsätzliche Problematik einer abschließenden Bewertung des Dialoges und der Begegnung im Salon deutlich: insofern und so oft Grenzen im Salon überwunden wurden, so oft also Vertreter und Vertreterinnen verschiedener Stände, Schichten, Konfessionen oder Geschlechter miteinander ‚raisonnierten‘, eben so oft ist auch zu fragen, inwieweit das miteinander Reden eine Verständigung bedeutete, bzw. eine Verständigung wirklich gewünscht war. In dieser Arbeit werden anhand einiger ausgewählter „Briefgespräche“ sowohl neue Details des praktischen Umgangs (als Fundament eines Dialogs) wie diskursive Formen der Annäherung über mehrere Jahrzehnte offen gelegt und exemplarisch nach der Bereitschaft gefragt, mit Frauen als denkenden Wesen, oder dem Juden als

---

<sup>105</sup> Vgl. Sigrid Weigel: „Frauen“ und „Juden“ in Konstellationen der Modernisierung – Vorstellungen und Verkörperungen der „internen Anderen“, in: dies. / Sabine Schilling / Inge Stephan (Hrsg.): *Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne* (Literatur-Kultur-Geschlecht, 2), Köln [u. a.] 1994, S. 333–351.

<sup>106</sup> Vergleichbar formuliert van Rahden: „Zur Diskussion steht hier das Moment des Aneignens, Umdeutens und Verhandelns.“ Rahden 2001, S. 27.

Juden zu sprechen bzw. Juden als Juden zu akzeptieren, und damit nach der Bereitschaft, das Gegenüber nicht primär als das Andere zu begreifen.

### 3 Die zeitgenössischen Debatten um Emanzipation und die Berliner Salons

#### 3.1 Die Geschlechtscharakterdebatte

Das Recht des halben Menschengeschlechts ist der höchste Gegenstand der Moral, der von allen Seiten betrachtet werden muß, um es endlich von der rechten zu werden, und dazu trägt nichts so zweckmäßig bei als die mannigfache Darstellung durch verschiedene Individuen.  
Esther Gad, Salonière und Publizistin, 1798<sup>107</sup>

Im Rahmen der frühneuzeitlichen „Querelle des Femmes“<sup>108</sup> waren der Geschlechtsunterschied bzw. Charakteristik und Aufgaben von Frau und Mann immer wieder Themen für die europäische Gelehrtenrepublik. In den Jahren von 1770 bis 1810<sup>109</sup> kam es im deutschsprachigen Raum dann noch mal zu

---

**107** [Esther Gad]: „Einige Aeufferungen über Herrn Kampe’s Behauptungen die weibliche Gelehrsamkeit betreffend“, in: *Der Kosmopolit. Eine Monatsschrift zur Beförderung wahrer und allgemeiner Humanität*, hrsg. von Ch. D. Voß, Bd. 3, Halle 1798, S. 557–590, hier S. 577.

**108** Die „Querelle des Femmes“ als gesamteuropäisches Phänomen bezeichnet einen die Frühe Neuzeit durchziehenden umfassenden Streit zwischen den Geschlechtern und über die Rollen der Geschlechter. Als Austragungsorte dieser Debatte gelten die verschiedensten Medien, vor allem dialogische und polemische Texte, aber auch Akademiewettbewerbe, satirische und ikonografische Bilder. Der Begriff knüpft an zeitgenössische Terminologie an, ist aber als Fachterminus ein Begriff der Forschung. Grundlegend dazu Gisela Bock und Margarete Zimmermann: *Die Querelle des Femmes in Europa. Eine begriffs- und forschungsgeschichtliche Einführung*, in: Gisela Bock (Hrsg.): *Die europäische Querelle des Femmes. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert (Querelles 2)*, Stuttgart 1997, S. 9–38. Zuletzt zur Querelle im internationalen Vergleich: Friederike Hassauer (Hrsg.): *Heißer Streit und kalte Ordnung. Epochen der Querelle des Femmes zwischen Mittelalter und Gegenwart*, Göttingen 2008. Hier auch ein aktueller Forschungsüberblick, S. 12 ff. Grundlegend und interessant für die Überkreuzung von Geschlechterdebatte und (englischem) Salon: Ina Schabert: *Englische Literaturgeschichte. Eine neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung*, Stuttgart 1997.

**109** Die zeitliche Begrenzung der Debatte ist in Abhängigkeit vom Interpretationsansatz der Analysierenden leicht variabel. Für die deutsche Debatte sind die Interpreten sich weitgehend darin einig, dass auf eine Phase der intensiven und kontroversen Auseinandersetzung um 1800 eine der Verwissenschaftlichung bzw. der Stabilisierung der konservativen Modelle bis 1850 tritt. Volker Hoffmann sieht die intensive Debatte von 1770–1805 andauern, worauf eine Phase der Integration der Entwürfe in größere Modelle und Populärliteratur folgte. Volker Hoffmann: *Elisa und Robert oder das Weib und der Mann*, wie

einer diskursiven Verdichtung, einer auffälligen Zunahme der Veröffentlichungen sowie der Bezugnahmen der Autoren und Autorinnen aufeinander, sodass von einer spezifischen „Geschlechtscharakteristik der Goethezeit“ oder von der „Geschlechtscharakterdebatte“ gesprochen wird.<sup>110</sup> Der Begriff Geschlechtscharakter<sup>111</sup> bezeichnet dabei ein in dieser Zeit entwickeltes Denkmodell, nach dem das biologische Geschlecht einer Person Auswirkungen auf ihre moralische Konstitution und damit Konsequenzen für ihre Rolle in der Gesellschaft habe. In der prägnanten Formulierung eines der Debatteure: „Ist nicht das Weib kleiner, zarter, schwächer geformt? [...] Stärke ist nicht die Gabe der Weiber. Sie können daher nicht beschützen, folglich sind sie nicht zum Herrschen gemacht“.<sup>112</sup>

Die disziplinäre Spannweite sowie die thematische Vielfalt der Debatte<sup>113</sup> äußerten sich unter anderem in anatomisch-physiologischen Untersuchungen

---

sie sein sollten. Anmerkungen zur Geschlechtercharakteristik der Goethezeit, in: Karl Richter / Jörg Schönert (Hrsg.): *Klassik und Moderne. Die Weimarer Klassik als historisches Ereignis und Herausforderung im kulturgeschichtlichen Prozeß*. Walter Müller-Seidel zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1983, S. 80–97, hier S. 83. Claudia Honegger betrachtet die Jahre 1785–1850 als Zeit für verschiedene „Aufschwünge zu einer endgültigen Ontologie der Geschlechtlichkeit“, wobei die Debatte aber im „späten 18. Jahrhundert noch einigermaßen unentschieden und gleichsam auf scholastischem Niveau hin- und herzutorkeln scheint“. Claudia Honegger: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850*. Campus, Frankfurt/M. 1991, S. 6 und S. 4.

**110** Für den Begriff und eine klassisch gewordene Analyse der „Geschlechtscharakteristik der Goethezeit“ siehe Hoffmann 1983. In der Forschung ist uneindeutig, ob die Geschlechterdebatte um 1800 als Endpunkt der „Querelles des Femmes“ oder als neues Aufflammen eines alten Themas unter neuem Gesichtspunkt zu betrachten sind. Bock / Zimmermann 1997, S. 20 ff.

**111** Zur Analyse und Geschichte des Begriffs s. den zum Klassiker gewordenen Aufsatz Hausen 1976.

**112** [Ernst Brandes]: *Über die Weiber*, Leipzig 1787. S. 39 f. Man kann sagen, um 1800 entwickelte sich eine „positive Legende der bloßen Naturauslegung“, die bis heute Wirkung zeigt. Honegger 1991, S. ix. Wie die von „Meisterdenkern“ vorformulierten Modelle unter das Publikum gebracht wurden, zeigt exemplarisch Pia Schmid: „O, wie süß lohnt das Muttergefühl!“ Die Bestimmung zur Mutter in Almanachen für das weibliche Publikum, in: Claudia Opitz / Ulrike Weckel / Elke Kleinau: *Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster [u. a.] 2000, S. 107–125.

**113** Hoffmanns Phaseneinteilung wurde zurecht als selektiv und zu literarisch orientiert kritisiert, allerdings wurden die von ihm erwähnten Ambivalenzen des literarischen Diskurses auch oft überlesen. Für eine alternative Darstellung mit dezidiert politischer Wertung und Einbeziehung internationaler Texte s. das Nachwort von Sigrid Lange in: dies. (Hg): *Ob die Weiber Menschen sind? Geschlechterdebatten um 1800*, Leipzig 1992, S. 411–431. Honegger 1991 bietet eine Paralleldarstellung literarisch-politischer und anthropologischer Entwicklungen und unterfüttert so die Genese einer weiblichen Sonderanthropologie auch

zur Gehirngröße oder dem Einfluss des Uterus,<sup>114</sup> kulturhistorischen Überlegungen zur Rolle der Frau in Gesellschaft und Geselligkeit, zahlreichen Traktaten zu den richtigen Prämissen der Erziehung und – wenigen – Plädoyers für die Ausweitung von Bürgerrechten auf Frauen.<sup>115</sup> Die Zentrierung auf ‚Frauenfragen‘ ist historisch vorgegeben, denn obwohl Charakteristika und Rollen beider Geschlechter zur Debatte standen, fokussierte die überwiegende Mehrheit der Texte auf die Festlegung der Frauen. Gleichermäßen überwogen im literarischen Diskurs die Präsentationen des Weiblichen.<sup>116</sup>

### Etappen der Debatte

Gerade im Hinblick auf die sich entfaltende Wirkungsmacht des polaren Geschlechterbildes im 19. Jahrhundert sind für den Ablauf der Debatte die eher progressiven Texte aus der Anfangszeit der 1770er-Jahre interessant, in denen überkommene Ehevorstellungen und biblische Texte in kritisches Licht gerückt wurden.<sup>117</sup> Nach 1787 kam es dann, ausgelöst von der Veröffentlichung des

---

mit medizinischen Entwicklungen. Eine umfassende Darstellung, die auch weibliche Beiträge berücksichtigt, bei Juliane Jacobi: „Geschlecht“, in: Dietrich Brenner / Jürgen Oelkers (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Pädagogik*, Weinheim [u. a.] 2004, S. 422–442. Immer noch sehr lesenswert als Analyse der hinter den Idealen liegenden Ausschlussstrategien: Silvia Bovenschen: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Repräsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt/M. 1979.

**114** Für einen Einstieg in den in seiner Wirkmächtigkeit nicht zu unterschätzenden Diskurs über den weiblichen Körper siehe Évelyne Berriot-Salvadore: *Der medizinische und andere wissenschaftliche Diskurse*, in: Duby / Perrot 1997, Bd. 3, S. 367–413.

**115** Wenn die jüngste Forschung diese kontroverse, multidisziplinäre Auseinandersetzung über die Rolle/n der beiden Geschlechter auf die paradoxe Formel vom „heißen Streit und kalter Ordnung“ bringt, heißt das, nicht nur gerieten hier scheinbar entfernte Disziplinen miteinander ins Gespräch, sondern hinter scheinbar klaren Argumenten ging es immer auch um dahinterliegende Machtverhältnisse. Vgl. Hassauer 2008.

**116** Die Unterscheidung zwischen literarischen und pragmatischen Texten ist bei den Beiträgen der Debatte oft nicht möglich, da sich vielmehr oft in einem Text die Gattungen mischen und auch die enthaltenen Geschlechterentwürfe nicht selten in sich widersprüchlich sind.

**117** In einer von Hoffmann so benannten ersten Phase diskutierten Anfang der 1770er-Jahre die ostpreußischen Literaten August Wilhelm Hupel, Theodor Gottlieb von Hippel, Johann Georg Hamann und Johann Gottfried Herder die aus der Antike überlieferten Geschlechtertheorien ebenso wie zeitgenössische Gesetze neu, sachlich kritisch oder ironisierend. Exemplarisch war das Unterfangen von August Wilhelm Hupel: *Vom Zwecke der Ehen. Ein Versuch, die Heurath der Castraten und die Trennung unglücklicher Ehen zu verteidigen*, Riga 1771. In Faksimile wiedergegeben, mit einer Biografie des Autors und rechtsgeschichtlichen Erläuterungen versehen von Clausdieter Schott, Frankfurt/M. 1985.

Traktats *Über die Weiber*<sup>118</sup> des Juristen Ernst Brandes zu einem ersten diskursiven Höhepunkt.<sup>119</sup> Motiviert unter anderem durch die Verhältnisse in Frankreich polemisierte der Autor darin gegen die falsche Position der Frauen in der gegenwärtigen Gesellschaft.<sup>120</sup> Deutlich war Brandes' Geschlechtertrennung als Warnung und Wunschdenken formuliert, nicht als Beschreibung eines Ist-Zustandes: So müsse der Mann sich gelegentlich mit Wissenschaft beschäftigen – „Das Weib darf das nicht“.<sup>121</sup>

Eine dezidierte Gegenschrift zu Brandes verfasste der Militärschriftsteller Jakob Mauvillon, wobei er sich vor allem gegen die ebenfalls von Brandes vorgebrachte These verwehrt, dass dem schwächeren Körperbau schwächere Nerven und Fähigkeiten abzuleiten seien.<sup>122</sup> In einer Art Präventivtheorie riet er allerdings den gleich befähigten Frauen, sich dennoch zu untergeben, um einen „Streit wegen der Oberherrschaft“ zu verhindern.<sup>123</sup> In gewisser Hinsicht war er darin Joachim Heinrich Campe vergleichbar, der im *Väterlichen Rath an meine Tochter* 1788 die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern genau benannte, um anschließend die freiwillige Unterwerfung der Tochter zu fordern, da ihr Geschlecht „nach unserer jetzigen Weltverfassung, in einem abhängigen und auf geistige sowohl als körperliche Schwäche abzielenden Zustande lebt“.<sup>124</sup> Mit einer Veränderung dieser Weltverfassung hatte der Pädagoge anscheinend auch in den postrevolutionären Folgeauflagen nicht gerechnet, stattdessen ermun-

---

**118** Brandes 1787. Eine Neubearbeitung erschien 1802 unter dem Titel: „Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben“.

**119** Manche Interpreten deuten das Buch auch als eigentlichen Beginn der „modernen deutschen Geschlechterfrage“. Honegger 1991, S. 47. Unabhängig davon, ob man die Geschlechtscharakterdebatte mit Volker Hoffmann chronologisch in Phasen einteilt oder sie nach thematischen Entwicklungssträngen strukturiert, werden die 1790er-Jahre als ihr Kulminationspunkt betrachtet.

**120** Obwohl Brandes mit Sanftmut und Ergebenheit als der vernachlässigten „Eigenheit des Geschlechts“ argumentierte, leitete er sie, anders als Humboldt später, noch nicht wissenschaftlich her, sondern nahm sie als traditionelle, tradierte Setzung.

**121** Brandes 1787, S. 184. Seine Thesen wurden in den Folgejahren weiterentwickelt vom Popularphilosophen Meiners und vom Erfahrungsseelenkundler Pockels. Christoph Meiners: Geschichte des weiblichen Geschlechtes, 4 Bde., Hannover 1788–1800; Carl Friedrich Pockels: Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechtes. Ein Sittengemälde des Menschen, des Zeitalters und des geselligen Lebens, 5 Bde., Hannover 1799–1802.

**122** [Jakob Mauvillon]: Mann und Weib nach ihren gegenseitigen Verhältnissen geschildert, Leipzig 1791.

**123** Mauvillon 1791, S. 25 f. Letztendlich appellierte Mauvillon an die Ritterlichkeit der Männer, die zweifelhafte Lage der Frauen diesen leichter zu machen, für eine Aufhebung des Zustandes plädiert er nicht.

**124** Joachim Heinrich Campe: Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet, Braunschweig 1791, S. 19.

terte er die Frau mit dem prägnanten Bild „er die Eiche, sie der Epheu“: „Geduld erträgt, was nicht zu ändern ist; Sanftmuth entwaffnet den männlichen Starrsinn durch milde Freundlichkeit [...] und Gewöhnung an Selbstverläugnung giebt zu allem die erforderliche Seelenkraft“.<sup>125</sup>

Als Vertreter eines wirklichen progressiven Entwurfs kann hingegen Theodor Gottlieb von Hippel gelten, der mit seiner Schrift *Über die Bürgerliche Verbesserung der Weiber* 1792 ein leidenschaftliches Plädoyer für die Staatsbürgerrechte für Frauen veröffentlichte, in der er zur „Zerstörung der galanten Bastillen, der häuslichen Zwinger und bürgerlichen Verließe“ aufrief und damit die Verbindung zwischen politischer und häuslicher Neuordnung eindeutig benannte.<sup>126</sup> Auch wenn er einzelne Geschlechterstereotype in seine Argumentation einflocht,<sup>127</sup> sah Hippel den wesentlichen Unterschied der Geschlechter in der bisher stattgehabten unterschiedlichen Erziehung, nicht in der Verschiedenheit des Wesens: „Man räume ihnen Kanzeln und Lehrstühle ein, und es wird sich zeigen, ob sie [...] nicht ebenso gut unsere Überzeugung zu gewinnen wissen“.<sup>128</sup> In Frankreich hatte kurz zuvor und ähnlich pointiert Olympe de Gouges angemerkt, dass Frauen, die das Recht haben, das Schafott zu besteigen, auch das Rednerpult besteigen dürfen müssten.<sup>129</sup> Dass de Gou-

---

**125** Campe 1791, S. 21 u. 188. Mit Recht stellt Claudia Honegger fest: „Die lärmende Rhetorik, die Campe einsetzen musste, um seine Tochter von der Erhabenheit ihrer weiblichen Bestimmung in Kenntnis zu setzen, zeigt, dass es in dieser Zeit noch keineswegs ausgemacht war, ob die ‚politische Unzufriedenheit‘ vieler Weiber ins deutsche Hausfrauentum einmünden würde.“ Honegger 1991, S. 68. Campe wird, vermutlich der Gattung Hausväterliteratur wegen nicht immer zur Geschlechterdebatte gerechnet, ist aber in seiner Wirkungsmacht nicht zu unterschätzen. Darin ist er Knigge vergleichbar, der es in seinem vielgelesenen „Ratgeber“ „salontauglich“ machte, weiblicher Gelehrsamkeit mit sprichwörtlich gewordenem „Fieberfrost“ zu begegnen. Adolph Freiherr von Knigge: *Über den Umgang mit Menschen*, hrsg. von Gert Ueding. Mit Illustrationen von Chodowiecki und anderen, Frankfurt 1977, S. 201.

**126** Hippel 1977, S. 17 f. Explizit forderte er die Französische Nationalversammlung auf, die Bürgerrechte auf Frauen auszudehnen, argumentierte sowohl mit dem Einsatz der Pariserinnen für die Revolution wie mit der Aufgabe der Frauen als Erzieherinnen künftiger Bürger, für die sie vorbereitet und ausgebildet sein müssten. Ebd., S. 121.

**127** Beispielsweise argumentierte er mit einer größeren Emotionalität der Frauen. Interessant ist bei Hippel die Entwicklung der frauenpolitischen Argumente zwischen seiner 1775 erschienen Schrift „Über die Ehe“ und dem Traktat von 1792.

**128** Hippel 1977, S. 151.

**129** Olympe de Gouges (1748–1793), französische Revolutionärin und Autorin. De Gouges hatte in ihrer „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“ u. a. gefordert: „Keine/r darf verfolgt werden wegen ihrer / seiner Meinung, wie grundsätzlich auch immer; die Frau hat das Recht das Schafott zu besteigen, sie hat gleichermaßen das Recht, die Tribüne zu besteigen [...]“ in: Olympe de Gouges: *Mensch und Bürgerin. „Die Rechte der Frau“ 1791*, herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Hannelore Schröder, Aachen 1995, S. 111.



ges 1793 selbst hingerichtet wurde, war keine Ironie der Geschichte, sondern ein sichtbares Zeichen dafür, dass politische Einmischung von und für Frauen nicht erwünscht war.

Zeitgenössische Gegner Hippels zogen eine Parallele eher zur britischen Autorin Mary Wollstonecraft<sup>130</sup> und lehnten beide als schädlich[!] ab. Wollstonecraft hatte 1790 zunächst eine Verteidigung der Französischen Revolution und der Menschenrechte veröffentlicht, der sie 1792 eine *Vindication of the Rights of Woman* folgen ließ, die im Wesentlichen auf verbesserte Erziehung der Frau als vernunftbegabtem Wesen abzielte.<sup>131</sup> Die Abwehr rhetorik der konservativen Theoretiker ist bezeichnend, weil diese sich sowohl im Falle Hippel wie Wollstonecraft weniger auf die *Begründung*, das Argument der gleichen Fähigkeiten und staatsbürgerliche Aufgaben beider Geschlechter, als auf die *Konsequenz* ihrer Forderungen, eine gefürchtete gesellschaftliche Unruhe, bezogen und die Autorität der Fordernden durch Hinweise auf deren Biografien zu untergraben suchten.<sup>132</sup>

1794/1795 bekam die Debatte erneut eine andere Stoßrichtung durch die Veröffentlichung zweier ganz unterschiedlicher Werke, die jedes für sich die Polarität der Geschlechtscharaktere propagierten und zahlreiche Folgeschriften auslösten. Wilhelmine Karoline von Wobeser veröffentlichte den Erfolgsroman *Elisa oder das Weib wie es sein sollte*, ein ironiefreies Hohelied auf die Entsa-

---

**130** Mary Wollstonecraft (1759–1797), politische Autorin. Wollstonecrafts Forderungen nach verbesserter Mädchenerziehung und der Revision Rousseauscher Maximen führten auch deswegen zu anhaltenden Debatten, weil sie vor dem Hintergrund des Lebenswandels der Autorin gelesen wurden, die 1794 in das revolutionäre Paris zog. Ebenso wie diese „Grenzüberschreitung“ oder unverheiratetes Zusammenleben trug ihre journalistische Arbeit in als „männlich“ definierten Genres, wie der bezahlten Rezension und dem politischem Tagesjournalismus, dazu bei, dass ihr von Zeitgenossen zahlreiche diffamierende Schimpfnamen angehängt wurden, unter denen Horace Walpoles „Hyäne in Petticoats“ der bekannteste war und später in der feministischen Rezeption entsprechend gewürdigt wurde.

**131** Nichtsdestotrotz war Wollstonecrafts Buch 1792 in Deutschland vom Pädagogen Salzmann beworben worden und erschien 1793 in dessen Übersetzung im Verlag der Erziehungsanstalt, wenn auch mit dezent relativierendem Vorwort. Mary Wollstonecraft: *Rettung der Rechte des Weibes*. Übersetzt von Christian Gotthilf Salzmann, Schnepfenthal 1793/1794. S. a. III.

**132** Zur Rezeption beider s. Ulrike Weckel: Gleichheit auf dem Prüfstand. Zur zeitgenössischen Rezeption der Streitschriften von Theodor Gottlieb von Hippel und Mary Wollstonecraft in Deutschland, in: Opitz / Kleinau / Weckel 2000, S. 209–247. Auch die einflussreichste Kulturzeitschrift der Zeit verglich Hippels Text den „Herzenserleichterungen der Maria Wolstonecraft“ und spekulierte „mit mühsam kaschierter klammheimlicher Schadenfreude“, ob nicht die beiden Autoren auch Angst vor der Guillotine haben müssten. *Journal des Luxus und der Moden* 8, Dezember 1793, S. 615. Die Wertung nach: Weckel 2000(b), S. 210 f.

gung, dessen Protagonistin an das weibliche Geschlecht appellierte: „Warum sollten Sie nicht das in Ihrer Sphäre werden, was der Mann in der seinigen ist?“;<sup>133</sup> Wilhelm von Humboldt schrieb für Schillers Journal *Die Horen* die Beiträge *Über den Geschlechtsunterschied und seinen Einfluss auf die organische Natur* sowie *Über die männliche und weibliche Form*.<sup>134</sup> Während Hippel noch unter Verweis auf anatomische Untersuchungen festgehalten hatte: „Der Geschlechtsunterschied *kann nicht* zur Antwort dienen, wenn die Frage ist: ob das männliche Geschlecht mit wesentlichen körperlichen und geistigen Vorzügen vor dem weiblichen ausgestattet worden sei?“,<sup>135</sup> trat Humboldt an, genau diesen Zusammenhang zu ‚beweisen‘ und explizit den Unterschied der Geschlechter aus der Natur und einer Dialektik der Zeugung wissenschaftlich herzuleiten [s. III.4]. Bedeutsam ist an Humboldts Ansatz, dass er über die traditionelle Dichotomie der Geschlechter hinausging, sie als gegensätzlich, aber aufeinander bezogen betrachtete (Polarität) und ihnen eine prinzipielle Gleichwertigkeit zugestand.<sup>136</sup>

Wie man hingegen aus dem Geschlechtergegensatz eine rechtliche Unterordnung der Frau herleiten konnte, zeigte im Folgejahr Johann Gottlieb Fichte, der im *Grundriß des Familienrechts* ebenfalls die Fortpflanzung als Grundprinzip der Natur betrachtete, zu deren Gewährung er jedem Geschlecht einen Naturtrieb zuerkannte, dem Manne den allgemeinen Geschlechtstrieb, der Frau die Liebe und daraus folgernd die „Unterwerfung“: „Die Ruhe des Weibes hängt davon ab, daß sie ihrem Gatten ganz unterworfen sei, und keinen andern

---

**133** Wilhelmine K. von Wobeser: *Elisa oder das Weib wie es sein sollte* [1794] / Christian August Fischer: *Über den Umgang der Weiber mit Männern* [1800]. Mit einem Nachwort von Lydia Schieth, Hildesheim [u. a.] 1990 (Frühe Frauenliteratur in Deutschland, hrsg. von Anita Runge, 8), Hildesheim [u. a.] 1990, S. VII und VIII. Hervorhebung im Original. Die Auffassung Volker Hoffmanns, dass Wobeser einem anderen Strang der Debatte zuzuordnen sei als Humboldt, kann ich nur stilistisch, nicht inhaltlich teilen.

**134** Wilhelm von Humboldt: *Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur*, in: Albert Leitzmann (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldts Werke*. Erster Band. 1785–1795 (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften Bd. I), Berlin 1903, S. 311–334, und ders.: *Über die männliche und weibliche Form*, in: ebd., S. 335–369. Hoffmann sieht mit diesen Werken die vierte und entscheidende Phase der Geschlechtscharakterdebatte eingeläutet.

**135** Denn: „Die Natur scheint bei Bildung der beiden Menschengeschlechter nicht beabsichtigt zu haben, weder einen merklichen Unterschied unter ihnen festzustellen, noch eins auf Kosten des anderen zu begünstigen.“ Hippel 1977, S. 26. Hervorhebung H. L. L.

**136** Während „Dichotomie“ den Gegensatz bezeichnet, nimmt „Polarität“ auf den Umstand Bezug, dass hier einzelne Eigenschaften der Geschlechter, konträr gesetzt, einander als Ergänzung dienen sollen.

Willen habe, als den seinigen“.<sup>137</sup> Humboldt und Fichte waren dabei nur zwei besonders prägnante Vertreter eines weit verbreiteten Dreischritts der Geschlechterhierarchie, durch den eine Physik der Gleichheit (1. die Geschlechter sind von Natur verschieden, aber gleichwertig), über einen „sophistischen Salto mortale zur Metaphysik der sozialen Ungleichheit“ wird, denn da 2. das männliche Geschlecht stark und das weibliche schwach ist, brauchen 3. die Weiber Schutz und Anleitung der Männer.<sup>138</sup>

Im Gegensatz dazu stand Friedrich Schlegels Begriffspaar von „sanfter Männlichkeit“ und „selbständiger Weiblichkeit“, das er erstmals 1795 in die Debatte warf.<sup>139</sup> Unter anderen durch Schlegels Replik herausgefordert, untermalte Friedrich von Schiller das polare Geschlechtermodell seines Freundes Humboldt mit Versen wie „Ehret die Frauen, sie flechten und weben / Himmlische Rosen ins irdische Leben“. Dabei verteilte er Humboldts polare Geschlechtscharaktere auf deutlich getrennte Lebenswelten.<sup>140</sup> Als Gegenentwurf zu Schillers Gedichten wiederum muss nicht nur August Wilhelm Schlegels direkte Parodie „Ehret die Frauen, sie stricken die Strümpfe“ gelesen werden,<sup>141</sup> sondern auch, und in seiner Radikalität bis heute bedeutender, Friedrich Schleiermachers *Katechismus der Vernunft* (1798),<sup>142</sup> der liturgische Texte feminisierte und Frauen explizit dazu aufforderte, sich bisher männlich dominierte Reservate zu erobern, zum Beispiel im „10. [Gebot]: Laß Dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre“.<sup>143</sup>

---

**137** Johann Gottlieb Fichte: Grundriss des Familienrechts (als erster Anhang des Naturrechts), in: ders.: Werke 1797–1798 (FGA I,4), Stuttgart 1970, S. 95–149, hier S. 99 und 103.

**138** Lange 1992, S. 421f.

**139** Dies Begriffspaar erschien zuerst in Schlegels Aufsatz „Über die Diotima“, in: Berlinische Monatsschrift 26 (1795), und wurde später wieder verwendet in „Über die Philosophie“, in: Athenäum Bd. 2/1 (1799). Dazu gehören auch die Rollentauschmotive in der Lucinde. Zur Rezeption Schlegels s. V.

**140** Er sprach den Männern die Welt zu: „Ewig aus der Wahrheit Schranken / Schweift des Mannes Wilde Kraft“ und den Frauen das Haus: „In der Mutter bescheidener Hütte / Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte“. Friedrich von Schiller: Ehret die Frauen [1795], Vers 7/8 und 18/19, in: ders.: Sämtliche Werke in 5 Bänden, Bd. 1: Gedichte Dramen I, hrsg. von Albert Meier, München [u. a.] 2004, S. 218 f.

**141** August Wilhelm Schlegel: Ehret die Frauen [1796], in: ders.: Sämtliche Werke, 10 Bde., hrsg. von Eduard Böcking, Leipzig 1846–47, Band 2, S. 171–173. Weniger bekannt ist die ebenfalls in der Parodie formulierte Warnung: „Der moralische Phantast / Macht uns Männer den Frauen verhaßt.“ Ebd.

**142** Die „Ideen zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen“, erschienen 1798 zunächst im Athenäum.

**143** Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher: Ideen zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen, in: Lange 1992, S. 359–361, hier S. 360.

1799 brachte schließlich Friedrich Schlegel den Roman *Lucinde* auf den Markt, der lange als Gegenentwurf zur Geschlechterpolarität betrachtet wurde, da die beiden Hauptfiguren der Erzählung den Rollentausch, zumindest in der sinnlichen Liebe, einfordern [vgl. IV].<sup>144</sup>

Trotz dieser kontroversen Diskussion erwies sich das polare Geschlechterbild letztlich als das Erfolgsmodell, zumindest in der Rezeptionsgeschichte. Nach der Jahrhundertwende und vor allem mit einsetzendem Biedermeier kam es zunehmend zur Integration der Geschlechterpolarität in die theoretischen Systembildungen sowie zu ihrer Umformung in Rollenklischees in der Lyrik und Belletristik und sogar in der Musik.<sup>145</sup> Es lässt sich, unter anderem anhand von Lexikoneinträgen, nachzeichnen, dass die um 1800 erstmals eingebrachten geschlechterpolaren Formulierungen im 19. Jahrhundert bald zur Allgemeinbildung wurden.<sup>146</sup>

### 3.2 Zur Kritik und Erweiterung der Debatte – Texte von Autorinnen

Kennzeichnend für alle Modelle, auch und besonders die dichotomische Geschlechtercharakteristik, war um 1800 die in sich widersprüchliche Argu-

---

**144** Der Titel der Originalausgabe lautete: *Lucinde*. Ein Roman von Friedrich Schlegel. Erster Theil, Berlin 1799.

**145** Als Beispiel für die Integration in eine Weltanschauung wird meist Hegel angeführt, der u. a. in den „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ der Geschlechterdifferenz einen „systemimmanenten Platz“ angewiesen habe. Hoffmann 1983, S. 95, Fn. 42. Die Zuschreibung von „männlich“ und „weiblich“ auf Musikstücke, unter Bezugnahme auf u. a. Humboldts Vokabular, analysiert erstmals Matthew Head: „Like Beauty Spots on the Face of a Man“. Gender in 18<sup>th</sup>-Century North-German Discourse on Genre, *The Journal of Musicology*, Vol. 13, No. 2 (Spring 1995), S. 143–167.

**146** Besonders deutlich wird die Durchsetzungskraft des Humboldtschen Modells im mehrseitigen Artikel von Dr. Karl Hermann Scheidler: „Geschlechtscharakter“, in: *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, Erste Section A–G, 63. Theil: *Geschlechtsapparat*–Gesen, Leipzig 1856, S. 29–44. Der Hinweis, dass sich die Geschlechter nur „durch die Behauptung ihrer Besonderheit und zugleich durch ihre gegenseitige Verbindung und Ergänzung“ verwirklichen können, findet sich bei Carl Theodor Welcker: „Geschlechterverhältnisse“, in: Karl von Rotteck / ders. (Hrsg.): *Staatslexicon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften* Bd. 6, Altona 1838, S. 642, zit. nach: Hausen 1976, S. 377. Romantisch fasste es zur selben Zeit ein Lexikon für Damen: „Die Allmacht hat, um das Ideal der Menschheit zu erzielen, die Idealität in beiden Geschlechtern ausgeprägt; nur die Vereinigung beider, ihrer gleich großen, wenn auch verschiedenen Anlagen und Fähigkeiten, [...] bilden das Meisterwerk der Schöpfung.“ Artikel „Frau“, in: *Damen-Conversations-Lexikon*, hrsg. im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen von Carl Herloßsohn [1834–1836]. Neu vorgestellt und mit einer Nachrede versehen von Peter Kaeding, Berlin 1989, S. 87–91, hier S. 87 u. 91.

mentation. Überwiegend wurde dem Mann ein kraftvolles, aber gespaltenes Wesen zugesprochen, dem die Frau als passives Natur- bzw. Einheitswesen gegenüberstand. Andererseits flossen in diese „Einheit“ Frau viele verschiedene Weiblichkeitsimaginationen ein, Naturwesen und Verführerin, Mutter ebenso wie Jungfrau. Wie Volker Hoffmann nachweist, wurden der Frau in verschiedenen Polaritätsmodellen einzelne Talente „wie Verstand oder Fantasie bald ab-, bald zugesprochen, im letzteren Fall dann gern mit einer zusätzlichen Spezifizierung (z. B. schöner, nicht tiefer Verstand)“.<sup>147</sup> Dass es sich hier um Anthropologie in pragmatischer *Absicht* gehandelt hat, verbirgt sich kaum.

Ein Erfolgsmodell war die Geschlechterpolarität gewissermaßen auch in der Forschung, insofern eine gewisse Kanonisierung der so genannten grundlegenden Texte der Geschlechtscharakterdebatte festzustellen ist.<sup>148</sup> Unter Berufung auf einen Deutschen „Sonderweg“ der Geschlechterdebatte, die Ausbildung einer weiblichen Sonderanthropologie, wurden ausländische Texte lange wenig berücksichtigt.<sup>149</sup> Auch wird Schlegels *Lucinde* oft noch pauschal als androgynes Modell betrachtet und die feministische Kritik an Schlegels Frauenbild nicht immer berücksichtigt. Andere zeitgenössische Kritik an Humboldt, die beispielsweise von Friedrich Nicolai oder Immanuel Kant geübt wurde, wurde kaum behandelt, sodass der – historisch nicht ganz korrekte – Eindruck entstand, dass erst die Romantiker Gegenentwürfe zu Humboldt formuliert hätten. Ein im Zusammenhang mit dieser Arbeit wesentliches und noch überraschend wenig beleuchtetes Forschungsfeld ist der Anteil weiblicher Stimmen an der Debatte.<sup>150</sup> Von einem scheinbar naiven, aber umso berechtigteren Standpunkt aus wäre zu fragen, warum Schlegels *Lucinde* als Kerntext der

---

<sup>147</sup> Hoffmann 1983, S. 85.

<sup>148</sup> Wilhelm von Humboldts „Horen-Aufsätze“ beispielsweise gelten als Wendepunkt der Debatte, sein „Plan einer vergleichenden Anthropologie“ aus derselben Zeit, der das Frauenbild in größerem Zusammenhang betrachtet, wird selten gelesen oder zitiert. Wilhelm von Humboldt: Plan einer vergleichenden Anthropologie, in: Albert Leitzmann (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Werke. Erster Band. 1785–1795 (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften Bd. I), Berlin 1903, S. 377–410. Diese Sonderstellung verdanken die „Horen-Aufsätze“ vermutlich den Analysen von Hausen 1976 und Hoffmann 1983. Der „Plan“, posthum veröffentlicht, steht in engem Denkkzusammenhang mit den Aufsätzen und rückt die Geschlechterpolarität in ein anderes Licht.

<sup>149</sup> Während die Rousseauzeption in Deutschland umfänglich erforscht ist, gingen Lange 1992 und Honegger 1991 mit ihren Hinweisen auf Mary Wollstonecraft und Olympe de Gouges relativ neue Wege.

<sup>150</sup> Eine frühe, wenig verfolgte Schrift zum Bild der Frau und zu Autorinnen im Zeitschriftendiskurs ist Frank Schubert: Die Stellung der Frau im Spiegel der Berliner Monatsschrift (Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik 150), Bonn 1980. Dagegen gibt es einige neuere Arbeiten, die briefliche Auseinandersetzungen zwischen Mann

Debatte gelesen wird, der im Folgejahr erschienene Roman *Florentin* seiner Lebenspartnerin, der ebenfalls alternative Geschlechterrollen entwarf, aber nicht?<sup>151</sup> Kaum genannt und noch weniger auf ihre intertextuellen Bezüge zu den männlichen Schriften analysiert wurden Werke von Emilie von Berlepsch,<sup>152</sup> Amalia Holst<sup>153</sup> oder Marianne Ehrmann,<sup>154</sup> um nur drei damals aktive Publizistinnen zu nennen.<sup>155</sup> Ohne die Durchschlagkraft weiblicher

---

und Frau zu den zeitgenössischen Geschlechterbildern auf unterschiedliche Aneignungsmuster analysieren. Vgl. exemplarisch: Petra Wulbusch: *Therese Huber und Emil von Herder. Zum Geschlechterdiskurs um 1800*, Tübingen 2005. Zu der Frage, wie Frauen auf die Entwürfe der Aufklärer zu den ‚privaten‘ Themen Ehe, Mutterschaft und Körperlichkeit reagiert haben, s. den Sammelband Opitz / Weckel / Kleinau 2000. Mehr Aufmerksamkeit verdienen auch solche Texte um 1800, die Cross-Dressing und Rollentausch thematisieren. Als Pionierarbeit dazu Elizabeth Crimmer: *In the Company of Men. Cross-Dressed Women around 1800*, Detroit 2004.

**151** Neuere Arbeiten der feministischen Literaturwissenschaft diskutieren „Florentin“ als Gegenstück zu „Lucinde“ bzw. als Parodie auf die Geschlechterideologie des zeitgenössischen Bildungsromans, Darstellungen der Geschlechterdebatte schließen ihn dennoch kaum ein. [Dorothea Schlegel]: *Florentin. Ein Roman* herausgegeben von Friedrich Schlegel. Erster Band. Lübeck [u. a.] 1801. Vgl. exemplarisch: Inge Stephan: *Weibliche und männliche Autorschaft. Zum „Florentin“ von Dorothea Schlegel und zur „Lucinde“ von Friedrich Schlegel*, in: dies.: *Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Köln 2004, S. 233–250. Zu „Florentin“ als Parodie: Barbara Becker-Cantarino: *Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werk – Wirkung*, München 2000, S. 138–141.

**152** Dorothea Friderika Aemilia von Berlepsch, geb. von Oppel (1755–1830), verfasste u. a. Gedichte, Sachtexte und Theaterreden.

**153** Johanne Pauline Amalie Holst, geb. von Justi (1758–1829), Pädagogin.

**154** Marianne Ehrmann, geb. Brentano (1755–1795), Schauspielerin und Schriftstellerin, Herausgeberin von Frauenzeitschriften.

**155** Zu den Texten, die schon im Titel auf debattenrelevante Themen Bezug nehmen gehören das Traktat von Ehrmann: *„Philosophie eines Weibs. Von einer Beobachterin. O. O [Kempten] 1784*, und das ebenfalls für Vernunftferziehung votierende Schauspiel *„Leichtsinn und Gutes Herz, oder Folgen der Erziehung“*, Strasbourg 1786. Holst veröffentlichte 1802 *„Über die Bestimmung des Weibes zur höheren Geistesbildung“*, Emilie von Berlepsch *„Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenschaften und Grundsätze“*, in: *Neuer Teutscher Merkur*, 5. und 6. Stück 1791, S. 63–102; 113–134. Viele dieser Texte sind nicht oder nur schwer zugänglich. Eine gute Zusammenstellung weiblicher Argumentationsstränge bietet Claudia Honegger, bezeichnet sie allerdings als ein wenn auch nicht zu vernachlässigendes „Gemurmel“ in der Debatte. Honegger 1991, S. 13–45, hier S. 44. Zu Marianne Ehrmann s. die Dissertation von Britt-Angela Kirstein: *Marianne Ehrmann. Publizistin und Herausgeberin im ausgehenden 18. Jahrhundert*, Wiesbaden 1997, hier auch Nachdruck einiger Originaltexte. Warum zum Beispiel der Aufsatz Frau von Berlepschs über die Ehe, der 1791 in Wielands *Merkur* erschien und explizit auf oben erwähnte Thesen der Autoren Brandes und Pockels zum Thema Bezug nahm, nicht in die Debatte miteingerechnet wird, ist fraglich. Ein Hinweis auf diesen Aufsatz findet sich bei Honegger 1991, S. 266, eine umfassende Textanalyse steht noch aus.

Stimmen in diesem Diskurs letztgültig einschätzen zu können, muss man sagen, dass pauschale Ausschlussformeln der Geschlechterdebatte als „Männerphantasien über Frauenwirklichkeit“<sup>156</sup> weniger die historische Realität abbilden, als die Erwartungshaltung der Forschenden spiegeln, dass zu Sanftmut ermahnte Frauen sich gar nicht erst beteiligt hätten. Zur Realität gehört vielmehr sogar der Umstand, dass eine Salonfrau wie Esther Gad<sup>157</sup> durch *Einige Aeußerungen über Herrn Kampe's Behauptungen* erkennbar als weibliche Stimme und polemisch mittritt.<sup>158</sup> Eine umfassende Analyse von Zeitungsartikeln, besonders anonymer oder weiblicher Beiträge zum Themenbereich Geschlechterfragen, könnte hier neue Erkenntnisse vermitteln.

Schon der kleine Teilstrang der Debatte zum Thema Geselligkeit zeigt, dass Frauen durchaus ihre Stimmen erhoben und Texte veröffentlicht haben, die explizit auf den Diskurs Bezug nahmen. Die rhetorischen Mittel der Kontrahenten wurden dabei ebenso oft genau benannt wie von den Frauen selbst erfolgreich angewendet. Interessant im Zusammenhang dieser Arbeit ist dabei, dass in fast allen männlichen Beiträgen, die für eine Geschlechtertrennung im öffentlichen oder geselligen Leben plädierten, französische Salons, die „Bureaux d'esprit“ explizit oder implizit als Übertreibungen gegeißelt wurden.<sup>159</sup> Auch Autorinnen nahmen Bezug auf die französischen Salonièren. Allerdings sahen sie diese, im exakten Unterschied zu den männlichen Interpreten, als positives Beispiel.

---

**156** So formuliert Sigrid Lange, trotzdem sie selbst mehrere Frauenstimmen wieder zugänglich gemacht hat. Lange 1792, S. 423.

**157** Esther Gad, verheiratete Esther Bernard, spätere Lucie Domeier (1770–1827) ist bekannt geworden als Schriftstellerin und Freundin Rahel Levin Varnhagens, die sie bei Berliner Aufhalten besuchte und mit der sie im Briefwechsel stand.

**158** Gad 1798. Als Autorinnenkürzel war „C. B., geb. G.“ angegeben. Der Text ist neu ediert in: Elke Kleinau / Christine Mayer (Hrsg.): *Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts*. Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsbildungsgeschichte von Mädchen und Frauen, 2 Bde., Weinheim 1996, Bd. 1, S. 53–64. Unlängst wurden auch die Texte der in Berlin und Königsberg wirkenden Salonièr Elisabeth von Stägemann (1761–1835) als Beiträge zur Geschlechterdebatte gedeutet, auch wenn sie erst posthum veröffentlicht wurden. Elisabeth von Stägemann: *Erinnerungen für edle Frauen*. Nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhang von Briefen, hrsg. von Wilhelm Dorow, Leipzig 1846. Zu der These ihres möglichen Eingreifens in die Debatte s. Caroline Vogel: *Geschlechterdiskurs und Lebensrealität*. Elisabeth von Stägemann, ihr literarisches Leben und ihr Salon, Regensburg 2001.

**159** Besonders detailliert bei Carl Friedrich Pockels: *Über Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang*, 2 Bde., Hannover 1813, Bd. 2, S. 50 f., Fn. Die Salons seien von Molière zu recht satirisiert worden. Molières Werke, „Femmes savantes“ und „Précieuses ridicules“, werden nochmals empfohlen, namentlich genannt noch die Salonfrauen Rambouillet, Longueville und Lenclos.



Schon Brandes hatte die Pariser Salons, in denen „man dem andern Geschlechte ein Richteramt in Sachen der Philosophie, der Erziehung, des Geschmacks, der Literatur eingeräumt“ habe, als Beispiel für eine gesellschaftliche Fehlentwicklung genommen.<sup>160</sup> Sein Plädoyer für reine Männerzirkel fand, was die Forschung oft verschweigt, eine zeitgenössische Rezension aber belegt, in „gemischten Gesellschaften“ unterschiedliche Aufnahme: „Dem weiblichen Geschlecht hat dieses Buch durchgängig misfallen. Bey Männern hingegen hat es viel Beyfall gefunden“ – dieser sei aber in Gegenwart von Damen nicht immer laut vertreten worden.<sup>161</sup> Zur Ausführung eines spielerisch(?) geforderten Gegenentwurfs „Über die Kerls“ seitens einer weiblichen Autorin ist es leider nicht gekommen.<sup>162</sup> Zu den Kritikerinnen, deren Beitrag aber rekonstruierbar ist, gehört Emilie von Berlepsch, die 1791 zwar, gleich männlichen Kollegen, einen unangenehmen Ton in gemischten Gesellschaften konstatierte, dies allerdings als Konsequenz der zeitgenössischen Misogynie ansah.<sup>163</sup> Statt für getrennte Geselligkeiten plädierte sie dann nachhaltig für einen liebe- und respektvolleren Umgang zwischen den Geschlechtern.<sup>164</sup>

---

**160** Brandes 1787, S. 10, und 100 f. (bes. Fn.). Brandes' Ausgangspunkt war die angenommene falsche Position der Frau in der Geselligkeit. Frauen würden, u. a. durch Komplimente und falsche Lektüre, falsch erzo-gen, hätten in einigen Bereichen zuviel Einfluss. Vor gemischten Geselligkeiten wäre außerdem zu warnen, da Frauen ohne Interesse an ernsthaften Gesprächen in Gesellschaft immer die Begierde der Männer reizten. Ebd., S. 125  
**161** Mauvillon 1791, S. 4.

**162** Honeggers Analyse macht, in den Fussnoten, deutlich, dass eine noch ausstehende Rezeptionsgeschichte der Debatte, inklusive Leserinnenmeinungen, ein anderes Bild von der Wirkungsmächtigkeit der Texte zeigen würde. Beispielsweise überlieferte gerade ein Verteidiger der Brandesschen Schrift die ablehnenden Reaktionen: „Einige Thörinnen fanden es sonderbar, daß der Verfasser die Weiber – Weiber genannt hatte [...]. Eine behauptete sogar, daß man auch ein Buch über die Männer unter dem Titel: Ueber die Kerls! schreiben müsste!! Genug, das Buch machte große Sensation in der vornehmen Weiberwelt, und die meisten überfällt noch jetzt ein kleiner Schauder, wenn sie an das aus so edlen Absichten geschriebene Werk denken.“ Pockels 1799, Bd. 2, S. 432 ff, zit. nach: Honegger 1991, S. 222, Fn. 54.

**163** An dieser Stelle muss betont werden, dass schon Zeitgenossen Frauenfeindlichkeit als diskursives Phänomen, als „Modeerscheinung“ geißelten. z. B. in: „Etwas über die heutige Mode-Misogynie. Ein Dialog.“ in: Hannoversches Magazin, 69 (1788), zit. nach: Fronius 2007, S. 10.

**164** Auf Brandes, und in seiner Nachfolge vielleicht Meiners, Bezug nehmend, schrieb Berlepsch zunächst einschränkend: „Freylich beschuldigen uns die Männer nicht ganz zu Unrecht, daß wir uns zu hohe Begriffe von dem Werth unserer Bestimmung machen“, betonte dann aber den Unterschied zwischen übertriebener Anbetung und dem rechtschaffenem Anspruch eines Individuums auf Wohlwollen und Enthusiasmus der anderen. Berlepsch 1791, S. 83 f. Misogynen Autoren wies sie mit guter Textkenntnis selektive Rousseauzeption nach.



Die Pädagogin Amalie Holst<sup>165</sup> mischte sich 1802 mit einem längeren Traktat explizit aus dem Grund in die Debatte ein, dass noch kaum ein Weib dagegen protestiert habe, was „seit kurzem [...] so viel über die weibliche Bestimmung geschrieben. Männer wagten es, unserm Geiste die Linie vorzuziehen, über welche im Felde des Wissens er nicht hinüber schreiten dürfe“.<sup>166</sup> Ihr Hauptargument war, Wollstonecraft vergleichbar, dass in einem wohlgeordneten Gemeinwesen alle Menschen das Recht und die Pflicht hätten, ihre Talente auszubilden, und zur Geselligkeit der „Hausfrau“ Geist gehöre.<sup>167</sup> Dem Buch von Brandes widmete Holst nur eine Fußnote, bei ihm wie bei Rousseau vermutete sie gekränkte Eigenliebe, die auch zur Verurteilung der französischen gelehrten Frauen geführt habe.<sup>168</sup> Stattdessen empfahl sie nachdrücklich die Lektüre des progressiven Hippel. Die Reaktionen auf Holsts Buch zeigen, wie sehr um 1802 ein Hinweis auf die „Natürlichkeit“ ausreichte, um gut begründete Forderungen abzuwiegeln: „Will das Weib eine Gelehrte von Profession sein, so muss es auf den Namen der Gattin und Mutter und noch mehr der *Hausfrau* Verzicht leisten. Verbieten kann ihm dies Niemand als – die Natur“.<sup>169</sup>

Die Diskussion über Frauen in der geselligen Öffentlichkeit ist natürlich nicht zu trennen von der über Gelehrsamkeit bei Frauen, deren Gegner ebenfalls als letztgültiges Argument zunehmend die Natur der Frau heranzogen. Von besonderer Nachhaltigkeit war auch hier ein Beitrag Schillers, der 1788 die Salonière Ninon de l'Enclos als Zerrbild präsentierte:<sup>170</sup> „Ein starker Geist

---

**165** Amalie Holst geb. von Justi: Über die Bestimmung des Weibes zur höhern Geistesbildung, Vorwort und Nachwort von Berta Rahm, Zürich 1984, S. 167. (Holsts Vater, der Aufklärer Johann Heinrich von Justi, hatte 1760 einen kaum noch bekannten Vorschlag zur Einrichtung einer Akademie für Frauenzimmer veröffentlicht.)

**166** Holst 1984, S. 16 f. In der Ausgabe, dem bisher einzigen Nachdruck, wird die Kleinschreibung angewandt.

**167** „gibt sie gastmähler, so wird das gebildete weib [...] die grosse pflicht der geselligkeit recht lebhaft fühlen. [...] und so wird auch dann die unerschöpfliche quelle ihres geistes hilfsmittel darbieten.“ Holst 1984, S. 126.

**168** Holst vermutete, und machte sich dabei die schmähende Abwehrstrategie der Konservativen zu eigen, eine „kokette“ habe Rousseau versetzt und dann habe er geschrieben. Holst 1984, S. 22, Fn. Allerdings kritisiert sie die Salonfrauen zugleich dafür, dass sie sich bei ihren „unbestimmten, aber grossen vorrechten“ zu wohl befunden und Olympe de Gouges' Anliegen nicht unterstützt hätten. Ebd., S. 25.

**169** [anon.]: Rezension zu Holst, in: Zeitschrift zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmacks, Hamburg, hrsg. von Franz Nestler, 1802, zitiert nach: Holst 1984, S. 142. Hervorhebung im Original.

**170** Friedrich von Schiller: Die berühmte Frau. Epistel eines Ehemanns an einen andern [1788], in: ders.: Gedichte, Auswahl, hrsg. von Eike Middell, Leipzig 1984, S. 125–129. Weibliche Autorschaft wird hier schlimmer „empfunden“ als Ehebruch und Prostitution, denn „die berühmte Frau“ „wird [...] in allen Buden feilgeboten“ und müsse vor Kunstrichtern „auf

in einem zarten Leib / Ein Zwitter zwischen Mann und Weib.“ Am Beispiel einer Salonfrau machte Schiller damit alles andere als subtil deutlich: Frauen, die ihre zugewiesene Rolle verlassen, verlieren ihren ‚natürlichen Geschlechtscharakter‘. Weniger bekannt, aber ebenso prägnant ist der Text, mit dem eine Berliner Salonfrau genau diese Verknüpfung als unzulässig ablehnte. Esther Gad bekommt hier, anders als in der historischen Debatte, das letzte Wort: „Unverantwortlich, wenn ein Mann [...] Meinungen a priori, öffentlich hinwirft, die durch die anerkannte Autorität eines solchen Mannes, zu Gesezen gestempelt werden“.<sup>171</sup>

### 3.3 Die Debatte über die Emanzipation der Juden

Die Sache ganz von der Nähe betrachtet, bewegt zum Unwillen  
oder zum laut lachen. Halb Europa führt Krieg,  
aber zur Wiederherstellung des lieben Landfriedens  
ist kaum so viel geredet und geschrieben worden,  
als jetzt über die ganz unwahrscheinliche Bekehrung eines berlinischen Juden.<sup>172</sup>  
August Wilhelm Hupel, 1771

Die lebensgeschichtliche Situation der Juden im Preußen des 18. Jahrhunderts ist in einschlägigen Untersuchungen detailliert geschildert worden.<sup>173</sup> Im Zusammenhang mit den Emanzipationsdebatten muss hier nur daran erinnert werden, dass die Berliner Salonfrauen in eine jüdische Gemeinde hineingeboren wurden, deren Zusammensetzung und -leben von zahlreichen diskriminierenden Einzelbestimmungen wie Leibzoll, Heiratssteuer und Solidarhaftung

---

den Pranger“ gehen. Nicht nur erniedrige sie ihren Ehemann und vernachlässige die Familie – „(Laut hört man in der Kinderstube weinen)“ schob Schiller das bekannte Schreckensbild wie eine Theaterkulisse in Klammern ein –, sie verliere letztendlich ihre Weiblichkeit.

**171** Gad 1798, S. 581. Ihre Kritik bezog sich auf die Person Campes, zugleich aber auf das methodische Vorgehen, Unbeweisbares als Naturvorgabe zu behaupten. „Meinungen a priori“ bedeutet unbewiesene Argumente. Für ihr Plädoyer für Frauenbildung argumentierte sie ex negativo: „Wenn Kenntnisse und Gelehrsamkeit diejenige so despotisch beherrschten, die sich ihnen widmen, so müsste der Staat, wo oft Gelehrte das Ruder führen, ebenso zerfallen als die Haushaltung eines Privatmanns, dessen Frau sich mit Kenntnissen der Wissenschaften abgiebt.“ Gad 1798. S. 579.

**172** [August Wilhelm Hupel]: Dienstfreundliches Promemoria an die, welche den Herrn Moses Mendelssohn durchaus zum Christen machen wollen, oder sich doch wenigstens herzlich wundern, daß er es noch nicht geworden ist, Riga 1771, S. 6.

**173** Exemplarisch sei verwiesen auf Bruer 1991. Grundlegend für die Zeit bis 1786 immer noch Stern 1971.

der Gemeinde<sup>174</sup> sowie vom friderizianischen Generalprivileg 1750 bestimmt wurde, welches die Zahl der aufenthaltsberechtigten Juden beschränkte und diese in sechs Klassen teilte.<sup>175</sup> Die prekäre Situation der Juden in Preußen wurde nicht zu unrecht häufig symbolisch in der Figur Moses Mendelssohns gefasst, der als international geachteter Philosoph an seinem Arbeitsort nur geduldet und lange von seiner beruflichen Anstellung bei einem „ordentlichen Schutzjuden“ abhängig war.<sup>176</sup>

Als Beginn der Judenemanzipation in Preußen wird das Werk *Über die bürgerliche Verbesserung des Juden* Christian Wilhelm Dohms betrachtet, das 1781 erschien und in einer breiten publizistischen Debatte den Toleranzdiskurs der Aufklärung von einer philosophisch-literarischen auf die politische Ebene verlagerte.<sup>177</sup> Dohm verlieh der vor allem durch die Aufklärung bedingten neuen Sicht prägnant Ausdruck, dass die rechtlich eingeschränkte und gesell-

---

**174** Leibzoll bedeutete, dass ein Jude, der in Gebiete reiste, für die der Schutzbrief nicht galt, Gebühren zahlen musste. Die solidarische Haftung galt für die Gemeinde, die für Vergehen Einzelner bezahlen musste. Zu zahlreichen beruflichen Einschränkungen kamen Gebühren, die bei wichtigen Ereignissen, wie Heiraten, an den Staat zu zahlen waren; besonders berüchtigt wurde die Zwangsabnahme von schwer verkäuflichen Waren der königlichen Porzellan-Manufaktur seit 1769.

**175** Die Familien der meisten bekannten Salonièren gehörten zur Oberschicht der ersten zwei Klassen. Die umfassendsten Klassen waren 5. die Geduldeten und Tolerierten, die nur zeitlich begrenzt bleiben durften und 6. die Privatdienstboten, deren Aufenthalt an eine Anstellung in einem Haushalt der oberen Klassen gebunden war.

**176** Als Mendelssohn auf seine Eingabe hin 1763 das Bleiberecht gewährt wurde, durfte er es nicht vererben. Das dauernde Aufenthaltsrecht für sich und ihre Kinder erlangte Fromet Mendelssohn erst von Friedrich Wilhelm II. Dass Mendelssohn überhaupt das Privileg eines Schutzjuden erhielt, war höchstwahrscheinlich auf den Einspruch des in Berlin lebenden Marquis d'Argens zurückzuführen, der Mendelssohns Eingabe mit der Formulierung unterstützte, die auf die Vorlieben Friedrichs II. zugespielt war, der zwar nicht die Juden, aber Pointen schätzte: „Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci pour que la raison ne soit pas du côté de la demande.“ Vgl. Julius H. Schoeps: *Der König und der Philosoph. Friedrich II. und Moses Mendelssohn*, in: ders. (Hrsg.): *Moses Mendelssohn, die Aufklärung und die Anfänge des deutsch-jüdischen Bürgertums* (Menora 15), Hamburg 2006, S. 81–96.

**177** Man kann sagen, die Debatte um die bürgerliche Verbesserung der Juden hat ihre Vorläufer oder Wurzeln in mehreren Toleranzdebatten des 18. Jahrhunderts, etwa der Debatte um Lessings Drama „Die Juden“ 1754 oder der Mendelssohn–Lavaterdebatte 1769. Zur Rolle Mendelssohns bei der Entstehung des Dohmschen Textes s. Gerda Heinrich: „Juden müssen sich also gar nicht einmischen ...“ Mendelssohn als Initiator und Mentor der Debatte um die „bürgerliche Verbesserung der Juden“ 1781 bis 1786, in: Julius H. Schoeps / Karl E. Grözinger/Gert Mattenklott (Hrsg.): *Haskala und Öffentlichkeit* (Menora 12), Berlin 2001, S. 39–65.

schaftlich marginalisierte Lage der Juden weder gottgewollt noch unveränderlich sei, sondern durch eine spezifische historische Entwicklung, konkret durch die bisherige Judenpolitik, hervorgebracht worden sei. Daraus konnte er folgern, dass durch veränderte staatspolitischen Behandlung auch der sittliche Charakter der Juden sich ändern würde: „Wenn ihn [den Juden] die Drückung, in der er Jahrhunderte gelebt, sittlich verderbter gemacht hat; so wird eine gerechtere Behandlung ihn wieder bessern“.<sup>178</sup> Der Titel und die Argumentation Dohms waren kennzeichnend für die Grundhaltung der preußischen Judenemanzipation: „Bürgerliche Verbesserung“ bedeutete die schrittweise Erhebung in den Bürgerstand bei Nachweis sittlich-moralischer Besserung. Die preußische und spätere deutsche Konzeption unterschied sich damit wesentlich von der französischen Herangehensweise, bei der 1791, wenn auch nach heftigen Debatten, alle Juden mit nur einem Gesetz zu Staatsbürgern wurden.<sup>179</sup>

Dohms Ratschläge zur schrittweisen Integration zog eine Flut von Kommentaren und Gegenschriften nach sich.<sup>180</sup> Trotz einiger deutlicher Gegenstimmen war sich die Mehrheit der Debatteure in der Notwendigkeit der „Verbesserung“ als solcher einig, strittig waren das Tempo und die Methode des Vorgehens.<sup>181</sup>

---

**178** Dohm 1773, I, S. 87.

**179** Es war bereits im Dezember 1789 debattiert worden, ob Juden Franzosen seien oder eine Nation eigenen Rechts. 1791 erklärte die Nationalversammlung alle Juden Frankreichs zu Staatsbürgern. Die Forschung unterscheidet seitdem zwischen einem aufgeklärt-etatistischen Modell der Judenemanzipation, wie Preußen es vollzog, und einem liberal-revolutionären Konzept wie dem Frankreichs. Allerdings wurden, wie Rürup zurecht betont, beide Konzepte nicht konsequent durchgehalten. Rürup 1987, S. 23 und 40. Die neueste Forschung betont statt unterschiedlicher Modelle die Zusammenarbeit jüdischer Aufklärer in verschiedenen Ländern: Michael Brenner / Vicki Caron / Uri R. Kaufmann: *Jewish Emancipation Reconsidered. The French and German Models*, Tübingen 2003.

**180** In gut aufgeklärter Tradition veröffentlichte er bei seiner Wiederauflage 1783 einige davon mit und kommentierte sie. Dohm 1773, II.

**181** Dohm selbst plädierte für eine völlige rechtliche Gleichstellung unter staatlicher Kontrolle und Lenkung der Emanzipationsobjekte, beispielsweise weg vom Handel hin zur Landwirtschaft. Kanzleidirektor von Diez lehnte staatliche Einmischung ab. Freiherr von Schuckmann formulierte hingegen, dass bis die völlige Emanzipation erreicht sei, man die Absonderung der Juden zu befördern habe, denn „so lange das Vorurteil wider sie noch in den Herzen“ sei, könnten Gesetze allein die Juden nicht schützen. Heinrich Friedrich von Diez: *Ueber Juden*, An Herrn Kriegs Rath Dohm in Berlin, Dessau [u. a.], 1783, Friedrich von Schuckmann: *Über Judenkolonien*. An Hrn. Geheimen Rath Dohm, in: *Berlinische Monatsschrift*, Bd. 5, 1785, S. 55 f., zit. nach: Rürup 1987, S. 20. Hier wurde ein wesentliches Problem des preußischen Emanzipationsmodells vorweggenommen, auf das unter Zeitgenossen später nur Humboldt deutlich hinweisen sollte: Schrittweise Emanzipation, „eine allmähliche Aufhebung bestätigt die Absonderung [...], verdoppelt [...] die

Als Gegenstimme mit Autorität argumentierte der Theologe und Orientalist Johann David Michaelis 1782, dass das mosaische Recht jüdischen Separatismus bedinge und die Bürgerwerdung durch das biblische Gesetz verhindert sei.<sup>182</sup> Zugleich formulierte er klimatisch-rassistisch, dass unter den Juden als „ungemischte Race eines südlichen Volks [...] wenig wohlgewachsene Männer“ seien, die in ihrer körperlichen Konstitution schon den Militärdienst in Preußen, den Dohm unter anderem gefordert hatte, nicht leisten würden können.<sup>183</sup> Auch Angst vor ‚Überfremdung‘ klang an, wenn er davor warnte, dass sich Juden prinzipiell schneller vermehrten als Christen,<sup>184</sup> und vorschlug, die Juden als ein „abgesondertes Volk“ besser auf „Zuckerinseln“ im südlichen Klima zu halten.<sup>185</sup> Da sich bei solchen Entwürfen Parallelen zum 20. Jahrhundert aufdrängen, soll hier mit Erb / Bergmann festgehalten werden, dass die Geschichte der Emanzipation immer durch eine Geschichte der Abwehrversuche dieser „kulturellen Immigration“ ergänzt werden muss. Zwar wurden um 1800 durchaus auch anderen Bevölkerungsgruppen vergleichbare Separationsfantasien gewidmet,<sup>186</sup> aber Michaelis’ Idee einer jüdischen Kolonie war nicht die einzige, sondern einer von über 40 solcher Vorschläge, die zwischen 1774

---

Aufmerksamkeit auf die noch bestehende Beschränkung“, und befördert so alte Vorurteile. Wilhelm von Humboldt: Über den Entwurf zu einer neuen Konstitution für die Juden. 17. Juli 1809, in: ders.: Studienausgabe in 3 Bänden, hrsg. von Kurt Müller-Vollmer, Bd. 2: Politik und Geschichte, Frankfurt/M. 1971, S. 114–128, hier, S. 115.

**182** Johann David Michaelis: Hr. Ritter Michaelis Beurtheilung. Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden von Christian Wilhelm Dohm. In: Orientalische und exegetische Bibliothek 19 (1782): S. 1–40, wieder abgedruckt in und hier zitiert nach: Dohm 1973, II, S. 31–72. Michaelis galt, als Autor eines Standardwerkes zum Thema und Herausgeber der „Orientalischen Bibliothek“, als Autorität auf dem Gebiet und vor dieser Rezension auch als Verteidiger des mosaischen Rechts. Dohm selbst hatte ihn mehrfach zitiert, umso nachhaltiger musste der Gegenangriff wirken. Zu Michaelis s. ausführlich Anna-Ruth Löwenbrück: Judenfeindschaft im Zeitalter der Aufklärung. Eine Studie zur Vorgeschichte des modernen Antisemitismus am Beispiel des Göttinger Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis (1717–1791), Frankfurt/M. 1995. Löwenbrück geht davon aus, dass Michaelis wusste, dass er Dohms Argumenten nicht politisch beikommen würde, und daher alten Vorurteilen dies neue Vokabular gab.

**183** Michaelis in Dohm 1973, II, S. 51. Ausführlich zu dem Thema, auch zur Debatte um den Kriegsdienst am Sabbat: Ludwig Geiger: Die deutschen Juden und der Krieg, Berlin 1915.

**184** Dabei schreckte er nicht vor antisemitischen Klischees zurück, wie dem, dass Juden kaum fremd gingen, weil Ehebruch mit Christen sie zuviel Geld, welches ihnen „über alles lieb“ sei, kosten würde. Michaelis in Dohm 1973, II, S. 44.

**185** Michaelis in Dohm 1973, II, S. 41.

**186** Dazu zählen etwa die Nichtzulassung von Katholiken an protestantischen Universitäten, die Deportation von Verbrechern und der Verkauf von Armen in überseeische Kolonien.

und 1819 veröffentlicht wurden.<sup>187</sup> Einige wurden sogar praktisch umgesetzt.<sup>188</sup>

Radikal klingende Formulierungen<sup>189</sup> äußerten in der Debatte um die Judenemanzipation nicht nur die Gegner der Emanzipation, die zum Teil alte antijüdische Vorurteile auf die Spitze trieben, sondern auch Befürworter einer Integration, sofern sie konkrete Beweise für die ernste Absicht zur bürgerlichen Verbesserung wollten. Zwei immer wiederkehrende Forderungen waren die Abschaffung der Zeremonialgesetze (etwa die Regelungen zum Sabbat oder zur Schächtung) und der Übertritt zum Christentum. 1782 veröffentlichten Moses Mendelssohn und Markus Herz die Übersetzung einer historischen Schrift, *Rettung der Juden*, um das Vorurteil gegen die Juden, das „die Gestalten aller Jahrhunderte annimmt“, als zeitlos anzuprangern.<sup>190</sup> Mendelssohns Vorrede brachte die Widersprüchlichkeit der Gegner auf den Punkt: „Man bindet uns die Hände und macht uns zum Vorwurf, dass wir sie nicht gebrauchen“.<sup>191</sup> 1783 wieder einmal persönlich zum Übertritt herausgefordert,<sup>192</sup> veröffentlichte

---

**187** Zahlen nach Jonathan M. Hess, *Sugar Island Jews? Jewish Colonialism and the Rhetoric of "Civic Improvement"*, in: *Eighteenth-Century Studies* 32.1. (1998), S. 92–100, hier S. 94.

Als Überblick über diese Veröffentlichungen auch Jakob Toury: *Emanzipation und Judenkolonien in der öffentlichen Meinung Deutschlands (1775–1819)*, in: *Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte* 11 (1982), S. 17–53.

**188** So gründete der ‚Vater‘ der Toleranzgesetzgebung, Joseph II., einige landwirtschaftliche Judenkolonien im habsburgischen Reich, die allerdings keinen Bestand hatten, weil man ihnen nicht dieselbe technische Unterstützung gewährt hatte wie anderen Ansiedlungen.

**189** Die Sprache der Emanzipation ist ein eigenes Untersuchungsfeld. 1781 konnte Dohm noch von den Juden als „unglücklichen asiatischen Flüchtlinge[n]“ sprechen. Dohm 1773, I, S. 8. Es setzte sich im Laufe der Debatte die Überzeugung durch, dass der Begriff „Jude“ im Verständnis der Zeit abwertend sei. Daher wurde von oberster Stelle, sowohl von der jüdischen Gemeinde wie den preußischen Behörden, die Frage nach einer alternativen Bezeichnung „Israelit“, oder „Mosaist“ aufgeworfen. Diese von Hardenberg in die Gesetzesvorlage eingebrachte Überlegung wurde von Friedrich Wilhelm III. wieder gestrichen. Vgl. Erb / Bergmann 1989, S. 18, Fn. 12.

**190** Manasseh Ben Israel: *Rettung der Juden*. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Vorrede von Moses Mendelssohn. Als ein Anhang zu des Hrn. Kriegerath Dohm Abhandlung: Ueber die bürgerlicher Verbesserung der Juden. Berlin 1782, in: Moses Mendelssohn: *Schriften zum Judentum II*, in: ders.: *Gesammelte Schriften* (Jubiläumsausgabe), [im Folgenden JubA], Bd. 8, Stuttgart 1983, S. 1–71. Mendelssohn hatte Herz gebeten, die „*Vindictio Iudaeorum*“ von 1656 zu übersetzen und schrieb eine gegenwartsbezogene Vorrede.

**191** Moses Mendelssohn, Vorrede, in: Ben Israel 1983, S. 3–25, hier S. 6.

**192** Die Vorrede zur Rettung der Juden führte zur konkreten Provokation durch den Kriegerath und Satirenschreiber Cranz, der Mendelssohn unterstellte, auf dem Weg zum Christentum zu sein. Hinzu kam, daß Cranz die Autorschaft so inszenierte, dass Mendelssohn annehmen

Mendelssohn dann mit *Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum*, eine grundlegende Abhandlung, in der er die Trennung von Staat und Kirche postulierte bzw. die These aufstellte, dass nur Handlungen, die für das Gemeinwesen relevant sind, vom Staat kontrolliert werden sollten, nicht Meinungen oder Konfessionen.<sup>193</sup> Zugleich beharrte er auf der Gleichberechtigung der Religionen, dem Respekt vor dem Gewissen des Einzelnen, und auf der Möglichkeit der Bürgerwerdung ohne vorherige Konversion: „Wenn die bürgerliche Vereinigung unter keiner andern Bedingung zu erhalten sei, als wenn wir von dem Gesetze abweichen, das wir für uns noch für verbindlich halten; so thut es uns herzlich leid [...]“.<sup>194</sup>

Brisant an der Debatte um die Emanzipation der Juden war das gelegentlich deutliche Ineinandergreifen textlicher und politischer bzw. gesellschafts-politischer Maßnahmen gegenüber dem Ausbleiben politischer Konsequenzen an anderer Stelle. So bestärkten die allerersten wirklichen Emanzipationsmaßnahmen auf europäischem Boden, die Toleranzpatente Kaiser Josephs II. von Österreich seit 1781,<sup>195</sup> die damit beschäftigten preußischen Beamten in der Veröffentlichung ihrer Stellungnahmen.<sup>196</sup> Übersetzungen des Dohmschen Tex-

---

musste, er sei von einem berühmten Staatsmann angesprochen worden. Vgl. Alexander Altmann, Einleitungen, in: Moses Mendelssohn: Schriften zum Judentum II: in JubA, Bd. 8, Stuttgart 1983, S. IX–XCI, hier S. XXIIIff. [Friedrich August Cranz]: Das Forschen nach Licht und Recht in einem Schreiben an Herrn Moses Mendelssohn auf Veranlassung seiner merkwürdigen Vorrede zu Manasseh Ben Israel, Berlin 1783.

**193** Moses Mendelssohn: *Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum*, Berlin 1783, in: ders.: *Schriften zum Judentum II*, in: JubA, Bd. 8, Stuttgart 1983, S. 99–204. Beispielhaft die folgende Formulierung: „Weder Staat noch Kirche haben also ein Recht, die Grundsätze und Gesinnungen der Menschen irgendeinem Zwang zu unterwerfen.“ Ebd., S. 138.

**194** Mendelssohn 1983, S. 200. Sein Festhalten am Zeremonialgesetz brachte Mendelssohn unter christlichen wie jüdischen Aufklärern besonderen Widerspruch, sein Plädoyer einer „unbeschränkten Gewissensfreiheit“ trug ihm andererseits ein Kompliment Kants ein. Für eine Zusammenfassung der zeitgenössischen Aufnahme s. Altmann 1983, S. LIX–LXXXVIII. Immanuel Kant an Moses Mendelssohn, 16. 8. 1783, Ebd., S. LXII.

**195** Beginnend mit dem 19. Oktober 1781 wurde eine Reihe von Toleranzpatenten erlassen. Mit dem expliziten Ziel, Juden „dem Staate nützlicher und brauchbarer zu machen“, wurden Provinz für Provinz weltliche Schulbildung gefordert und ermöglicht, sowie verschiedene Handelsbeschränkungen und Kleiderordnungen aufgehoben. Wilma Iggers: Das mährische Toleranzpatent Josephs des Zweiten, in: Günter Sternberger (Hrsg.): *Die Juden. Ein historisches Lesebuch*, München 1995, S. 210–215, hier S. 211. Zur Judenemanzipation in Österreich detailliert: Louise Hecht / Albert Lichtblau / Michael L. Miller: *Österreich, Böhmen und Mähren*, in: Kotowski / Schoeps / Wallenborn 2001, Bd. 1, S. 101–134.

**196** Das Verhältnis zwischen preußischer und österreichischer Judenemanzipation zu diesem Zeitpunkt wird von der Forschung unterschiedlich eingeschätzt. Gerda Heinrich argumentiert,

tes waren ihrerseits Mitauslöser der 1787 in Metz ausgelobten Preisfrage, ob es Mittel gebe, die Juden in Frankreich „glücklicher und nützlicher“ zu machen.<sup>197</sup> Die folgende Debatte blieb sicher nicht ohne Einfluss auf die Gedankenwelt der Abgeordneten der französischen Nationalversammlung. Das Gesetz zur sofortigen Gleichstellung der Juden in Frankreich 1791 hingegen zeitigte keinen Einfluss auf die Obrigkeit in Preußen, die an ihrem Konzept festhielt, Emanzipation ‚gewähren‘ zu wollen. Zwar war mit dem Tod Friedrich II. 1786 eines der größten Hindernisse zur Judenemanzipation in Preußen von der politischen Bühne verschwunden, doch die verschiedenen Reformversuche, welche die jüdische Gemeinde bis 1800 initiierte, scheiterten an der allgemeinen „Erstarrung“ des Beamtenwesens.<sup>198</sup> Bezeichnend ist, dass ebenfalls anno 1791 in Berlin ein Naturalisationspatent an den reichsten und einflussreichsten Juden, Daniel Itzig, erging, das ihn den christlichen Bürgern gleichstellte, ein Patent, das angesichts der Itzigschen Verdienste um den Preussischen Staat und seine Finanzen zurecht als „Abschlagszahlung“ der Emanzipation bezeichnet wurde.<sup>199</sup> Von dieser speziellen Form der bürgerlichen Verbesserung gibt es eine Querverbindung zu den Salons: Der ‚Bürgerbrief‘ für Itzig erstreckte sich auf seine „ehelichen Descendenten beyderley Geschlechts“, damit bekamen auch seine Töchter, darunter die drei Salonièren Fanny von Arnstein, Cäcilie Wulff Eskeles und Sara Levy, zehn Jahre früher als alle anderen Juden in Preußen, „alle Rechte christlicher Bürger in Unsern gesammten Staaten“.<sup>200</sup>

---

dass das Vorhaben Josephs im preußischen Departement des Auswärtigen, wo Dohm tätig war, durch diplomatische Kontakte früh bekannt war. Heinrich 2001, S. 42. Fn. Alexander Altmann nennt es hingegen nur eine „glückliche Fügung“. Altmann 1983, S. XIII. Heinrich stellt die These auf, dass die große Breitenwirkung der Emanzipationsdebatte zu nicht geringem Teil auf die Publikationsstrategie Mendelssohns zurückging, mehrheitlich nichtjüdische Autoren zur Agitation für jüdische Verbesserung zu gewinnen und die Frage permanent im Bewusstsein der allgemeinen Öffentlichkeit zu halten. Heinrich 2001, S. 39 f. und 44.

**197** Von den elf eingesandten Schriften waren zwei antisemitisch, zwei schienen der Akademie preiswürdig. Als bedeutsam gilt das Buch des Abbé Henri Grégoire, der sich später auch für die Befreiung der Sklaven in den französischen Kolonien einsetzen sollte.

**198** Nur einige kleinere Erleichterungen, wie die Aufhebung des Leibzolls 1787, konnten durchgesetzt werden. Bruer argumentiert, an der allgemeinen „Erstarrung“ des preußischen Beamtenwesens vor den Reformen seien auch die verschiedenen Eingaben und Vorschläge der jüdischen Gemeinde zur Aufhebung einzelner Sondergesetze gescheitert. Bruer 1991, S. 166–173.

**199** Rürup 1987, S. 22.

**200** Naturalisationspatent vom Mai 1791, zit. nach: Spiel 1962, S. 171. Vergleichbar wurde argumentiert, die Schwestern Sara Meyer Grothaus und Marianne Meyer Eybenberg seien ein Beispiel dafür, dass es einzelnen jüdischen Familien vor 1800 gelang, an die Spitze der Gesellschaft zu gelangen und dabei mehr Freiheiten zu erreichen, als das Edikt von 1812



Anfang der 1790er-Jahre politisierte sich die Debatte. 1793 erschienen, in unmittelbarer zeitlicher Nähe zum Terreur in Frankreich, zwei Texte von Vertretern ganz unterschiedlicher, wenn nicht gegensätzlicher politischer Positionen, die sich mit den Voraussetzungen der Einbürgerung von Juden beschäftigten und beide als einzige Möglichkeit metaphorisch deren Enthauptung forderten.<sup>201</sup> Johann Gottlieb Fichte formulierte sein berüchtigt gewordenes Diktum vom jüdischen „Staat im Staate“, und ergänzte in einer Fußnote: „Ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich wenigstens kein Mittel, als das, in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden, und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee sei“.<sup>202</sup> Der jüdische Aufklärer Lazarus Bendavid nannte in *Etwas zur Characteristick der Juden* das Judentum eine Hydra, der alle Köpfe zugleich abzuschlagen seien.<sup>203</sup>

Obzwar diese Texte vor dem politischen Hintergrund und der sprachlichen Entwicklung der Zeit zu lesen sind – und abgesehen von der ähnlichen Metapher zwei ganz unterschiedlichen Weltanschauungen entstammen<sup>204</sup> – markieren sie einen Wendepunkt in der Debatte, weg von den Prämissen der Aufklärung zu einer qualitativ neuen Begründung der Gegnerschaft zum

---

vorsah. Gerhard Lauer: Die Rückseite der Haskala. Geschichte einer kleinen Aufklärung, Göttingen 2008, S. 311.

**201** Für eine vergleichende Textanalyse Fichtes und Bendavids siehe die Analyse von Sven-Erik Rose, dessen wesentliches Argument lautet, beide Philosophen hätten ihre Überzeugung aus der kantischen Philosophie weiterentwickelt. Sven-Erik Rose: Lazarus Bendavid's and J. G. Fichte's Kantian Fantasies of Jewish Decapitation in 1793, in: *Jewish Social Studies* 13.3 (2007), S. 73–102.

**202** Das Zitat heißt weiter: „Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern, und sie alle dahin zu schicken.“ Johann Gottlieb Fichte: Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution, in: ders.: Werke 1791–1794, J.-G.-Fichte-Gesamtausgabe [im Folgenden FGA], Bd. I,1, Stuttgart 1962, S. 193–404, hier S. 292 f. Als Theorie der Weltverschwörung wurde Folgendes gelesen: „Fast durch alle Länder von Europa verbreitet sich ein mächtiger, feindseelig gesinnter Staat, der mit allen übrigen im beständigen Kriege steht, das Judenthum.“ Ebd., S. 292.

**203** Lazarus Bendavid: *Etwas zur Characteristick der Juden*, Leipzig 1793, S. 55. In der Formulierung Roses hatte sich der Argumentationsstrang, von einer „Leidensgeschichte“ des Judentums in Dohms Text, bei Bendavid in eine „Krankengeschichte“ verwandelt, der nur durch eine Radikalkur beizukommen war. Rose 1998, S. 78.

**204** Während Fichte als Schlagwortgeber einer neuen Judenfeindschaft betrachtet werden kann, war für Bendavid die Emanzipation des Judentums ein zentrales Anliegen und seine Enthauptungsmetapher richtete sich vor allem gegen einen von ihm verabscheuten, durch die Geschichte entstandenen „Sklavensinn voriger Jahrhunderte“, den er anders als Dohm nicht als sich selbst verbessernd betrachtete. Zu Bendavids Text als schonungsloser jüdischer Selbstkritik, die nichtsdestoweniger nichts mit „Selbsthass“ zu tun hat, s. Schulte 2002, bes. S. 107–114.

Judentums.<sup>205</sup> Einer der wenigen, der diese neue Qualität zeitnah erkannte und benannte, war der jüdische Aufklärer Saul Ascher. Als wesentlichen Unterschied benannte Ascher weitsichtig die Absicht Fichtes, mit seiner Schrift den Juden Hass nicht mehr religiös und kirchengeschichtlich, sondern politisch rassistisch untermauern zu wollen.<sup>206</sup>

1799 bekam die Debatte um die Integration der Juden neue Impulse durch einen anonymen offenen Brief „von einigen Hausvätern jüdischer Religion“, in dem diese einen Vorschlag zur formellen Konversion der preußischen Juden unterbreiteten.<sup>207</sup> Dieses *Sendschreiben* an den liberalen Propst Teller bot als möglichen Schritt zur Gewinnung der Bürgerrechte die Aufgabe der jüdischen Zeremonialgesetze und sogar die Taufnahme an, wenn den ‚neuen‘ Christen einige Elemente des Christentums, wie etwa die Annahme der Dogmen, erlassen werden könne. Das *Sendschreiben*, dessen Autorschaft durch David Friedländer bald bekannt wurde, löste eine Flut von Gegenschritten von christlicher und jüdischer Seite aus. Mit seiner Distanz gegenüber den Zeremonialgesetzen und dem Messiasglauben entfernte sich Friedländer 16 Jahre nach *Jerusalem* deutlich von den Überzeugungen seines Lehrers Mendelssohn. Die Antwort des Propstes mag hingegen als typisch für die fortgesetzte preußische Dialektik gelten: Er begrüßte das Vorhaben als Theologe, hielt sich aber in Fragen des Staatsrechts deutlich zurück.<sup>208</sup> Die Reaktionen auf Friedländers Initiative wie-

---

**205** Bruer spricht von drei Phasen der Debatte. In der ersten von 1780 bis etwa 1793 dominierten Fragestellungen, die von Mendelssohn, Lessing und Dohm vorgegeben waren. In einer zweiten Phase bis 1799 war die Aufklärung nicht mehr die dominierende Position, es wurden unterschiedliche Antworten auf die Integrationsfrage gegeben, vor allem unter dem Einfluss der Frühromantik und der kantischen Philosophie. Die dritte Phase 1799–1803 habe dann den Niedergang der Aufklärung belegt. Bruer 1991, S. 174 ff. Wenn auch Fichte die Formel „Staat im Staate“ auf verschiedene Bevölkerungsgruppen anwandte, die einer Reform im Wege stünden, so zum Beispiel der Aristokratie, war die Separierung der Juden seiner Meinung nach ‚naturegegeben‘, da sie durch die Religion bestimmt sei. Tatsächlich diente Fichtes Zitat dem Antisemiten Grattenauer zehn Jahre später als wesentlicher Beleg einer Verschwörungstheorie. [C. W. F. Grattenauer]: Wider die Juden. Ein Wort der Warnung an alle unsere christliche [sic] Mitbürger. Berlin 1803, S. 8.

**206** Saul Ascher: Eisenmenger der Zweite. Nebst einem vorangesetzten Sendschreiben an den Herrn Professor Fichte in Jena, in: ders.: 4 Flugschriften. Eisenmenger der Zweite – Napoleon – Die Germanomanie – Die Wartburgfeier. Berlin 1991, S. 5–80. Zu Aschers Rolle in der zeitgenössischen Publizistik vgl. Schulte 2002, bes. S. 185 ff. S. a. die Rehabilitierung Aschers als „Vernunftdoktor“ bei Peter Hacks: Ascher gegen Jahn. Ein Freiheitskrieg, in: Peter Hacks: Werke, Bd. 14: Die Maßgaben der Kunst II, Berlin 2003, S. 321–448.

**207** [David Friedländer]: Sendschreiben an seine Hochwürden, Herrn Oberconsistorialrath und Probst [Wilhelm Abraham] Teller in Berlin. Von einigen Hausvätern jüdischer Religion, Berlin 1799.

**208** In der Forschung wurde das Sendschreiben sehr unterschiedlich interpretiert: Die jüdische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts kritisierte Friedländer für die

sen darüber hinaus auf eine deutliche Tendenzwende in der zeitgenössischen Interpretation des Verhältnisses von Staat und Religion.<sup>209</sup> Friedrich Schleiermacher, der anonym, aber deutlich antwortete, betonte den Stellenwert ‚wahrer‘ religiöser Empfindung und lehnte Friedländers Angebot rundweg ab.<sup>210</sup>

Die Zahl der Schriften ging zurück,<sup>211</sup> bis die Debatte in den Jahren 1803 bis 1805 – besonders durch die Schriften des Antisemiten Carl Wilhelm Grattenauer – in derartigen Pamphletismus ausartete, dass die Obrigkeit einschritt und weitere Publikationen verbot.<sup>212</sup>

Wirkliche Veränderungen für die Juden in Preußen brachten die Stein-Hardenbergschen Reformen seit 1808.<sup>213</sup> Bedeutsam ist die Diskussion um die Judenemanzipation in Vorbereitung des so genannten Emanzipationsediktes, da einige der Gutachten weit über die schließlich gewährten Rechte hinausgin-

---

angenommene Absage an das Judentum. In jüngeren Interpretationen wird hingegen diskutiert, ob Friedländer sich seiner Provokation wohl bewusst war und sie einsetzte, um Zeitgenossen ihre Situation drastisch vor Augen zu führen. Feiner 2007, S. 401. Schoeps sieht das Sendschreiben als beispielhaft für die vielfältigen Bemühungen der Juden, die Anpassungsforderungen der christlichen Umwelt zu „entschärfen“. Julius H. Schoeps: Tradition und Neubeginn. Innerjüdische Reformen 1750–1870, in: ders. / Grözinger / Mattenklott 2001, S. 15–38, hier S. 16. Michael A. Meyer weist auf das Paradox hin, dass in dieser scheinbaren Absage an das Judentum großes jüdisches Selbstbewusstsein zum Ausdruck komme und liest es daher als Apologie. Meyer 1994, S. 81f.

**209** Den Begriff Tendenzwende für diesen Zusammenhang übernehme ich von Bruer 1991, S. 201f.

**210** [Friedrich Schleiermacher]: Briefe bei Gelegenheit der politisch theologischen Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter, Berlin 1799. Die Forderung, dass vor den Bürgerrechten die Konversion stehen müsse, schade dem Christentum. Es müsse daher eine Möglichkeit geben, Staatsbürger zu werden und Jude zu bleiben (wobei er den angebotenen Abstand von den Zeremonialgesetzen deutlich begrüßte). Vermutlich ist Meyers Deutung richtig, dass Schleiermachers Hinweis, wie weit die Juden sich von den Forderungen Mendelsohns bereits verabschiedet hätten, für Friedländer schmachvoll gewesen ist. Meyer 1994, S. 90f.

**211** Eine zeitgenössische Sammelrezension formulierte bedauernd: „Wenn nun auch die Akten noch nicht ganz geschlossen seyn sollten; so scheinen sie doch reponirt zu seyn; indem der Staat [...] noch gar keine Notiz davon genommen hat, und die Hauptpersonen noch keine weiteren Schritte gethan haben.“ [Anon.]: „Protestantische Gottesgelahrtheit“, in: Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Bd. 57, 2. St. (1801), S. 270–293, S. 271.

**212** Der Preußische Justizkommissar Grattenauer publizierte 1803 mindestens drei antisemitische Pamphlete. Auf „Wider die Juden“ folgte noch eine „Erklärung an das Publikum über meine Schrift: Wider die Juden von C. W. F. Grattenauer, Berlin 1803 und C. W. Grattenauer’s Erster Nachtrag zu seiner Erklärung über seine Schrift „Wider die Juden“, Berlin 1803. Der erste Band, eine polemische Ansammlung antijüdischer Stereotype, schaffte 1803 allein sechs Auflagen. Die Gegenstimmen waren wenig durchsetzungstark.

**213** Die Städteordnung von 1808 machte es beispielsweise möglich, dass auch jüdische Bürger städtische Ehrenämter erlangten, so wurde David Friedländer Stadtrat.

gen.<sup>214</sup> Im Zusammenhang mit dieser Arbeit ist der Entwurf Wilhelm von Humboldts doppelt interessant, da hier ein ehemaliger Salongast die liberalsten Forderungen formulierte, sich gegen eine Erziehungsfunktion des Staates ebenso deutlich aussprach wie gegen eine schrittweise Emanzipation.<sup>215</sup> Weit-sichtig begründete Humboldt die Notwendigkeit sofortiger Gleichstellung: „Mag das Volk auch noch so viele gut geartete Juden sehen; es wird nie leicht dadurch zu anderen Meinungen über die Juden als solche selbst kommen, sondern die Einzelnen nur immer als Ausnahme betrachten“.<sup>216</sup> Bemerkens-wert ist Humboldts Gutachten auch deswegen, weil es einen grundsätzlichen Glauben an das Konzept des Nationalcharakters der Juden mit Forderungen nach gleichen Rechten für alle verband, und diffamierende Gerüchte, wie die von Michaelis beschworene „Gefahr, dass die Juden die Christen verdrängen würden“, deutlich in den Bereich des „Chimärischen“ verwies.<sup>217</sup> In das Span-nungsfeld zwischen Salons und Emanzipation im Reformzeitalter gehört aber nicht nur Humboldts Gutachten, sondern auch die eher unentschiedene Hal-tung des mehrjährigen Innenministers Graf Alexander von Dohna-Schlobitten, der ebenfalls Gast jüdischer Salons und langjähriger Verehrer von Henriette Herz gewesen war.<sup>218</sup> Und in dieses Umfeld gehört auch die Gründung der Deutschen Tischgesellschaft 1811, eines nationalkonservativen Vereines, der auch als Gegenentwurf zum Salon gedeutet wurde, da seine Statuten Juden, „Philister“ und Frauen explizit ausschlossen.<sup>219</sup> Die Tischgesellschaft, zu deren

---

**214** Verschiedene von der Regierung angefertigte Gesetzesentwürfe gingen drei Jahre zwischen einzelnen Behörden zur Begutachtung hin und her. Die wohl ausführlichste Darstellung der Entstehungsgeschichte findet sich bei Alfred Stern: *Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit 1807–1815*, Leipzig 1885, S. 227–262.

**215** Rürup nennt Humboldts Gutachten „eines der bedeutendsten Dokumente emanzipatorischen Denkens überhaupt“ Rürup 1987, S. 38. Wesentlich ist, dass Humboldt den Staat grundsätzlich nicht als Erziehungs-, sondern Rechtsinstitution betrachtete und das Konzept der stufenweisen Emanzipation ausdrücklich ablehnte. Der Staat müsse mit vorurteilsloser Denkungsart beispielhaft vorgehen bzw. diese befördern. Die Betrachtung von Menschen nicht als Individuen sondern als „zu einer Race gehörig und gewisse Eigenschaften gleichsam notwendig mit ihr teilend“, nannte Humboldt „inhuman“. Ebd. Wie Erb und Bergmann betonen, wies Humboldt „mit einmaliger Klarheit“ nach, dass ein Staat die Bürgerwerdung gar nicht überprüfen könne, denn mit Tabellen, wie viele Juden Soldaten geworden seien, wäre es nicht getan. Erb / Bergmann 1989, S. 37, Fn. 78.

**216** Humboldt 1971, S. 115. Humboldt führt Gründe der Gerechtigkeit sowie politische und pragmatische Gründe an.

**217** Humboldt 1971, S. 119.

**218** Zu Graf von Dohna, der der verwitweten Henriette Herz mehrere Heiratsanträge gemacht haben soll, s. Bruer 1991, S. 278.

**219** Als umfassende Monografie dazu Nienhaus 2003, sowie zuletzt, mit guter politischer Analyse und allerdings veralteter Sicht auf den Salon, Puschner 2008, S. 268–298.

Mitgliedern auch ehemalige Salonbesucher wie Graf Dohna, Friedrich Schleiermacher, Achim von Arnim und Clemens Brentano gehörten, wurde für ihre deutlich antijüdischen Texte bekannt.<sup>220</sup> Wie sehr nicht nur in der Junkerschaft, sondern auch im progressiv arbeitenden Beamtenapparat noch Vorurteile gegen das Judentum bestanden, zeigt die Kontinuität der Formulierungen. Noch 1808 wurde ein Entwurf zur gesetzlichen Verbesserung der Juden erbeten als Mittel, um die Juden „zwar unblutig, jedoch auf einmal todzuschlagen“.<sup>221</sup>

Das so genannte Emanzipationsedikt vom 11. 3. 1812 gehörte in den Gesamtzusammenhang der ‚Revolution von oben‘.<sup>222</sup> Das Gesetz machte alle Juden mit sofortiger Wirkung zu „Einländern“ und preußischen Staatsbürgern, die speziellen Auflagen und Beschränkungen wurden aufgehoben, Zugang zu akademischen Berufen gesichert.<sup>223</sup> Der Zugang zu Staatsämtern allerdings blieb späteren Regelungen vorbehalten, eine Beratung mit den Juden über die Anpassung ihrer religiösen Praxis und Erziehung wurde angeraten.<sup>224</sup> Da in einzelnen Staaten unter französischer Besatzung bzw. nach den Reformen den Juden unterschiedliche Rechte zugesprochen worden waren, wurde die Judenemanzipation Teilthema des Wiener Kongresses. Allen Bemühungen Einzelner zum Trotz einigte sich der Wiener Kongress letztlich nur auf eine Gewährung der von den einzelnen Bundesstaaten gewährten Rechte, nicht der in ihnen existierenden. Damit war die Gleichstellung in den Ländern, in denen sie unter französischer Besatzung eingeführt worden war, faktisch annulliert. So war vorerst das letzte gesetzliche Wort zur Judenemanzipation gesprochen, es folgte eine Phase der allgemeinen Reaktion, die vor allem polemische Worte und viele Rücknahmen des bisher Errungenen in Einzelstaaten mit sich brachte.<sup>225</sup>

Die Salonfrauen erlebten 1819 noch ein erneutes Aufflackern tätlicher Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung, die so genannte „Hep-Hep-

---

**220** Sodass sie gewissermaßen als literarisch verbrämte Reaktion auf Reformbestrebungen vor allem im landwirtschaftlichen Besitzrecht angesehen werden kann, da u. a. Juden nun Güter besitzen dürfen sollten.

**221** So Minister von Schrötters Aufforderung an Kriminalrath Brandt 1808, zitiert bei Stern 1885, S. 228.

**222** Walter Grab hat argumentiert, dass „die aus taktischen Gründen der Staatsräson gewährte Judenemanzipation“ keine Breitenwirkung erreichte, weil sie verordnet, nicht erkämpft wurde, wie die Demokratie als Ganzes. Walter Grab: *Der deutsche Weg der Judenemanzipation 1789–1938*, München 1991, S. 21.

**223** Allerdings war die Wirksamkeit des Edikts nur auf das Preußen von 1812 beschränkt und wurde nicht auf die auf dem Wiener Kongress wieder dazu gewonnenen Länder ausgedehnt.

**224** Der Hinweis auf die spätere Regelung der Frage der Zulassung zu den Staatsämtern (§ 15) sowie vergleichbar einer späteren Regelung der Art und Weise der Militäreinberufung wurde auf Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm II. eingefügt. Vgl. Stern 1885, S. 260 f.

**225** Vgl. dazu Erb / Bergmann 1989.

Bewegung“, deren schweres Erbe weniger im materiellen Schaden bestand als darin, dass „über der Frage der Judenemanzipation [...] von nun an, von manchen nicht ohne Absicht beschworen, das Damoklesschwert des ‚Volkszorns‘“ schwebte.<sup>226</sup> Sie erlebten nicht mehr die Forderungen in der Revolutionszeit, die das Thema völliger rechtlicher Gleichstellung wieder aufs Tapet brachte. Nach einer zweiten Phase intensiver politischer Auseinandersetzung von 1848 bis 1869/71 erlangten die Juden in der Verfassung des Norddeutschen Bundes und dann des Deutschen Kaiserreiches nach knapp einhundertjähriger Debatte schließlich das volle Bürgerrecht.<sup>227</sup> Die Tatsache, dass die „Judenemanzipation“ so lange in der Öffentlichkeit verhandelt wurde, hat nach Auffassung einiger Historiker wesentlich dazu beigetragen, die „Judenfrage“ als zeitloses Problem zu betrachten und damit dem Antisemitismus Vorschub geleistet.<sup>228</sup>

### 3.4 Die Haskala

Ein wesentlicher Kritikpunkt an den Darstellungen der Emanzipationsdebatte ist, dass die zahlreichen Berührungspunkte mit den großen innerjüdischen Aufklärungs- und Reformbestrebungen nicht immer ausreichend wahrgenommen wurden.<sup>229</sup> Wenn es um den jüdischen Salon im Schnittpunkt der Emanzi-

---

**226** Rürup 1987, S. 27.

**227** Der Norddeutsche Bund erließ das Gesetz, betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und Staatsbürgerlicher Beziehung, das 1871 als Reichsgesetz übernommen wurde. Von zwei „Hauptphasen der Judenemanzipation in Mitteleuropa“, deren erste von 1780–1815 und deren zweite von 1840–1870 dauerte, spricht vor allem Rürup 1987, S. 14.

**228** Eine ausführliche Untersuchung der gesellschaftlichen „Abwehrreaktion“ auf den Prozess der Judenemanzipation bieten Erb / Bergmann 1989. Als ein wesentlicher Grund für das Scheitern der Judenemanzipation wird die unterschiedliche Rechtslage der Juden in den Einzelstaaten betrachtet. Als weitere wesentliche Ursachen gelten das Konzept einer stufenweisen Emanzipation sowie der Versuch, eine Teilgruppe in einer noch nicht (wirklich) emanzipierten Gesellschaft zu emanzipieren. Weiter wurde darauf hingewiesen, dass die Opposition gegen die Judenemanzipation unter Veränderungswilligen sich auch aus der Vorstellung speise, dass andere Emanzipationen wichtiger seien. Aufschlussreich ist der Katalog von ausstehenden Emanzipationen eines Freiherrn von Closen, der von der Emanzipation der Kinder von Unwissenheit und Aberglauben durch bessere Bestellung der Volksschulen bis zur Emanzipation des Geistes von der Zensur reichte, die wichtiger waren als die der Juden. Die Emanzipation der Frau war in seinem Katalog nicht vorgesehen. Vgl. Rürup 1987, S. 44.

**229** Noch bis 1999 galt die Haskalaforschung als „Stiefkind“ der Aufklärungsforschung. Christoph Schulte: Einleitung (mit einem Anhang ausgewählter Forschungsliteratur), in:

pationsdiskurse geht, muss tatsächlich ein dritter großer zeitgenössischer Diskurs hinzu gedacht werden, der zentrale Fragen jüdischen Lebens sowie des Zusammenlebens von Juden und Nichtjuden berührte, die Haskala.<sup>230</sup> Die jüdische Aufklärungsbewegung, deren „Vorbotten“ bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts zurückreichen,<sup>231</sup> entfaltete ihre größte Wirkungsmacht in den 1780er- und 1790er-Jahren, eines ihrer Zentren war Berlin. Nicht wenige Vertreter der Emanzipationsdebatte engagierten sich zugleich für innerjüdische Reformen, wie zum Beispiel Moses Mendelssohn und David Friedländer, um nur zwei der prominentesten jüdischen Aufklärer oder Maskilim zu nennen. Das Verhältnis der Haskala zur gesamteuropäischen Aufklärung ist in der Forschung nach wie vor umstritten, die jüngsten Monografien zum Thema attestieren ihr allerdings die Wirkungsmacht einer kulturellen Revolution, die einen wesentlichen Beitrag zur jüdischen Modernisierung bzw. zur Entstehung einer jüdischen Öffentlichkeit geleistet habe.<sup>232</sup>

Erste Großprojekte der Haskala waren die Gründung der jüdischen Freischule in Berlin 1778, der ersten jüdischen Lehranstalt, die Naturwissenschaften und Unterricht in Deutsch und Französisch in den Lehrplan mit einbezog,<sup>233</sup> sowie die von Moses Mendelssohn betriebene Übersetzung der fünf Bücher Mose, die Juden das Erlernen der deutschen Sprache am heiligen Text ermöglichen sollte. Das Jahr 1782 markierte einen ersten Höhepunkt der Haskala mit der Gründung der „Gesellschaft der hebräischen Literaturfreunde“ in Königsberg, dem ersten Zusammenschluss jüdischer Gelehrter im nichtreligiö-

---

ders. / Carsten Zelle: Haskala. Die jüdische Aufklärung in Deutschland 1769–1812, in: Das achtzehnte Jahrhundert. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts, 23, Heft 2 (1999), S. 143–151, hier S. 148. Grundlegend zum Verhältnis der Emanzipationsdebatte und der Haskala s. den Beitrag von Gerda Heinrich: Haskala und Emanzipation. Paradigmen der Debatte zwischen 1781 und 1812, in: ebd., S. 152–175.

**230** Der hebräische Begriff Haskala steht für Bildung und Aufklärung und bezeichnet sowohl die jüdische Aufklärungsbewegung als auch das damit verbundene Zeitalter. Obwohl der Begriff Haskala spätestens seit dem Mittelalter im Sinne von „Vernünftigkeit“ gebraucht wurde, haben die jüdischen Aufklärer um 1800 ihn nicht für sich in Anspruch genommen, allerdings ist der verwandte Begriff „Maskilim“ als programmatische Selbstbezeichnung der jüdischen Aufklärer seit 1783 nachweisbar. Schulte 2002, S. 17.

**231** Die Datierung der Haskala ist eine noch immer diskutierte Forschungsfrage. Schulte sieht Vorläufer in der mittelalterlichen jüdischen Aufklärungsphilosophie. Schulte 1999. Feiner sieht „Vorbotten“ oder „frühe Maskilim“ schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts wirken. Ab den 1770er / 80er-Jahren wird übereinstimmend von einer „Haskalabewegung“ gesprochen.

**232** Eine aktuelle Forschungsdiskussion bei Feiner 2007, bes. S. 13–32.

**233** Als ausführliche Dokumentation s. Ingrid Lohmann (Hrsg.): Chevrat Chinuch Nearim. Die Jüdische Freischule in Berlin (1778–1825) im Umfeld preußischer Bildungsreform und jüdischer Kultusreform. Eine Quellensammlung, 2 Bde., Münster 2001.



sen Kontext. Es brachte aber auch einen Kulminationspunkt der Opposition, die die Haskala in der Orthodoxie entfacht hatte. Die Schrift *Worte des Friedens und der Wahrheit* des Maskil Naphtali Hartwig Wessely, in der er für eine auch weltliche Erziehung plädierte, wurde von einigen Rabbinern verbrannt.<sup>234</sup> Ebenfalls 1782 wurde von Isaak Euchel ein anderes Großprojekt in die Welt gesetzt, die Zeitschrift *Hameassef*, [dt. der Sammler], die erste hebräischsprachige Zeitschrift überhaupt und ein wichtiges Forum der innerjüdischen Öffentlichkeit.<sup>235</sup> Das oben erwähnte Werk Mendelssohns aus dem Jahr 1783, *Jerusalem*, war gleichermaßen „eine Kampfschrift für Judenemanzipation“ wie „ein philosophisches Werk über das Judentum und dessen Modernisierung“ und muss ebenso in diesem Kontext betrachtet werden wie in dem der Emanzipationsdebatte.<sup>236</sup> Mendelssohn lehnte nicht nur staatliche, sondern auch rabbinische Oberhoheit in Glaubensfragen ab.

Die Jahre bis 1797, der Einstellung des *Hameassef*, gelten als Höhepunkt der Haskalabewegung, mit etwa 200 Mitstreitern – Ärzten ebenso wie Lehrern und freischaffende Publizisten –, und einem Zusammentreffen von literarischen, politischen und gesellschaftsreformerischen Interessen.<sup>237</sup> Als eine der außergewöhnlichsten und langlebigsten Gründungen im Rahmen der Haskala sollte sich die Berliner „Gesellschaft der Freunde“ erweisen, 1792 als Interessensvertretung junger jüdischer Aufklärer gegründet.<sup>238</sup> Ein weiteres außergewöhnliches Ereignis 1792 war die Veröffentlichung von *Salomon Maimon's*

---

**234** Zwischen 1782 und 1785 publizierte Wessely vier Sendschreiben, die sich mit moderner jüdischer Erziehung befassten, auf Hebräisch. David Friedländer übersetzte das erste Sendschreiben 1782, allerdings nicht wortgetreu, das u. a. Sätze enthielt wie: „die Ausübung jeder Seelenkraft ist Euch vergönnt; das ganze Feld der Künste und Wissenschaften ist euch eröffnet. Macht Euch dieser Rechte würdig.“ Zit. nach: Bruer 1991, S. 120. Shmuel Feiner sieht diesen Vorgang als zentralen Punkt in dem von ihm so benannten „innerjüdischen Kulturkampf“. Feiner 2007, passim.

**235** Im Profil wird der *Hameassef* der Berlinischen Monatsschrift verglichen. Vgl. Andreas Kennecke: „Hame'assef – Die erste jüdische Zeitschrift“, in: Schoeps 2001, S. 171–188, bes. S. 178–180. Wie Christoph Schulte betont, galt eine solche hebräische Aufklärungszeitschrift als „geeignetes Propagandainstrument für die Verbreitung der Ideen der Haskala unter den Juden Mittel- und Osteuropas“. Schulte 1999, S. 146.

**236** Heinrich 1999, S. 152–175, hier S. 158.

**237** Zu dieser Schätzung kommt Feiner 2007, S. 270. Der Beginn der „Bewegung“ wird leicht abweichend datiert: Feiner nimmt das Jahr 1782 als Ausgangspunkt, Schulte sieht die Lavaterdebatte von 1769 als Auslöser.

**238** Die Gesellschaft der Freunde bot jungen Maskilim, die als unverheiratete Männer und als Aufklärer einen doppelt schweren Stand in der traditionellen jüdischen Gesellschaft gehabt hatten, ein Forum, alte jüdische Traditionen unter aufklärerischen Vorzeichen zu verfolgen. Die Vereinigung bestand bis 1935. Zu dieser Gründung und Geschichte der Vereinigung s. die herausragende Dissertation Panwitz 2005.



*Lebensgeschichte*, der ersten Autobiografie eines jüdischen Philosophen, die den Weg aus dem osteuropäischen Shtetl in die Berliner Aufklärung, aber auch die sozialen Schwierigkeiten eines unangepassten jüdischen Philosophen in der Berliner Gesellschaft schilderte, veröffentlicht für ein mehrheitlich nicht-jüdisches Lesepublikum.<sup>239</sup>

Die jüdische Aufklärung war eindeutig ein mehrsprachiges Projekt, zu dem die aktuelle Forschung zwei Interpretationsmodelle anbietet: Christoph Schulte sieht die Haskala als „Aufklärung mit doppeltem Publikum aus Juden und Christen, mit einem jüdischen Binnendiskurs und einem nichtjüdischen Außendiskurs“, womit jüdische Aufklärer eine doppelte Vermittlungsfunktion bekamen.<sup>240</sup> Shmuel Feiner argumentiert abweichend, dass die Maskilim der ersten Stunde verschiedene Wege gingen, um das Spannungsverhältnis zwischen jüdischer Reform und Anpassung an die christliche Umwelt aufzulösen: Einige Maskilim integrierten sich zunehmend in die nichtjüdische Kultur, ein Teil wandte sich in einer Gegenreaktion der Orthodoxie zu und nur wenige wurden „zur Führung der reifen Haskalabewegung“.<sup>241</sup>

---

**239** Salomon Maimon's *Lebensgeschichte*. Von ihm selbst geschrieben und herausgegeben von K[arl], P[hilipp]. Moritz. In zwei Theilen, Berlin 1792 und 1793. In der Biografie vermischen sich Anekdoten, Lebenserzählung und Philosophie, sie wurde auch als Bildungsroman gedeutet. Vgl. Abraham P. Socher: *The Radical Enlightenment of Solomon Maimon. Judaism, Heresy, and Philosophy* (Stanford Studies in Jewish History and Culture) Palo Alto 2006.

**240** Schulte 2002, S. 30 f.

**241** Je nachdem, ob Engagement innerhalb der allgemeinen Aufklärung zum Tätigkeitsbereich eines Maskil gerechnet wird, ergeben sich unterschiedliche Wertungen einzelner Personen: so wird etwa Salomon Maimon als bedeutender Außenseiter (Schulte 2002, S. 99–105) oder als „größter Verlust“ der Haskalabewegung“ gedeutet, da er in seinem umfänglichen Werkkatalog, abgesehen von seiner Autobiografie, keine jüdischen Themen aufgegriffen habe (Feiner 2007, S. 110 ff.). Eine der jüngsten Philosophiegeschichten nimmt an, dass Maimon zu gut vertraut war mit allen Aspekten des Judentums, als dass er sich an einem Projekt der Annäherung an den Protestantismus hätte beteiligen können. „Maimon never took part in the attempt to define the ‚essence‘ of Judaism and by this to provide a theology that would imitate and be able to compete with modern Protestant theology. Being thoroughly knowledgeable about the variety of aspects and streams of Judaism, Maimon simply *could not* participate in this reductive project which unfortunately was quite central to modern Jewish philosophy.“ Peter Thielke / Yithak Melamed: Salomon Maimon, in: *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (2007) unter: <http://plato.stanford.edu/entries/maimon/#8> (22. 10. 2009). Hervorhebung im Original. Markus Herz gilt als radikaler Maskil oder Wanderer zwischen den Welten der Haskala und der sich assimilierenden jüdischen Intelligenz. Zu Herz in diesem Zusammenhang s. Schulte 2002, S. 163 ff. und Feiner 2007, S. 110 ff. sowie Leder 2007, S. 230–264.

Zu diesen unterschiedlichen Modellen gehören auch unterschiedliche Datierungen und Wertungen des Endes der Bewegung:<sup>242</sup> Wissenschaftler, die die Akkulturation als Parallelerscheinung zur Haskala sehen, datieren das Ende der jüdischen Aufklärung auf 1812, als ihre staatsbürgerlichen Forderungen erfüllt waren.<sup>243</sup> Forscher, die gesellschaftliche Säkularisierung primär als Gefahr für die innerjüdische Reform betrachten, datieren das eigentliche Ende früher, auf die Jahrhundertwende, und begründen es mit der Konkurrenz der Lebenskonzepte: „Die Krise ist vor allem eine Krise der ‚Berliner Haskala‘: [...] Die maskilischen Gesellschaften werden von den Salons überstrahlt, der *ham'e'assef* von deutschsprachigen Zeitschriften, die hebräische Kultur von der deutschen und die Maskilim aus den mittleren und niederen Schichten [...] werden von der gehobenen Intelligenz [...] in den Schatten gestellt“.<sup>244</sup>

### 3.5 Zusammenfassung – Parallelen und Überschneidungen der Debatten

Interessant ist festzuhalten, wo und wie, zum Beispiel über einzelne Personen, die sich für beide Themenkreise engagierten, die zeitgenössischen Diskurse über die Emanzipation der Juden und der Frauen verbunden waren. Auf eine bewusste Verknüpfung der beiden Emanzipationsdebatten durch den Politiker und Autor Theodor Gottlieb von Hippel wurde bereits hingewiesen. Neben der Titelübernahme von Dohm nahm er mit seinem Plädoyer für Bürgerrechte für Frauen auch explizit auf den Emanzipations-Diskurs die Juden betreffend Bezug: „Man hat uns in letzter Zeit so sehr die bürgerliche Verbesserung der Juden empfohlen; sollte *ein wirkliches Volk Gottes* (das andere Geschlecht) weniger diese Sorgfalt verdienen, als das *so genannte*“?<sup>245</sup> Auch in den Argumentationslinien der Texte Dohms und Hippels lassen sich Ähnlichkeiten entdecken, insofern das mindere gesellschaftliche und Bildungs-Niveau der

---

<sup>242</sup> Abgesehen von einem Wiederaufflackern der Bewegung im Osteuropa des 19. Jahrhunderts gilt die jüdische Aufklärung spätestens 1812 mit dem Erreichen zumindest ihrer staatsbürgerlichen Ziele als beendet.

<sup>243</sup> Schulte 1999, S. 147 und Schulte 2002, S. 43 f. Lauers Darstellung reicht sogar de facto nur bis zum Auftreten Moses Mendelssohns. Lauer 2008.

<sup>244</sup> Feiner 2007, S. 378. Feiner bringt hier den streitbaren Begriff einer „jüdischen Schicksalsgemeinschaft“ ins Spiel. Ebd. Zurecht wurde angemerkt, dass, entgegen seiner sonstigen Darstellung, Feiner mit seiner Datierung zur „germanozentrischen Deutung“ der Haskala zurückkehrt. Moshe Rosman: Haskalah. A New Paradigm, in: Jewish Quarterly Review 97.1 (2007), S. 129–136, hier S. 135. Schulte attestiert den Salons keine Mitschuld an diesem Geschehen, sieht sie eher als Beweis dafür, dass die bürgerliche Akkulturation schon vollzogen gewesen sei, während die Debatte darum noch stattfand. Schulte 2002, S. 183.

<sup>245</sup> Hippel 1977, S. 20 f.

Frauen bzw. Juden nicht als naturgegeben, sondern historisch gewachsen betrachtet wurde, als Folge der Korruption durch Ausgrenzung und schlechte Erziehung. Die Gewährung von Staatsbürgerrechten bzw. Zugang zu Bildung und öffentlichen Positionen sollte nach beider Autoren Vorstellung aber auch nicht im Handstreich geschehen, sondern im Zusammenhang mit notwendig verbesserter Erziehung und moralischer Besserung. Diese Ambivalenz ist kennzeichnend für den ganz überwiegenden Teil der progressiven Schriften in beiden Debatten, es ging um schrittweise „Besserung“, nicht sofortige Gleichstellung.

Selbstverständlich unterschieden sich die Diskurse zur Emanzipation der Frauen und der Juden wesentlich nach ihren Ergebnissen, der Größe der betroffenen Gruppen sowie dem zeitlichen und qualitativen Verhältnis der Debatte zur Umsetzung der Forderungen. Vergleichbar sind jedoch der publizistische Aufruhr, die Vermengung von Staatsbürgerrechten mit dem „Wesen“ der Betroffenen und die grundsätzliche Tendenz der langsamen Erstarrung, wobei eine Phase der „Verwissenschaftlichung“ der Argumente jeweils einen Prozess abschloss, dessen Anfänge durch eher progressive und ironische Diskussionen gekennzeichnet waren.

Es gibt neben den genannten noch ein kaum erwähntes doppeltes Engagement in der Person des Predigers August Wilhelm Hupel, dessen Werk die Vermutung unterstützt, dass in beiden Debatten in der Frühzeit der 1770er-Jahre abgewogenere und progressivere Schriften erscheinen konnten:<sup>246</sup> Hupel, der 1771 für die Trennung unglücklicher Ehen plädierte und darin für die Selbstbestimmung bzw. für ein Trennungsrecht auch der Frauen argumentierte, veröffentlichte im selben Jahr eine Verteidigungsschrift gegen die Forderung, dass ‚anständige‘ Juden sich taufen lassen müssten. Sein *Dienstfreundliches Promemoria an die, welche den Herrn Moses Mendelssohn durchaus zum Christen machen wollen, oder sich doch wenigstens herzlich wundern, daß er es noch nicht geworden ist*<sup>247</sup> enthielt, mit Bezug auf die Mendelssohn-Lavater-Debatte,

---

**246** Hupels aufklärerisch ethnologische Arbeits- und Betrachtungsweise selbst blieb nicht auf die 1770er-Jahre beschränkt, sondern führte noch zu anderen geschlechtspolitisch interessanten Werken. 1791 veröffentlichte er in den „Nordischen Miscellaneen“ die Aufsätze „Über den Werth der Jungfrauenschaft unter Ehsten und Letten“ und „Über das Hauben esthnischer Dirnen“, in denen er Befragungen estnischer und lettischer Bauern zusammenfasste, die u. a. keinen Begriff von Jungfrauenschaft hätten, außereheliche Beziehungen nicht für amoralisch hielten und bei denen alleinstehende Mütter nicht abgewertet würden. Zugleich kritisiert er die Übernahme deutscher Moralnormen durch die estnische Oberschicht. Indrek Jürjõ: *Aufklärung im Baltikum. Leben und Werk des livländischen Gelehrten August Wilhelm Hupel (1737–1819)*, Köln 2006, S. 231–234.

**247** Vgl. den denkwürdigen Sammelband: *Lettres Juives du celebre Mendels-sonn [sic] Philosophe de Berlin. Avec les Remarques et Reponses de Monsieur Le Docteur Köible et Autres Savants Hommes. Recueil Memorable concernant Le Judaïsme*. Frankfurt 1771.

deutlichen Spott wider den Zeitgeist. Zugleich aber argumentierte der Autor ernst, dass man es einem Gelehrten wie Mendelssohn schon zutrauen könne, sich selbst mit der Frage auseinanderzusetzen. Zudem zweifelte er heilsichtig daran, dass Mendelssohns Übertritt die Frage befrieden werde. Die Reaktion vieler Salongäste auf die getauften Jüdinnen, die „keine echten mehr“ seien, vorwegnehmend, schrieb Hupel: „Alle Achtung, die ein gelehrter Jude bey seinem Volk genießt, so lange er den väterlichen Satzungen treu bleibt, verwandelt sich in unauslöschlichen wohl gar wüthenden Haß, wenn er seine Religion verläßt“.<sup>248</sup>

Eine personifizierte Überschneidung beider Emanzipationsdiskurse und der Berliner Salons, die so noch kaum Beachtung fand, war wiederum die Schriftstellerin Esther Gad, alias Lucie Domeier.<sup>249</sup> Bereits einige Jahre vor ihrer Intervention gegen Herrn Campes Behauptungen in der Geschlechterdebatte hatte sie sich öffentlich zur Lage der Juden geäußert.<sup>250</sup> Dass ihr Engagement und ihre Auffassungen in Berliner Salons bekannt waren, lässt sich zwar nicht durch eine präzise Quelle belegen, ist aber wegen der engen Freundschaft zu Rahel Levin Varnhagen in der Zeit anzunehmen. Dass Esther Gad sich nicht scheute, in geselligen Kreisen über Geschlechterbilder zu streiten und ihre Veröffentlichungen ankündigte, zeigt ihre diesbezügliche Auseinandersetzung mit Jean Paul.<sup>251</sup>

Abschließend sei nochmals betont, dass der grundlegende Abwehrmechanismus gegen die bürgerliche Verbesserung der Frauen wie der Juden derselbe war, sofern die Ursache im „Wesen“ der Emanzipationsobjekte lokalisiert, also als „naturgegeben“ behauptet wurde. Einige wenige Texte machten die Paral-

---

**248** Hupel 1771, S. 11–12. Inwieweit Hupels Texte in den Berliner Salons gelesen wurden, konnte leider noch nicht ermittelt werden.

**249** Mit Rücksicht auf die verschiedenen Genres wird sie auch als Reiseschriftstellerin oder Übersetzerin kategorisiert. Vgl. den Eintrag „Domeier, Esther [E. Lucy n. d. Taufe] [geb. Gad; gesch. Bern[h]ard] Übersetzerin“, in: Lexikon deutsch-jüdischer Autoren (Archiv Bibliographia Judaica). Red. Leitung: Renate Heuer, München 1992 ff., Bd. 5, München 1997, S. 487–489.

**250** Ein Chronist berichtete „als im Oktober 1786 Friedrich Wilhelm II. sich in Schlesien huldigen ließ, hielt E'G' für die Breslauer Juden eine kurze Ansprache“ und sie überreichte eine Adresse. Aron Heppner: Jüdische Persönlichkeiten in und aus Breslau, Breslau 1931, S. 14 f.

**251** Unter anderem bemühte sie sich mehrfach darum, dass Jean Paul sie als Schriftstellerin anerkenne. Vgl. Hahn 1990(b), S. 35–46. Eine neuere Deutung zeigt, wie Esther Gad u. a. in ihrer Widerlegung Campes versuchte, „eine literarisch vermittelte Kommunikation mit Jean Paul einzufädeln“ über Geschlechterrollen, und dass Jean Paul seinerseits literarisch antwortete. Andrea Albrecht: Bildung und Ehe „genialer Weiber“. Jean Pauls „Diesjährige Nachlesung an die Dichtinnen“ als Erwiderung auf Esther Gad und Rahel Levin Varnhagen, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 3/2006, S. 378–407, hier S. 392.

lele in der Ausgrenzung sogar explizit.<sup>252</sup> Den niedriger eingestuften Gruppen sei wegen naturgegebener Ungleichheit die Emanzipation zu verweigern: „So wenig jemals Unterthanen mit ihren Regenten, Kinder mit Erwachsenen, Weiber mit Männern [...] gleiche Rechte und Freyheiten erhalten, so wenig können Juden und Neger, so lange sie Juden und Neger sind, mit den Christen und Weissen, unter welchen sie wohnen, oder denen sie gehorchen, dieselbigen Freyheiten und Vorrechte verlangen“.<sup>253</sup>

Aber auch einer der progressiven Denker, Wilhelm von Humboldt, sprach von Nationalcharakter und Geschlechtscharakter als wesentlichen Kriterien jeder „Anthropologie“. Es ist daher zu fragen, inwieweit die Grundannahme unveränderlicher, durch die Geburt vorgegebener Konstanten im Menschsein die Debatten um 1800 nicht ebenso geprägt haben kann wie Antifeminismus und Antisemitismus.

Gemeinsam war beiden Debatten schließlich auch, dass Streiter für die Emanzipation auf die Dialektik des Ausschlusses deutlich hinwiesen: Moses Mendelssohn beklagte beispielsweise den fortgesetzten Ausschluss der Juden aus Wissenschaft, Künsten und nützlichen Gewerben und beklagte die Ironie: Man „versperret uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung, und macht den Mangel an Cultur zum Grunde unserer fernerer Unterdrückung“.<sup>254</sup> Ähnlich wies unter anderem Hippel darauf hin, dass man den Frauen das Talent für Kanzeln und Richterstühle nicht absprechen könne, wenn man ihnen das Recht, sich auf diesen auszuprobieren, noch nie gewährt habe. Viele Schriften wiesen darauf hin, dass die bisherige Erziehung und Behandlung die wesentliche Ursache der scheinbar mangelnden Fähigkeiten der Frau oder der Juden sei und forderten eine Übergangsphase des Probierens.

---

**252** So der Göttinger Philosoph Meiners, der nicht nur Männer und Frauen hierarchisch betrachtete, sondern auch eine Dichotomie von „Hauptstämmen“ der Menschheit entwickelte, die sich nach Physis und Moral unterschieden. Dabei sei der „Kaukasische“ Stamm viel stärker und moralischer als der „Mongolische“. Christoph Meiners: Grundriß der Geschichte der Menschheit, Frankfurt [u. a.] 1786, S. 3a–4a. Naoko Yuge hat am Beispiel Meiners' und Pockels' gezeigt, dass die Muster, nach denen „Wilde“ definiert bzw. kreiert wurden, denen des Geschlechterdiskurses vergleichbar sind. Naoko Yuge: Das „wilde“ und das „zivilisierte“ Geschlechterverhältnis? Die neue Blickrichtung in der anthropologischen Diskussion um 1800, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 13,2 (2002), S. 205–223.

**253** Christoph Meiners: Über die Natur der afrikanischen Neger und davon anhangenden Befreyung, oder Einschränkung der Schwarzen. 1790. Mit einem Nachwort hrsg. von Frank Schäfer, Hannover 1998, S. 6.

**254** Mendelssohn 1983(a), S. 6.

### **Der Berliner Salon im Schnittpunkt der Diskurse. Konsequenzen für die Untersuchung**

Der Berliner jüdische Salon wurde in diesem Kapitel in zeitlichen Zusammenhang mit drei Emanzipationsdebatten gestellt. Festhalten lässt sich zunächst jenseits der Diskursivität: Mit dem örtlichen Nebeneinander in Berlin und der zeitlichen Überschneidung der so genannten „Blütezeit“ der Salons, mit Höhepunkten aller drei Diskurse in den 1790er-Jahren, war der Salon allerdings „Zeitgenosse“ dieser Debatten, er war zudem Treffpunkt vieler Debatteure. So verkehrten zahlreiche Autoren der Werke, die heute als grundlegend für die Debatten gelten, zu der Zeit der Entstehung ihrer Texte in den Häusern jüdischer Frauen: Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schlegel und Friedrich Schleiermacher verfassten ihre grundlegenden Arbeiten zur Geschlechtscharakterdebatte zum Zeitpunkt intensiver Bekanntschaften mit Salonieren; Christian Conrad Wilhelm von Dohm und wiederum Wilhelm von Humboldt, zentrale Protagonisten in der Geschichte der preußischen Judenemanzipation, waren unter anderem Stammgäste des Hauses Herz. Mit Markus Herz und Moses Mendelssohn wurden zwei wesentliche ‚Verwandtschaftsbeziehungen‘ des Salons zur Haskala genannt.

Die personelle Überschneidung der Salons und der zeitgenössischen Emanzipationsdiskurse wirft die Frage auf, welche Wechselwirkungen zwischen der spezifischen Form der Salongeselligkeit und den Debatteuren bestanden haben können. Zu prüfen ist auch, welchen Einfluss das Salongeschehen auf die beteiligten Männer hatte – emanzipierten sich deren Gedanken und Rollenvorstellungen durch eine von jüdischen Frauen geprägte Geselligkeit? Im Gegenzug muss gefragt werden, welche Geschlechter- und Emanzipationsmodelle in den Salons diskutiert, entworfen, möglicherweise rezipiert oder persifliert wurden. Wurde den theoretischen Entwürfen der Diskurse Beifall gezollt oder widersprochen? Welchen Stellenwert maßen die Frauen der Salons Texten bei, die heute zum Teil als grundlegend gelten?

### **Neue Fragen zum Verhältnis Salon und Judenemanzipation**

Bei der Untersuchung der Verbindung zwischen Salons und jüdischen Emanzipationsdebatten kann es weder darum gehen, den Salons pauschal den Status einer Institution größerer öffentlicher Wirkung zuzuschreiben, noch eine Verbindung gänzlich zu leugnen. Die Salonfrauen waren nicht nur Zeitgenossen des widersprüchlichen Emanzipationsprozesses der Juden in Deutschland, sie waren unmittelbar betroffen, hatten Grund, für sich und andere auf rechtliche Verbesserung zu hoffen. Darüber hinaus waren die Salonfrauen mit einigen Agenten des Prozesses verwandt oder befreundet. Es besteht durchaus Grund

für die bisher nicht summarisch gestellte Frage, ob und wie sich Salonfrauen mit den Forderungen nach Emanzipation identifiziert haben.<sup>255</sup> Kapitel III fragt daher exemplarisch am Beispieljahr 1794/95, welche Texte oder Entwürfe sie diskutiert und wie sie sich in dem Prozess positioniert haben.

Der Gegenfrage, ob und inwieweit der Salonbesuch Einfluss auf die spätere Haltung und Handlungen der Salonbesucher hatte, wird in Kapitel IV und V nachgegangen. Zwar scheint die oberflächliche Reihung „Wilhelm von Humboldt: vom Herzschen Salon zum Wiener Kongress“ in biografischer Hinsicht wie als Klammer für eine geistesgeschichtliche Epoche reizvoll und wird nicht selten aufgemacht.<sup>256</sup> Dennoch war das Verhältnis der genannten Debatteure zu den Salonières, ihren jüdischen Bekannten beziehungsweise ihrer Haltung zur Situation des Judentums bisher kaum Gegenstand längerer Untersuchungen. Die Arbeiten, die dieses Thema streifen, kommen überdies zum Teil zu sehr unterschiedlichen Auffassungen, wie sich am Beispiel eben dieses heute prominentesten Debatteurs zeigt.<sup>257</sup> In den Biografien zu Humboldt wird auf sein Verhältnis zu den Berliner Salonières kaum näher eingegangen, wenngleich die Biografen seine Beziehung zu Henriette Herz ebenso deutlich zu kennen glauben wie sie sie unterschiedlich werten, als Liebhaberin, mütterliche Freundin oder Muse.<sup>258</sup> Humboldts Besuchen bei ihr und anderen jüdischen Salonières wird, je nach Perspektive und oft pauschal, kein oder großer Einfluss auf sein politisches Denken attestiert. Ähnlich randständig und widersprüchlich sind Äußerungen zu dem möglichen Zusammenhang der Ausbildung Humboldts in einem christlich-jüdischen Umfeld und seinem späteren

---

**255** Wie in II erwähnt, gehen einzelne Biografen selbstverständlich, in oft unterschiedlicher Deutung, auf das Thema Emanzipation ein, vgl. besonders Spiel 1962.

**256** Beispielsweise diskutiert Albert Bruer in seiner Geschichte der Juden in Preußen die Vergangenheit Humboldts „als Salon-Mann und Liebhaber der Henriette Herz“ als mögliches Motiv für sein Engagement, findet es aber nicht ausreichend. Bruer 1991, S. 287–289.

**257** Vgl. dazu auch V.

**258** Bruer bezeichnet Humboldt als Liebhaber der Herz, Steinberg ist hingegen überzeugt, dass sie ihn körperlich auf Abstand gehalten und ihren Mann dies Verhältnis nur amüsiert habe. Bruer 1991, S. 287 f. Heinz Steinberg: Wilhelm von Humboldt (Preußische Köpfe, 32), Berlin 2001, S. 12 f. Eine mehr als platonische Liebe ist insofern abwegig, als Humboldt noch 1817 seiner Frau schreibt, er habe die Herz jetzt zum ersten Mal in kurzen Ärmeln gesehen. Eduard Spranger deutet ihr Interesse als ein mütterliches (was bei einem Altersunterschied von drei Jahren unwahrscheinlich ist) und Kähler sieht Humboldt als ihren Schüler und ihre Beziehung als ein „moralisches Experiment im schlechten Stile der Zeit“. Beides nach Siegfried A. Kähler: Wilhelm von Humboldt und der Staat. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensentwürfe um 1800, Göttingen 1963, S. 70 bzw. 457.

Engagement für die Gleichstellung.<sup>259</sup> Ein lohnendes, noch relativ unbearbeitetes Forschungsfeld ist die intellektuelle Auseinandersetzung Humboldts mit Vertretern der Haskala.<sup>260</sup>

Die vorliegende Arbeit analysiert Wilhelm von Humboldts Verhältnis zu den Salonièren und zur jüdischen Bevölkerung aus der neuen Perspektive des Vergleichs mit seinen langjährigen Freunden und Salonbesuchern Friedrich von Gentz und Gustav von Brinckmann, zu deren Umgang in den Salons es bisher wenig Literatur gibt [vgl. IV]. Friedrich von Gentz' Briefwechsel mit Rahel Levin Varnhagen, als einer der wenigen gedruckt, wurde sehr unterschiedlich gewertet,<sup>261</sup> meist im Zusammenhang mit den hier diskutierten Geschlechterrollen, nicht seinem Verhältnis zu jüdischen Freunden.

---

**259** Auch hier stehen sich ebenso kurze wie gegensätzliche Deutungen gegenüber. Von den bekannteren Biografien zu Humboldt deutet Scurla die zunehmende Distanz und „die Verhöhnung der Gesprächspartner in den Berliner Salons“ als Ausdruck einer allgemeinen „Unzufriedenheit mit sich selbst“ und mit seinem Berliner Umfeld. Herbert Scurla: *Wilhelm von Humboldt. Werden und Wirken*, Düsseldorf 1976, S. 78. Berglar vermutet, dass Humboldt sich aus dem Umgang in den Salons ein gewisses „Kunst- und Künstlerverständnis“ bewahrt habe und sieht keinerlei Zusammenhang mit dessen späterer Haltung zur Judenemanzipation. Peter Berglar: *Wilhelm von Humboldt. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek 1991, S. 26. Spiel geht hingegen davon aus, dass Humboldt sich als Schüler von Markus Herz und Freund von dessen Gattin Henriette in Preußen und auf dem Wiener Kongress konsequent für die Gleichstellung der Juden eingesetzt habe. Spiel 1962, S. 358 ff. und 438 ff. Siegfried Kähler erwähnt Humboldts Beziehungen zu Rahel Levin Varnhagen, Dorothea Schlegel und Henriette Herz allerdings überhaupt nicht unter dem Aspekt ihrer jüdischen Herkunft. Auch die Einzelheiten der politischen Laufbahn Humboldts sind in dieser intellektuellen Biografie untergeordnet. Einerseits ist Käblers Wahrnehmung dieser Frauen unabhängig von der Herkunft emanzipierter als diejenige seiner meisten Biografen-Kollegen, andererseits übersieht er dabei, dass Humboldt selbst ihnen eine spezielle „pikante“ Note attestierte, die nur jüdische Frauen besäßen.

**260** Wilhelm von Humboldts Bekanntschaft mit dem Aufklärer Dohm, der ihn und seinen Bruder zeitweilig unterrichtete, seine Freundschaft zu den jüdischen Gelehrten David Friedländer und Israel Stieglitz werden in einigen Biografien erwähnt, jedoch kaum in ihrer Entwicklung dargestellt. Eine Dissertation über Humboldts Verhältnis zur Aufklärung liegt schon vor, leider ohne besondere Berücksichtigung etwa David Friedländers oder Markus Herz', die in den 1780er-Jahren wesentliche Gesprächspartner Humboldts waren. Christina M. Sauter: *Wilhelm von Humboldt und die deutsche Aufklärung* (Historische Forschungen Bd. 39), Berlin 1989. Wegweisend zuletzt: Julius H. Schoeps: *Im Kreise der Aufgeklärten. Der Einfluss Moses Mendelssohns und David Friedländers auf die Reformkonzepte Wilhelm von Humboldts*, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 3/2010, S. 209–226.

**261** Während Gentz' Herausgeber diese Briefe als „romantisierende Schamlosigkeit“ bezeichnen, finden moderne Interpretationen hier vor allem Hinweise auf ein modernes Rollenverständnis der Briefpartner. Wittichen 1910, S. 13 f. Vgl. vor allem Juliane Vogel:



Der Zusammenhang zwischen jüdischen Salons und innerjüdischen Reformdebatten ist, wie angedeutet, erst in Monografien der jüngeren Zeit thematisiert worden.<sup>262</sup> Abgesehen von der interessanten Deutung, dass das Frauenbild der Maskilim weibliche Diskursfähigkeit nicht einschloss<sup>263</sup> – was sie tatsächlich als ‚typische‘ Aufklärer kennzeichnete –, gab es doch zahlreiche familiäre und freundschaftliche Beziehungen, die sich näher auf die Frage hin untersuchen lassen müssten: Waren Salons auch Foren der entstehenden jüdischen (Teil)-Öffentlichkeit bzw. gab es Schnittmengen der Debatte, oder waren sie ein Parallelphänomen, wie es Shmuel Feiner formuliert, Teil einer individualistisch orientierten Kultur- und Finanzelite, die sich für innerjüdische Belange nicht interessierte?<sup>264</sup>

Mit Moses Mendelssohn und Markus Herz waren zwei der einflussreichsten Maskilim der älteren Generation der Vater, Mentor bzw. der (wesentlich ältere) Gatte mehrerer bekannter Salonfrauen. Ob und wie deren Arbeit, sowohl für innerjüdische Reform wie für bürgerliche Verbesserung im engeren Familienzusammenhang rezipiert wurde, ist leider mangels entsprechender Familienbriefe kaum zu rekonstruieren. Zusammengetragen werden in dieser Arbeit stattdessen Bezugnahmen auf Moses Mendelssohn in den Briefwechseln der Salongesellschaft, die es, anders als oft behauptet, durchaus gegeben hat. Vor dem Hintergrund des unter I. beschriebenen Umstandes, dass jüdische Gäste

---

Briefwechsel und Geschlechtertausch: Rahel Varnhagen und Friedrich Gentz, in: Christa Hämmerle / Edith Saurer (Hrsg.): Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute, Weimar [u. a.] 2003, S. 55–70. Eine detaillierte Analyse dieser Korrespondenz hat Barbara Hahn vorgelegt, die sie als ein briefliches „sich Verfehlen“ charakterisiert. Hahn 1990(a), besonders S. 77–100, hier S. 77.

**262** Das Verhältnis der jüdischen Salons zur Haskala ist, sofern es überhaupt thematisiert wird, umstritten. Die Sonderstellung Berlins machte es möglich, dass Salons entstanden, die Rürup als Ausdruck eines „Emanzipationsanspruchs“ sieht, der nicht länger auf die Regierung warten wolle. Rürup 1987, S. 22. Vergleichbar der Emanzipationsdebatte sehen Forscher, die dem Salon gesellschaftliche Prominenz attestieren, eine Gefahr des zu starken Werbeeffekts für Akkulturation.

**263** Feiner 2007, S. 249. Wichtiger ist der Hinweis, dass die Veröffentlichung auf Hebräisch tatsächliche viele jüdische Frauen (und weniger gebildete Männer) als Publikum ausschloss.

**264** Shmuel Feiner entwickelt in seiner Historiografie der Haskala zur Erklärung ihres Niedergangs u. a. das Modell konkurrierender Eliten in Berlin. Neben den Maskilim und den Orthodoxen habe es eine gewisse individualistisch orientierte Kulturelite gegeben, die sich für innerjüdische Belange nicht interessiert habe. Zu dieser sich vorschnell akkulturierenden Gruppe zählt Feiner, wenn auch nicht ausführlich belegt, einige Salonnières, denen er in angenommener Prominenz damit negative Auswirkung attestiert. Feiner 2007, S. 329–332. Feiners Aussage, der jüdische Salon entbehre jeglichen jüdischen Diskurses steht in klarem Gegensatz zu neueren Ergebnissen der Salonforschungen, u. a. zu jüdischen Themen in Briefwechseln der Familie Levin.

des Salons bisher von der Salonforschung weitgehend ignoriert wurden, wird in dieser Arbeit exemplarisch am Beispiel der ausgewählten Protagonistinnen nach Hinweisen darauf gesucht, ob und welcher Kontakt zwischen den Salonfrauen und denen als jüngere Maskilim bekannt gewordenen jüdischen Männern ihrer Generation bestand, welche Texte und Themen diskutiert wurden.

### Forschungsfragen zum Verhältnis Salon und Geschlechterdebatte

Allein hundertmal lieber würde ich ein Mädchen von einfacher und gewöhnlicher Erziehung nehmen, als eine Gelehrte und einen Schöngest,  
die in meinem Hause einen literarischen Gerichtshof errichten  
und sich zur Präsidentin desselben aufwerfen würde.

Jean Jacques Rousseau, Philosoph und Salonbesucher<sup>265</sup>

Die Rekonstruktion eines Debattenstranges wie jenes zur Geselligkeit legt den Schluss nahe, dass zeitliche und personelle Überschneidungen nicht notwendigerweise bedeuteten, dass männliche Salongäste progressive Geschlechterbilder an die Öffentlichkeit brachten – ein Befund, mit dem sich der deutsche Salon nahtlos in die internationale Salongeschichte einreicht. Der Widerspruch zwischen dem privaten Umgang mit klugen Frauen im Salon und der öffentlichen Verdammung oder Verbrämung weiblicher Gelehrsamkeit<sup>266</sup> wurde geradezu als Merkmal europäischer Salongeschichte bezeichnet.<sup>267</sup>

---

**265** Jean Jacques Rousseau: *Emil oder Ueber die Erziehung*. Frei aus dem Französischen übersetzt von H. Denhardt, 2 Bde., Leipzig 1910, Bd. 2, S. 400. Nach Rousseau „erscheinen ihr die Pflichten, die sie als Weib zu verrichten hat, lästig, und sie lässt es deshalb ihr Erstes sein, nach Art des Fräulein von Lenclos den Mann zu spielen.“ Ebd. In späteren Übersetzungen wurde das Wort Gelehrte auch durch Blaustrumpf ersetzt, damit (unbeabsichtigt?) auf den englischen Salon anspielend. Vgl. Jean Jacques Rousseau: *Emile oder Über die Erziehung*, Stuttgart 1970, S. 818. Daß eine Frau wie Ninon de l'Enclos als zu männlich kritisiert wird, erschließt sich nur, wenn man annimmt, dass den Autoren Gelehrsamkeit bzw. Äußerungen derselben in der Öffentlichkeit als männliches Privileg galten.

**266** Der Widerspruch ist keineswegs auf Salongäste beschränkt, sondern findet sich um 1800 bei vielen Männern, die beruflich mit weiblichen Intellektuellen zu tun hatten, so wie Schiller die „Horen“, die Zeitung, die sein eigenes Frauenideal der zurückhaltenden Sanftmut popularisierte, mit Beiträgen weiblicher Autorinnen am Leben halten musste. Janet Besserer Holmgren: *The Women Writers in Schiller's Horen: Patrons, Petticoats and the Promotion of Weimar Classicism*, Newark 2007.

**267** Vgl. das Überblickkapitel „Women in the Salons“ in: Bonnie S. Andersson / Judith P. Zinsler: *A History of Their Own. Women in Europe from Prehistory to the Present*, 2 Bde., London 1990, Bd. 2, S. 103–128. „The men who socialized with the least domestic women of their era idealized a domestic role for all women.“ Ebd., S. 116.

Die zeitliche und personelle Überschneidung zwischen der Geschlechtercharakterdebatte und den Berliner Salons ist als solche bisher noch nicht Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung geworden.<sup>268</sup> Einzelne Arbeiten thematisierten ausgewählte Zweierbeziehungen zwischen einzelnen Debatteuren und Salonfrauen, so wurde Henriette Herz ‚aus der allgemeinen Situation heraus‘ als Mitautorin von Schleiermachers *Katechismus* vermutet,<sup>269</sup> und Texte Jean Pauls wurden als Fortsetzungen des Salongesprächs analysiert.<sup>270</sup> Häufiger sind Pauschalisierungen vom großen Einfluss der Frauen auf die Denker oder – im Gegensatz dazu – Bemerkungen über die eher patriarchalen Maximen mancher Salonbesucher.<sup>271</sup> Eine umfassende Analyse der Wechselwirkungen ist wahrscheinlich kaum möglich, da auch hier die sehr heterogene Überlieferung keine endgültigen Aussagen zur Rezeption der Debatte zulässt und eine Gewichtung verschiedener Aussagen zu nur einem Werk kaum

---

**268** Wenn in der Forschung auf die Zeitgenossenschaft der Salons und der Geschlechterdebatte eingegangen wurde, wurde den Salons meist pauschal ein nicht spezifizierter Einfluss attestiert. Eine erste spezifische Untersuchung zum Spiel mit den Geschlechterrollen findet sich bei Vogel 2003. Zu recht formulierte Ulrike Weckel im jüngsten Forschungsbericht zum Thema als ein zentrales Anliegen: „To what extent hostesses and guests played with gender-specific expectations [...] and perhaps [...] parodied, exaggerated and undermined them, remains to be investigated.“ Weckel 2000(a), S. 336.

**269** Schleiermachers „Katechismus“ hat im Zusammenhang mit seiner bekannten Freundschaft zu Henriette Herz einige Aufmerksamkeit erfahren. Unbewiesen bis heute, wurde eine potentielle Autorschaft Herz’ am Katechismus zum ersten Mal von denjenigen Schleiermacherinterpreten ins Spiel gebracht, die den Katechismus so aus seiner Philosophie herausragen sahen, dass sie seine Autorschaft für unmöglich hielten, und sie wegen des enthaltenen „Frauenegoismus und Frauenklugheit“ der Salonière zuschrieben. Hermann Walsemann: Schleiermacher und die Frauen, in: Preußische Jahrbücher, Bd. 194 (1913), S. 451–482, hier S. 463 und 460. Siehe dazu auch Anne Conrad: Jenseits der Schranken des Geschlechts. Friedrich Schleiermachers Entwurf einer Religion für eine „religionslose Zeit“, in: Peter Burschel / Anne Conrad (Hrsg.): Vorbild-Inbild-Abbild. Religiöse Lebensmodelle in geschlechtergeschichtlicher Perspektive, Freiburg 2003, S. 151–169. In jüngster Zeit haben Schleiermacherbiografien sowie Arbeiten aus dem Bereich der feministischen Theologie einen Zusammenhang mit den Salons vermutet, aber nicht zu rekonstruieren gesucht. Patricia E. Guenther-Gleason: On Schleiermacher and gender politics (Harvard theological studies, 43), Harrisburg PA. 1997, S. 2, Fn. 3.

**270** Albrecht 2006 rekonstruiert, wie der Dichter einen persönlichen Disput mit den beiden Salonfrauen „in literarisch virtualisierter Form fortsetzt“. Zugleich zeigt sie Jean Paul als relevanten Beiträger zur Geschlechterdebatte. Ebd., S. 378.

**271** So beispielhaft Gerhard Söhn über Schleiermacher, in: ders.: Die stille Revolution der Weiber. Frauen der Aufklärung und Romantik. 30 Porträts, Leipzig 2003, S. 14. Söhn summiert prägnant, wenn auch eher populärwissenschaftlich: „Trotz Aufklärung und zunehmender Präsenz geistvoller Frauen war man um die Jahrhundertwende von jeglicher weibliche Emanzipation noch meilenweit entfernt.“ Ebd.

zu leisten ist. Es ist aber anzunehmen, dass pauschale Zuschreibungen eines nachhaltigen Einflusses der Salonièren auf die Debatteure ebenso abzulehnen sind wie das wiederholte Verdikt, dass eine Rezeption progressiver Schriften, wie etwa die Hippiels oder Wollstonecrafts, im Salon gar nicht stattgefunden habe.<sup>272</sup> Letzteres lässt sich in Detailarbeit widerlegen, beispielsweise durch den Hinweis, dass mehrere Schriften Hippiels in Friedrich Schleiermachers Bibliothek standen, unter anderem *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber*, und dass, wie auch Kapitel III zeigt, Wollstonecrafts Buch von einer Salonfrau empfohlen wurde.<sup>273</sup>

Diese Arbeit behandelt ausgewählte Wirkungs- und Rezeptionszusammenhänge zwischen den Berliner Salons und der Geschlechtercharakterdebatte am Beispiel zwei der prominentesten Texte: Wilhelm von Humboldts *Horen*-Aufsätzen [III] und Friedrich Schlegels *Lucinde* [V]. Dabei ergibt sich aus der Zusammenschau der Forschung zu internationalen Salons eine interessante Herausforderung für den Berliner Fall: Während für Frankreich die Genese einer weiblichen Sonderanthropologie – die wissenschaftliche Begründung eines weiblichen Geschlechtercharakters – im direkten Umfeld der Salons nachgezeichnet wurde,<sup>274</sup> habe in England aber die Existenz des Salons, des Bluestocking Circle, die Prominenz gelehrter Frauen und ihre Betätigung in ‚männlichen‘ Genres, die Entfaltung einer solchen Sonderanthropologie gerade erschwert.<sup>275</sup> Welche Konsequenz hatte dann, wenn überhaupt, die Existenz der Berliner Salons auf die deutsche Geschlechterdebatte? Dabei ist zu beach-

---

**272** So ist Barbara Becker-Cantarinos Aussage, „es gibt kein Anzeichen dafür“, dass Hippel in den Salons „in irgendeiner Weise rezipiert“ wurde, zu absolut. Becker-Cantarino 2000, S. 197.

**273** Der Auktionskatalog des Schleiermacher-Nachlasses verzeichnet vier Werke Hippiels. Günter Meckenstock (Hrsg.): Schleiermachers Bibliothek. Bearbeitung des faksimilierten Rauchschen Auktionskataloges und der Hauptbücher des Verlags G. Reimer. Im Anhang eine Liste der nichtliterarischen Rechnungsnotizen der Hauptbücher Reimer (Schleiermacher-Archiv 10), Berlin [u. a.] 1993, S. 202. Schleiermachers Einbindung in die Geschlechterdebatte ist natürlich darüber hinaus durch seinen Katechismus und seinen engen Umgang mit Friedrich Schlegel während der Entstehungsphase der *Lucinde* gegeben [s. VI]. Auf Mary Wollstonecraft bezog sich explizit auch Esther Gad in ihren Bemerkungen über Kampe. Gad 1798, S. 577 Fn. Allerdings behauptet sie, das berühmte Buch nicht gelesen zu haben.

**274** Honegger 1991. In ihrem Kapitel zur Genese einer weiblichen Sonderanthropologie in Frankreich verweist Honegger mehrfach darauf, dass die Theoretiker in den Salons verkehrten, etwa bei Madame Geoffrin und Madame Helvetius. Honegger 1991, S. 126–167.

**275** Ina Schabert hat darauf hingewiesen, dass obwohl die Polarisierung der Geschlechter ein gesamteuropäisches Phänomen des 18. Jahrhunderts war, sich nationale Unterschiede ausmachen lassen. In Frankreich stehe ein materialistisch-anatomisches Erklärungsmodell im Vordergrund, während in Deutschland tendenziell eine philosophische Überhöhung der anatomischen „Ergebnisse“ stattfinde. Schabert 1997, S. 43–44. In England sei zwar der kontinentale Diskurs wahrgenommen worden, unter anderem wurde Meiners' Plädoyer für

ten, dass die Forschung zu London und Paris den gesellschaftlichen Status der Salonièren betont bzw. die Tatsache, dass die zeitgenössische Rezeption der Salons eine wesentliche Rolle gespielt habe. Zu fragen ist also, ob die Salons und Salonièren in Deutschland einen vergleichbar beachteten Status überhaupt hatten, sodass sie die Rezeption der Debatte hätten beeinflussen können. Umgekehrt ist zu fragen, wie ernst die Frauen die Geschlechterdebatte nahmen, inwieweit sie sich von den Rollenbildern beeindruckt ließen und zu den „Schmetterlingen“ wurden, die manche Männer sich erträumten.

Aus der Positionierung des Salons im Schnittpunkt der Forschungsdiskurse ergeben sich abschließend folgende Feststellungen: Zwei Faktoren führten zur Glorifizierung des Salons in der Frauengeschichte:

1. die Annahme, dass der Umgang mit berühmten und einflussreichen Männern bzw. solchen, die dies werden sollten, die Salonièren selbst an Ruhm oder Einfluss gewinnen ließ.
2. die Vorstellung von weitgehend getrennten Lebenswelten der Geschlechter, die vor allem für bürgerliche Frauen um 1800 keine Möglichkeiten vorsahen, an der männlich dominierten Öffentlichkeit zu partizipieren und die Vorstellung des Salons als eine der wenigen Ausnahme-Orte.

Vergleichbar wurde der Salon in der Historiografie der Juden in Deutschland als Ort des Dialogs betrachtet, an dem ein Prinz „ordentliche Dachstubenwahrheiten“ von einer Jüdin gesagt bekommen konnte. Die Rückbindung dessen, was als Berliner jüdischer Salon um 1800 bekannt wurde, in die Geschlechter- und Gesellschaftsgeschichte der Zeit und der Region sollte daher Antwort auf zwei Fragen bringen:

1. Hatten die „berühmten Salons“ innerhalb der Berliner Gesellschaft wirklich eine Ausnahmestellung, welche Funktionen und welcher Wert wurde ihnen von Teilnehmenden und Umlebenden um 1800 attestiert? Hatten die „Wahrheiten“, die hier möglicherweise gesagt wurden, irgendeine Tragweite außerhalb dieses Ortes?
2. Welche Möglichkeiten gewannen die beteiligten Frauen, besonders die jüdischen Frauen, durch die Partizipation an einem Salon, die ihnen ihr Leben sonst nicht geboten hätte? Am Beispiel der ausgewählten jüdischen Häuser und vor allem ihrer weiblichen Bewohner ist zu fragen: Ist das Bild der öffentlichen und privaten Sphäre haltbar für die Berliner Gesellschaft um 1800 und welche Rolle spielte der Salon im Vergleich zu anderen Geselligkeitsformen?

---

eine Männerkultur übersetzt, konnte sich aber, unter anderem wegen der Existenz und Ausstrahlung des englischen Salons, nicht wirklich durchsetzen. Ebd.

## 4 „Mündlich mehr.“ – Briefe und Billets als Quelle für Salonforschung und Salonkommunikation

Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt, ist dieses,  
daß er die Stelle eines Gesprächs vertritt.  
Christian Fürchtegott Gellert, 1751

So setzte gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Wende ein, die ich [...] vollständiger beschrieben und für wichtiger halten würde, als die der Kreuzzüge oder Rosenkriege. Die mittelständische Frau begann zu schreiben.  
Virginia Woolf<sup>276</sup>

Betrachtet man den Berliner Salon als kommunikatives Netz, sind die Verbindungen zwischen den Personen darin, die verbindenden ‚Fäden‘, gleichermaßen im Schriftlichen und Mündlichen zu suchen. Damit ist keineswegs eine Ineinsetzung von Brief und Gespräch gemeint, im Gegenteil: Wie in der Kommunikationswissenschaft allgemein wird auch in der speziellen Forschung zu Salons die These diskutiert, inwieweit die hinterlassenen Briefe der (Salon-)Gesellschaft Fortsetzung oder Abbildung der (Salon-)Gespräche sind.<sup>277</sup>

Das 18. Jahrhundert gilt als das „Jahrhundert des Briefes“, die Epistolomanie unter Männern und Frauen besonders in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde schon unter Zeitgenossen sprichwörtlich und ist durch die For-

---

**276** Christian Fürchtegott Gellert: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, Leipzig 1751, S. 2–3; Woolf 1992, S. 64 f. Das Zitat in der Überschrift nach einem Billet von Jeannette Ephraim Stieglitz an Gustav von Brinckmann, undatiert, ungedruckt, BA E.

**277** Von den Kommentaren zu dieser Beziehung sind drei für diese Arbeit besonders interessant, die auf die Disparität zwischen Brief und Salongespräch hinweisen. Gert Mattenklott vertritt und belegt die These, dass der Brief einen freien Umgangston, besonders zwischen den Geschlechtern vor-entworfen habe, bevor er in der Realität anzutreffen gewesen sei. Gert Mattenklott / Hannelore Schläffer / Heinz Schläffer: Einleitung der Herausgeber, in: dies.: Deutsche Briefe 1750–1950, Frankfurt/M. 1988, S. 7–18, hier bes. S. 13. Claudia Schmölbers hingegen entwirft das gegenteilige Modell, demnach im Brief um 1800 erlaubt wurde, was im Gespräch nicht mehr erlaubt war, dass der Brief ein Erbe der Kommunikationsepoche war. Claudia Schmölbers (Hrsg.): Die Kunst des Gesprächs. Texte zur europäischen Konversationstheorie, München 1986. Hier ist allerdings der Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich und den jeweiligen Salons zu bedenken: Um 1800 war die klassische, freieste Phase der Pariser Salons bereits vorbei. Ursula Isselstein stellt die These auf, dass Rahel Levin Varnhagen u. a. deswegen so viel geschrieben habe, weil sie sich von ihren Salongästen und Freunden so oft missverstanden gefühlt habe und dem briefliche Selbstentwürfe entgegensetzen wollte. Ursula Isselstein: „Dies ist die Beute“. Zu Rahel Levins Tagebüchern, in: Barbara Hahn / Ursula Isselstein 1987, S. 86–103, hier S. 95 f.

sung seitdem in nahezu vergleichbarer Schreiblust untersucht worden.<sup>278</sup> Dabei ist neben der Begeisterung der Schreibenden die Reflexion über die Möglichkeiten und Grenzen des Mediums Brief von Anfang an ein Merkmal des Redens über Briefe.<sup>279</sup> Im Zusammenhang mit dem Salon ist darauf hinzuweisen, dass der Brief nicht nur als Ausdruck und Medium eines umfassenden medialen Wandels im 18. Jahrhundert gilt,<sup>280</sup> sondern dass dem Briefschreiben ein besonderer Stellenwert für das literarische Mündigwerden der Frauen um 1800 zugesprochen wird. Seit etwa 30 Jahren sind die „Frauenbriefe der Romantik“, lange als illustratives Element der Epoche betrachtet,<sup>281</sup> ein eigener

---

**278** Besonders präzise Zusammenfassungen der aktuellen Fragestellungen bei Johannes Anderegg: *Schreibe mir oft! Zum Medium Brief zwischen 1750 und 1830*. Mit einem Beitrag von Edith Anna Kunz, Göttingen 2001 und Tanja Reinlein: *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale* (Epistemata 455), Würzburg 2003. Als jüngste Annäherung mit objektgeschichtlichem Ansatz s. Anke Bohnenkamp / Waltraud Wiethölter: *Der Brief – Ereignis und Objekt. Katalog zur Ausstellung*, Frankfurt/M. 2009. Die jetzige Literaturflut darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es der Brief lange schwer hatte, als literarische Gattung ernst genommen zu werden. Zu kulturgeschichtlichen und literatursoziologischen Untersuchungen des Mediums Brief als Gebrauchsform traten seit etwa 1970 auch geschlechterspezifische Analysen. Exemplarisch: Reinhard M. G. Nickisch: *Die Frau als Briefschreiberin im Zeitalter der Aufklärung*, in: *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung*, Bd. 3, 1976, S. 29–65; Barbara Becker-Cantarino: *Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts*, in: Hiltrud Gnüg / Renate Möhrmann (Hrsg.): *Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (Stuttgart 1985), S. 83–103. Inwieweit der „jüdische Brief“ eine eigene Gattung sein könne, fragte Gert Mattenklott: *Jüdische Frauen im Briefwechsel um 1800. Gedanken zu ‚Geschichtlichkeit und Erbe der Romantik‘*, in: *Zeitschrift für Germanistik* 8 (1987), S. 39–49.

**279** Zu den diskutierten Mängeln des Mediums gehören praktische Risiken wie verlorene Post oder die Zensur, ebenso wie die immer wieder aufgeworfene Frage, ob das verstanden wird, was verstanden werden soll.

**280** Das exponentielle Anwachsen des Briefverkehrs im 18. Jahrhundert ist Teil eines umfassenden Wandels der Kommunikationsformen, der auch als Medienrevolution bezeichnet wurde. Robert Vellusig sieht drei große „Wuth- und Suchtkrankheiten“ des Jahrhunderts. Vor der Briefwut hatte es bereits die „Zeitungswuth“ und die „Lesesucht“ überstanden, alle drei Phänomene wurden von Zeitgenossen ausführlich kommentiert. Vellusig nennt diese Klagen „Dokumente des Umbruchs in den Leitformen sozialer Kommunikation“. Robert Vellusig: *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*, Wien [u. a.] 2000, S. 9.

**281** Es gibt mehrere Sammlungen unter diesem Titel, zuletzt: Katja Behrens (Hrsg.): *Frauenbriefe der Romantik*. Frankfurt/M. 1981. An den unterschiedlichen Wertungen der Briefe etwa Levin Varnhagens oder Bettina von Arnims lässt sich der Paradigmenwechsel in der Briefforschung ablesen: Galten sie den ersten Herausgebern als Abbild einer „schönen Seele“ oder „Denkmale“ der Zeit, werden sie heute als genuine Beiträge zur Ästhetisierung und Literarisierung des Mediums Brief gewertet. Becker-Cantarino 2000, S. 183.

Forschungsgegenstand.<sup>282</sup> Im Zusammenhang mit den Grundfrage der Arbeit ist hier vor allem nach den in der Forschung diskutierten emanzipatorischen Funktionen des Mediums Brief und seiner Handhabung um 1800 zu fragen<sup>283</sup> sowie nach den Wechselbeziehungen zwischen dem viel propagierten „Frauenzimmerbrief“ und dem Salon, die ebenfalls oft beschrieben und nichtsdestoweniger streitbar sind [II.4.1].

Das „Billet“ hingegen, obzwar ein wesentliches Ausdrucksmittel des 18. Jahrhunderts, ist kaum definitorisch oder funktional untersucht. Da es in der Salonkommunikation eine entscheidende Rolle spielt und eine besondere Stellung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit einnimmt, wird in II.4.2 eine gattungstheoretische Annäherung unternommen.

#### 4.1 Zwischen „Öffentlich“ und „Privat“ – Salon, Brief und „Frauenzimmerbrief“

Dem Brief als Quelle kommt in der Geschlechtergeschichte eine besondere Stellung zu, da er erstens für Frauen um 1800 als Ausdrucksmedium par excellence galt und zweitens auch in der Forschung lange als solches diskutiert wurde.<sup>284</sup> Forschungsgeschichtlich ist der Brief dem Salon darin vergleichbar, dass beide als erweiterter Schreibort für Frauen um 1800 diskutiert wurden. Im Modell der getrennten Sphären gedacht, boten beide Medien Frauen die Möglichkeit, Kontakte anzuknüpfen und zu pflegen, ohne dafür den ihnen gesellschaftlich zugedachten Raum verlassen zu müssen. Ein Salon fand im eigenen oder elter-

---

**282** Beim so genannten Frauenbrief wie beim Brief allgemein hat die von der Brieftheorie des 18. Jahrhunderts angenommene Nähe zum „Privaten“ und „Natürlichen“ lange dazu geführt, ihm die Literaturfähigkeit abzusprechen. So heißt es noch in der grundlegenden Briefgeschichte von Nickisch, dass „unter den führenden Romantikerinnen [...] der Frauenbrief in Deutschland eine neue Blüte erreichte“, dass aber die Texte beispielsweise Rahel Levin Varnhagens „nicht eben besonders gut lesbar“ gewesen seien. Reinhard M. G. Nickisch: Brief, Stuttgart 1991, S. 55. In dieser Wertigkeit wurden zahlreiche Quellen, auch von Schreiberinnen selbst, vernichtet, von Nachlebenden nur partiell bewahrt oder publiziert.

**283** Beispielsweise wurde diskutiert, dass der Erfolg der Frauen beim Briefschreiben „zu einer irreversiblen Steigerung ihres Selbstwertgefühls“ beitrug. Reinhard M. G. Nickisch: Briefkultur. Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert, in: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen, 2 Bde., München 1988, Bd. 1, S. 389–409, hier S. 409.

**284** Vgl. Nickisch 1988, Becker-Cantarino 2000. Ende der 1980er-Jahre wurden Briefe von Frauen als Ausdrucksform der bürgerlichen Öffentlichkeit ‚wiederentdeckt‘. Karin Sträter: Frauenbriefe als Medium bürgerlicher Öffentlichkeit. Untersuchungen anhand von Quellen aus dem Hamburger Raum in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1991.



lichen Haus statt, ein Brief konnte, analog, am eigenen Tee- oder Küchentisch verfasst werden, mit der Hand- oder Küchenarbeit in Sichtweite.<sup>285</sup>

Aus dem Umfeld der hier untersuchten Salonbeteiligten lässt sich bestätigen: Der Brief diente tatsächlich dazu, Kontakte zu knüpfen, besonders für Frauen und auch auf Initiative der Frauen. Einige bekannte Frauenfreundschaften, wie die zwischen den Autorinnen und Salonièren Sophie von La Roche und Julie Bondeli, beruhten nur auf Briefkontakt. Wie sich an einem noch ungedruckten Briefwechsel des Salongastes Brinckmann mit der Wienerin Henriette Arnstein Pereira detailliert zeigen ließe, war es durchaus statthaft für eine Frau, einen ihr noch unbekannten Mann brieflich als erste anzusprechen. In diesem Bereich war weibliche Initiative nicht nur gestattet, sondern gern gesehen.

Aus diesem Grunde kann man sich sagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben als die Mannspersonen.<sup>286</sup>

Dass etwa seit Mitte des 18. Jahrhunderts das Briefschreiben von Frauen seitens männlicher Aufklärer nicht nur geduldet, sondern propagiert wurde, lag an einer stilistischen Wende, die etwa seit 1740 stattfand. In der an Briefstellern, also Regelwerken für das Verfassen von Briefen, ohnehin reichen Späten Neuzeit markierten die Schriften von Johann Christoph Gottsched und vor allem Christian Fürchtegott Gellert den Durchbruch eines neuen Ideals, des „natürlichen Briefes“. Man propagierte und beschrieb die Abkehr vom Gelehrten- oder „Kanzleystyl“ einerseits und von übertrieben künstlicher, unter französischem Einfluss stehender Galanterie andererseits.<sup>287</sup> Ihrer ‚angeborenen‘ zarten Regungen wegen und da sie von Regelwerk unverdorben seien, konnten Frauen Vorbilder der neuen Schreibart werden: „Die Empfindungen der Frauen sind zarter und lebhafter [...] und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem

---

**285** Der Brief galt als das wesentliche Mittel, Kontakte zu halten, Entfernungen zu überbrücken, unter anderem mit dem Hinweis, dass bürgerliche Frauen nicht ohne Erlaubnis des Ehemanns reisen durften, schreiben aber schon. Mit Recht fordert Ann Charlott Trepp, „der gängigen These, daß das Briefeschreiben für Frauen vor allem ein Ersatz für nicht erfahrbare persönliche Beziehungen und für mangelnde Geselligkeit war“, mit Skepsis zu begegnen, da sie von einer nicht zutreffenden Gleichsetzung von geforderter Beschränkung der Frau auf das Häusliche und deren realer Lebenswelt ausgeht. Trepp 1996, S. 34.

**286** Gellert 1751, S. 75.

**287** Gellerts grundlegende Schriften, „Gedanken von einem guten deutschen Briefe, an den Herrn F. H. v. W.“ (1742) und „Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ (1751) erschienen in der Regierungszeit des frankophilen Friedrichs II. und hatten mit dem Monarchen einen prominenten, aber auf diesem Gebiet glücklicherweise nicht einflussreichen Gegner.

Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird ihr Brief desto freyer und weniger ängstlich“.<sup>288</sup>

Der Brief teilte mit dem Salon noch das zweite Paradox, dass die Frauen aus einer ihnen zugedachten Einschränkung eine „Paradegattung“ machten und ihre „Natur“ dies Engagement legitimierte.<sup>289</sup> Zu recht ist hier von einer „Dialektik des Ausschlusses“ gesprochen worden:<sup>290</sup> Das Fernhalten von Frauen von beruflicher Einbindung oder einem ‚Übermaß‘ an Bildung, die Nähe zum ‚Allgemein-Menschlichen‘ und Alltag wurde hier positiv gewendet zu einer besonderen Eignung für die weniger spezialisierte – und weniger angesehene – Gattung des Briefs, später auch des Romans. Elemente des „Natürlichen“, des unkonventionell „Lebhaften“, die man sowohl im Idealbild des weiblichen Geschlechtscharakters als auch im Ideal des Briefschreibens zu finden glaubte, gaben den Zeitgenossen Anlass, an ein spezifisches Talent der Frauen zum Briefeschreiben zu glauben.<sup>291</sup> Nicht unähnlich argumentierte Schleiermacher in seiner Theorie der Geselligkeit, dass wahre zweckfreie Geselligkeit am besten geschaffen werde von Personen, die mit berufstätigen Männern „keinen Stand gemein haben als den der gebildeten Menschen“, eben von Frauen.<sup>292</sup>

Der Brief wurde zudem in die Richtung eines Dialogs unter Freunden gerückt, mit Gellerts berühmter Formulierung als „freye Nachahmung des guten Gesprächs“ verstanden.<sup>293</sup> Nicht zufällig wurde Gellerts epochemachendes Buch in der Zeit veröffentlicht, die als Entwicklungsphase der bürgerlichen Öffentlichkeit gilt. Briefe wurden vorgelesen, weitergereicht, abgeschrieben und formierten so ein Publikum von mehr als einem Leser. Der Brief war um 1800 selbst ein „halböffentliches“, besser ein geselliges Medium, insofern das Verlesen im Familien- und Freundeskreis und auch das Weiterreichen an Bekannte zum normalen *Procedere* gehörten. Beinahe notwendig enthielten Briefe daher ein gewisses Inszenierungspotential,<sup>294</sup> wie präsent der Gedanke

---

**288** Gellert 1751, S. 75 f.

**289** Die These, dass die Frauen aus einer ihnen zugestanden Nische eine Paradegattung machten, wurde formuliert von Nickisch 1988, S. 391.

**290** Bovenschen 1979, S. 209.

**291** Zur spezifischen Definition Gellerts dieses Ideals s. Rafael Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur, Wiesbaden 1995.

**292** Schleiermacher 1984, S. 56 f.

**293** „Ein Brief ist kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt sein, was im Umgang erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich in der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart. Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs.“ Gellert 1751, S. 3.

**294** Dazu ausführlich Reinlein 2003.

an Drittleser war, zeigt sich in Leseanweisungen wie der Bitte, einen Brief nicht als „Zirkulärschreiben“<sup>295</sup> zu verwenden oder in Geheimzeichen wie den Nadelstichen, die Jeannette Wohl in ihren Briefen an Ludwig Börne für Küsse einsetzte. Die Forschung hat betont, dass die Herausbildung des natürlichen Briefstils mit der Formulierung neuer bürgerlicher Werte zusammenhing, entgegen dem höfischen werde hier ein bürgerliches Kommunikationsideal formuliert, mit der Titulatur und festen zeremoniellen Wendungen sollten die Standesgrenzen aus Briefen entfernt werden.<sup>296</sup> In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der Brief zunehmend als Ausdruck der Persönlichkeit, der „Seele“ verstanden, Briefe wurden Medien der Empfindsamkeit. In der prägnanten Formulierung Bernd Wittes war „seit den *Leiden des jungen Werthers* [...] nicht mehr Gebete sprechen, sondern Briefe schreiben die bürgerliche Form der Inszenierung von Innerlichkeit“.<sup>297</sup>

Trotz dieser Formen der Verbürgerlichung ist der emanzipatorische Effekt der „Briefwut“ in der neueren Forschung umstritten, nicht zuletzt weil Schreiben, auch und besonders das Schreiben von Briefen, auch bei verbesserter Infrastruktur, eine Tätigkeit der Oberschicht blieb. Neben der zwar sinkenden, aber immer noch großen Analphabetenrate unter Frauen und Personen niederen Standes schränkten die großen Kosten, die mit der Zustellung verbunden waren, die nach damaliger Regelung der Empfänger trug, das Briefschreiben weiter ein. Um die briefintensive Salonkommunikation sozialgeschichtlich einzuordnen, muss man sich vergegenwärtigen, dass ein Brief zwischen Berlin und Magdeburg Ende des 18. Jahrhunderts etwa zweieinhalb Groschen kostete, etwa soviel wie drei Kilogramm Brot.<sup>298</sup>

### Der „natürliche Frauenzimmerbrief“ und Geschlechterdiskurse in Briefen

Für die Fragestellung dieser Arbeit ist von Bedeutung, inwieweit sich die zeitgenössischen Diskussionen um Geschlechterrollen im Brief niederschlugen und aus ihnen herauslesbar sind. Während der Brief bis in die 1970er-Jahre

---

**295** Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 9. 2. 1799, dies ungedruckt, BA M. Vgl. V.

**296** Auch wenn die Schreibenden um 1800 sich weiterhin Gedanken um Ehrbezeugungen machten, hatte der Hof deutlich an Vorbildfunktion verloren. „Der Wandel des Briefstils spiegelt und fördert eine weitgehend irreversible gesellschaftspolitische Gewichtsverschiebung und lässt einen Emanzipationswillen erkennen, der bald weit über das Briefwesen hinausgehen wird.“ Anderegg 2001, S. 16.

**297** Bernd Witte: Die Individualität des Autors. Gellerts Briefsteller als Roman eines Schreibenden, in: *The German Quarterly*, Winter 1989, S. 5–14, hier S. 13.

**298** Angaben nach Becker-Cantarino 2000, S. 162 f.

überwiegend als unliterarische Gebrauchsform diskutiert wurde, „bei dem die gesellschaftliche Herkunft immer durchscheint“,<sup>299</sup> ist heute die „Zwitterform“ des Briefes zwischen Echtheit und Literarizität ein unumstrittenes Faktum. Diskutiert werden die Spielarten des Literarischen im Brief, das Verhältnis von Authentizität und Fiktion sowie das Potential des Briefes für Selbstinszenierungen.<sup>300</sup> Die vieldiskutierte Natürlichkeit, die lange noch zur Abwertung von Frauenbriefen führte,<sup>301</sup> wird zunehmend als Topos und Strategie begriffen. Dabei war schon dem Erfinder des Ideals klar, dass der Eindruck des Natürlichen durch intensive Vorbereitung erzeugt werden müsse. Natürlichkeit als rhetorisches Mittel konnte auch subversiv eingesetzt werden, beispielsweise von Autorinnen, die in Briefen an ihre Verleger ihr „Naturtalent“ zur Pädagogik als Legitimation für gute Preise nutzten.<sup>302</sup> Allgemein ist festzuhalten, dass die Orientierung an geschlechterideologischer Zuschreibung nicht nur das strategische Potential von Frauen verdeckt, sondern den Umstand, dass allen Schreibenden Ende des 18. Jahrhunderts ein ganzes Stilrepertoire offen stand,<sup>303</sup> dass Stile wie „natürlich“ oder „empfindsam“ auch bewusst, für einen Selbstentwurf im Brief, eingesetzt werden konnten.

---

**299** Helmut Hartwig: Zwischen Briefsteller und Bildpostkarte. Briefverkehr und Strukturwandel bürgerlicher Öffentlichkeit, in: Ludwig Fischer / Knutz Hickethier / Karl Ribba: Gebrauchsliteratur. Methodische Überlegungen und Beispielanaysen, Stuttgart 1976, S. 114–126, hier S. 124, zit. nach: Sträter 1991, S. 9.

**300** Annette C. Anton: Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart [u. a.] 1995.

**301** Dabei gilt für Frauenbriefe, was Susanne Kord für Frauenliteratur im Allgemeinen festhielt: Bis zum heutigen Tag wird Frauenliteratur entweder im Kontext der Männerliteratur gelesen, die als „die Literatur“ oder gar „Weltliteratur“ missverstanden wird, oder im Kontext der neueren feministischen Forschung, die die Ästhetik, die dieser Annahme zugrunde liegt ablehnt und daher vorwiegend Werke diskutiert und tradiert, die diese Ästhetik ebenfalls ablehnen [...]. Autorinnen, die weder den ästhetisch-ideologischen Kriterien der Männerliteratur noch den ideologischen der feministischen Literaturwissenschaft entsprechen, werden weder hier noch dort tradiert.“ Kord 1996, S. 170.

**302** Helen Fronius belegt an Briefen von erfolgreichen Autorinnen an Verleger, dass Frauen sich, anders als in veröffentlichten Vorworten, für ihr Tun nicht entschuldigten, sondern als zähe Verhandlungspartnerinnen erwiesen. Nicht wenige spielten mit dem Natürlichkeitsideal, um finanzielle Verbesserung zu gewinnen. Helen Fronius: Der reiche Mann und die arme Frau: German Women Writers and the Eighteenth-Century Literary Market-Place, in: German Life and Letters (Vol. LVI, No. 1, Jan 2003, S. 1–19); dies.: „Nur eine Frau wie ich konnte so ein Werk schreiben“. Reassessing German Women Writers and the Literary Market 1770–1820, in: Müller-Adams / Bland 2007, S. 29–52.

**303** „Mit der Abwendung ‚vom normativen Stildenken‘ (Rainer Brockmeyer) [...] hat das 18. Jahrhundert der Briefsprache alle Möglichkeiten erschlossen. [...] Eine uneingeschränkte Subjektivität war die Folge.“ Nickisch 1991, S. 49–50.

Wie Silvia Bovenschen gezeigt hat, wurde gerade der Brief letztlich zum Entreebillet der Frauen in die Literatur.<sup>304</sup> Über das „trojanische Pferd“ Briefroman machte sich eine stattliche Zahl Frauen einen Namen als Autorin.<sup>305</sup> Auch die seit der Antike bekannte Methode, die Form des Briefes als Anlass oder Gewand für philosophische Belehrungen oder Essays zu nutzen, die an ein allgemeines Publikum gerichtet sind, wurde um 1800 von Autoren beider Geschlechter angewandt. Zu den Autorinnen, die sich zunehmend der Gattung des fiktiven Briefs bedienten, um sich politisch oder gesellschaftskritisch zu äußern, gehörte auch Esther Gad, deren Reisebriefe viel gelesen wurden.<sup>306</sup> Offiziell anonym, aber deutlich kritisch äußerte sich Helene Unger 1798 in Briefen *Über Berlin* auch über jüdische Geselligkeit – ihre Autorschaft war so bekannt, dass ihr persönlich geantwortet wurde.<sup>307</sup>

Feministische Forschungen haben darauf hingewiesen, dass der Brief um 1800 nicht nur ein Medium war, um Geschlechterrollen auszudrücken oder zu diskutieren, sondern dass er für das bürgerliche Geschlechterideal auch zum Bildungsmedium werden konnte. Nicht nur Briefe in Moralischen Wochenschriften moralisierten über die Geschlechterrollen, in Briefen zwischen Paa-ren, wie den berühmten Brautbriefen, die Flachsland mit Herder wechselte, wurde geschlechtertypisches Rollenverhalten ‚eingeübt‘: *Er gibt ihr* Lektüreempfehlungen, *sie bittet ihn* um Beratung und Anleitung. Briefe sollten daher nicht als nur Spiegel zeitgenössischer Debatten genutzt werden, sie waren so auch *Teil* des normativen Diskurses.<sup>308</sup> Eine Frage, die sich an die Briefe der Salongesellschaft richtet, wäre, ob die ungewöhnlich prominente Rolle einer Frau sich in den Briefen niederschlug, ob die Geschlechterpolarität auch hier

---

**304** Vgl. Bovenschen 1979, bes. S. 200–219.

**305** Der erste echte deutsche Briefroman war bekanntlich nicht Goethes „Leiden des jungen Werther“, sondern Sophie La Roches „Fräulein von Sternheim“ 1771. Dieser Text, ihr laut der bekannten Vorrede des Herausgebers Christoph Martin Wieland wider Willen entrissen, wurde zur Grundlage einer lebenslangen Schriftstellerinnenkarriere und die kontinuierliche Behauptung, mit Veröffentlichungen in den „inferioren“ Gattungen Brief und Briefroman lediglich die weiblichen Aufgaben der Erziehung wahrnehmen zu wollen, ein taugliches Versicherungsmodell gegen Vorwürfe, Frau La Roche wolle eine öffentliche Person sein. Dieser „Bescheidenheitstopos“ lässt sich als rhetorisches Mittel von Schriftstellerinnen durch die Jahrhunderte verfolgen und wird durch ihre Erfolge konterkariert.

**306** Esther Gad: Briefe während meines Aufenthalts in England und Portugal, 2 Bde., Hamburg 1802–1803.

**307** Friederike Helene Unger: Über Berlin. Aus den Briefen einer reisenden Dame. Mit einem Nachwort von Diana Spokiene, Hannover-Laatzten 2006.

**308** Beatrix Niemeyer: Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert, in: Kleinau / Opitz 1996, Bd. 1, S. 440–452, hier S. 445.

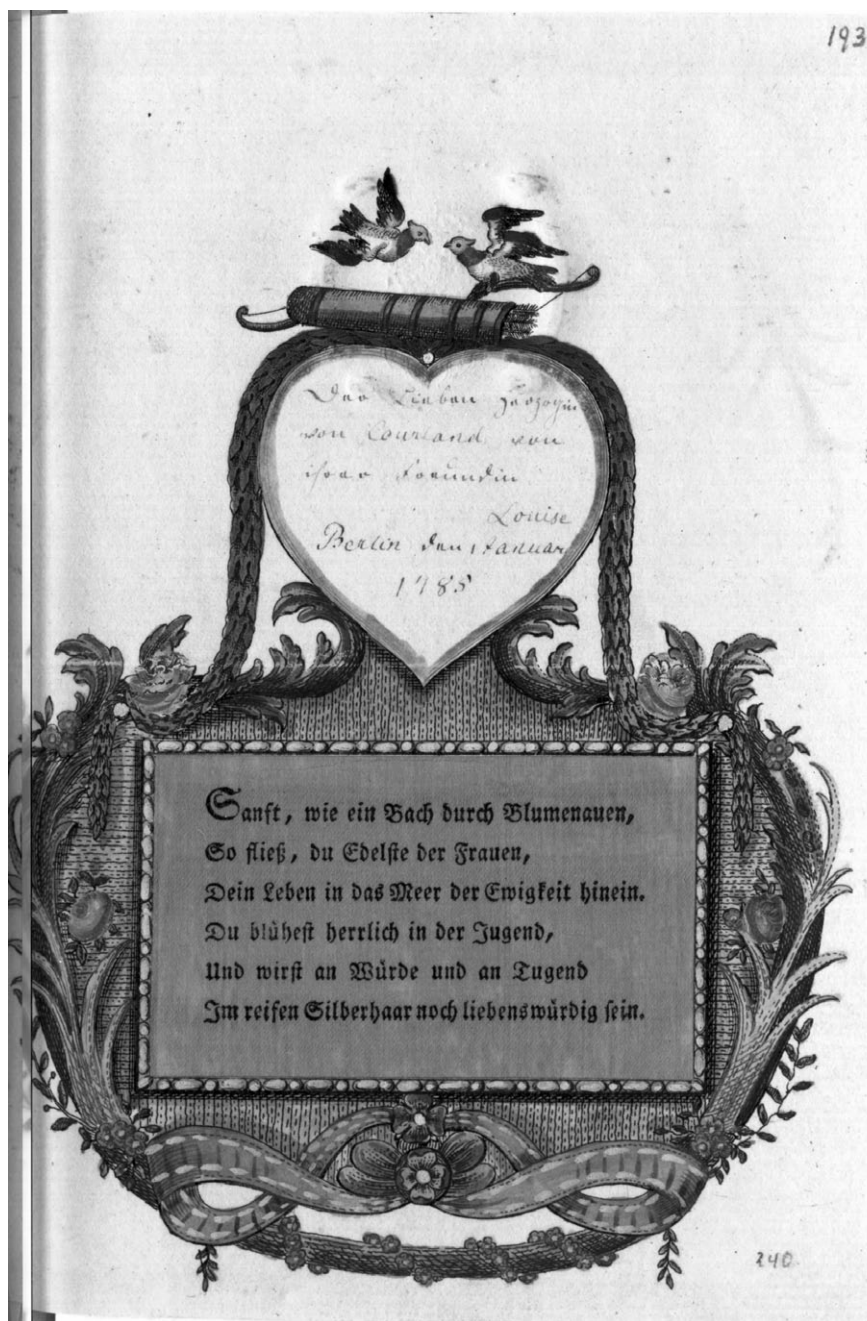


Abb. 7: Tugend als Frauenschmuck – Schmuckbillet an die Salonfrau Dorothea von Kurland.





///Der Inhalt Ihres Billets ist von der Art dass ich glaube es sey besser für mich ihn mündlich zu beantworten, so bald ich die Ehre haben werde Sie zu sehen soll es geschehen.

MM.///

Im Bette noch erhielt ich einliegendes Billet von Sarchen. Halb im Schlaf, also aus Instinkt ließ ich das formidable Ja sagen. [...] Im Fall Sie mir etwa nicht *schreiben* wollten; so wissen Sie doch, ich bin heute nur bis 3 Uhr zu Hause, denn ich muß weg pour le café, le thé et le soupé.

Ihre ergebne R. L. Ich muß Ihnen doch auch einmal eine Mühe ersparen, und das Datum selber schreiben. Berlin, den 24. Decr. 1794<sup>310</sup>

Im Gegensatz zu der umfassenden Forschungsliteratur zum Brief im „tintenklecksende[n] Säkulum“,<sup>311</sup> liegen keine Untersuchungen zu dem um 1800 womöglich ebenso oft verfassten Billet vor. Es gibt weder eine zeitgenössische noch eine literaturwissenschaftliche eindeutige Abgrenzung der beiden Kommunikationstypen Brief und Billet. Da sie in dieser Arbeit als zwei verschiedene, wenn auch in einander übergehende Gattungen zu begreifen sind, werden auf der Grundlage des hier untersuchten Materials nachstehend Definitionsmerkmale zur Diskussion gestellt. „Billet“ ist ein zeitgenössischer Ausdruck für Kurznachrichten, Mitteilungen informelleren Charakters, die überwiegend innerhalb desselben Ortes ausgetauscht, bzw. von Boten überbracht werden.<sup>312</sup> In Nähe und Abgrenzung zum Brief bezeichnet Billet ein

**310** Friederike Liman an Gustav von Brinckmann, Sommer 1795, zit. nach: Bosold 1996, S. 123. Marianne Meyer Eybenberg an Gustav von Brinckmann, ohne Datum, ungedruckt, BA E. Komplette abgedruckte Billets werden in der Arbeit durch einen Dreistrich vor und nach dem Text gekennzeichnet, auszugsweise zitierte Schreiben ungerahmt; Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 24. 12. 1794, ungedruckt, BA V. „Sarchen“ ist Sara Meyer Grotthus. Hervorhebung im Original.

**311** Das Zitat von Schillers Räuberhauptmann wurde bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert, im positiven wie negativem Sinne zur Selbstbezeichnung verwandt. „Mir eckelt vor diesem Tintenglecksenden Sekulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von grossen Menschen.“ Friedrich von Schiller: Die Räuber (I, 2), in: ders.: Schillers Werke (Nationalausgabe), hrsg. von Julius Petersen und Hermann Schneider, Bd. 3, Weimar 1953, S. 20.

**312** Der Begriff „Billet“ stammt aus dem Französischen und wird vom lateinischen Bulla (Amulettkapsel) hergeleitet. Erhalten hat sich der Begriff vor allem im „Billet doux“, das sich als „zärtliches Geständnis auf einem Zettel“ umschreiben ließe. Vgl. Friedrich Ludwig Karl Weigand: Deutsches Wörterbuch. 5. Auflage, in der neuesten für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Rechtschreibung, hrsg. von Herman Hirt, 1. Bd., Gießen 1909, S. 239; Karl Sachs / Césaire Villatte: Enzyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. 1. Teil Französisch-Deutsch (Sachs-Villatte), Vierte Bearbeitung, Berlin 1963, S. 95. Bereits im Alt-Niederländischen ist „Billiet“ auch als Familienname bekannt, der vermutlich Briefschreiber oder Stadtbote bedeutet; das Wappenschild einer Familie Billiet in Brügge zeigt eine Taube mit einem Briefchen im Schnabel. Vgl.: Frans



kurzes privates Schreiben, das überwiegend der schnelleren Information dient und daher auf Form und Formalia weitgehend verzichtet, bzw. eines, das sich durch bewusste Formlosigkeit den Anstrich von Spontaneität, Tempo und authentischer Momentaufnahme gibt.<sup>313</sup> Meist ist es auch in der Papiergröße vom Brief unterschieden, oft „eingelegt“ in Briefe, nie versiegelt. Die angestrebte Schnelligkeit der Kommunikation spiegelt sich sozusagen im Material: man schreibt sich auf halben oder abgerissenen Bogen, oft in fliegenden Linien (nicht auf vorgezeichneten Strichen), manchmal wird auf der Rückseite umgehend geantwortet. Die Inhalte der Billets sind kultur- und kommunikationsgeschichtlich deswegen besonders interessant, weil sie ausgeliehene Bücher begleiten und kommentieren, auf Theatereinladungen, neue Bekanntschaften ebenso verweisen wie auf Krankheiten und zeitgenössische Heilmittel. Sie sind der Mündlichkeit näher als die Briefe. Funktional wären Billets etwa heutigen Telefonanrufen, SMS oder E-Mails vergleichbar und könnten daher im weitesten Sinne als „Kurzmitteilung“ umschrieben werden. Dennoch hat diese Gattung einen stilistischen Anspruch: Die hier untersuchten Billets sind nicht selten mehrsprachig, fast immer doppeldeutig, oft gereimt und wirken manchmal durch Abkürzungen, Spitznamen und Geheimzeichen geradezu kryptisch. Trotz der Kürze und scheinbaren Formlosigkeit fordert das Billet bekennende Briefschreiber manchmal zu stilistischen Kunstwerken heraus.

Stil und Form der Billets können heutigen Lesern einen Eindruck vom Tempo und dem Umgangston der Salongesellschaft vermitteln, genauer von einer Sprachebene der Salongesellschaft. Dafür, dass die Billets mehr als Alltagsabfall und ein eigenständiges kommunikatives Band zwischen den Teilnehmern der Salongesellschaft waren, spricht unter anderem auch die Tatsache, dass die großen Autografensammler Brinckmann und Varnhagen in ihren

---

Debrabandere: Wordenboek van de Familiennamen in Belgie & Nord-Frankrijk, uitgegeven door het Gemeentekrediet (Brussel 1993), zit. nach: Betekenis van de Familiennaam Billiet, unter: [http://www.angelfire.com/space/billiet/Stbo\\_Billiet/alg\\_betekenis\\_naam\\_Billiet.htm](http://www.angelfire.com/space/billiet/Stbo_Billiet/alg_betekenis_naam_Billiet.htm) (10. 7. 2006). Das Grimmsche Wörterbuch führt den Begriff Billet nicht.

**313** Tatsächlich ist der Begriff auch aus der militärischen und höfischen Kommunikation bekannt, bezeichnet hier aber ebenfalls ein kurzes privates oder privatdienstliches Schreiben. Das „Hand-Billet“ ist die österreichische Variante der Kabinettsordre, eine „notizartige formlose Niederschrift zur schnellen externen Befehlsübermittlung“. Auch das zwischen Militärs und Diplomaten verwandte Billet „verzichtet (meist absichtlich) auf Berücksichtigung der Rangverhältnisse zwischen Absender und Empfänger“. Die hier zur Definition dienende Regel „Je näher der Feind, desto knapper die Form“ wäre von der Salongesellschaft durchaus verstanden worden. Vgl. Jürgen Klosterhuis: Amtliche Aktenkunde der Neuzeit. Ein hilfswissenschaftliches Compendium, in: Archiv für Diplomatik 45 (1999), S. 465–563, zit. nach: <http://www.gsta.spk-berlin.de/downloads/Int27-1.pdf> (1. 1. 2006).

Briefbündeln zahlreiche Billets aufhoben, zum Teil mit den Briefen, zum Teil in eigenen Paketen. Die Übergänge zwischen Billet und Brief sind notwendigerweise fließend. Sie sind nach Form und Inhalt nicht immer voneinander zu trennen. Im Zusammenhang dieser Arbeit wird der Ausdruck Billet zur Bezeichnung der vielgenutzten schriftlichen Kurzform verwendet bzw. dann, wenn die Korrespondenten ihre Texte selbst als Billets bezeichnen. Abgesehen von der Kürze und Form gibt es gattungstheoretisch aber noch drei wesentliche Unterscheidungsmerkmale: Billets richten sich erstens, anders als die (nur) so genannten Privatbriefe des 18. Jahrhunderts, oft wirklich nur an eine Person und sie werden zweitens, im vorliegenden Untersuchungsfeld, nur an Personen gerichtet, mit denen der Schreiber bereits bekannt ist. Für den nicht seltenen Fall, dass mit einer unbekannten Person schriftlich Kontakt aufgenommen werden soll, wird immer die Form des Briefes genutzt, die mehr Möglichkeiten für Höflichkeitsformeln und Erklärungen bietet.<sup>314</sup> Drittens ist festzuhalten, dass die Gattung Billet, wie der Brief, von Männern und Frauen genutzt wird. Eine dem „Frauenzimmerbrief“ entsprechende geschlechtsspezifische Biletart ist aber nicht definiert und auf der Grundlage der hier untersuchten Billets auch nicht nachweisbar.

Zum Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit deuten die oben zitierten Schriftstücke aus dem Jahre 1794/95 schon ein variables Nebeneinander an: Rahel Levin Varnhagen empfing im Bette ein Billet, das sie dem Boten mündlich beantwortete und zugleich in einem Brief kommentierend weiterleitete; Friederike Liman lud per Billet Brinckmann dazu ein, die Briefe „der Levin“ bei einem Nachmittagsbesuch gemeinsam zu lesen und Marianne Meyer Eybenberg beantwortete ein Billet mit einem ebensolchen, in dem sie sagte, dass sie lieber nicht schriftlich antworten wolle. Selbstverständlich gab es auch in der nicht klatschfreien Salongesellschaft Themen, die nur mündlich behandelt und keinem Papier anvertraut wurden – Billets dienten oft gerade dazu, eine Art Überschrift zu vermitteln oder durch Andeutungen zum Vorbei-

---

**314** So etwa begann Henriette Arnstein Pereira einen Briefwechsel mit ihrem späteren Verehrer Brinckmann, indem sie eine Nachfrage ihrer Mutter in einen sehr charmanten Brief kleidete, der sie selbst vorstellt. Ihre Art, sich als weibliche schüchterne Schreiberin zu ‚erdreisten‘, wäre ganz im Sinne Gellerts gewesen. „Wenn ich meinen Brief mit dem aufrichtigen Geständniß anfangte, dass ich in sehr großer Verlegenheit bin, so darf ich hoffen [...] da mir aber daran liegt, nicht noch dümmer zu scheinen als ich bin so denke ich dass es besser ist, Ihnen freymüthig zu gestehen, dass aus lauter Angst, recht schlechte Geschäfte zu machen (dieß Familiensprichwort ist Ihnen doch bekannt?) ich gewiß einen recht steifen und dummen Brief zur Welt bringen werde, ob ich sonst gar nicht steif zu seyn pflege [...].“ Henriette Arnstein Pereira an Gustav von Brinckmann, 23. 8. 1797, ungedruckt, BA P.

schauen zu locken. Statt der Details folgt, zum großen Bedauern der Nachlebenden, die Versicherung, das Wesentliche später mündlich zu berichten. Andererseits gab es nachweislich auch den Fall, dass nach dem Nachttee Gedanken zu Themen schriftlich ausformuliert wurden, die im Salon am Teetisch angerissen worden waren, „aber sich [dort] nicht bis auf die Lippen wagten“, dann allerdings meistens als Brief.<sup>315</sup>

Die Ergebnisse anschließender Kapitel hier einmal vorwegnehmend kann festgehalten werden, dass die Salonkommunikation bei aller Kunstfertigkeit, die in Billets investiert wurde, keineswegs innerhalb derselben Stadt und in Laufnähe auf die Briefform verzichtete. Wie an verschiedenen Längsschnitten durch die Salonkommunikation deutlich wird, werden gegenüber verschiedenen Personen und dem Bedürfnis der Situation nach unterschiedliche Kommunikationsformen bevorzugt. Gustav von Brinckmann beispielsweise wechselte innerhalb Berlins mit Wilhelm von Humboldt und Friedrich von Gentz überwiegend Billets, die nur Details der nächsten Verabredung und Praktisches enthielten. Darin integriert oder begleitend fanden sich nicht selten (Spott-)Verse auf gemeinsame Bekannte. Längere Briefe waren in dieser Dreiecksfreundschaft anscheinend nur zur Klärung persönlicher Missverständnisse oder zur Übermittlung von Text und Textkritik angezeigt. Mit der Hofdame Luise von Voss, obwohl er sie in denselben Jahren und fast täglich sah, wechselte Brinckmann hingegen nur formvollendete Briefe. Die Kommunikation mit Rahel Levin Varnhagen umfasste hingegen alle Formen, innerhalb Berlins informative und komplementierende Billets, Briefe, verabredete und spontane Besuche ihres Teetisches sowie Treffen an dritten Orten. Während der Abwesenheit der Salonière enthielten Brinckmanns Briefe vor allem Nachrichten über Treffen, die sie ‚verpasst‘ hatte, sowie von und aus dem Haus ihrer Familie. Brinckmann war der Berichterstatter aus dem Berliner Freundeskreis, so wie David Veit für seine Berliner Freundinnen zum Reporter der „großen Welt“ Weimar-Jenas wurde.

Die hier gewechselten *Briefe* waren nicht selten „uneigentliche Briefe“ im Sinne einer mit einberechneten erweiterten Öffentlichkeit.<sup>316</sup> Sie erschienen

<sup>315</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 20. 5. 1794, ungedruckt, BA, V.

<sup>316</sup> Nickisch spricht von „uneigentlicher Verwendung“, wenn die Nachrichtenübermittlung zwischen Sender und Empfänger fingiert ist, dadurch dass Schreiber oder Adressat fiktiv ist, oder aber dadurch, dass eine breitere Öffentlichkeit schon bei der Niederschrift in Kauf genommen wird. Nickisch 1991, S. 19 ff. Allgemein ist der These zuzustimmen, dass die Briefe Rahel Levin Varnhagens vor allem „wirkliche Briefe“ sind, dem Gespräch und Salon verpflichtet, und ihre „Flüchtigkeit, Diskontinuität und paradoxe Widersprüchlichkeit nicht von einer absichtsvoll formulierenden Autorin, sondern aus der spezifischen Lebens- und Schreibsituation“ Levin Varnhagens bekommen. Marianne Schuller: „Unsere Sprache ist unser gelebtes Leben.“ Randbemerkungen zur Schreibweise Rahel Varnhagens, in: GW X,

außerdem in Form anderer literarischer Gattungen, sie waren oder enthielten Rezensionen, philosophische Entwürfe, Gedichte oder eben Reportagen. Viele waren essayistisch oder im Plauderton gehalten, andere spielten mit der Dialogform, indem zum Beispiel Bindestriche oder verschiedene Schriftformen imaginierte Dialoge abbildeten.<sup>317</sup> Daneben gab es aber auch die zweckgebundenen Briefe, die primär nicht literarischen, sondern funktionalen Gesetzen folgten: Sie enthielten Berichte über Kuraufenthalte oder die familiäre Gesundheit (Brief als Information), vermittelten positive Informationen über den Überbringer (Empfehlung) oder wollten sich durch Nettigkeiten der Gunst des Adern versichern (Kompliment).

Die Grenzen zwischen den Gattungen verschwimmen. Wie am Beispiel des Briefwechsels Rahel Levin Varnhagens mit David Veit gezeigt werden wird, konnten Briefe nicht nur Gedichte und Reisebeschreibungen enthalten, sondern auch ganz dazu werden, ebenso wie zu Theaterkritiken oder literarischen Rezensionen. Dabei wäre im Einzelnen, wie im Beispiel von Rahel Levin Varnhagens Kritik eines Humboldtschen Aufsatzes, noch zu fragen, ob ihr Text ein rezensierender Brief war oder nicht eine wirkliche Rezension, die nur zufällig oder aus Schicklichkeit die Anrede „Lieber Veit“ im Titel trug. Autorschaft von Frauen, hieße das, ist auch mithilfe ungedruckten Materials zu belegen.

Bei allen zeitgenössisch wie heute geläufigen Gleichsetzungen von Brief und Gespräch bleiben im Falle der Salonkommunikation – vor allem mangels anderer Quellen – Briefe und Billets als wesentliche Zeugen, Reste, entfernte Verwandte der *verlorenen* Mündlichkeit. Es muss deutlich als Option formuliert werden: Briefe sind Medien, in denen persönliche Gespräche fortgesetzt werden können, in denen sich auch Diskurse niederschlagen *können*.

Die These dieser Arbeit dazu lautet, dass im Salon diese Kommunikationsformen nicht nur von Anfang nebeneinander bestanden, sondern dass auch bewusst auf verschiedenen Ebenen kommuniziert wurde: in Gesprächen, mit Briefen, mit Billets und über Dritte (Personen oder Medien).

---

S. 43–59, hier S. 59. Briefe und Billets der Salongesellschaft haben oft diesen flüchtigen, paradoxreichen Charakter und dabei ebenso oft gestalterischen Anspruch. Diese Arbeit vertritt die These, dass die Ursachen für diese spezifische Sprachform nicht nur in der Psychologie der Schreibenden, der ‚Identitätslosigkeit‘ einer Jüdin etwa, sondern in der Absicht, einen gewissen Ton zu schaffen und zu halten, zu suchen sind.

**317** Der derzeit in der Forschung viel verwendete Begriff „dialogisches Schreiben“ wird an einigen Briefen der Salongesellschaft nicht nur inhaltlich belegbar, sondern optisch sinnfällig, etwa wenn Rahel Levin Varnhagen Briefe David Veits beantwortete, indem sie ihre Fragen und Antworten zwischen seine Zeilen schrieb, oder wenn Alexander von Humboldt statt Brief seinen Gastgeberinnen einen imaginierten Dialog schickte, in dem er sie über sich reden ließ. [Vgl. III.6]

Die hinterlassenen Briefe und Billets der Salongesellschaft sollten nicht als „freie Nachahmung des guten Gesprächs“ im Sinne einer Abbildung der Salonkommunikation gelesen werden, sondern von vornherein jeweils als ein den Gesprächen ebenbürtiger Teil der Salonkommunikation.

# III Tiergartenleben und Brunnenfreiheit – Orte, Medien und Themen der Berliner Salongesellschaft 1794/1795. Momentaufnahmen eines kommunikativen Netzes

## 1 Das Tableau vivant – ein methodischer Versuch

### 1.1 An einem Freitag im August [...] – Anliegen des Kapitels

Fragen Sie die Prächtig-Äugige, ob ihr der Mittwoch Mittag recht ist. H wird schon auch wollen, obschon er sich vorgenommen hat in 14 Tagen nicht einmal zur Stadt zu kommen. er ist aber so *gut* und ist so gerne gefällig dass er gewiß seinen Vorsatz ändert. Sagen Sie es auch Burgsdorf und sich dass ich Sie zu kommen bitte. H.

Henriette Herz in Berlin an Gustav von Brinckmann in Berlin,  
über Wilhelm vom Humboldt in Tegel, 21. August 1795

B.[urgsdorf] küsst Ihnen die Hände und freut sich wie ein Kind auf Ihre Bekanntschaft. Nüchtern wird er wohl bis dahin noch nicht sein, denn jetzt ist er so berauscht wie möglich.

Gustav von Brinckmann in Berlin an Rahel Levin Varnhagen in Karlsbad,  
über Wilhelm von Burgsdorf, 21. August 1795

Auch werden unsere jungen Freunde vor Gewalt dümmer, und da sich jetzt keiner mit ihrer Erziehung abgiebt, so wachsen sie auf, wie die gemeinsten Menschen. – Komm recht gesund zurück! Dein treuer Bruder. M. Lewin

Markus Levin in Berlin, an Rahel Levin Varnhagen in Karlsbad,  
über Gustav von Brinckmann, Nachschrift in dessen obigem Brief, 21. August 1795

Die Fränkel [...] ist hier und ob ich gleich mit ihr in einer strasse wohne so habe ich sie noch nicht gesehen; sie gehet und fährt aus wie ich gehört habe [...] Gott: du bleibst noch sehr lange für meine schwanckende Seele, doch stelle ich mir dir mit *rohten backen* vor; und daß tröstet mich.

Friederike Liman in Berlin an Rahel Levin Varnhagen in Karlsbad,  
über Sophie Meyer Fränkel, 21. August 1795<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 21. 8. 1795, ungedruckt, BA H; Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 21. 8. 1795, ungedruckt, BA V; Markus Theodor und Hendel Levin an Rahel Levin Varnhagen, 21. 8. 1795, BA V, ohne Brinckmanns Text gedruckt in: ERLV III, S. 54, da als ‚Levin‘ gelesen; Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, in: Bosold 1996, S. 33.

An einem Tag in Berlin, Tegel, Karlsbad, Weimar und Breslau: Der in diesem Kapitel unternommene Querschnitt zielt darauf, die Orte, Themen und Tonarten der Berliner Salongesellschaft zu einem ausgewählten Zeitpunkt näher zu bestimmen. Dem unerfüllbaren Wunsch nachgehend, zugehört zu haben, worum es eigentlich ging, zu erfahren, wer mit wem unter welchen Umständen worüber sprach, wurde das, was darüber 200 Jahre später noch Auskunft geben könnte, in einem methodisch ungewöhnlichen Versuch neu systematisiert, nicht nach-, sondern nebeneinander. Um der Kommunikation der Salons nachzuspüren, bleibt über die Entfernung von zwei Jahrhunderten nur, sich Briefe zu Gesellschaftern zu machen, beziehungsweise, in den Worten eines Salongastes, mit diesen die Schokolade zu trinken:<sup>2</sup> In diesem Kapitel werden die Briefe ausgewählter Salonière und Gäste innerhalb eines Beispieljahres, vom Sommer 1794 bis zum Sommer 1795, parallel gelesen.

Die Ausgangsüberlegung zu dieser Herangehensweise bestand darin, nicht noch eine Liste der Themen oder Personen zu erstellen, wie sie in der Literatur oft angeführt werden, um das Außergewöhnliche der Salons zu beweisen, und in welchen oft überblicksartig ein „best of“ dieses Phänomens gesammelt wird. Anliegen dieser Untersuchung ist vielmehr eine *exemplarische Momentaufnahme*, die andeuten soll, welches Themen- und Personenspektrum an den Teetischen der jüdischen Häuser Berlins verhandelt wurde. Um ein zeitgenössisch populäres Gesellschaftsspiel zu zitieren: Die Akteure der Salongesellschaft werden für diese Untersuchung in der Bewegung gebremst, erstarren zu einem „lebenden Bild“, einem „tableau vivant“.<sup>3</sup> Das Stimmengewirr wird für einen Moment angehalten.

Da auch bei einem Querschnitt durch ein Jahr die Zahl der zu betrachten Personen ins Unendliche gesteigert werden könnte, wird hier mit einer

---

<sup>2</sup> „Ihr Brief ist mir eine wahre Gesellschaft: ich habe mir auch Chokolade dazu machen lassen.“ David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 23. 10. 1794, in: GW VII/I, S. 253.

<sup>3</sup> Tableaux vivants lassen sich umschreiben als „szenische Arrangements von Personen, die für kurze Zeit stumm und bewegungslos gehalten werden und sich so für den Betrachter zu einem Bild formieren.“ Birgit Jooss: Lebende Bilder: Körperliche Nachahmung von Kunstwerken in der Goethezeit, Berlin 1999, S. 13. Lebende Bilder als solche sind schon seit der Antike bekannt, vor allem aus Prozessionen. Seit Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich eine Unterhaltungsform, von wohlhabenden Privatleuten für Privatleute arrangiert, bevorzugt als Nachstellung eines berühmten Gemäldes mit ausgewählten Gästen. Die Salonfrau Meyer Eybenberg beschrieb in einem Brief an Goethe den besonderen Aufwand, der in Wien mit solchen Inszenierungen verbunden war. Vgl. Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 3. 4. 1805, in: Geiger 1893, S. 42. In den Briefen Rahel Levin Varnhagens findet sich ein Hinweis, dass verschiedene Damen ihrer Bekanntschaft „tableaus bei hofe machen mussten“. Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 7. 12. 1814, in: ERLV III, S. 466.

Auswahl von Sprechern und Sprecherinnen gearbeitet, die sich an den Ergebnissen der bisherigen Salonforschung orientiert. So wird in diesem Großkapitel Ort für Ort untersucht, wie Salonkommunikation stattgefunden haben könnte. Salonkommunikation bedeutet dabei zunächst die schriftliche oder mündliche Unterhaltung zweier oder mehrerer Teilnehmer der Salongesellschaft. Letzterer Begriff umschreibt eine wesentliche These dieser Arbeit: Wie zu zeigen sein wird, ist das Bild einzelner Salons mit eigenen Gästegruppen nicht stimmig, sondern es muss von einer Gruppe von Frauen und Männern ausgegangen werden, die in unterschiedlicher Verbindlichkeit, verschiedenen Zusammensetzungen und mit wechselnden Rollen als Gast oder Gastgeber/in an vielen verschiedenen Orten miteinander kommunizierten. So vergrößerte und verkleinerte sich ein Gesprächskreis, etwa um einen Teetisch, durch hinzukommende oder sich entfernende Gäste, die auch paarweise aufbrachen, ihr Gespräch unterwegs miteinander oder an einem neuen Ort mit neuen Gesprächspartnern fortsetzen.

An jedem hier untersuchten Ort wird die Frage aufgeworfen, welche Themen im Beispieljahr verhandelt werden, inwieweit und welche verschiedenen Positionen dabei erkennbar sind. Ebenso wie nach dem „Wo“ fragt die Untersuchung nach dem „Wie“ der Kommunikation innerhalb der Salongesellschaft. Vorgestellt und untersucht werden verschiedene Medien, sozusagen die materiellen Seiten der Kommunikation. Damit verbunden ist die erwähnte These, dass verschiedene Kommunikationsformen, i. e. Briefe, Billets und Gespräche nicht nur nebeneinander zur Geltung kamen, sondern auch gleichzeitig als unterschiedliche Ebenen der Kommunikation genutzt werden konnten. Dem angeschlossen ist die Frage nach einem potentiellen salonspezifischen Tonfall, bzw. den Sprachebenen und -formen, in denen Gäste und Gastgeberinnen, oder einzelne Gästegruppen miteinander kommunizierten.

Dieses Kapitel präsentiert und belegt die These, dass Salonkommunikation nicht nur in verschiedenen jüdischen Häusern, sondern an unterschiedlichen Orten der Stadt, weiteren Ortschaften und auf unterschiedlichen Wegen zwischen diesen stattgefunden hat. Für einen Moment wird also die Variable „Zeit“ ausgeblendet, um dafür umso differenzierter die Variable „Ort“ zur Geltung zu bringen. Dabei kann es nicht darum gehen, ein möglichst vollständiges Bild der jeweiligen Orte nachzuzeichnen, sondern spezielle an und zwischen ihnen entwickelte Kommunikationsformen und mögliche Treffpunkte aufzuzeigen. Es geht nicht um Lokal-, geschweige denn Politikgeschichte bedeutender Orte deutscher Geschichte, sondern um eine Topografie des Salon-Netzes im ausgewählten Zeitabschnitt. Aufgrund der Zweidimensionalität eines Textes müssen leider bei der Untersuchung die Kommunikationen an den verschiedenen Orten nacheinander dargestellt werden, die eigentlich großteils zeitgleich



stattfinden. Die Untersuchung führt nach einer kurzen Vorstellung der Zeit und der handelnden Personen [1.2.–1.4.] nach Berlin [2.], Breslau [3.], Weimar und Jena [4.] sowie in verschiedene Badeorte [5.]. Abschließend werden die Ergebnisse daraufhin untersucht, inwieweit von einem eigenen Salon-Ton die Rede war und sein kann [6.].

## 1.2 Zur Auswahl des Zeitabschnitts und der Quellengrundlage

Die Auswahl des Zeitabschnitts zwischen Sommer 1794 und Sommer 1795 leitet sich aus folgenden Überlegungen her: Die so genannte „Blütezeit“ der Berliner Salons wird in den allermeisten Darstellungen auf die Zeit 1783/1790–1806 fixiert.<sup>4</sup> Den gesamten Zeitraum zu überblicken<sup>5</sup> und damit eine weitere Entwicklungsgeschichte der Berliner Salons zu schreiben, schien weder sinnvoll noch der Forschungsfrage angemessen. Es schien aber lohnend, aus der ange-

---

<sup>4</sup> Die beiden Anfangsjahre sind die Daten der vermuteten „Eröffnungen“ der Salons der beiden berühmtesten Salonièreen, Rahel Levin Varnhagen und Henriette Herz. Wobei gesagt werden muss, dass der Herzsche Salon der 1780er-Jahre in der aktuellen Sekundärliteratur oft erwähnt, aber wesentlich seltener behandelt wird. Das Jahr 1806 wird mit dem Einzug Napoleons in Berlin, der Flucht oder dem Tod mehrerer Salongäste durchweg als vorläufiger Endpunkt dieser Berliner Geselligkeit gesetzt. Diese Daten aufzuweichen bzw. fließendere Übergänge anzuregen, ist ein weiteres Anliegen der Arbeit.

<sup>5</sup> Wie in 1.2 erläutert, werden die Quellen der Salongesellschaft vor dem historischen Hintergrund der „Sattelzeit“ genannten gesellschaftlichen Umbruchphase gelesen, wobei der hier zu untersuchende Zeitabschnitt und örtliche Fokus vielleicht passender mit dem von de Bruyn geprägten Begriff „Berlins Kunstepoche“ zu fassen sind, welcher zugleich eine besondere Dichte und ein Nebeneinander verschiedener kultureller Strömungen bezeichnen soll. De Bruyn 2006. Historische Ereignisse haben nicht unbedingt eindeutige Effekte auf die Salonkultur gezeitigt. Die Entwicklung der einzelnen Orte und damit der Geselligkeitskultur innerhalb dieser Generation ist vielmehr verschieden und oft zeitversetzt verlaufen. Der Vergleich Berlins mit Weimar unter diesem Aspekt zeigt, dass ein wesentliches politisches Ereignis, etwa die französische Besetzung Preußens, gegensätzliche Wirkungen nach sich ziehen konnte: Der Einzug Napoleons brachte die Salongeselligkeit in Berlin mehr oder weniger zum Erliegen, während die disparate Situation in Weimar es einer bürgerlichen Frau, Johanna Schopenhauer, erst möglich machte, eine gemischte Geselligkeit zu etablieren. Die Unterschiede in der Geselligkeit einer langjährig aktiven Frau, etwa zwischen dem „Salon“ Herz und späteren „Teegesellschaften“ der Witwe, aufzuzeigen, die beides selbst nicht so separiert oder genannt hat, wäre eine wichtige, noch zu leistende Detailarbeit. Für den Hinweis auf anregende „Tees der Herz / Witwe eines jüdischen Arztes“ 1810 vgl. eine Randbemerkung Ludwig Gerlachs in den Erinnerungen seines Bruders Leopold, Militär und Freund Friedrich Wilhelm IV., in: Hans-Joachim Schoeps (Hrsg.): Aus den Jahren preußischer Not und Erneuerung. Tagebücher und Briefe der Gebrüder Gerlach und ihres Kreises 1805–1820, Berlin 1963, S. 76, Anm. 77.

nommenen und doch sehr wechselvollen „Blütezeit“ einen Zeitraum auszuwählen, innerhalb dessen sich die meisten der Salonièren längere Zeit in Berlin aufhielten, also in der Sprache der traditionellen Salonforschung die Salons „geöffnet“ waren.<sup>6</sup> Die für die Untersuchung wichtigen Personen sollten gelegentlich abwesend sein aus Berlin – ein Umstand, dem die Freunde und die Forschung längere schriftliche Erörterungen zu Salonzusammenhängen erst verdanken –, aber die Abwesenheit durfte nicht so lang dauern, dass die Korrespondenz abgebrochen wurde. Ein weiteres saloninternes Kriterium war die Bekanntschaft der Salonièren mit dem Habitué, fleißigen Korrespondenten und wesentlichen Überlieferer der meisten hier genannten Frauen, Gustav von Brinckmann. Seine überlieferte Korrespondenz mit den meisten Salonfrauen setzte 1792/93 ein.

Um 1794 sind einige, aber noch nicht alle, der später als berühmt gelten den Bekanntschaften bereits gemacht. Die Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt und der Diplomat Brinckmann können als Habitués mehrerer jüdischer Häuser gelten, Friedrich von Gentz und Friedrich Schleiermacher sind zumindest in einigen Häusern eingeführt, andere bedeutende Bekanntschaften wie Friedrich Schlegel oder Prinz Louis Ferdinand stehen noch aus. Man könnte sagen, das kommunikative Netz „Salon“ befindet sich in der Ausbauphase. Auch da die Berliner Salons als Zentrum der frühen Goethe-Verehrung gelten, wurde das Jahr gewählt, in dem mehrere Salonfrauen die Bekanntschaft des Dichters machten.

Der wesentliche Grund für die Auswahl 1794/95 ist aber, dass sich an diesem Jahr besonders gut zeigen lässt, wie sich zwischen Berlin und verschiedenen Badeorten einerseits und Berlin und Weimar-Jena andererseits die Kommunikation entspannt, da die Überlieferung hier eine relative Dichte an Material verspricht. Als hauptsächliche gedruckte Quelle ist der bekannte Jugendbriefwechsel Rahel Levin Varnhagens mit David Veit zu nennen, der gerade im ausgewählten Zeitraum besonders intensiv ist. Ebenfalls gut überliefert ist die Korrespondenz Rahel Levin Varnhagens mit Friederike Liman, die vorbildlich ediert im Internet veröffentlicht, aber bisher wenig genutzt wurde. Dazu kommen zahlreiche ungedruckte Konvolute, die in den beschriebenen Sammlungen speziell unter dieser Fragestellung eingesehen und ausgesucht wurden. Als zeitgenössische Vergleichsgrößen für die Informationen zur Berliner Geselligkeit wurden Schriften solcher Personen herangezogen, die höchstwahrscheinlich ‚auf den selben Wegen gingen‘ wie die Teilnehmer der Salonge-

---

<sup>6</sup> Das engt den Zeitraum auf die Zeit zwischen 1791 und 1803 ein, dem Jahr, in dem Markus Herz verstarb und seine Frau Henriette sich finanziell sehr einschränken musste.

sellschaft.<sup>7</sup> Angesichts des Umfangs dieses Kapitels und der Heterogenität der zu untersuchenden Orte werden die spezifischen Quellen und die wesentliche Forschungsliteratur in den jeweiligen Abschnitten angeführt. Da Tagebücher oder Erinnerungen, geschweige denn authentische Berichte über Salonabende von Salonteilnehmenden um 1800 nicht existieren, sind wesentliche Quellen für dieses Kapitel Briefe und Billets, die zwischen den ausgewählten Sprechern im Beispieljahr hin- und hergingen. „Relative Dichte“ der Quellen bedeutet dabei Folgendes: Tatsächlich ist der zitierte 21. August 1795 der einzige Tag jenes Jahres, von dem aus der sehr gesprächigen Salongesellschaft mehr als vier Stimmen der Sprecher und Sprecherinnen überliefert sind.

### 1.3 „[...] daß man Sie auf jedem bekannten, vielbesessenen Saupha wiederfindet“ – Offene Häuser und das Modell der Salongesellschaft

Mit zu diesem Erfolg trug seine Frau Henriette Herz bei, deren berühmter Salon in Berlin die Romantiker Jean Paul, die Brentanos, Schlegels und Tiecks ebenso anzog wie die Wissenschaftler Alexander und Wilhelm von Humboldt.

Tageszeitung, 2006

Sie ging im Salon auf und ab, zupfte an einem Spitzendeckchen, rückte einen Fauteuil gerade [...] bis endlich die Gäste kamen.

Biografie Henriette Herz', 2005<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup> Als eine wichtige Parallelquelle zu den Äußerungen der Salonteilnehmer wurde das heute noch wenig bekannte, in seinen Details umso reizvollere Tagebuch des stadtbekannten Arztes Heim herangezogen, der mit Personen aller Stände, auch einzelnen Teilnehmern der Salongesellschaft, verkehrte und darüber in prägnanter Form berichtete. Ernst Ludwig Heim: Tagebücher und Erinnerungen. Ausgewählt und herausgegeben von Wolfram Körner, Leipzig 1989. Heim verkehrte im Haus der Humboldts, aus späteren Jahren sind einige Kontakte zur Familie Levin überliefert. Vgl. eine Randbemerkung Karl August Varnhagens, dass Heim die jahrelange „Kammerjungfer“ Rahel Levin Varnhagens, Karoline Brack, genannt Line, untersucht habe, SV 202, in ERLV II, Fn. 7, S. 612. Vgl. auch verschiedene Einträge Sommer 1806 im Tagebuch Heims. Heim 1989, S. 138. Um 1800 häufig Gast in Berlin und dezidiert in verschiedenen sozialen Kreisen verkehrend wurde die Autorin und Dame der Gesellschaft Elisa von der Recke mit ihrem „Journal“ als Zeitzeugin interessant. Vgl. Träger 1984. Hinzu kommen zahlreiche Berichte heute kaum mehr bekannter Reisender, die Berlin als zunehmend populäres Ziel entdeckten.

<sup>8</sup> Gemeint ist der Erfolg des jüdischen Krankenhauses in Berlin. Rolf Lautenschläger: Von der hohen Heilkunst zum offenen Haus, in: taz. die tageszeitung, 3. 8. 2006; Huizing 2005, S. 13. Dieser Roman macht auf eine lang vernachlässigte Forschungsaufgabe aufmerksam: eine wissenschaftliche Biografie über Henriette Herz. Selbst sagt er mehr über Lesergeschmack und Spitzendeckchen aus als über seine Protagonistin. Das Zitat im Titel: Wilhelm von Burgsdorf an Gustav von Brinckmann, 14. 8. 1796, in: Alfons Fedor Cohn (Hrsg.): Wilhelm von Burgsdorff: Briefe an Brinkman, Henriette von Finckenstein, Wilhelm von



**Abb. 9:** Ein in Bronze gegossenes Ideal – Gedenktafel an der Jägerstraße in Berlin.

„Salon“: Sucht man nach einem Ausgangspunkt für Recherchen, welche Gäste zu einem bestimmtem Zeitpunkt in welchen Berliner Salons verkehrt haben könnten, stößt man in wissenschaftlichen wie populärwissenschaftlichen Darstellungen vor allem auf die erwähnten Reihungen berühmter Gäste, der Art „Männer wie ... verkehrten bei ...“, wobei diese Aufzählungen entweder dazu dienen, das Renommee eines Salons in nur einem Satz zu kennzeichnen oder aber den Salon an eine bestimmte Schicht oder Szene zu binden, um eine

---

Humboldt, Friedrich Tieck, Ludwig Tieck und Wiese, Berlin 1907, unter: <http://www.gnu.franken.de/Tieck/Dokumente/Burgsdorff-briefe/> (1. 9. 2011), S. 3.

qualitative Einordnung vornehmen zu können, etwa durch Nennung vieler Schriftstellernamen den Titel „literarischer Salon“ zu rechtfertigen. Auf die Frage, wie oft und wie lange diese Personen tatsächlich bei den einzelnen Frauen verkehrt haben, wird in den allermeisten Fällen nicht eingegangen.

Solche Reihungen sind nicht nur üblich bei historischen Überblickswerken zu bestimmten Epochen, etwa zur nachfridericianischen Zeit Preußens, als in den Salons Männer „von den Brüdern Alexander und Wilhelm von Humboldt, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, über Jean Paul bis zu Prinz Louis Ferdinand zusammen[kamen]“.<sup>9</sup> Sondern sie sind auch häufig der Fall in der romantisierenden Salonliteratur, etwa zum „berühmtesten Salon“ Rahel Levin Varnhagens:

Markus Herz und die kritische Intelligenz Berlins gehörten dazu, Prinz Louis Ferdinand pflegte auf Rahels Klavier seine frühromantischen Kompositionen vorzustellen [...]. Zum schillernden Spektrum dieses berühmtesten Salons [...] trugen ferner Wilhelm von Humboldt, der Fürst von Ligne, Jean Paul, Friedrich Schlegel, die Töchter Moses Mendelssohns u. a. bei.<sup>10</sup>

Abgesehen von der logischen Frage, welche bescheidene Dachstube so viele Menschen nebst einem Klavier hätte aufnehmen können, werden in diesen Darstellungen oft primäre Kur-Kontakte (Prinz de Ligne) und kurzzeitige Besucher (Jean Paul) gleichberechtigt neben langjährigen Bekannten genannt. Der unmöglich zu realisierenden Versuchung, ein mehrere Jahre oder Jahrzehnte umspannendes geselliges Engagement in einem Absatz differenziert darzustellen, ist auch eines der neuesten Überblickswerke über die „deutsch-jüdische Epoche“ erlegen:

Zu ihren [Rahel Levin Varnhagens] zahlreichen Verehrern gehörten Henriettes Freunde, Schleiermacher, die Gebrüder Humboldt, Kleist, Schlegel und Tieck sowie mehrer junge jüdische Dichter und Dramatiker, einige preußische Adlige und Offiziere wie Friedrich von Gentz [...] außerdem Opernsängerinnen, ausländische Diplomaten, der polnische Fürst Radziwill, der mit der Nichte Friedrichs II. verheiratet war, sowie Friedrichs Neffe Prinz Louis Ferdinand.<sup>11</sup>

Auch diese relativ detaillierte Schilderung arbeitet mit Häufungen, die über den Umstand hinwegtäuschen, dass Kleist, Humboldts und Schlegel sich „bei

<sup>9</sup> Thomas Grosser / Willi Kreutz: Höfische und bürgerliche Kultur zwischen Aufklärung, Romantik und Klassizismus. in: Manfred Schlenke (Hrsg.): Preussen Ploetz. Eine historische Bilanz in Daten und Deutungen, Köln 2003, S. 210–216, hier S. 214.

<sup>10</sup> Die märchenhafte und nicht selten verzerrende Darstellung bei von Heyden-Rynsch gilt noch heute als ein Salon-Klassiker. Von der Heyden-Rynsch 1995, S. 144.

<sup>11</sup> Amos Elon: Zu einer anderen Zeit. Porträt der deutsch-jüdischen Epoche. 1743–1933, München [u. a.] 2002, S. 81.

Rahel“ nie begegnet sind, und sie ignoriert die große Anzahl jüdischer Freundinnen in Levin Varnhagens Geselligkeitsgewebe, vielleicht weil diese nicht zum Maßstab einer gelungenen Akkulturation taugen? Ganze Gästegruppen, die zum Umgangston eines Salons sicher viel, zur postumen Berühmtheit eines Salons aber scheinbar wenig beitrugen, werden so ignoriert.

Forschende, die in die ‚Prominenz-Falle‘ der Salongeschichtsschreibung tappen, übersehen oft, dass zum Zeitpunkt ihrer häufigen Salonbesuche beispielsweise „die Gebrüder Humboldt“ noch nicht als solche ein Begriff und keineswegs Berühmtheiten, sondern zwei unbekannte, wenn auch hochbegabte junge preußische Junker auf der Suche nach Arbeit waren.

### Die Salongesellschaft als kommunikatives Netz

Mit diesem Kapitel wird, diesem Fixierbild entgegen, die These hergeleitet und vertreten, dass die Rollen als Gast und Gastgeberin stündlich wechseln konnten, es zwar Lieblingsfreundschaften und Feindschaften gab, aber keine Exklusivgäste. An nur einem Tag konnten von denselben Gästen und Gästegruppen verschiedene „Salons“ und andere kommunikative Orte aufgesucht werden. Was einer der Beteiligten spöttisch als „ein endemisches Übel bei den Berlinern, nicht zu Hause zu sein“ bezeichnete, kann man anhand der überlieferten Billets auch so verstehen, dass sie sich dauernd gegenseitig besuchten.<sup>12</sup>

Die Eingangszitate eines Freitags im August in Orte übersetzt bedeuten: An ein und *demselden* Tag bat Henriette Herz Gustav von Brinckmann per Billet zu sich zum Tee, der gerade im Haus der Levins weilte. Dort nutzte er eben den Schreibtisch des Hauses, um der abwesenden Salonière, Rahel Levin Varnhagen, brieflich Burgsdorf als einen neuen Gast anzutragen. Sie las dann in Karlsbad nicht nur von dem Befinden Burgsdorfs, sondern – im selben Brief – von ihrer Familie. Ihr Bruder teilte das Papier mit seinem Gast, um von den Kindern zu berichten. Friederike Liman informierte sie am selben Tag, dass der Kontakt zu einer anderen gemeinsamen Freundin noch nicht aufgenommen wurde, obwohl sie in derselben Straße wohne. Währenddessen erörterte Humboldt Schiller brieflich seine Pläne, nannte seinen Aufenthalt in Preußen „sehr gestört“,<sup>13</sup> unter anderem nämlich durch die Einladungen in die Stadt, denn auch er war von der Herz zum Tee gebeten und konnte, wie diese ahnte, nicht widerstehen. Um Brinckmann zu locken, bot Henriette Herz ihm

<sup>12</sup> Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 4. 8. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 69.

<sup>13</sup> „Nur bin ich in einer sehr gestörten Lage gewesen. [...] Ich wünschte herzlich, ich wäre wieder bei Ihnen.“ Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 21. 8. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 89.

Gelegenheit, eine von ihm verehrte Frau anzusprechen, die „prächtig-äugige“ Friederike Unzelmann. Er sollte die Einladung mündlich weitergeben und sie gleich mitbringen. Die Unzelmann war wiederum eine enge Freundin der Liman und Levin Varnhagens.

Wie mit dieser Kurzzusammenfassung angedeutet und im Folgenden detaillierter dargelegt werden wird, bietet es sich an, für Berlin um 1800 statt von separierten Salons von einer größeren geselligen Gruppe, von einer *Salongesellschaft* zu sprechen, die in einer Art loser Stammesbesetzung an den verschiedenen Orten, verschiedenen Teetischen und Städten, ihre Themen fortgesetzt diskutierte, auf verschiedenen Wegen einander einlud, auf dem Laufenden hielt und vermittelte. „Gesellschaft“ wird dabei im Sinne des 18. und 19. Jahrhundert verstanden als „im *weitesten* Sinne des Wortes eine durch gemeinsame Zwecke und Interessen zur Einheit verbundene, zusammengehörende Individuengruppe, eine (der Dauer, Ausdehnung, Innigkeit nach verschiedene) Lebensgemeinschaft“.<sup>14</sup> In Anbetracht der Tatsache, dass das 18. Jahrhundert dadurch gekennzeichnet ist, sich in Gesellschaften zusammenzuschließen, von denen Lese- und Gelehrte Gesellschaften nur die bekanntesten sind,<sup>15</sup> ist hier von Bedeutung, dass unter „Salongesellschaft“ nicht eine bewusste Gründung, sondern ein informeller und temporärer Zusammenschluss verstanden wird, wie etwa eine per Billet zusammengerufene „Thee-Gesellschaft“. Beziehungsweise

---

14 „Gesellschaft“, in: Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage, 20 Bde., Leipzig [u. a.] 1903–1909, Bd. 7 (1905), S. 717–720, hier S. 717; Der Begriff Salongesellschaft wird in einem dieser Arbeit möglicherweise vergleichbaren Sinne von Peter Gradenwitz angewandt, allerdings ohne jede Definition oder Begründung. Peter Gradenwitz: *Literatur und Musik im geselligen Kreise. Geschmacksbildung, Gesprächsstoff und musikalische Unterhaltung in der bürgerlichen Salongesellschaft*, Stuttgart 1991, passim. Die Begriffswahl hat nichts mit dem gleichnamigen 2004 gegründeten Zusammenschluss zu tun, der auf einem ehemaligen Weingut „die klassische Tradition in neuem Gewand“ fortsetzen will, und „Tafelkultur, Stil und Etikette“ anbietet. Vgl. Pressemitteilung der „Salongesellschaft“ unter: <http://www.openPR.de/news/102527/Auslaufmodell-Freundschaft-Die-Salongesellschaft-im-Gespraech-mit-dem-Autor-Martin-Hecht.html> (1. 7. 2007).

15 Vgl. aus der umfangreichen Literatur zum Sozietätswesen des 18. Jahrhunderts zu Gesellschaften als Charakteristikum der Epoche besonders: Ulrich Im Hof: *Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*, München 1982 und Richard van Dülmen: *Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland*, Frankfurt/M. 1986. In dieser Arbeit bedeutet die Verwendung des Begriffs Gesellschaft im Zusammenhang mit Salon nicht notwendigerweise eine Verortung des Phänomens Berliner Salon in der Aufklärung, deren Gesellschaften in der Forschung ein „ernsthafter Ton“ und ein moralisch-sittlicher Anspruch attestiert wird. Auf die Voraussetzungen, die die jüdischen Gastgeberinnen in der aufgeklärten Haltung und Geselligkeit der Vätergeneration fanden, kann hingegen nicht genug hingewiesen werden.



es entstehen, in den Worten des zeitgenössischen Philosophen Christian Garve, „wenn nämlich die Menschen in Gesellschaft leben, [...] von selbst gewisse stillschweigende Verträge unter ihnen, wie sie die Sachen, die sie gemeinschaftlich vorzunehmen haben, auch gleichförmig thun wollen“.<sup>16</sup> Diese stillschweigenden Übereinkünfte seien zwar der Mode unterworfen, hielten „während gewisser Perioden“ aber stand.<sup>17</sup> Unter Berliner Salongesellschaft wird in dieser Arbeit die Gesamtheit der in der Zeit um 1800 in den als Salons bekannten geselligen Kreisen regelmäßig verkehrenden Personen verstanden. Deren „stillschweigende Übereinkünfte“ und deren Grenzen sind Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit.

In der Berliner Salongesellschaft wurden mehrere Freundschafts- oder Gesprächsbeziehungen über Jahrzehnte aufrecht erhalten, sodass man auch moderner von einem kommunikativen Netz sprechen kann, mit allerdings sehr unterschiedlichen Fadenlängen und -dicken. Ein Netzwerk im Sinne eines absichtsvoll und zielorientiert gegründeten Verbundes ist die Salongesellschaft schon ihrer Entstehungsgeschichte nach nie gewesen.<sup>18</sup> Inwieweit man mit der soziologischen Definition einer „sozialen Gruppe“ arbeiten kann, ließe sich fragen. Der hochinteressante Ansatz Astrid Köhlers, die das Salongeschehen im Hause Johanna Schopenhauers in Weimar als Gruppenphänomen analysiert, lässt sich für Berlin aufgrund der ungleich geringeren Datenbasis leider nicht übernehmen.<sup>19</sup>

---

**16** Christian Garve: Versuch über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben, 5 Bde., Breslau 1792, Bd. 1, S. 157. Zur gesellschaftstheoretischen Einordnung der Betrachtungen Garves vgl. Manfred Riedel: „Gesellschaft, Gemeinschaft“, in: Brunner / Conze / Koselleck 1992–1997, Bd. 2, S. 801–862, bes. S. 819 f.

**17** Garve 1792, S. 158. Garve formuliert als wesentliche Bestandteile einer Gesellschaft Conventionen und eine gemeinsame Sprache – eine Definition, die wie weiter unten dargestellt, genau zum Befund dieser Arbeit passt.

**18** Obwohl der Begriff in der Sekundärliteratur zu Salons gelegentlich fällt, ist er in sozialwissenschaftlicher Definition in diesem Zusammenhang nicht haltbar. Auch wenn einzelne Personen ihre im Salon gemachten Bekanntschaften für verschiedene Zwecke ausnutzten, kann von einem bewussten Zusammenschluss zu einem gemeinsamen Zweck nicht die Rede sein. Auch die Methoden soziologischer Netzwerkanalyse sind auf mein Thema nicht nur aufgrund des historischen Abstands, sondern auch wegen der fragmentierten Quellenlage nicht anwendbar. Vgl. Johannes Weyer (Hrsg.): Soziale Netzwerke: Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung, München 2000.

**19** Das mag paradox klingen angesichts der „vielen“ Salons in Berlin, aber genau dieser Umstand erleichtert die Forschungssituation in Weimar. So gibt es aus Weimar nicht nur umfängliche Selbstaussagen der Salonière, Reflexionen und Absichtserklärungen im Hinblick auf die Geselligkeit, sondern auch viele beschreibende Erinnerungen von Gästen, die etwa auf das Interieur des Salons Rücksicht nehmen, während aus Berlin nicht einmal zu rekonstruieren ist, wo zwei der „berühmtesten Salonièren“ überhaupt gewohnt haben.



#### 1.4 „[...] eine Menge umgänglicher Bekannte von meinem Gehege“ – Zur Auswahl der handelnden Personen

Die zwei grundlegenden sozialhistorischen Überblickswerke zum Berliner Salon zählen für die Zeit um 1800 unterschiedlich viele Gastgeberinnen jüdischer Herkunft: Nach Deborah Hertz kann für Berlin um 1800 von einer Gesamtzahl von zwölf Salonièren ausgegangen werden, von denen neun jüdischer Herkunft waren, Petra Wilhelmy nennt aus diesem Zeitraum 16 Frauen mit eigenem Salon, darunter sechs Jüdinnen, wobei die Datierung der einzelnen Salons bei beiden Wissenschaftlerinnen oft unterschiedlich, bisweilen konträr ausfällt.<sup>20</sup> Auch gibt es bereits zwischen diesen beiden Arbeiten keine Übereinstimmung, welchen Geselligkeiten der Titel eines echten „Salons“ zukäme, was sich besonders deutlich am Beispiel Dorothea Veit Mendelssohn Schlegels zeigt, die laut Hertz in den 15 Jahren ihrer ersten Ehe versuchte, einen echten Salon zu führen, was in einer „rein jüdischen Vorlesegesellschaft“ mündete, bzw. laut Wilhelmy in einem „Lesekränzchen“, die aber nichtsdestotrotz in beiden Arbeiten zu den bekanntesten jüdischen Salonièren gezählt wird.<sup>21</sup>

Aufgrund dieser Unschärfen scheint es sinnvoll, bei der Suche nach „Salons um 1800“ auf detailliertere Abgrenzungen zwischen „echten“ Salons und „salonartiger Geselligkeit“ vorläufig zu verzichten, insbesondere im Hinblick auf die erwähnte Tatsache, dass keine der genannten Frauen diesen Begriff selbst für ihr Tun verwendet hat. Im Zusammenhang dieser Arbeit werden die Untersuchungen von Hertz und Wilhelmy als gut begründete Hinweise darauf gelesen, welche Frauen in Berlin um 1800 über einen längeren Zeitraum als Gastgeberinnen gemischter Gesellschaften aufgesucht wurden.<sup>22</sup> Von den

---

**20** Das Zitat in der Überschrift: Rahel Levin Varnhagen an Alexander von der Marwitz über Teplitz, 28. 6. 1811, in: GW I, S. 521. Die Zugehörigkeit zum Kanon führte dabei in den seltensten Fällen zu einer gründlicheren Untersuchung der Salontätigkeit in der nachfolgenden Forschung. Die wiederholte Nennung ihres Namens in der Forschungsliteratur schützt eine Salonièr weder vor falschen Lebensdaten noch vor einander widersprechenden Thesen: Beispielsweise geht Wilhelmy davon aus, dass Marianne Meyer Eybenberg erst nach 1799 „in Wien eine salonartige Geselligkeit aufbaute“, wohin der Tod ihres Mannes sie verschlagen hatte, während Hertz feststellt: „Sie muss ihren Salon vor seinem Tod im Jahre 1799 geführt haben, als sie noch die materiellen Vorteile und den Status einer Fürstin von Reuß besaß.“ Hertz 1991, S. 146; Wilhelmy-Dollinger 2000, S. 79. Den Status einer Fürstin hat Meyer Eybenberg allerdings nie besessen, nur den Titel von Eybenberg ohne fürstliche Rechte.

**21** Hertz 1991, S. 143; Wilhelmy-Dollinger 2000, S. 63.

**22** Nach Hertz' Analyse waren um 1800 folgende Salonièren jüdischer Herkunft in Berlin tätig: Rahel Levin Varnhagen, Henriette Herz, Sarah Levy, Marianne Meyer Eybenberg, Sara Meyer Grotthus, Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel, Amalie Beer, Philippine Cohen und

in beiden Werken übereinstimmend genannten Salonièren wurden für dieses Kapitel zunächst die beiden bekanntesten, Rahel Levin Varnhagen und Henriette Herz, auch trotz ihrer Berühmtheit ausgewählt, weil sich in ihrem Umfeld noch viel ungedrucktes Material finden ließ. Dazu kommen die viel genannten, aber noch wenig erforschten Schwestern Sara und Marianne Meyer, die spätere Frau von Grotthus respektive Frau von Eybenberg.<sup>23</sup> Bei einem Umfang der Salongesellschaft von geschätzten mindestens 100 Personen<sup>24</sup> galt es, auch aus den Gästelisten eine Auswahl zu treffen. Auch diese wird gleichermaßen von

---

Rebecca Friedländer. Wilhelmy, deren Untersuchung bis ins Jahr 1914 reicht, nennt aus der so genannten „klassischen Epoche der Berliner Salons“ um 1800 als Salonièren jüdischer Herkunft Herz, Meyer Grotthus, Cohen, und Levin Varnhagen, den Salon der Sara Levy rechnet Wilhelmy einer späteren Epoche der „patriotischen Romantik“ zu, Amalie Beer wird mit einem musikalischen Salon erwähnt. Als nichtjüdische Salonièren werden von beiden übereinstimmend Friederike Helene Unger und die Herzogin Dorothea von Kurland genannt. Hertz erwähnt noch die (hier nicht bevornamte) Frau des Graveurs Abrahamson. Beim Salon im Hause des Buchhändlers Reimer erweist sich die Unschärfe der Definitionen. Hertz, die auch Männer unter den Salongastgebern duldet, nennt Andreas Reimer, während Wilhelmy die Gattin Minna Reimer als Salonière betrachtet. Wilhelmy nennt außerdem aus dieser Zeit noch die Verlegergattin Sophie Sander sowie die Fürstin Luise von Radziwill und Henriette von Crayen, aus der späteren Zeit Elisabeth von Stägemann, Amalie von Beguelin und Luise von Voss. Zu den Listen und zeitlichen Einordnungen vgl. Hertz 1991, bes. S. 329 ff. und Wilhelmy-Dollinger 2000, bes. S. 73 ff.

**23** Die Auswahl der Sprecher dieses Querschnittskapitels zum Jahre 1794/95 wurde von der Absicht geleitet, sich nicht vom späteren Berühmtheitsgrad einer Person leiten zu lassen, sondern die Personen nach der tatsächlichen Möglichkeit und der Frequenz ihrer Salonbesuche im gewählten Zeitraum bzw. der brieflichen Nähe zu den Salonièren auszuwählen. Ein zweites wesentliches Kriterium musste die Quellenlage sein; es können nur zu solchen Gästen und Gastgeberinnen fundierte Aussagen getroffen werden, zu denen mehrere verlässliche zeitgenössische Zeugnisse aus der fraglichen Zeit vorliegen. Aus diesem Grunde wurde beispielsweise die Salonière Philippine Cohen ausgeklammert, zu der es zwar ein paar verlässliche Zeugnisse vor allem eines Gastes, Karl August Varnhagen, gibt, die aber, wie die wenigen noch vorhandenen Briefe der Cohen selbst, aus viel späteren Jahren stammen. Vgl. Karl August Varnhagen: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Dritte vermehrte Auflage, Bd. 1 (Ausgewählte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense, hrsg. von Ludmilla Assing, 1. Abteilung, 1. Bd), Leipzig 1871 sowie Briefe in der Sammlung Varnhagen, meines Wissens alle ungedruckt, SV 48. Im BA ist kein Briefwechsel mit Philippine Cohen [auch nicht unter dem Geburtsnamen Zülz] überliefert, lediglich ein Wechsel eines Bankiers Cohen, vom 4. 3. 1795. Vgl. BA C.

**24** Deborah Hertz hat in ihrer Kollektivbiografie der Salongesellschaft eine Liste von 69 Männern und 31 Frauen erstellt, die regelmäßig um 1800 in Berlin Salons aufgesucht hätten. Davon seien acht Männer und zwölf Frauen jüdischer Herkunft gewesen. Die Gästelisten Petra Wilhelmys sind wesentlich umfangreicher, umfassen aber jeweils die ganze Lebenszeit einer Salonière. Bei beiden wird allerdings wenig zwischen Habitués und gelegentlichen Gästen unterschieden.

der Rezeption, von der Quellensituation und den Realitäten im gewählten Untersuchungszeitraum bestimmt. Viele der als bedeutend geltenden Bekanntschaften der Frauen waren, wie erwähnt, 1794/95 noch nicht gemacht.<sup>25</sup> Als wesentliche Sprecher der Jahre 1794/95 wurden daher als preußische Inländer Wilhelm und Alexander von Humboldt gewählt, die nachweislich mit den genannten Frauen seit Ende der 1780er- bzw. Anfang der 1790er-Jahre verkehrten, sowie der schwedische Diplomat von Brinckmann. Dazu kommen der jüdische Medizinstudent David Veit sowie die Jugendfreundin Friederike Liman, ebenfalls jüdischer Herkunft. Alle Gäste verkehrten oder waren bekannt mit den ausgewählten vier Salonièren. Die Briefnachlässe dieser Genannten dienen sozusagen als Ausgangs- oder Knotenpunkte der Untersuchung. Die im Netz dieser Bekanntschaften weiter erwähnten Personen werden im Laufe des Kapitels vorgestellt. Dabei galt das besondere Augenmerk der Frage, wie das Verhältnis der Salonièren zu den jeweiligen Brief- und Gesprächspartnern eingeschätzt oder am Umgangston ablesbar wird und wie sich die Gastgeberinnen in der Berliner Gesellschaft damit selber verorteten. Einerseits relativiert sich dabei die Bedeutung mancher so genannten prominenten Bekanntschaft für die einzelnen Salons. Besonders bemerkenswert sind andererseits bisher in der Salonforschung noch nicht oder nicht mehr bekannte Namen von Gästen und Gastgeberinnen, die sich aus dem Studium noch ungedruckten Materials ergaben.

### Namen- und wurzellos? Eine Anmerkung zur Verortung der Personen

Grüßen Sie die kleine Levy [...]

Wilhelm von Humboldt über Rahel Levin Varnhagen

(Rahel, damit Sie mich kennen;) Friederike Varnhagen.

Rahel Levin Varnhagen über sich selbst<sup>26</sup>

<sup>25</sup> Friedrich und August Wilhelm Schlegel beispielsweise wurden erst 1797 mit den Salonièren persönlich bekannt, auch Friedrich Schleiermacher, der später engste Vertraute von Henriette Herz, war 1794/95 nur auf der Durchreise mit ihr flüchtig bekannt geworden. Die Bekanntschaft Levin Varnhagens mit Jean Paul (1800) und Heinrich von Kleist (1810) fällt ebenso in spätere Jahre wie der Aufenthalts Ludwig Börnes im Hause Herz (1802/03). Auch der engere Umgang mit den aristokratischen Frauen fand überwiegend in späteren Zeiten statt, wie etwa der Aufenthalt der Herzogin von Kurland in Berlin oder die Bekanntschaft mit den Gräfinnen Schlabrendorf und Pachta.

<sup>26</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 3. 11. 1794, in: Leitzman 1939, S. 80; Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 18. 4. 1824, in: GW III, S. 158. Sie fährt fort: „Meine Namen sind: Rahel, Antonie, Friederike; mit dem letzten unterschreibe ich alles Offizielle. Der Zug R bleibt mein Wappen.“ Ebd.

Für Zeitgenossen, mehr noch aber für Forschende, gibt es Namens- bzw. Verortungsprobleme mit den handelnden Personen. Vor allem in der Frage der richtigen Benennung tut sich ein grundlegendes Problem der Salonforschung auf. Eine mittlerweile vielfach bestätigte These besagt, dass der mangelnde einheitliche Autorenname von Schriftstellerinnen im 18. und 19. Jahrhundert ein wesentlicher Grund für ihre schlechte Überlieferung ist. Allgemeiner gilt das für viele in der Vergangenheit gesellschaftlich aktiven Frauen, die ‚vergaßen‘, sich einen eigenen Namen zu machen und deren Taten so nur „unter falschen Namen“ oder gar nicht überliefert wurden.<sup>27</sup> Bei den hier erwähnten Frauen jüdischer Herkunft um 1800 werden diese Probleme nicht nur durch mehrfache Eheschließungen, sondern vor allem dadurch potenziert, dass viele sich taufen ließen und einen neuen Vornamen annahmen.<sup>28</sup> Einige wählten schon vor der Taufe einen christlich klingenden Vor- oder Nachnamen. So wurde bekanntlich aus Rahel Levin Mademoiselle Rahel Robert, durch Taufe und Eheschließung Friederike Antonie Varnhagen von Ense. In der zeitgenössischen Korrespondenz findet man sie aber vor allem als „die Kleine“ oder auch „die kleine Levi[!]“. Unterschiedliche Namensschreibungen sind um 1800 auch bei guten Freunden die Regel, was im konkreten Fall der Salonforschung oft Raum für Interpretation schafft, beispielsweise wenn Humboldt Brinckmann mahnt: „Grüßen Sie die Levy, oder was sonst beschnitten oder unbeschnitten an mich denkt, jene aber ganz vorzüglich.“ Hier wäre denkbar, dass er sich Sara Levy empfiehlt, wahrscheinlicher ist aber, aus dem brieflichen Kontext zu schließen, dass es sich um Rahel Levin handelt.<sup>29</sup> Untereinander werden unter jüdischen Freundinnen auch nicht primär Vornamen verwendet, vielfach Abkürzungen oder Kosenamen, auch männlichen Geschlechts.<sup>30</sup> Übereinander sprach man, vor allem bei verheirateten Frauen, mit dem aktuellen Nachnamen. Von den

---

**27** Wie im Falle der Hitzel Wilhelmine Fließ Boye Sparre, getaufter Johanna Hedwig, zu zeigen ist, sind einige Salonfrauen schlecht überliefert, weil ihr Nachlass buchstäblich unter verschiedenen Namen separat bewahrt wird. So endete die Freundschaft Levin Varnhagens mit „der Boye“ scheinbar in Stralsund, während sie mit „der Sparre“ noch bis an deren Lebensende korrespondierte. Vgl. zur Namensproblematik schreibender Frauen auch grundlegend Hahn 1990(b) und Kord 1996.

**28** Zur Namensverwirrung in dieser Zeit kommt hinzu, dass der Nachname jüdischer Kinder traditionell der Vorname des Vaters war. Rahel Levin hieß so als Tochter des Levin Markus. Das Edikt von 1812 sah vor, dass zur „Bürgerwerdung“ ein fester Nachname gehörte, den sich die jüdischen Bürger auswählten und bestimmten, so wurde Levin der Nachname der ganzen Familie, (die sich allerdings zuvor schon Robert genannt hatte).

**29** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 3. 11. 1794, in: Leitzmann 1939, S. 80.  
**30** Friederike Liman nennt ihre Freundin „Liebe R.“, selbst wird sie als Franz, auch als „Du Liemann, lieber Franz“ angeredet. Vgl. Bosold 1996, passim und speziell Rahel Levin Varnhagen an Friederike Liman, 4. 2. 1815, in: Bosold 1996, S. 61.

Töchtern Mendelssohns schrieb Rahel Levin Varnhagen: „Jettchen [...] und die Veit sind auch enchantirt von Ihnen“.<sup>31</sup>

Die Vielheit der Namensformen und der damit verbundenen Wertungen lässt sich am besten verdeutlichen am Beispiel der Salonfrau Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel: Als Friedrich Schleiermacher von seiner Freundin Dorothea Schlegel gebeten wurde, ihr ihren Lieblingsregenschirm mit Initialen nachzuschicken, wusste er, dass er nach „BV“ für Brendel Veit suchen musste. Zweihundert Jahre später und vor allem bei weniger prominenten Frauen sind solche Zusammenhänge weniger offensichtlich. Moses Mendelssohns älteste Tochter Brendel wurde dem Bankier Simon Veit verheiratet und nannte sich bereits während der Zeit der ersten Ehe, noch vor ihrer Taufe, in den 1790er-Jahren, Dorothea. 1802 erst konvertierte sie und heiratete Friedrich Schlegel. Moderne Autorinnenlexika kennen sie meist unter dessen Namen, Dorothea Schlegel wird als die Verfasserin des *Florentin* erwähnt, ihre Briefe aber sind bis heute nur in der *Kritischen Friedrich-Schlegel-Ausgabe* überliefert. In der traditionellen Romantikforschung wird sie wie alle „großen Romantikerinnen“ als „Dorothea“ oder noch intimer als „die Dorothea“ geführt, eine Vertrautheit, die „dem Friedrich“ oder „dem August Wilhelm“ nie widerfährt, bis heute aber vielen prominenten Frauen im öffentlichen Leben.<sup>32</sup> In den Briefen ihrer Freunde hingegen war Dorothea noch als Lebenspartnerin Schlegels „die Veit“. Abgesehen davon, dass es grundsätzlich fragwürdig ist, die Persönlichkeit einer Frau durch die Nennung ihres Mannes bestimmen zu wollen – oder sie zur Kultfigur zu erheben, indem man alle Nachnamen fortlässt und sie dabei ebenfalls eines eindeutigen Autorinnennamens beraubt – blendet jede Auswahl an Namen einen Teil der Biografie aus, zumeist den jüdischen ersten Ehemann.<sup>33</sup> Wenn man weder die prägnante, aber zynische Variante Heinrich

---

<sup>31</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 1. 4. 1793, in: GW VII/I, S. 13. „Jettchen“ ist Henriette Mendelssohn, die Schwester der „Veit“.

<sup>32</sup> Noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts wurde die französische Präsidentschaftskandidatin Ségolène Royal oft mit dem Vornamen abgekürzt, und der Wahlkampf gegen Nicolas Sarkozy so zwischen „Sego“ und „Sarko“ ausgetragen, was, wie eine Kommentatorin zu Recht meinte, „eine Menge über die Gleichstellung“ aussagt. Nicht nur Zufall kann es sein, dass der Artikel über diesen Wahlkampf und Geschlechter in der Politik mit einem Zitat eines englischen Salonbesuchers aus dem 18. Jahrhundert beginnt: „Wenn eine Frau eine Predigt hält, so ist das, wie wenn ein Hund auf seinen Hinterbeinen läuft: Gut macht sich das nicht, man ist überrascht, es überhaupt zu erleben.“ Samuel Johnson, 1763. Alles nach: Franziska Augstein: Tanzende Hunde. Was können Frauen? Beobachtungen anlässlich der Präsidentschaftswahlen in Frankreich, in: *Süddeutsche Zeitung*, 4. 5. 2007.

<sup>33</sup> Somit impliziert jede Namensauswahl eine Vermutung darüber, von welchem dieser Teile sich die katholisch gewordene Tochter eines Juden, die sich mit ihrem ungeliebten ersten Mann in späteren Jahren wieder gut vertrug, unter dem geliebten zweiten viele Entbehrungen zu erleiden hatte, wohl am ehesten distanziert hätte.

Heines wählen möchte, von Schlegel „seine würdige Gattinn Dorothea, geborne Mendelssohn und entlaufene Veit“<sup>34</sup> zu sprechen, noch die Leser durch historische korrekte laufende Namenswechsel ermüden möchte, bleibt die Möglichkeit, dem Plädoyer der kritischen Salonforschung folgend, eine Kunstform einzuführen, die als solche erkennbar und eindeutig ist, wie Rahel Levin Varnhagen. „Auch dies ist ein ‚falscher‘ Name, den die so Bezeichnete selbst nie benutzte, aber er ist so falsch, dass er zum Nachdenken zwingt“.<sup>35</sup> Diese Variante wird für alle Frauen verwendet, deren Biografik durch zahlreiche Namensverschiedenheiten erschwert wurde. Frauen, die wie Henriette Herz in der Forschung eine eindeutige Bezeichnung besitzen, behalten sie auch in dieser Arbeit. Die Sprecherinnen des Querschnittkapitels sind demnach: Rahel Levin Varnhagen, Henriette Herz, Marianne Meyer Eybenberg, Sara Meyer Grotthus und Friederike Liman.

## 2 „[...] gestren Abend führte uns dass Ungefähr bei Itzigs vorbey“ – Berlin 1794/95: Salons in der Hauptstadt Preußens

theile mir nur soviel es Dir möglich ist: alles mit:  
ich werde nicht ermangeln zu goutiren.  
Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen<sup>36</sup>

Dieses Kapitel präsentiert die Berliner Treffpunkte der Salongesellschaft im Jahr 1794/95. Ausgehend von der These Deborah Hertz', dass „die jüdischen Salons im alten Berlin“ ihre Attraktivität wesentlich daher bezogen, dass sie eine Lücke im Geselligkeitsangebot schlossen,<sup>37</sup> wurde der ausgesuchte Quellenkorpus daraufhin befragt, ob und wie die Mitglieder der Salongesellschaft die Teetische jüdischer Frauen im Wechsel mit anderen Orten geistigen oder geselligen Vergnügens aufsuchten und im welchem Verhältnis diese Kommunikationsorte zueinander standen. Die ‚Salonbeschau‘ beginnt in den bekannten Salons, um von dort die Protagonisten und Protagonistinnen hinaus auf die

<sup>34</sup> Heinrich Heine: Geständnisse. Geschrieben im Winter 1854, in: ders.: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke (Düsseldorfer Ausgabe), hrsg. von Manfred Windfuhr, Bd. 15, Hamburg 1982, S. 9–57, hier S. 20.

<sup>35</sup> Hahn 1990(b), S. 18.

<sup>36</sup> Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 22. 6. 1797, in: Bosold 1996, S. 43 f. Das Zitat in der Überschrift: dies. an Rahel Levin Varnhagen, Frühjahr 1795, in: Bosold 1996, S. 5.

<sup>37</sup> Vgl. die Bemerkungen zur Entstehung der Salons zwischen den „kommerziellen, höfischen oder intellektuellen Freizeiteinrichtungen“ in: Hertz 1990, S. 106 ff.

Straße und an andere Orte Berlins zu begleiten und so die Salons in der Sozialgeschichte der Stadt zu verorten.

Nach einer kurzen Charakterisierung der preußischen Hauptstadt aus zeitgenössischer Perspektive<sup>38</sup> wird das Geschehen in den Häusern der ausgesuchten Salonièren aus den vorhandenen Briefwechseln heraus beschrieben. Vorge stellt werden die Salons oder Teetische der ausgewählten Salonièren Rahel Levin Varnhagen, Henriette Herz, Sara Meyer Grotthus und Marianne Meyer Eybenberg sowie Gastgeberinnen, die in der Salonliteratur bisher kaum erwähnt wurden [2.1]. Anschließend begleitet Abschnitt 2.2 die Protagonisten in den Tiergarten und das Theater, zwei Orte, die sich für Salonkommunikation als wesentlich erwiesen. Abschließend wird danach gefragt, inwieweit Emanzipation am Teetisch zum Tragen kam, in Form und Struktur der Zusammentreffen [2.3] oder als Thema [2.4].

### **Nachrichten von verschiedenen Dingen – Berlin in zeitgenössischen Beschreibungen**

Die Hauptstadt Preußens war im 18. Jahrhundert rasant gewachsen und zur sechstgrößten Stadt Europas geworden, die um 1790 ca. 150.000 Einwohner zählte.<sup>39</sup> Die Anzahl der Häuser ist aus dem Jahr 1791 mit über 6.000 überliefert.<sup>40</sup> In Wanderstunden gemessen wird der Vergleich zu den anderen im Kapitel untersuchten genannten Orten sinnfällig: Vier Stunden brauchte ein Wanderer 1801 zur Umrundung Berlins, eine Viertelstunde für Jena.

---

**38** Als wohl bekannteste und detaillierteste Beschreibung Berlins im Untersuchungszeitraum kann der „Wegweiser“ Friedrich Nicolais gelten, eine 1793 erschienene modernisierte Kurzfassung seiner berühmten „Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam“, die in aufklärerischer Tradition alle relevanten Informationen zur Stadt, von den Armenanstalten bis zu den Zuckerpreisen enthält. Friedrich Nicolai: Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten. Nebst einem Anhang, enthaltend die Leben aller Künstler, die seit Churfürst Friedrich Wilhelms des Großen Zeiten in Berlin gelebet haben, oder deren Kunstwerke daselbst befindlich sind. Berlin 1769; ders.: Beschreibung [...]. Dritte völlig umgearbeitete Auflage, Berlin 1786; ders.: Wegweiser für Fremde und Einheimische durch die Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam und die umliegende Gegend, enthaltend eine kurze Nachricht von daselbst allen befindlichen Merkwürdigkeiten. In einem bis jetzt fortgesetzten Auszuge der großen Beschreibung von Berlin und Potsdam. Berlin 1793. Im Vergleich ähnlich detailliert, aber weniger rezipiert ist die Arbeit des Oberstabsmedicus Ludwig Formey: Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin, Berlin 1796.

**39** Formey zählt Ende des Jahres 1794 149.952 und Ende des Jahres 1795 156.218 Personen. Formey 1796, S. 66.

**40** Nicolai 1793, 1793, Einleitung, S. II. Gerechnet wurden die Vorderhäuser.

Durchweg gepriesen wurde die elegante Bauart im Zentrum der Stadt, die dieser den Titel einer der schönsten wenn nicht *der* schönsten Stadt in Europa einbrachte.<sup>41</sup> Nicht weit von der regelmäßig angelegten Friedrichs- und Dorotheenstadt, in der sich die meisten Wohnungen der Salonteilnehmer befanden, gab es aber Ackerbauern, Ställe und mittelalterliche Gassen. Es gab „mittelmäßige“ Straßenbeleuchtung, und vielerorts wurden Nachttöpfe trotz entsprechender Verbote in die Straßen entleert.<sup>42</sup> Durch solche Straßen musste auch, wer 1794 ein Billet zu überbringen und generell oder gerade keinen Dienstboten zur Verfügung hatte, denn städtische Briefboten wurden erst ab 1800 eingesetzt.<sup>43</sup> Das Droschkenwesen war nicht allgemein und teuer, sodass man sich die meisten Berliner als Fußgänger vorstellen muss, Anmarschwege von drei bis vier Stunden galten nicht als ungewöhnlich.

Da es in der Salonforschung wesentlich um das Verhältnis jüdischer und nichtjüdischer Teilnehmer, Gelehrter und Dilettanten, Frauen und Männer geht, dienen folgende Zahlen dazu, einen Eindruck von der Zusammensetzung der Stadtbevölkerung, und damit von der Umgebungsgesellschaft zu bekommen:<sup>44</sup> Bezeichnend für das Selbstverständnis der Zeit ist die Nicolaische Form der Einteilung in folgende „sechs Stände“: Militär, „Eximinierte“ (von der städtischen Gerichtsbarkeit Ausgenommene, wie Personen des Adels und königliche Räte), die „Bürgerschaft deutscher Nation“, die „französische Kolonie“, die

---

41 „Berlin ist ohnstreitig die schönste Stadt in Europa.“ Karl Heinrich Krögen: Freie Bemerkungen über Berlin, Leipzig, Prag [1785], Leipzig 1986, S. 8.

42 „Die Strassen werden auf öffentliche Kosten zwar so viel als möglich gereinigt und in gutem Stande erhalten, bei anhaltendem Regen nimmt jedoch der Koth so überhand, daß man in manchen Gegenden der Stadt nicht zu Fuß durchkommen kann.“ Formey 1796, S. 10. „Mittelmäßig erleuchtet“. Ebd., S. 11. Formey warnte davor, die Nachteimer in die Spree zu entladen, da das Wasser zum Bierbrauen verwendet werde und Berlin ohne diese Sitte jährlich 200 Tote weniger hätte. Ebd. S. 12 f.

43 Die Hauptstadt Preußens war aus fast allen Himmelsrichtungen nur über Sandpisten zu erreichen, die einzige befestigte Chaussee im Land war die Verbindung nach Potsdam, und selbst die schönste Promenade der Stadt, Unter den Linden, war so staubig, dass man um 1800 Wasserspritzen einsetzte.

44 Aussagen über die ständische oder geschlechtsspezifische Aufteilung der Stadt sind nur vorsichtig zu treffen, da diese Unterteilungen in den zeitgenössischen Statistiken kaum oder vergrößert unternommen werden. Friedrich Nicolai bietet in der dreibändigen Ausgabe seines Stadtführers von 1786 eine „nach den Geschlechtern u. Ständen“ geteilte Tabelle, die durchgängig einen gewissen Frauenüberschuss zeigt, allerdings bei den Juden und beim Militär die Frauen bzw. mitgerechneten Soldatenfrauen nicht separat aufführt. 1784 hatte es in Berlin demnach u. a. 3.372 Juden, 971 Böhmen, 5.168 Angehörige der französischen Kolonie gegeben. Zu den 33.386 Personen in der Garnison („mit ihren Weibern und Kindern, aber ohne Beurlaubte“) kamen 52.249 Männer und 59.286 Frauen verschiedenen Zivilstandes. Nicolai 1786, Bd. 1, S. 241.



„böhmische Kolonie“, und die „Judenschaft“.<sup>45</sup> Die Zahl der Juden in Berlin lag zwischen 1780 und 1803 relativ konstant bei 3.000 bis 3.600 Personen, das waren etwa zwei Prozent der Einwohnerschaft.<sup>46</sup> Der Anteil der Militärpersonen mit Familien belief sich 1790 auf etwa 28.000 Personen (ca. 18 %), im Textilgewerbe, dem stärksten Berufszweig der Stadt arbeiteten ebenfalls etwa 28.000 Personen.<sup>47</sup> Selten erwähnt, aber nicht unwesentlich im Stadtbild waren die Armen, zu denen etwa 13.000 Personen gezählt werden müssen.<sup>48</sup> Eine Folge der hohen Frauenarmut zum Beispiel war die in Reisebeschreibungen der Zeit vielfach diskutierte Prostitution in Berlin. Trotz eines Bordellreglements von 1792 war die hohe Anzahl der Bordelle in der Stadt, zu denen auch zahlreiche „Tabagien“ und Tanzböden gerechnet werden mussten, für Besucher wie Behörden immer wieder Anlass zur Debatte.<sup>49</sup>

Reisende, die sich dafür interessieren, erwähnen als weiteren Nachteil der Großstadt, gleichauf mit dem hohen Niveau verschiedener Künste in der Stadt, auch die große Menge der Ungebildeten.<sup>50</sup> Vor dem Hintergrund dieses stark verknappten Bildes muss an dieser Stelle daher noch einmal betont werden:

---

<sup>45</sup> Nicolai 1786, Bd. 1, S. 242–260.

<sup>46</sup> Vgl. die Zahlen bei Stefi Jersch-Wenzel: Jüdische Bürger und Kommunale Selbstverwaltung in Preussischen Städten (Veröffentlichung der Historischen Kommission zu Berlin beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, Bd. 21.), Berlin 1966, S. 19. Nach Jersch-Wenzel schwankte der Anteil der Juden zwischen 1750 und 1817 zwischen 1,7 und 2,8 % der Stadtbevölkerung. Bruer zählt 1750 2.188 Juden in Berlin, 1790 3.379. Albert Bruer: Preußen und Norddeutschland 1648–1871, in: Kotowski / Schoeps / Wallenborn 2001, Bd. 1, S. 47–66, hier S. 51.

<sup>47</sup> Zahlen nach Ilja Mieck: Berlin um 1800, in: Wolfgang Ribbe (Hrsg.): Geschichte Berlins. 1. Band: Von der Frühgeschichte bis zur Industrialisierung. (Berlin-Forschungen der Historischen Kommission zu Berlin. Bd. 2/1) Berlin 1980, S. 407–421.

<sup>48</sup> Eine Beschreibung von 1801 zählte hierzu die so genannten „Stadtarmen“, die bei der königlichen Armendirektion gemeldet waren, dazu arme Personen in Armenhäusern und Hospitälern. Mieck 1980, S. 417 f.

<sup>49</sup> In dem Reglement wurde Prostitution verboten, aber geduldet, solange die Frauen sich registrieren ließen. Alle Registrierten und Bordellwirte mussten in eine „Hurenheilungskasse“ einzahlen, von der Behandlungen in der Charité finanziert wurden. In der lang anhaltenden Debatte gewannen im Laufe des 19. Jahrhunderts die Gegner der Prostitution die Oberhand, allerdings blieb nicht die Abschaffung der Prostitution, sondern ihre Reglementierung maßgebliches Ziel der Behörden. Ludwig Formey zählte 1796 über 80 Bordelle, was dem „Niveau“ einer Großstadt entsprach. Formey 1796, S. 112. Vgl. grundlegend: Dietlind Hüchtker: Prostitution und städtische Öffentlichkeit. Die Debatte über die Präsenz von Bordellen in Berlin 1792–1846, in: Ulrike Weckel / Claudia Opitz / Olivia Hochstrasser / Brigitte Tolkemitt: Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert, Göttingen 1998 (Das Achtzehnte Jahrhundert. Supplementa), S. 345–364.

<sup>50</sup> „Die Erziehung bei vornehmen und geringen Personen ist so elend [...]. Man sollte nicht glauben, dass in einer Stadt, wo der Sammelplatz alles Schönen und alles Vortrefflichen und

wenn nach Emanzipation qua Salon gefragt wird, handelt es sich um ein sehr elitäres Phänomen.

## 2.1 Emanzipation in oder von der Jägerstraße? Teetische, Dachstuben und offene Häuser

### Offenes Haus – Zu Gast bei „Rahel“ und Familie Levin

Mit Blick auf die in der Forschung formulierte These, „Rahels Dachstube“ sei symbolischer Ausdruck für die Entfernung der Salonieren zu ihren Herkunftsfamilien,<sup>51</sup> stellt sich die Frage, wie sich, sofern an den Quellen ablesbar, das Verhältnis zwischen der Geselligkeit und der Familie einer Salonieren gestaltete. Um im Bild zu bleiben: inwieweit machte der Salon für Rahel Levin Varnhagen, topografisch und familienhistorisch, den Abstand zu ihrer Herkunft möglich und nötig, ging es um die Emanzipation *von* oder *in* der Jägerstraße?

Der Stadtteil Friedrichstadt galt Ende des 18. Jahrhunderts als „jetzt der ansehnlichste Theil von Berlin“, in dem viele vornehme Familien ihre Wohnhäuser hatten.<sup>52</sup> Zwar gab es noch verschiedene Gewerke in der Gegend, das Hauptkomptor der Seehandlung ebenso wie einen Kräuter- und Fischmarkt auf dem zentralen Platz, aber seit die Pferdeställe des namensgebenden Regiment Gensd'armes 1773 verlegt worden waren und der Platz vergrößert war, hatte die Gegend ein mondänes Zentrum gewonnen. Die Erscheinung der französischen Kirche wie der „neuen Kirche“ „macht einen ungemeinen Eindruck“. <sup>53</sup> Um Hannah Arendts Formulierung fortzuführen, war der Salon Levin Varnhagens ein „exterritorialer Ort“<sup>54</sup> – mitten in der Stadt. Rahel Levin Varnhagens Gäste hatten Wohn- und Arbeitsorte in der Nähe. Um einige der um 1795 relevanten zu nennen: Die Familie Humboldt hatte ein Stadthaus gleich in der Jägerstraße gegenüber, Prinz Louis Ferdinand ein Palais in der Friedrichstraße, gegenüber dem heutigen Bahnhof. Der Stammgastdiplomate Brinckmann hatte eine Wohnung

---

Außerordentlichen ist, die Sitten so ruchlos und verwildert und die Aufklärungen gleichsam noch in ihrer Kindheit seien.“ Krögen 1986, S. 12.

<sup>51</sup> Peter Seibert sieht die Dachstube als Ort für den „Rückzug“ von der Familie, „als notwendiges Ausgliedern des Kerns ihrer Geselligkeitsformation aus dem jüdisch-orthodoxen Haus“. Seibert 1993(a), S. 109.

<sup>52</sup> Nicolai 1786, Bd. 1, S. 183.

<sup>53</sup> Nicolai 1786, Bd. 1, S. 202 f.

<sup>54</sup> Die These der – doppelten – Exterritorialität wurde erstmals formuliert von Hannah Arendt: „Der jüdische Salon in Berlin war der soziale Raum außerhalb der Gesellschaft, und Rahels Dachstube stand noch einmal außerhalb der Konventionen und Gepflogenheiten auch des jüdischen Salons“. Arendt 2001, S. 71.

am Wilhelmsplatz, später beim schwedischen Botschafter in der Letzten Straße, sein portugiesischer Kollege Navarro wohnte Unter den Linden. Die Schauspielerinnen Baranius, Eigensatz und Unzelmann wohnten direkt „am Gensd’armesmarkt“,<sup>55</sup> Friederike Liman wohnte in der Jägerstraße in unmittelbarer Nähe. Ihr Mann, der Kaufmann Nathan Liepmann, erwarb das Eckhaus Jägerstraße 20 / Ecke Charlottenstraße 1795. Der Kaufpreis verrät ebenfalls etwas über den Wohnwert in dieser Straße, er betrug 11.300 Reichsthaler.<sup>56</sup> Bezeichnend daneben der Bericht, den Friederike Liman über ihr neues Zuhause an ihre Freundin schrieb: „in der gäger strasse über dem Jensd’arme margt dicht am französischen weissen haus von der Ecke ein sehr niedliches neues Haus 7ben fenster breit, mit ein gärtchen dabey kurts wo man sehr glücklich seyn kann“.<sup>57</sup> Dass ihre Freunde auch von der Jägerbrücke<sup>58</sup> als Metapher für den Salon bzw. das Haus Rahel Levin Varnhagens sprachen, lag daran, dass das Haus der Levins nicht unweit eines jetzt trockengelegten Flussarmes lag, und dass bis zum Nachbarhaus die damals noch notwendige Jägerbrücke reichte.<sup>59</sup>

Als David Veit 1793 Berlin verließ, muss die Geselligkeit im Hause Levin bereits so etabliert und rege gewesen sein, dass die Briefe – er hatte um regel-

---

**55** Adreß-Calender der Königlich=Preußischen Haupt= und Residenz=Städte Berlin und Potsdam besonders der daselbst befindlichen hohen und niederen Collegien, Instanzen und Expeditionen auf das Jahr 1795. Mit Genehmigung der Königl. Preuß. Academie der Wissenschaften, Berlin 1795, S. 162 f., 396 f. Die Adressangaben der „Geschäftsträger“ verschiedener Provenienz und zahlreicher Schauspieler im Adreß-Calender Berlin 1794 und 1795 bestätigen ‚Laufnähe‘ der Gäste zum Haus der Levins.

**56** Vgl. Grundbucheintrag Friedrichstadt 897, Kaufvertrag mit dem Bankier Abraham Nathan Liepmann, vom 27. 9. 1795, Grundbucheintragung vom 11. 3. 1796. Das Haus wurde 1821 an Rahels Bruder Markus Theodor Robert-Tornow verkauft. Für diesen Hinweis danke ich Sebastian Panwitz.

**57** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 4. 8. 1795, in: Bosold 1996, S. 29 f. Alle Schreibung original.

**58** Jägerbrücke war sowohl die Adresse wie auch ein Synonym für den geselligen Ort: Esther Gad adressierte 1798 einen Brief nur „An die Demoiselle *Rahel Lewin* wohnt auf der Jägerbrücke in *Berlin*“. Esther Gad an Rahel Levin Varnhagen, 4. 2. 1798, ungedruckt, SV 53. Liman berichtete 1795, dass trotz der Abwesenheit ihrer Freundin deren Kraft „auf mich hinprelt und mich nach der Jägerbrücke hinschnellt“. Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 6. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 7. Und Brinckmann schrieb aus Ostpreußen nostalgisch: „Von der Memel bis zur Jägerbrücke ist noch ein langer Weg [...]“. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 2. 8. 1807, dies Zitat ungedruckt, SV 38.

**59** Vgl. die Eintragung im Berliner Adressbuch von 1799: Mit den Häusern der Witwe Huob in Nr. 27 bzw. der Witwe Estienne wird die Jägerstraße zur Jägerbrücke. Karl Neander von Petersheiden: Anschauliche Tabellen von der gesammten Residenz-Stadt Berlin, worin alle Straßen, Gassen und Plätze in ihrer natürlichen Lage vorgestellt, u. in denselben alle Gebäude oder Häuser wie auch der Name u. die Geschäfte eines jeden Eigenthümers aufgezeichnet stehen, Berlin 1799, S. 60.

mäßigen Bericht über ihre Unternehmungen und ihre Lebenssituation geben – nicht selten damit begannen, die Besucher des jeweiligen Tages zu nennen. Tatsächlich empfing sie keineswegs nur an einem Wochentag, sondern es verging kaum ein Tag, an dem niemand Visite machte. Klagen über durch Besucher unterbrochenes Schreiben waren die Regel, allerdings wurden auch Klagen, dass sie niemanden sähe, von Besuchern unterbrochen.

Hinweise zum Ablauf der Besuche wurden hingegen kaum gegeben, vermutlich weil Veit als enger Freund des Hauses dessen Gepflogenheiten kannte. Es ist aber auffallend, dass Rahel Levin Varnhagen mal von „meinen“ und mal von „unseren“ Besuchern sprach. So räsonierte sie: „Was kommen für Visiten jetzt in unser Haus“, aber auch über „die Herz ganz allein bei mir oben“.<sup>60</sup> Detailliertere Berichte über Ereignisse, in die Familienmitglieder involviert waren, nannte sie „unsere Hausnachrichten“, daneben wurden Einzelgespräche in ihrem Zimmer erwähnt.<sup>61</sup> Anders als oft vermutet, gibt es nach dem Leseindruck anno 1794/95 kein Entweder-Oder zwischen Familienangelegenheit und individuellem Salon, sondern beide Formen der Geselligkeiten standen zumindest in diesen Jahren nebeneinander.<sup>62</sup> Die Treffen „bei Rahel“ oben hatten vermutlich intimeren Charakter, vor ihrer Tür erwähnte sie zum Beispiel einen Spind mit Weißzeug, das heißt ihre Besucher mussten an einem Wäscheschrank vorbei.<sup>63</sup> In ihrem Zimmer standen zumindest ein Lesetisch, ein Ofen und das vielzitierte „Sopha“, an welches Gustav von Brinckmann sich später als grün erinnerte.<sup>64</sup> Nicht nur der schwedische Diplomat schwärmte von der Dachstube, Rahel selbst benutzte dieses Wort, und zwar bereits 1794.<sup>65</sup> Wichtig

<sup>60</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 25. 1. 1794 und 10. 10. 1793, in: GW VII/I, S. 132 bzw. 32.

<sup>61</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 13. 12. 1794, in: GW VII/I, S. 83.

<sup>62</sup> Dafür spricht u. a. auch eine nostalgische Briefstelle Karl August Varnhagens, der rückblickend an seine Frau schrieb: „Gestern abend stand ich lange, lange vor Deinen Fenstern in der Jägerstraße, sah nach der Wohnstube, nach der Dachstube, dachte an alles, was da geschehen und erlebt worden.“ Karl August Varnhagen an Rahel Levin Varnhagen, 20. 6. 1815, in: Kemp II, S. 302.

<sup>63</sup> „Meine Schwägerin, die vor meiner Thür an ihrem Weißzeugspinde packt“, Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 31. 10. 1794, in: GW VII/I, S. 258.

<sup>64</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 2. 8. 1807, dies Zitat ungedruckt, SV 38. Hier spricht er von „Ihrem grünen *Sofa*, dessen elastische Kissen sich jedem Verhältnis so gut anzuschmiegen wussten“. Hervorhebung im Original. Den „Offen“ bat Rahel Levin Varnhagen vor ihrer Rückkehr putzen zu lassen. Rahel Levin Varnhagen an Line Brack, in einem Brief an Markus Levin, 23. 8. 1794, in: ERLV III, S. 32.

<sup>65</sup> „Ihre zwei besten Freunde sitzen jetzt in meiner Dachstube.“ Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 3. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 105. Der früheste Nachweis von Brinckmanns Nostalgisierung findet sich m. W. 1798, als er seiner Freundin aus Paris versicherte, „daß ich weit öfters, als Sie es ahnden mögen, mit meinem Geist in Ihrem freundlichen Dachstübchen zugegen bin.“ Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 10. 1798, SV 38.

ist außerdem, dass die Besucher der Dachstube nicht notwendigerweise alle zur selben Zeit kamen. Zum „Salon der Rahel“ gehört neben größeren „Nachtthees“ ebenso eine Reihe von Einzelbesuchern, die ohne Einladung vorbeischauten.<sup>66</sup>

Aus mehreren Korrespondenzen gewinnt man den Eindruck, dass Geselligkeit im Haus Levin in den 1790er-Jahren als eine Art Familienbetrieb stattfand.<sup>67</sup> David Veit wechselte Grüße mit allen Familienmitgliedern, stand in engerem Kontakt auch mit Rahels Bruder Markus, den er mehrfach auf der Leipziger Messe traf. So wie er „die Liman“ in fast jedem Brief erwähnte, so pflegte auch diese einen innigen Grußaustausch mit der ganzen Familie Levin.<sup>68</sup> Sie berichtete der abwesenden Freundin Interna aus deren Familie und sprach dabei von deren Familie als von „Mama“ und „Röschen“ bzw. von Rahels Schwägerin als „Hans“, dem familieninternen Spitznamen. Könnte man hier noch vermuten, dabei handele es sich um besonders innige Freundschaftsverhältnisse innerhalb der jüdischen Oberschicht, ändert sich das Bild, wenn man einen Blick auf den Briefwechsel Levin Varnhagens mit Brinckmann wirft. Auch der schwedische Diplomat, der in der Forschung als ihr „Habitué“, also Stammgast ihres Salons geführt wird, stand in brieflichem Kontakt mit der ganzen Familie Levin. Mehr noch: Während der Abwesenheit der Salonière besuchte er deren Familie, teilte mit ihnen gelegentlich ein Abendbrot und führte Debatten, unter anderem über das Talent verschiedener Schauspielerinnen. Der Bericht darüber an seine Freundin Rahel Levin Varnhagen „Abends 10 Uhr an dem Schreibtisch Ihres Bruders“ begann in medias res:

„Fangen Sie nicht mit der *Unzelmann* an, lieber mit der *Baranius*“ – So rief mir Ihre Mutter zu, als ich beim Aufstehen vom Tische den Entschluß fasste, Augenblicklich an Sie zu schreiben. Sie können hieraus also auf den Inhalt unseres Gesprächs schließen. In der

---

**66** Vgl. das weiter unten und das eingangs zitierte Billet: „Sie sind gewiß schon vom König. Bei uns ist heut Nacht=Thee; [...] Bringen Sie doch Ihren Nachbar mit, wenn er schon zu Hause ist, und hinterlassen Sie's ihm, wenn er's nicht ist. Ich erwarte Sie. R. L.“ Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, o. D., ungedruckt, SV 38. Der Nachbar war Wilhelm von Burgsdorf, damit ist das Billet vermutlich vor dessen Reise nach Paris 1797 zu datieren.

**67** Die Briefe dieser Familie, Nachlass und auch Abbild dieses „Betriebes“, in der Sammlung Varnhagen überliefert, sind erst 2009 veröffentlicht worden. Vgl. ERLV III. Der Band enthält 644 Briefe, formal nicht mit aufgenommen, aber inhaltlich ausgewertet wurden kleinere Billets und Zettel mit praktischen Informationen. In dieser Arbeit wird vorrangig nach den Originalen zitiert. Die Forschung zu diesem einzigartigen Material steht erst am Anfang. Auch der gedruckte Briefwechsel mit Ludwig Robert bietet noch viele unerledigte Forschungsaufgaben.

**68** Vgl. Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, in: Bosold 1996, passim.

That, meine liebe Freundin! wie kann man eine Mutter haben, die in einem solchen Götzendienst lebt, und die B. in allem Ernst der göttlichen U. vorzieht.<sup>69</sup>

Bildlich gesprochen war er damit nicht nur Gast an ‚Rahels Teetisch‘, sondern ebenso am Esstisch der Familie, deren Schreibtische er ebenfalls mitbenutzte. Ähnlich zuhause muss sich Brinckmann auch im Hause der Familie Ephraim gefühlt haben, aus dem er frohgemut einen Brief mit folgender Absenderangabe schrieb: „Berlin, den 21. Juli 1794, und zwar von Jeannettens Schreibtisch in Gegenwart aller drei Schwestern also doch gewiß hinlänglich begeistert“.<sup>70</sup> Bei einer umfangreicheren Quellenlage könnte untersucht werden, ob auch Schreibtische durchgängig zu den öffentlichen Orten der Salonkommunikation gezählt werden können. Der geteilte Tee- und Schreibtisch spiegelte sich auch optisch in manchen Briefen wieder. Nicht nur wurden Dialoge nacherzählt, mehrfach kam es zu gemeinsam erscribenen Dialogen Brinckmanns mit Mitgliedern der Familie Levin an die abwesende älteste Tochter. Am eingangs zitierten Freitag, 21. 8. 1795, schrieb Brinckmann beispielsweise aus dem Hause Levin über seine letzten Unternehmungen und Bekanntschaften. Markus Levin gab auf demselben Bogen seiner Freude Ausdruck, dass es seiner Schwester gut gehe und vermisste sie in der Erziehung „unserer jungen Freunde“, womit seine Kinder gemeint waren, um die die Tante sich sehr kümmerte. Das wiederum kommentierte seine Frau Hendel Levin mit „Wohl gesprochen alter Maulwurf!“ und einer Anmerkung zum Theaterprogramm der Stadt.<sup>71</sup>

Der öffentliche Charakter der Briefe muss derart selbstverständlich gewesen sein, dass, sollte etwas privat bleiben, explizit darum gebeten werden musste, etwa indem Rahel ihre Freundin Friederike Liman instruierte, Briefe vorab zu lesen, damit ihre Mutter nichts in die Hände bekäme, was sie nicht wissen solle.<sup>72</sup> Im Allgemeinen waren aber die Briefe der ‚Organisatoren‘ untereinander sehr offen und lassen auf eine Zusammenarbeit der Familie in der Geselligkeit schließen.<sup>73</sup> Nicht nur mahnte die Salongastgeberin in ihren Brie-

<sup>69</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 5. 7. 1793, ungedruckt, BA V.

<sup>70</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 21. 7. 1794, ungedruckt, SV 38.

<sup>71</sup> Gustav von Brinckmann, Markus und Hendel Levin an Rahel Levin Varnhagen, 21. 8. 1795, BA V, teilweise in: ERLV III, S. 54. Mit „Well said, old Mole“ zitiert Hendel Levin hier Shakespeare, Hamlet (I,5).

<sup>72</sup> Als Liman nach Freienwalde ging, bat sie eine Freundin darum, diesen Postservice zu übernehmen, „daß sie sie erbricht um zu sehen daß auch nichts drin stehet was mama nicht lesen soll.“ Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 30. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 20.

<sup>73</sup> Zum familiären Zusammenhalt der Familie Levin s. jetzt: Renata Buzo Mărgari Barovero: Rahel Levin Varnhagen. Familienbriefe. Nachwort, in: ERLV III, S. 1415–1451.

fen etwa aus Breslau bei ihrer Familie Grüße an ihre Gäste und Bekannte an.<sup>74</sup> Ihre Familie in Berlin traf die Gäste durchaus auch in Eigeninitiative. „Was mich sihet läst dich grüßen“, hieß es von Chaie Levin 1795.<sup>75</sup> Bei ihr und „Hans“, ihrer Schwiegertochter Hendel, trafen sich in Abwesenheit der Salonière dann auch Friederike Liman, Brinckmann, Navarro und „die Fränkel“ zum Tee, gelegentlich luden die Frauen auch Künstlerinnen wie die Sängerin Marchetti oder die Schauspielerin Unzelmann ein.<sup>76</sup> Der Übergang zwischen der Kontaktpflege zu Rahels Gästen und einer Einladung in Eigeninitiative war fließend, wie ein Brief der Schwägerin zeigt: „Denke Dir, ich traue meinen Augen kaum! so eben kommt Scholz herein [...] er bedauert Dich nicht zu finden etc. –.– ich habe ihn gleich zu einem kleinen Soupé, welches ich heute gebe gebeten. Ich mus Dir auch die Personen schreiben. Die Marchetti Sartori Navarro Q. die Flies, die Eigen. Liepmanns, die Sal. und Nanette“.<sup>77</sup>

Man kann sagen, in den Familienbriefen wird der Salon als Familienunternehmung augenfällig. Auch das Aphoristische, Springende, das die Forschung an den Briefen Rahel Levin Varnhagens mehrfach konstatiert und untersucht hat, findet sich bei fast allen Familienmitgliedern. So hieß es im oben zitierten Brief von Markus nahtlos weiter: „Dass übrigens ein Jeder relativ so ohnmächtig ist als ich, kann einen Narren trösten, und einen Vernünftigen närrisch machen. Ich bitte nur den Unerbittlichen mir meinen pflanzenartigen Gemüth zu erhalten, und *erkenne* dankbar dieses große Geschenk“.<sup>78</sup> Und Chaie Levin begann ihre Briefe an Rahel mit Sentenzen wie: „ich bite dich laße die Welt

---

**74** Mancher Brief enthält eine längere Liste Grußaufträge, unter anderem mit Wünschen wie „Grüß die Unzin“, „Marcus vergeß Schechitzky Pr: Meyer und Plöschke nicht, Franz grüß Schechitz“, „Grüßt Navarro und vielevielemale Brinckmann der diesen Brief lesen soll“. Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 16. 8. 1794, in: ERLV III, S. 30. „Unzin“ ist Friederike Unzelmann, „Schechttitz“ steht für Karl Czechtitzky, Schauspieler.

**75** Chaie Levin, auf der Rückseite eines Briefes von Rose Levin an Rahel Levin Varnhagen, 23. 6.[?] 1795, SV 214, auch in: ERLV III, S. 49.

**76** Chaie Levin an Rahel Levin Varnhagen, 23. 6. 1795 und 29. 8. 1795; Hendel Levin an Rahel Levin Varnhagen, 29. 9. 1795, SV 214, auch in: ERLV III, S. 50 und 57. Die Gesellschaften bei „Mama“ und „Hans“ werden von Friederike Liman bestätigt, mehrfach tauchen Formulierungen auf wie: „Hans hat die Marchetti diese Woche bitten lassen“, Friderike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 3. 10. 1795, in: Bosold 1996, S. 40.

**77** Hendel Levin an Rahel Levin Varnhagen, 13. 10. 1795, in: ERLV III, S. 58. „Q.“ könnte für Peter Gualtieri stehen, der auch Peter „Qualtieri“ geschrieben wurde „Nanette“ ist Nanette (später Anna Conradine) Marcuse, eine Nichte Friederike Limanns. „die Eigen“ meint die Schauspielerin Christel Eigensatz oder ihre Mutter, „Flies“ meint die weiter unten vorgestellte Salonfrau Hitzel Fließ Boye Sparre.

**78** Markus Levin an Rahel Levin Varnhagen, 21. 8. 1795, als Nachschrift in einem Brief Gustav von Brinckmanns, BA V, dieser Teil auch in: ERLV III, S. 54.

aus ihre fugen, du krigst sie nicht wieder rein“!<sup>79</sup> Daneben stand Sachliches und Organisatorisches. Markus Levin beschrieb seinen Anteil an der Geselligkeit einmal explizit, an dem eingangs zitierten Tag:

Schreibe mir nur wie alles zum Empfang der Gräfin besorgt werden soll, und du kannst Dich alsdann darauf verlassen dass es geschieht.//. brauchst Du mir Deinen Dank zu äußern? Gib ihn andern guten Menschen doppelt, den es noch wohlthut: ermuntert zu werden, zur Vernunft und richtigen Empfindung. Ich vermag so wenig! und wenn *Du* vollends dafür danken willst, so fühle ich *das* schwehr.<sup>80</sup>

Dieser Ton unterfüttert sozusagen die Leichtigkeit anderer Billets aus dieser Zeit und deutet an, dass Geselligkeit nicht nur einen Ton, sondern auch eine Infrastruktur brauchte. Quellen wie diese legen zugleich nahe, sich das Haus Levin als ein für Gäste verschiedener Herkunft offenes Haus vorzustellen, mit der Möglichkeit etagenübergreifender Geselligkeit. Anders herum betrachtet war zur Aufrechterhaltung einer regelmäßigen Geselligkeit im Hause Levin die Einbeziehung der Familie auch höchst notwendig, da die Salonière oft monatelang, 1794 und 1795 jeweils von Juni bis September, nicht in Berlin weilte.<sup>81</sup>

Die Frage, wer 1794/95 alles zu den Besuchern dieser prägnant formulierenden Familie zählte, wer in den Worten Rose Levin Assers „un des notres“ war,<sup>82</sup> ist nicht vollständig zu beantworten. Vergleicht man allein in den zeitgleichen Briefen Rahel Levin Varnhagens an Veit und Liman die namentlich genannten Gäste des Hauses Levin, ergeben sich unterschiedliche Gästelisten. Die zahlreichen und regelmäßigen Besuche der Schauspielerin Unzelmann oder *bei* der Unzelmann finden überwiegend bei der Liman Erwähnung. Als gemeinsamen Bekannten erwähnt Rahel Levin Varnhagen umgekehrt einen Doktor Bing, vermutlich Abraham Herz Bing,<sup>83</sup> auch Mediziner, nur gegenüber

<sup>79</sup> Chaie Levin an Rahel Levin Varnhagen, 1. 8. 1795, SV 214, leicht anders gelesen („kanst“) auch in: ERLV III, S. 44.

<sup>80</sup> Markus Levin an Rahel Levin Varnhagen, 21. 8. 1795, als Nachschrift in einem Brief Gustav von Brinckmanns, BA V, dieser Teil auch in: ERLV III, S. 54.

<sup>81</sup> Im Juni und Juli 1794 in Freienwalde, unternahm sie im August eine Reise nach Breslau, war im September wieder in Berlin. Anfang Juni 1795 ging es über Dresden nach Karlsbad und Teplitz, wo sie bis September blieb, um denn wieder nach Leipzig zu fahren. Die Reisetätigkeit einer Salonière wird dabei am Beispiel der bestüberlieferten Frau Berlins um 1800 nachvollzogen, ist aber auch bei anderen Salonièren nachzuweisen. Zumindest von den wohlhabenden Meyers kann angenommen werden, dass sie sich regelmäßig zu Kur- oder Geschäftsreisen außerhalb der Stadt befanden.

<sup>82</sup> Rose Levin Asser an Rahel Levin Varnhagen (über einen neuen Gast der Familie), 22. 8. 1796, in: ERLV III, S. 59.

<sup>83</sup> Abraham Herz Bing (1769–1835) war Arzt in Berlin und Mitglied der Gesellschaft der Freunde. Panwitz 2005, S. 127; Jacob Jacobson (Hrsg.): Jüdische Trauungen in Berlin 1759–1813. Mit Ergänzungen für die Jahre 1723 bis 1759, (Veröffentlichungen der Historischen



David Veit. Mehrfach machte Gelegenheit das Thema: Das Ehepaar Stieglitz<sup>84</sup> wurde beispielsweise Liman gegenüber nicht erwähnt, mit Veit aber ausführlich diskutiert, da er sie gerade in Hannover getroffen hatte. In den Korrespondenzen mit Veit, Liman und ihren Familienmitgliedern übereinstimmend und mehrfach aus dem Zeitraum 1794/95 als häufige Gäste von Rahel Levin Varnhagen wurden folgende Personen genannt: der spätere preußische Geschäftsträger Hieronymus Scholz (oder Scholtz), Hauptmann Ferdinand Cuhn, Musikdirektor Carl Bernhard Wessely, die Diplomaten Navarro D'Andrado und Gustav von Brinckmann. Damit trafen sich im Salon Levin wirklich Personen verschiedener Nationalitäten und Stände, wenn auch andere, als oft berichtet.<sup>85</sup> Besonders häufig genannt wurden weiterhin die Schauspielerin Friederike Unzelmann und die Sängerin Maria Marchetti.<sup>86</sup> Damit fanden sich repräsentative Vertreterinnen der zwei großen hauptstädtischen Bühnen bzw. zwei der populärsten Künstlerinnen Berlins um 1800 im engeren Freundeskreis der Levins.<sup>87</sup> Wichtig ist festzuhalten, dass alle in den Briefen sowohl einzeln als auch in verschiedenen Zusammenstellungen auftraten. Einen einzigen Tag beschrieb die Gastgeberin einmal so: „Schreiben Sie einmal, wenn Mad. Lüdeken, zwei Kinder aus Hamburg, Scholz, Markus, Bing, Fließ, Peschier, Brinckmann, Herr Koch, die Veit, Jettchen, die Marchetti, und wer weiß was noch in einem Vormittag zu Ihnen kommen“.<sup>88</sup> Neben dem schwedischen Adligen Brinckmann

---

Kommission zu Berlin beim Friedrich-Meinicke-Institut der Freien Universität Berlin, 28; Quellenwerke, 4), S. 440.

**84** Israel (später Johann) Stieglitz, auch Israel Hannover genannt (1767–1840), Jugendfreund Wilhelm von Humboldts, war nach einem Medizinstudium in Göttingen Arzt in Hannover, später Obermedizinalrat, Autor medizinischer Schriften. Zu seiner Frau Jente / Jeannette s. u. „Wiederzuentdeckende Gastbegerinnen“.

**85** Rodrigo Navarro d'Andrado (1774–1839), auch als D'Andrago überliefert, war portugiesisches Gesandtschaftsmitglied in Berlin. Carl Bernhard Wessely (1768–1826), war Komponist und Orchesterleiter, Verwandter des Philosophen Naphtali Hartwig Wessely. Über Ferdinand Cuhn vermerkt Varnhagen: „Hauptmann, nachher Major von Cuhn, erst in waldeckischen, dann in darmstädtischen Diensten. Ein merkwürdiger Mensch, voll Kraft, brennender Begier, heißer Gewalt!“, SV 50, zit. nach: Bosold 1996, S. 10, Fn. 29.

**86** Vgl. die Einträge im Handbuch über den königlich preussischen Hof und Staat auf das Jahr 1794, Berlin. Maria Marchetti Fantozzi (1767–1807) war seit 1792 Primadonna der Hofoper mit 3.000 Talern Jahresgehalt, Friederike Unzelmann, mit vollständigem Namen Christiana Friederike Augustine Conradine Bethmann-Unzelmann (1760–1815), war die bekannteste Schauspielerin des Nationaltheaters. Von zahlreichen Mitgliedern der Salongesellschaft sind komplimentierende Gedichte an sie überliefert.

**87** Besonders im Familienbriefwechsel werden noch weitere Personen aus dem Umfeld der Schauspielerinnen erwähnt, so der Schauspieler Karl Cechtitzky, und Herr von Quast, sowie Madame Eigensatz, die Mutter der Schauspielerin Christel Eigensatz.

**88** Rahel Levin an David Veit, 24. 4. 1795, in: GW VII/1, S. 220. Die 1795 mehrfach genannten Mad. Koch und Herr Koch sind vermutlich das Schauspielerehepaar Koch aus Berlin. Ob es

bestand ihr Umgang an diesem Vormittag damit gleichermaßen aus Familienmitgliedern oder Jugendfreundinnen (Markus, Kinder, [Dorothea] Veit, Jettchen [Mendelssohn]) und einem jüdischen Mediziner (Bing), sowie aus Künstlern (Koch, Marchetti) und heute wenig bekannten preußischen Beamten (Scholz).<sup>89</sup> Unter ihren Besuchern waren nicht wenige Personen, die in der Sekundärliteratur zum Salon nicht genannt sind, und deren Biografien heute schwierig zu recherchieren sind, wie etwa die Jugendfreundinnen Hitzel Fließ Boye Sparre und Sophie Meyer Fränkel, auf die nachstehend noch eingegangen wird.<sup>90</sup> Wichtig festzuhalten ist weiterhin, dass Namen christlicher bürgerlicher Frauen nicht unter den Gästen zu finden sind, und dass die Bekanntschaft Rahel Levin Varnhagens mit hochrangigeren Adligen wie die des Prinzen de Ligne oder der Gräfin Pachta in die späteren Monate des Jahre 1795 außerhalb Berlins fielen bzw. es dafür eines anderen Ortes als Treffpunkt bedurfte [s. III.5]. Gelegentlich äußerte sich die Salonièr Veit gegenüber, wie schwer es ihr falle, Gäste ihrer Wahl zu bekommen und beklagte sich über ihren Stand. Nicht nur wüsste sie Goethe bei einem potentiellen Treffen als Mädchen und als Jüdin nichts Gescheites zu sagen.<sup>91</sup> Auch im Falle des Komponisten Johann Friedrich Reichardt beispielsweise, von dem sie sich sehr beeindruckt zeigte, wünschte sie sich, ein Mann und sogar ein Geschäftsmann zu sein, wie es ihr Vater gelegentlich sich ausgemalt hatte. Sie wolle auf seinem Grab weinen, wenn dieser sie „zu einer Geschäftsperson, wenn auch mit Gewalt, gebildet hätte; so wär ich jetzt eine Art Ding, wäre mittausend Menschen in Konnexion, könnte dreist sein, ein Wort mitsprechen, und kennen lernen wen mir nur einfiele; denn Sie glauben gar nicht, wie ich ohne Dummdreistheit mit den

---

sich bei Peschier um den Pharmazeuten und Gelehrten Jacques Peschier oder einen Verwandten der Wiener Bankiersfamilie handelt, lässt sich nur mehr vermuten.

**89** Da in den Briefwechseln immer nur der Nachname Scholz genannt wird, ist nur zu vermuten, dass es sich hierbei um den preußischen Geschäftsträger Hieronymus Scholz (?–1833, Rom) handelt, den Karl August Varnhagen in seinen gesammelten Charakterschilderungen zu dieser Epoche erwähnt. Demnach handelte es sich um einen schönen, begabten, aber übermäßig faulen „Sonderling“, der aufgeklärten Idealen lebenslang treu blieb, dem aber persönliches Wohlbehagen über alles ging. Vgl.: Karl August Varnhagen: Scholz, in: ders.: Vermischte Schriften. Dritte vermehrte Auflage, Bd. 2, Leipzig 1875, S. 146–152.

**90** Zu Fließ Boye Sparre s. u. den Absatz über wiederzuentdeckende Gastgeberinnen, zu Meyer Fränkel s. IV.

**91** „dass ich ein Mädchen bin, und in meiner Situation, ein Judenmädchen. Sie haben Recht; *lächerlich* könnte ich mich wohl machen [...] aber was sollte der *Mann* denken, als was ich mich ihm präsentiren?“ Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 31. 10. 1794, in: GW VIII/I, S. 264. Hervorhebung im Original.

Leuten bekannt werden kann; wenn ich nun noch gar wichtig wäre, und sie ohnehin mit mir zu thun haben müssten“!<sup>92</sup>

Reichardt hatte früher in geschäftlichen Dingen mit ihrem Vater verkehrt,<sup>93</sup> 1794 musste sich Rahel Levin Varnhagen für ein erneutes Kennenlernen eines Tricks versichern: „Man hat mir an drei Orten versprechen müssen, wo Reichardt hingeht, mich sofort holen zu lassen, wenn er kommt. Wir *armen* Lumpenhunde! wenn ich die mindeste große Dame wäre, ließe *ich* ihn holen; oimé“!<sup>94</sup> Unter anderem bat sie Henriette Herz um sofortigen Bescheid, wenn der Komponist bei ihr erscheine. Anscheinend war es zu diesem Zeitpunkt noch wahrscheinlicher, im Hause Herz prominentere Gäste zu treffen, Levin Varnhagen erwähnte verschiedene Professoren und Theaterdirektoren aus diesem Kreis.

Wenn man den Stadtführer Friedrich Nicolais von 1793 als Maßstab nimmt, verkehrte von den damals als Berliner Gelehrte bekannten Personen niemand im Haus Levin, mit der Marchetti, und später Hans Genelli aber zwei ihm namhafte Künstler.<sup>95</sup> Von den heute als Stammbesetzung der Berliner Salons bekannten Personen hingegen wurde als [ehemaliger] Gast Wilhelm von Humboldt kaum und nur dann genannt, wenn ihr Gegenüber ihn erwähnte [s. III.4]. Wenn man dem Verleger Johann Daniel Sander, der alle Beteiligten kannte, aber nicht dazu gehörte, glauben darf, hatte Rahel Levin Varnhagen in den 1790er-Jahren in der Berliner Gesellschaft nicht nur keinen Status als Berühmtheit, sondern nicht einmal den besten Ruf, „weil sie fast nur mit Wüst-

<sup>92</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 3. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 105 f.

<sup>93</sup> Ein anderer bekannter Komponist der Zeit, der ebenfalls Levin Markus gut gekannt hatte, aber mit seiner Schwester augenscheinlich nicht verkehrte, war Carl Friedrich Zelter. Er berichtet in einem Brief an Goethe, er habe den Vater der Frau von Varnhagen „recht gut als Humoristen“ gekannt und erzählt eine Anekdote von dessen Todestag. Im Familienbriefwechsel der Levins erscheint er gelegentlich als Person ‚auf Sichtweite‘. Vgl. ERLV III, S. 468, 516, 540. Zelter war allerdings Habitué im Hause Abraham und Lea Mendelssohns, das in der Geschichte der Berliner Salons endlich einen Platz verdient hätte. Max Hecker (Hrsg.): Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter 1799–1832, 3 Bde., Frankfurt/M. 1987, Bd. 3, S. 144. Zelter war auch gut bekannt und im Briefwechsel mit Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel. Vgl. Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe [im Folgenden KFSA], Bd. 25, S. 41, 65, sowie bes. S. 90–93.

<sup>94</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 3. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 105 f. Hervorhebung im Original. „Oimé“, ital.: „Wehe mir!“

<sup>95</sup> Ein anderes zeitgenössisches Überblickswerk nennt als jetztlebende Schriftsteller auch Maimon, Gentz, und Euchel, die bei Herzens verkehrten und die Rahel Levin Varnhagen zumindest dem Umgang nach kannte. Valentin Heinse Schmidt/Daniel Gottlieb Gebhard Mehring (Hrsg.): Neues gelehrtes Berlin: oder literarisches Nachrichten von jetztlebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen, 2 Bde., Berlin 1795, passim. Als Schriftstellerinnen werden u. a. Königinmutter Elisabeth Christine und Helene Unger aufgeführt.

lingen beiderlei Geschlechts zu tun hat“.<sup>96</sup> Sander bestätigte die Einrichtung des Nachttees und als Gäste des „Cirkel“ unter anderen die Frauen Fließ und Unzelmann, Fürst Reuß, Herrn von Schack und einen portugiesischen Gesandten [Navarro]. In seiner Schilderung, die gleichermaßen aus Klatschfreude wie Frustration des nicht Eingeladenen gespeist sein kann, liest sich Salongeschehen wie folgt: „Wenn es Ihnen einfällt, kommen sie noch Nachts um 11 u. 12 zum Thee zusammen, holen die Fehlenden aus den Betten u. treiben mancherlei Unfug“.<sup>97</sup> Interessant sind Sanders Schilderungen vor allem wegen der verwendeten Begriffe. Er sprach, tendenziell abwertend, von Rahel Levin Varnhagens „Bureau d’esprit“, ihrem „Cirkel“, und der dort verkehrenden „Clique“.

Zu dieser gehörten dann auch andere als Saloniären bekannte Frauen. Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel wurde als „die Veit“ häufig besucht oder als Gast genannt, auch passte Rahel Levin Varnhagen gelegentlich auf deren Sohn Jonas auf, Brinckmann trank bei beiden Schwestern Dorothea und Henriette Mendelssohn Schokolade; von Gesellschaften oder einem „Salon“ im Haus der Veit ist nicht die Rede.<sup>98</sup> „Madame Herz“ wurde von Rahel Levin Varnhagen als nur gelegentlicher Gast genannt. Ebenfalls selten waren anscheinend ihre Besuche bei Herzens, die als Gastgeber meist im Plural genannt sind. Allerdings schickte man sich immer wieder Empfehlungen über gemeinsame Gäste wie Brinckmann, und im Familienbriefwechsel der Levins wurde das Ehepaar häufig und mit großer Achtung genannt. Mit einigen Philosophen, die als Gäste Herzens bekannt sind, verkehrte Rahel Levin Varnhagen gelegentlich: Gemeinsame Spaziergänge mit Isaak Euchel wurden erwähnt, Salomon Maimon wurde rezipiert und kann 1794 zumindest als langjährige Grußbekanntschaft gelten.<sup>99</sup>

---

**96** Johann Daniel Sander an Carl August Böttiger, 14. 1. 1797, in: Bernd Maurach (Hrsg.): Die Briefe Johann Daniel Sanders an Carl August Böttiger, 4 Bde., Bern [u. a.] 1990–1993, Bd. 2, S. 86 f.

**97** Johann Daniel Sander an Carl August Böttiger, 14. 1. 1797, in: Maurach 1990, Bd. 2, S. 86 f. Sander betonte mehrfach, dass er sich eine Einladung wohl verschaffen könnte, aber nicht wolle „weil die ganze Clique in so üblem Rufe steht, daß keine rechtlichen Menschen unter sie kommen dürfen.“ Ebd.

**98** Allerdings verbrachte „die Veit“ einen Großteil des hier gewählten Untersuchungszeitraums in Strelitz.

**99** So „geht Euchel von der Doktorin Lemos bis zur Heiligengeiststraße mit mir“, Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 3. 1. 1794, in: GW VII/1, S. 107; im Briefwechsel mit David Veit werden immer mal wieder Thesen Maimons diskutiert und noch 1800 ließ Rahel Levin Varnhagen eine Freundin ihre Grüße an Maimon überbringen. „Maimon aber war sehr erfreut über Ihr Andenken“, Karoline von Schlabrendorf an Rahel Levin Varnhagen, 20. 5. 1800, in: Varnhagen 1836, S. 73.

## „Partheiungen“ im Hause Herz?

Hr. Markus Herz, Doktor der Arzneygelahrtheit,  
Hofrath und Leibarzt des Fürsten von Waldeck.  
Er ist durch philosophische und medicinische Schriften berühmt.  
Er wohnt in der Spandauerstraße.  
Friedrich Nicolai: Jetztlebende durch Schriften bekannte Gelehrte, 1786<sup>100</sup>

In der Forschungsliteratur werden dem Salon Herz zwei Besonderheiten attestiert: Er gilt als der „erste echte“ Salon Berlins und wird gelegentlich als „Doppelsalon“ bezeichnet, bei dem Ehemann und Ehefrau zwei verschiedene Zirkel nebeneinander in verschiedenen Zimmern geleitet haben sollen. Da die Definitionen wie „echte Salons“ und „Doppelsalon“ posthum an die Berliner Geselligkeitsgeschichte herangetragen wurden, ist es historisch schlicht korrekter, auf den Umstand hinzuweisen, dass Markus Herz, Arzt und Philosoph, bereits als Junggeselle seit etwa 1777 vor Personen verschiedenen Standes, Juden und Nichtjuden, in seiner Privatwohnung Vorträge und Vorlesungen gehalten hat und diese Tätigkeit auch als verheirateter Mann fortsetzte.<sup>101</sup> Während der Salon von Henriette Herz erst in der nachfolgenden Forschung als ‚Institution‘ galt, wurde ihr Mann bereits in zeitgenössischer Stadtbeschreibung zu den „jetztlebenden Gelehrten“ gezählt und seine Vorlesungen wurden in der Berliner Tagespresse angekündigt.<sup>102</sup> Die Idee des Doppelsalons ist in der Forschung mit einem Nebeneinander des Geschmacks und der Umgangsformen verbunden, oft stilisiert zu einer räumlichen und ideellen Trennung zwischen den Vertretern der Aufklärung, die sich um den Hausherrn versammelten und eher gefühlsbetonten Dichtern, je nach Salonbericht Goetheverehrer oder Romantiker, im Salon der Hausherrin. Diese Vorstellung wird an den Erinnerungen des Bildhauers Schadow festgemacht, der in den 1780er-Jahren im Hause Herz verkehrte und von dem zitiert wird, dass Markus Herz an Gesell-

**100** Nicolai 1786, Bd. 3, Anhang, S. 9 Ein Druckfehler ist im Original überliefert: „Er ist durch philosophische und medicinische Schriften berühmt. Er wohnt in der Spandauerstraße.“

**101** Jahresangabe nach Landsberg 2000, S. 49. Zur Biografie Markus Herz' s. Davies 1995 sowie, vor allem zu Herz' Tätigkeit als Arzt: Christoph Maria Leder: Die Grenzgänge des Marcus Herz, München 2007.

**102** Zum Beispiel 1784: „Herr Dr. Herz wird heute mit seinen Vorlesungen über die Experimentalphysik den Anfang machen und sie den Winter über zweymal wöchentlich fortsetzen, Montags und Donnerstags von 5 bis 7 Uhr Abends.“ Königlich privilegierte Berlinische Staats- und Gelehrte Zeitung, 142stes Stück, Donnerstag, den 25. November 1784. Die Anzeige erschien im selben Wortlaut auch in den „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“ und im „Neuen Berliner Intelligenzblatt“. Vgl. auch das Eingangszitat von Nicolai.

schaftsabenden junge Ärzte, Gelehrte und Staatsmänner um sich versammelt habe, hingegen „im Salon der Hausfrau daneben waren zugleich mehrere jüngere Männer, der deutschen Dichtkunst ergeben“.<sup>103</sup> Diese Formulierung stammt allerdings aus dem Jahr 1849 und nachweislich von einem begabten Anekdotenerzähler.<sup>104</sup> Henriette Herz sprach selbst für die ersten Jahre ihrer Ehe eher allgemein von einer wöchentlich sich zusammenfindenden „Lese-gesellschaft“ beim Kastellan Bauer sowie von viel Besuch aufgrund der Vorlesungen ihres Mannes:<sup>105</sup> „H. ward mehr u. mehr als guter Arzt bekandt u. las philosophische Collegia, dadurch kamen viele u. bedeutende Leute in unser Haus, die auch zuweilen zu Abendmahlzeiten eingeladen worden – doch meistens nur Männer, u. so jung u. unwissend ich auch war unterhielten sie sich doch viel mit mir“.<sup>106</sup>

Tatsächlich gab es einen großen Alters-, und zumindest anfänglich, sicherlich auch Interessensunterschied zwischen den Eheleuten. Markus Herz, 17 Jahre älter als seine Gattin, war Schüler und Freund Moses Mendelssohns, hatte bei Immanuel Kant studiert, mit dem er in Briefkontakt stand und dessen Ideen er in Berlin verbreitete. Daneben bot er physikalische und medizinische Themen an. So brachte das Interesse am Blitzableiter auch den Hofmeister Gottlob J. C. Kunth in die Herzsche Wohnung, der mit seinen Schülern, den beiden Brüdern Humboldt, kam, die in der Folge allerdings mehr mit Henriette Herz umgingen. Nicht zu vernachlässigen ist aber der Umstand, dass neben ihrem Vater Benjamin de Lemos, auch Markus Herz ganz wesentlich für die Ausbildung seiner Frau verantwortlich war, etwa durch Lektüreempfehlungen und Hauslehrerauswahl. Dieses Kapitel stellt daher erneut die Frage an das Haus Herz, welche Art von Geselligkeit 1794 stattfand und was für ein Verhältnis zwischen den Gastgebern bestand.

---

**103** Johann Gottfried Schadow: *Kunstwerke und Kunstansichten*. Ein Quellenwerk zur Berliner Kunst- und Kulturgeschichte zwischen 1780 und 1845. Hrsg. von Götz Eckardt, 3 Bde., Berlin 1987, Bd. 1, S. 15 f.

**104** Dabei wird der Quellenwert dieser Erinnerungen keineswegs in Abrede gestellt. Wie der Herausgeber aber bemerkt, wurden die Erinnerungen inklusive der hier zitierten Vorrede im Abstand von 60 Jahren zum Ereignis formuliert. Für die Jahre vor 1800 standen dem Künstler als Erinnerungsstütze nur Ausgabenbücher, keine Tagebücher zur Verfügung. Insofern ist Schadows Vorrede der Tendenz nach sicherlich, im Detail nur bedingt historisch zuverlässig. Vgl. Götz Eckardt: Zur Entstehungsgeschichte der „Kunstwerke und Kunstansichten“ und des Tafelbandes, in: Eckardt 1987, Bd. 3, S. 837–848.

**105** „die eingerichtet ward u. die aus den damals gescheidesten, ausgezeichnetesten Leuten bestand. Dohm, Engel, Klein, H. Zöllner u. wir dazu gehörigen Frauen. K. u. die H-s waren auch dabei.“ Herz 1896, S. 182.

**106** Henriette Herz 1896, S. 166.

Bemerkenswerterweise gibt es aus der so genannten Hoch-Zeit der Berliner Salons, speziell zwischen 1792 und 1798, keine überlieferten Autografen und keine gedruckten Briefwechsel der „berühmten Salonière“ Henriette Herz – mit Ausnahme ihrer ungedruckten Billets in der Sammlung Brinckmann und eines einzigen gedruckten Briefes von Alexander von Humboldt.<sup>107</sup> Die immer noch zitierten ‚Memoiren‘ der Henriette Herz, die neben anderen ein so viel versprechendes Kapitel *Zur Geschichte der Gesellschaft und des Konversationstones in Berlin* enthalten, sind, wie erwähnt, das Werk eines nachlebenden Journalisten.<sup>108</sup>

Topografisch ist festzuhalten, dass der Adresskalender 1794 Markus Herz als Hofrat und Professor im „Haus des Kaufmanns Löhder“ aufführt und sich daraus ergibt, dass der „Salon Herz“ 1794/95 in der Neuen Friedrichstraße 22 stattgefunden haben muss, die damals etwa entsprechend der heutigen S-Bahn vom Hackeschen Markt bis zum Alexanderplatz verlief.<sup>109</sup>

Aus den hier untersuchten Briefen ihrer Gäste untereinander wird zunächst deutlich, dass es 1794 im Hause Herz, im Unterschied zum Haus der Familie Levin, einen etablierten Freitag als Empfangstag gab. Enge Freunde des Hauses Herz, wie Brinckmann, Humboldts, oder Burgsdorf wurden auch an anderen Tagen zum Mittag- oder Abendessen oder zum Tee – und Kartenspiel[!] – gebeten.<sup>110</sup> Der Freitag bei Herzens scheint aber sprichwörtlich gewesen zu sein, da er in vielen Korrespondenzen ebenso bekannt wie bei der jüngeren Generation gefürchtet war.<sup>111</sup> „Jüngere Generation“ ist hierbei ebenso in

<sup>107</sup> Vgl.: Lexikon deutsch-jüdischer Autoren, Bd. 11, S. 158–167. Vgl. auch Alexander von Humboldt an Henriette Herz, 4. 8. 1796, in: Landsberg 2000, S. 203 ff.

<sup>108</sup> Fürst 1850. Vgl. als unkritische Wiederaufnahme dieses Kapitels z. B. Janetzki 1984, S. 43–54.

<sup>109</sup> Vgl. den Eintrag zu Markus Herz: „Prof. d Philosophie und Fürstl. Waldeckscher Hofrath. w. in der neuen Friedrichstr. in d. Kaufmann Löhder H.“, in: Adress-Calender 1794, S. 416. 1788 und 1790 war Herz noch als in der Spandauer Straße unweit des Berlinischen Rathauses wohnhaft verzeichnet. Die Benennung des Henriette-Herz-Platzes am Hackeschen Markt ist irreführend und einer Frauenquote des Bezirksamts geschuldet.

<sup>110</sup> Für die Existenz von Kartenspielen, bisher im Zusammenhang mit den Berliner Salons nicht thematisiert, gibt es mehrere kleine Andeutungen in Billets. Beispielsweise als Mahnung, „aber absagen hätten Sie mir eigentlich müssen weil Burgsdorf spielen sollte“. Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 18. 8. 1795, ungedruckt, BA H. Marianne Meyer Eybenberg an denselben: „Wie richtig Sie gestern wieder Calculirt dass ich am Spieltisch gefesselt gewesen, bestärkt mich immer mehr in meinem Urtheil über Ihr Combinierungs Vermögen [...]“, 16. 1. 1794, ungedruckt, BA E. In Bad Freienwalde wurde u. a. L'hombre gespielt, eine dem Skat ähnliche Vergnügung. Vgl. Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 25. 7. 1795, nur teilweise gedruckt in: Hahn / Bosold / Isselstein 1998, S. 170.

<sup>111</sup> Für einen Generationsunterschied bzw. eine unterschiedliche Wahrnehmung als Gastgeber spricht auch die unterschiedliche Bezeichnung in Grüßen. Alexander von Humboldt beschloss seine Briefe nach Berlin mit „empfehlen Sie mich [...] an den lieben

Hinsicht auf das Lebensalter als auch in literarisch-philosophischer Hinsicht gemeint. Sowohl Brinckmann als auch Levin Varnhagen beschrieben 1794 Abende bei Herzens, an denen sie sich, trotz oder wegen zahlreicher anwesender Professoren, sehr gelangweilt hätten: „Gestern war ich, seit ich wieder in Berlin bin, das erstemal bei Herzens. Professor Meyer saß neben mir, und der Buchhändler Michaelis gegen mir über.“ Nach ihrer Bekanntschaft mit Veit gefragt, habe sie – davon ausgehend, dass ihre Tischherren ihre Art der Freundschaft nicht verstünden – beschlossen, den engeren Kontakt zu leugnen: „Ich hätt's auch gesagt, aber Hr. Michaelis sah zu schafig aus. [...] so viel, grobes, dummes Zeug hab ich gestern hören müssen und bin ihm nun so abgewöhnt“.<sup>112</sup> Nichtsdestoweniger wurden von einigen ihrer Gäste regelmäßige Besuche bei Herzens verzeichnet und Formulierungen wie „Die Herz, bei der ich gestern soupiert habe, hat mir sehr viel freundschaftliche Empfehlungen an Sie aufgetragen“ sind mehrfach überliefert.<sup>113</sup>

Die berühmte Anekdote, nach der Markus Herz einen Gast zur Klärung eines Goethezitates rüde an seine Frau verwiesen haben soll, ist keineswegs gesichert.<sup>114</sup> Aber die literarische Positionierung des Herrn des Hauses bzw. die oppositionelle Positionierung jüngerer Gäste wird durch die Worte bestätigt, mit denen Rahel Levin Varnhagen ein neuer Gast für ihren Zirkel empfohlen wurde: „Ein gewisser Schede, der jetzt Freitags bei Herz ist, verdient Ihre Aufmerksamkeit, ist gescheidt und äußerst brav, lacht Herz aus, und betet Goethe an“.<sup>115</sup>

Eine Frage, die bisher leider noch nicht verfolgt wurde, wäre, inwieweit die Aufteilung unterschiedlicher Gästegruppen in einem Haus auf die Ehepartner nicht auch ein mehr oder minder bewusst eingeschlagener Weg gewesen sein kann, sich als Ehepaar in ein neues Lebensumfeld hinein zu bewegen, ohne die Bindungen an das alte zu verlieren. Eine Beschreibung, die auf diese

---

Hofrath und seine vortreffliche Frau [...]“ aber im selben Brief: „Grüßen Sie doch die Veit, die Levi und das ganze pp. meiner Bekannte“. Alexander von Humboldt an Ephraim Beer, November 1787, in: Jahn / Lange 1973, S. 5.

<sup>112</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit 1. 11. 1794, in: GW VII/I, S. 265 f.

<sup>113</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 17. 5. 1794, ungedruckt, SV 38.

<sup>114</sup> Selbst Hans Landsberg formuliert vage: „es klingt so unwahrscheinlich nicht, wenn er [Markus Herz] zu David Friedländer, der ihn um die Erklärung einer dunklen Stelle bei Goethe angeht, gesagt haben soll: ‚Gehen Sie zu meiner Frau; die versteht die Kunst, Unsinn zu erklären.‘“ Landsberg 2000, S. 53.

<sup>115</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 22. 12. 1795, in: GW VII/II, S. 217. Die Identität Schedes konnte nicht eindeutig geklärt werden. Das Register der Rahel-Bibliothek (GW) führt ihn als Karl Schede, mit dem sie auch 1808 f. noch verkehrte und der ebenfalls Gast bei Verleger Sander und bei Burgsdorf war.



Strategie hindeutet, findet sich aus einem noch wenig untersuchten Salon in Wien, dessen Salonière die aus Berlin gebürtige Cäcilie Wulff Eskeles war:

Während in den Zimmer der Frau von Eskeles alles, durch Pracht und Geschmack der Ausstattung wie durch Vornehmheit der Gesellschaft und Gesprächstons, mit den höchsten Kreisen Wiens wetteiferte [...] so pflegte Eskeles selbst, nachdem er eine Weile nach Gebühr und Würden in dieser vornehmen Welt erschienen, alsbald in eine Hinterstube zu entschlüpfen, wo er die Besuche seiner Glaubensgenossen empfing, [...] und bei Taback und Bier rücksichtslos und behaglich den Rest des Abends hinbrachte.<sup>116</sup>

### Generationen im Salon

Dem Umstand, dass der berufliche Vielschreiber Gustav von Brinckmann an einem Posttag vor lauter Arbeit nicht aus dem Haus kam und die Ereignisse des vorigen Abends, die er seiner Freundin Rahel Levin Varnhagen sonst mündlich mitzuteilen pflegte, schriftlich niederlegen musste, verdankt sich eine der wenigen Schilderungen, wenn nicht die einzige, einer Salondebatte an einem Herzchen Freitag: Am 27. Juni 1794 wurde unter anderem der Zusammenhang von der charakterlichen Moral und dem Talent eines Autors diskutiert. Auffällig ist dabei die Selbststilisierung Brinckmanns, der die moralischen Bedenken der jüdischen Aufklärer, der Maskilim, ironisch abtat. Wegen der Seltenheit der Überlieferung und der Charakterisierung der deutlichen literarischen „Partheiung“ wird das ungedruckte Billet<sup>117</sup> hier komplett wiedergegeben und, den Randbemerkungen des Überlieferers Karl August Varnhagen, als [V:] gekennzeichnet, folgend, kurz aufgeschlüsselt, in der Überlegung, inwieweit es Partheiungen, aus Freude an der Diskussion oder aus Überzeugung, aufscheinen lässt.

///„Da es an Posttagen so ungewiß ist ob ich Sie sehe, fühle ich immer umso mehr das Bedürfniß Ihnen zu schreiben, Ich hoffe Sie haben sich gestern Abend gut amusirt; ich ziemlich; Jeanette und Adel [V: Jeanette und Adele Ephraim] wollten zur Herz zum Thee

---

**116** Kommentar Karl August Varnhagens, zu einer Briefstelle seiner Frau über Bernhard Eskeles, „den ich sehr liebe, weil ihn seine Klugheit aus den Poren dringt [...] weil er ganz altväterlich geblieben ist, mit geistigen Gaben, und ein reiches Leben über ihn weggegangen ist, welches er ganz nach seiner Art bearbeitet hat.“ Rahel Levin Varnhagen an Karl August Varnhagen, ohne Datum, beides zitiert von Karl August Varnhagen: *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*, in: ders.: *Werke in fünf Bänden*, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Frankfurt/M. 1987–1994, Bd. 1–3, hier Bd. 1, S. 686. Auch wenn man Varnhagens bekannten Hang zur Stilisierung in Betracht zieht, scheint es glaubhaft, dass im repräsentativeren Wien Herr Eskeles traditionell lebende Freunde nicht mit der gemischten Gesellschaft zusammenbringen wollte.

**117** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 28. 6. 1794, SV 38.

kommen, allein wir warteten bis acht Uhr vergebens auf sie, ich mußte mich unterdeß mit [V: David] Friedländer und Herz herumstreiten, denen Genz Imoralität so erschrecklich anstößig ist, weil dadurch seine – *politischen Schriften* *nothwendig* viel verlieren müssen!!! –

Erklären Sie mir, wie sonst gute Köpfe so verflucht *windisch* sein können. Friedländer sprach auch mit Einem Wort über Stollbergs Reisen ab, die er nicht sehen mochte, denn er liest kein Buch von *einem Grafen*! Herz lese wohl von einem *Grafen*, aber nicht von *einem der* so albern *viel Religion* hat, wie Stolberg! Kurz ich schwöre Ihnen prächtige Sachen kamen da zum Vorschein. Ich der nun Bücher von Grafen und Kaufleuten gleich gern lese, und mich immer nicht überzeugen kann, dass die Religion auf den Reisewagen und individuelle Imoralität auf Grundsätze des Staatsrecht Einfluß zu haben braucht, warf mich denn dabei zum Vertheidiger des Teufels und Jesu Christi wechselweise auf. Unsre Damen kamen, und Jeanette hat uns und aller Welt – denn es waren viel Leute da – so oft und so absichtlich versichert, *wie unbeschreiblich glücklich sie sei*, weil sie recht eigentlich ein *plattes gemeines Weib* geworden, dass ich beinah Lust bekommen hätte, das erste zu bezweifeln und das letztere in vollem Ernst zu glauben. Doch dies unter uns, denn ich erkläre mich noch darüber; denken Sie sich hernach bey Tische der Professor Meyer [V: Bramstedter Meyer] so aimable und unterhaltsam dass ich noch zweimal die Linden mit ihm auf und ab gegangen bin.

Adieu. Br.“///

Die Freundschaft von Markus Herz zu David Friedländer, einem der bekanntesten Vorkämpfer der jüdischen Emanzipation und Reform, ist zu diesem Zeitpunkt bereits mehrere Jahrzehnte alt.<sup>118</sup> Der diskutierte Graf ist Friedrich Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg [sic!], der gemeinsam mit seinem Bruder Christian in den Briefen der Salongesellschaft wegen seines Lebenswandels und seiner Werke immer mal wieder zum Diskussionsgegenstand wurde.<sup>119</sup> Bei dem Buch handelt es sich vermutlich um seinen aktuellen Reisebericht aus

---

**118** David Friedländer (1750–1834) war zudem eine der bedeutendsten Verbindungspersonen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Lebenswelten im Berlin um 1800. Als Kaufmann und Autor, Schwiegersohn Daniel Itzigs und Freund Moses Mendelssohns sowie Herzens war Friedländer gesellschaftlich ebenso engagiert wie gut vernetzt. Martin L. Davies sieht in Herz und Friedländer die personifizierte Verbindung zwischen den Zentren der jüdischen Aufklärung in Berlin und Königsberg. Davies 1995, S. 23.

**119** Die Brüder Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750–1819) und Christian Graf zu Stolberg (1748–1821) sind in der Literaturgeschichte nicht nur bekannt als Mitglieder des Göttinger Hains, sondern vor allem wegen ihrer Bekanntschaft mit Klopstock und Goethe. Gemeinsam mit letzterem hatten sie 1775 in Zürich durch Nacktbaden für einiges Aufsehen gesorgt. Die Diskussion im Hause Herz antizipierte späteren Aufruhr, den der Graf 1800 dadurch auslösen sollte, dass er zum katholischen Glauben übertrat und nun nicht mehr „unser“ Stolberg war. Brinckmanns Aussage, er sei „Verteidiger Christi“ gewesen, bezieht sich vermutlich ironisch auf die christliche Prägung der Stolbergischen Werke, die bereits seiner Reisebeschreibung anzumerken war. Leopold Stolberg arbeitete auch als Übersetzer und Dichter, einige seiner Lieder wurden von Schubert vertont.

Deutschland und Italien, der 1794 erschienen war, und der an anderen Teetischen der Zeit nachweislich gelesen wurde.<sup>120</sup> Da Varnhagen bei „Meyer“ „Bramstedter Meyer“ an den Rand schrieb, war der Gast bei Herzens höchstwahrscheinlich der Jurist und Schriftsteller Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer aus Holstein, dessen vielfältige publizistische Tätigkeit heute vergessen ist.<sup>121</sup> Als Übersetzer tagespolitischer Werke hätte Meyer Auslöser politischer Debatten im Salon sein können.<sup>122</sup> Stattdessen aber erscheint Moral als heiß diskutiertes Thema dieser Abendgesellschaft, in mehrfachem Sinne. Friedrich von Gentz, hier als „Teufel“ erwähnt, war zu dieser Zeit gleichermaßen bekannt wegen seiner politischen, zunehmend konservativen Publikationen, und berüchtigt wegen seiner bekanntermaßen mangelnden Scheu vor Schulden und Ehebruch. Während sich Herz und Friedländer anscheinend über diese Diskrepanz zwischen Politik und Lebenswandel mokiert hatten, erhob sich Brinckmann amüsiert über deren Moralvorstellungen. Was er ablehnte, und, wie er anahm, Rahel Levin Varnhagen gleich ihm, war übertrieben zur Schau gestellte Moralität, bei Markus Herz ebenso wie bei Jeannette Ephraim Stieglitz. Die erwähnten Frauen, Adele und Jeannette, waren die als sehr gebildet bekannten Enkelinnen des berühmten so genannten „Münzjuden“ Veitel Heine Ephraim, damit auch Cousinsen von Sara und Marianne Meyer.<sup>123</sup>

---

**120** Beispielsweise finden sich ein Kupfer[stich] aus dem Buch von 1794 sowie verschiedene Werke beider Stolbergs in der Büchersammlung von Fürst Reuß / Marianne Meyer Eybenberg. Vgl. „Catalogus der Bücher zu der Verlassenschaft“, in: „88a Acta manualia, des h.[p?] Uhden betr. die Angelegenheiten der Frau Witwe d. Prinzen Reuß des 14. 1799“, ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz I nr. 88a, S. 31–50.

**121** Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1759–1840), viel reisender Publizist, Philosophieprofessor in Göttingen und seit 1796 Besitzer des Guts Bramstedt. Bramstedt war auch Geburtsort des Grafen von Stolberg, möglicherweise war das Thema so entstanden. Meyer arbeitete in den 1790er-Jahren journalistisch in Berlin, u. a. am „Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks“. Kurz nach seinem Tod hieß es: „Der Weltmann, der reichbegabte Mann, ist in seinem 81 Jahre langen Leben nie imstande gewesen, wie Werk zu schreiben, das ihn überdauert. 13 dicke Bände, darunter viele Theaterstücke, waren schon zu Lebzeiten vergessen.“ „Urteil der Literaturgeschichte“, ohne Quelle, in: Jan-Uwe Schadendorf: Geschichte und Geschichten aus Bad Bramstedt in Holstein, unter: <http://www.alt-bramstedt.de/Inhalt/schlossbesitzer/flwmeyer/flwmeyer.htm> (31. 1. 2010).

**122** 1794 gerade übersetzte Meyer das Tagebuch eines englischen Revolutionsbeobachters. Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer: Dr. Johann Moore's Tagebuch während eines Aufenthalts in Frankreich, vom Anfange des August bis Mitte Decembers 1792, Berlin 1794.

**123** Sie waren Töchter von Benjamin Veitel Ephraim, Kaufmann, Dichter und Politiker, u. a. in preußischen Staatsdiensten in Paris tätig. 1806 wurde er unter Spionageverdacht festgenommen und schrieb „Über meine Verhaftung und einige anderer Vorfälle meines Lebens“ ein Buch. Als jüngster biografischer Aufsatz zu ihm: Liliane Weissberg: Wie schnell kann man verhaftet werden? Benjamin Veitel Ephraim, Preußens erster Geheimrat, reflektiert über das Berufsrisiko um 1800, in: Willi Jasper / Joachim H. Knoll (Hrsg.): Preußens Himmel

Bei allem hier zum Ausdruck kommenden Spott wurde der Haushalt Herz 1794/95 zugleich als ein sehr gebildeter Haushalt auf der Höhe der Zeit betrachtet. Der Hausherr Professor Herz trat in der Korrespondenz der Salonteilnehmer wenig in Erscheinung, aber diesen wenigen Quellen nach wurde er durchweg als respektabler Vertreter der Aufklärung wahrgenommen. Als sie einmal unklar formulierte, musste Rahel Levin Varnhagen an ihn denken: „Ausgedrückte, würde Professor Herz sagen“.<sup>124</sup> An anderer Stelle erwähnte sie ihn achtungsvoll als „der große H“.<sup>125</sup> Und der einzige Brief, den der reisende Alexander von Humboldt in dieser Zeit überhaupt an Bekannte aus Salonkreisen schrieb, ging als Zeichen „der Dankbarkeit, der Freundschaft, des wissenschaftlichen Interesses“ an Markus Herz.<sup>126</sup> Herz wurde von Alexander von Humboldt, der sich zu dieser Zeit stark zu naturwissenschaftlichen Experimenten hinwandte, zu den „guten Köpfen“ gezählt, für die man Freunden Empfehlungen mitgab; eine zunehmende Distanzierung zum Hause Herz, wie sie den Briefen Wilhelm von Humboldts zu entnehmen ist, zeichnete sich in den Briefen des Bruders nicht ab.<sup>127</sup> Mehrfach verwies auch David Veit seine Freundin für Lektüretipps an Herzens. Bei „Mad. Herz“ war Veit allerdings, wie mehrere ihrer Gäste, vor etwas Klatsch nicht gefeit: Um die Rezension des Roman *Woldemar* zu bekommen, möge Rahel Levin Varnhagen der Herz nur sagen, dass sie von Humboldt sei und dass viel über Frauen drin stehe.<sup>128</sup> Damit spielte er auf die frühere Leidenschaft des jungen Wilhelm von Humboldt zu Henriette Herz an. Nach dessen Verheiratung mit Caroline von Dacheröden

---

breitet seine Sterne ... Beiträge zur Kultur-, Politik- und Geistesgeschichte der Neuzeit (Festschrift zum 60. Geburtstag von Julius H. Schoeps), 2 Bde., Hildesheim [u. a.] 2002, Bd. 1, S. 85–106. Die biografische Information zu den Frauen der bedeutenden Berliner Familie Ephraim ist noch immer spärlich. Sie werden als gebildet und mehrsprachig geschildert, Adele besonders galt als künstlerisch begabt. Über Jeannette und Adele, auch Edel, Adelaide und Adelheid (1763–1840) genannt, berichtet Carl Friedrich Zelter in seiner Autobiografie. Vgl. Johann-Wolfgang Schottländer (Hrsg.): Carl Friedrich Zelters Darstellung seines Lebens. Zum ersten Male vollständig nach den Handschriften herausgegeben (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 44) Weimar 1931, bes. S. 136 f.

**124** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 8. 10. 1793, in: GW VII/II, S. 22.

**125** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 11. 10. 1794, ungedruckt, SV 38.

**126** Alexander von Humboldt an Markus Herz, 15. 6. 1795, in: Jahn / Lange 1973, S. 433. Humboldt gab hier auch die Gründe für sein sonstiges Schweigen an: „Ich mußte alle Correspondenz mit Freunden aufgeben, um die wenige Muße, welche mir blieb, den Wissenschaften, die ich nun einmal als Beruf ansehe, zu widmen.“ Das mag natürlich auch eine *captatio benevolentiae* an den Wissenschaftler Herz gewesen sein. Ebd.

**127** Zumindest nicht in den Jugendbriefen Alexander von Humboldts bis 1799, in denen Herz durchweg als Autorität erscheint. Alexander von Humboldt an Christoph Girtanner, 12. 2. 1793, in: Jahn / Lange 1973, S. 236.

**128** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 10. 11. 1794, in: GW VII/I, S. 272.

hatten sie allerdings keinen engen Kontakt mehr.<sup>129</sup> Erst Mitte des Jahres 1795 wurde das Haus Herz wieder zu einem wesentlichen Anlaufpunkt für Wilhelm von Humboldt, da er es nutzte, um Berliner Meinungen über die Werke seines neuen Freundes Schiller zu sammeln [s. III.4].

Die im Tagebuch Humboldts erwähnten gelegentlichen Briefe „an die Herz“ aus dem Jahr 1794/95 sind leider nicht überliefert.<sup>130</sup> Unter anderem muss er ihr einen kurzen Brief, der ihr die Geburt seines Sohnes mitteilte, geschickt haben. Die Reaktion der Herz war wiederum ihrem Stammgast Brinckmann umgehend eine Lästerei wert:

Humboldt hat einen Jungen! Und seine Frau befindet sich dabei ziemlich gut. Er hat dies selbst in drei Zeilen an die Herz berichtet und die ist dabei in Extase gerathen, weil dies sie doch überzeugt wie gut er eigentlich ist. Sie war wirklich hierüber gerührt, und ich segnete dabei den süßen Genuß einer so leichten Überzeugung. Sie selbst ist doch wirklich sehr gut.<sup>131</sup>

Andererseits, diesem Bild der gebildeten Naiven zum Trotz, ist aus dem Jahr 1795 ein launiges Billet überliefert, mit dem Levin Varnhagen und Herz gemeinsam um den Besuch Brinckmanns baten:

///Wenn Sie zu Hause sind, sagt die Herz, möchten Sie ein bischen herkommen, ich glaub' es nicht, aber im Fall, so bitt ich. Sie haben gar kluge Dictionaire. Aber alles was man hat kann man sich doch nicht zu lieben entschließen, dass ist auch das Einzige was einem dieses irdische Paradies verbittert, u dann noch das nicht zu haben was man braucht. Wie ich den jetzt verzweifle kein Siglak u Papier zu haben: weil ich weiß wie Sie das haßen. Ihr geliebtes Datum soll doch etwas ersetzen. Berlin den 3ten Jan: 1795///<sup>132</sup>

---

**129** Etwa 1785 waren Wilhelm und Alexander von Humboldt erstmals von ihrem Hauslehrer Gottlob Johann Christian Kunth zu den Vorlesungen von Markus Herz mitgenommen worden und hatten sich bald verstärkt dem Kreis um die Dame des Hauses zugewandt. Von 1786 datieren schwärmerische Liebesbriefe des älteren Bruder Humboldt an Henriette Herz, teils in deutschen, teils in hebräischen Lettern, die er und sein Bruder von ihr gelernt hatten.

Bereits 1789 distanzierte er sich aber von der aussichtslosen Verbindung. 1791 heiratete er.

**130** Von einem engen Briefkontakt kann bis etwa 1791 gesprochen werden. Überliefert sind Briefe Wilhelm von Humboldts bis 1792. Vgl. „27 Briefe von Wilhelm von Humboldt an Henriette Herz (1786–1792)“, in: Ludmilla von Assing (Hrsg.): *Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. v. Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a. nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense*, Bd. 1, Leipzig 1867, S. 21–132.

**131** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 13. 5. 1794, ungedruckt, SV 38.

**132** Rahel Levin Varnhagen (und Henriette Herz) an Gustav von Brinckmann, 3. 1. 1795, BA V. Hervorhebung im Original, eine Anspielung Levin Varnhagens auf die bekannte Ordnungsliebe des Diplomaten.

Andere Billets von Henriette Herz' Hand an den Diplomaten lassen ebenfalls aufhorchen. Aus dem Jahr 1795 findet sich eine quasi formelle Einladung zum Soupè: ///„~Ich ersuche die Herrn v. Brinckmann und v. Burksdorf um das Vergnügen, künftigen Donnerstag in Gesellschaft unsers Humbolds bey mir eine Suppe zu essen. 11ten Aug. 95 ~ M Herz“///<sup>133</sup>

Dieses Billet ist in der Handschrift Henriettes, aber im Namen des Hausherrn verfasst. Für sich selbst formulierte Henriette Herz auffällig lockerer. Nur zehn Tage nach obigem Text lud sie dieselben drei Herren zum Mittagessen mit dem eingangs zitierten Billet, nachdem „H.“ bestimmt seinen Vorsatz, nicht zu kommen, ändere, wenn die „Prächtig-Äugige“ käme.<sup>134</sup> Henriette Herz nannte sich Brinckmans „Freundin“ und warnte schon mal scherzhaft vor ihres Mannes Launen bzw. warb loyal um Verständnis für dessen „verdrüßlich“ Sein.<sup>135</sup> Ein Billet, in dem sie Brinckmann zum Mitverschwörer machte, der sie vor einer komplizierten Gästemischung bewahren möge, lautet komplett:

///Das wäre auch entsezlich wenig mir mit Christlicher Liebe die Hand zu küssen wenn ich Sie G. sehen lasse. Im Ernst lieber B. ich weiß noch kein Wort von G. es wäre mir fatal wenn er diesen Abend zu mir käme, ich habe so viele sonderbare Menschen hier. Ich werde ihn in einem Billet bitten mir zu bestimmen wann er morgen kommen will. Er logirt in der *Stadt Rom* gehen Sie doch zu ihm, u sagen ihm so viel gutes von mir als Sie wissen, u wenn Sie mir gut sind, als Sie wünschen dass ich *hätte*.

H.<sup>136</sup>///

Über die Bedeutung des christlichen Handkusses wird noch zu reden sein [s. III.6]. Festzuhalten ist zunächst, dass Henriette Herz durchaus Sinn für Ironie besaß und diese einsetzte, um ihre Gästegruppen zu sortieren. Die schwierigste „Partheiung“ in ihrem Hause sollte auf sie zukommen mit der Scheidung ihrer Jugendfreundin Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel. Das Verhältnis war so ver-

---

**133** Die Schleifen stehen für handschriftliche Verzierungen auf dem Billet. Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1795, ungedruckt, BA H.

**134** Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 21. 8. 1795, ungedruckt, BA H. Schreibung im Original.

**135** „Herz ist sehr verdrüßlich und eben sehr beschäftigt. Ich bin diesen Mittag in Schöneberg was ich unmöglich ausschlagen konnte so gern ich auch zu Hause gewesen wäre. Es dünkt mich also für Sie besser wenn Sie diesen Mittag nicht bei uns wären und dafür Morgen Abend zu uns kämen.“ Und: „Es thäte mir sehr weh, wenn Herz dadurch bei Ihnen verlöre, dass er in einer üblen Laune etwas gesagt was er bei heitererer Seele gewiß nicht denkt, wie oft sagt man nicht etwas in einer verdrüßlichen Gemüthsstimmung, was man im Moment drauf nicht mehr denkt.“ Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 28. 6. 1790 und 29. 7. 1790, ungedruckt, BA H.

**136** Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 3. 5. 1793, ungedruckt, BA H. „G.“ bezieht sich auf Friedrich von Gentz.

trauensvoll, dass man sich gegenseitig Briefe zeigte und für einander antwortete: „Ihren vorletzten Brief habe ich Ihnen nicht selbst beantwortet, weil ich glaubte, dass die Herz Ihnen vorlesen würde, was ich an sie darüber schrieb“.<sup>137</sup> Diesen Kontakt hielt Henriette Herz aufrecht trotz der sich 1794 anbahnenden und später skandalisierten Ehekrise der Veit und trotz der Tatsache, dass Markus Herz darin die Position des Ehemanns unterstützte. Zusammenfassend lässt sich sagen: Insofern im Hause Herz Grabenkämpfe zwischen aufgeklärten, klassischen und romantischen Dichtungs- und Lebensidealen stattgefunden haben, hat die Hausherrin eine Mittlerinnenposition eingenommen.

### „Salon“, „Zirkel“, „Kränzchen“: Das Nebeneinander der Formate

Wie das oben zitierte Billet Brinckmanns, so deuten mehrere Quellen darauf hin, dass es im Haus Herz in den frühen 1790er-Jahren vier bis fünf ineinander übergehende Geselligkeitsformen gegeben zu haben scheint. Neben den in den Erinnerungen erwähnten „Collegia“ gab es nachmittäglichen Tee und Abendessen, wobei der Tee das weniger formelle, bei den jüngeren Gästen beliebtere Element gewesen zu sein scheint.<sup>138</sup> Während sie in ihrem Memoirenfragment als gemeinsame Gäste ihrer selbst und ihres Mannes vor allem Aufklärer und Wissenschaftler nannte, deutete beispielsweise das Billet vom 21. 8. 1795 darauf hin, dass sie selbst einen Schillerfreund wie Humboldt, einen späteren Förderer des Romantikers Ludwig Tieck wie Burgsdorf und die Schauspielerin Unzelmann zum Tee bitten konnte. Als Beispiel für den fließenden Übergang zwischen verschiedenen Geselligkeitsformen in diesen Häusern muss viertens ein „Damentee“ erwähnt werden, auch „Kränzchen“ genannt, das sich Anfang der 1790er-Jahre regelmäßig und *unter anderem* bei Henriette Herz traf.<sup>139</sup> Friedrich von Gentz beschrieb, wie sich eine festgelegte Gruppe jeden Dienstag zusammenfand: „Sie versammelt sich einmal bei der Demoiselle Hainchelin, einmal bei Madame Herz, einmal bei der Kriegersrätin Eichmann und einmal bei

<sup>137</sup> Auch kann Humboldt einen: „Brief an die Veit durch die Herz“ schicken. Dorothea Veit an Gustav von Brinckmann, 20. 7. 1794, ungedruckt, BA S und Wilhelm von Humboldt, Tagebucheintrag 25. 8. 1794, in: Albert Leitzmann (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Tagebücher. Erster Band 1788–1798, (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften Bd. XIV), Berlin 1916, S. 250.

<sup>138</sup> Friedrich Schlegel sollte wenig später deutlich formulieren: „Könnten Sie nicht einmahl heute Abend etwa vor halb sieben bey der Herz zubringen, wo sie auch die kleine Rahel treffen und die blonde Vließ. Versteht sich nur bis acht Uhr. Denn was drüber, ist vom Übel.“ Friedrich Schlegel an Gustav von Brinckmann, Oktober 1797, in: KFSA, Bd. 24, S. 26.

<sup>139</sup> Aus Briefen Humboldts ist die Existenz des Kränzchen 1790 und 1791 unter diesem Namen belegt, allerdings hatte es sich nach Humboldts Meinung bereits 1790 „verplattisirt“. Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 9. 11. 1790, in: Leitzmann 1939, S. 12.

Mademoiselle Dietrich. Zu diesem Tee sind folgende junge Mannspersonen ein für allemal geladen: Spalding, Humboldt, ein sehr artiger und wohlunterrichteter Graf Dohna, der seit einiger Zeit hier ist, Ancillon und ich“.<sup>140</sup>

Diese Beschreibung einer Teegesellschaft ist aus zwei Gründen bemerkenswert, einerseits deswegen, weil hier jüdische und nichtjüdische Gastgeberinnen wechselten und dieselben Gäste einluden, die heute alle auch als Gäste der Salons bekannt sind. Gentz fuhr fort: „Außer diesen bittet aber jede Dame, bei welcher der Tee ist, noch wen sie will.“ Damit handelte es sich, wenn man es formalisiert betrachten will, um eine teilweise offene Veranstaltung, in der Regie einer Frau. Henriette Herz bestätigte dies durch die Formulierung dass „jenes Theekränzchen durch hinzukommende Fremde vergrößert wurde“.<sup>141</sup> Die Organisation entspricht außerdem genau dem Vorgehen des berühmtesten englischen Salons, des „Bluestocking Circle“, dessen Beteiligte sich wechselnd in den Häusern der einzelnen Gastgeberinnen trafen.

Initiiert hatte dieses Berliner „Institut“ des diensttäglichen Tees aber andererseits, wie Gentz weiter verrät, Gustav von Brinckmann.<sup>142</sup> Es stellt sich die Frage, ob von einem Salon zu sprechen ist, wenn Frauen einer Gesellschaft *präsidieren* oder nur wenn sie sie *initiierten*, wie es in den meisten Salondefinitionen gefordert wird. Die Ähnlichkeiten zwischen dieser Teegesellschaft und dem bekannt gewordenen „Salon“ von Henriette Herz sind in Form und Beteiligten auffallend, und es ist zu fragen, welchen Sinn es hat, an einer Definition eines „echten Salons“ festzuhalten, bzw. ob Salon nicht nur ein Oberbegriff für verschiedene Formen der Geselligkeit sein kann.<sup>143</sup> Auch der – 1794 allerdings nicht mehr aktive – „Tugendbund“, ein Freundschaftszirkel im Stil der Empfindsamkeit, gehört als fünftes Format in die Reihe der unterschiedlichen Geselligkeitsformen mit zum Teil denselben Gästen im selben Hause Herz.<sup>144</sup>

---

**140** Friedrich von Gentz an Christian Garve, 5. 12. 1790, in: Friedrich Carl Wittichen (Hrsg.): Briefe von und an Friedrich von Gentz, Bd.1: Briefe an Elisabeth Graun, Christian Garve, Karl August Böttiger und andere, München [u. a.] 1909, S. 183 f. Gemeint sind Alexander Graf zu Dohna-Schlobitten (1771–1831), späterer preußischer Staatsminister, und der Berliner Philologe Georg Ludwig Spalding (1762–1811), Sohn des Propstes.

**141** Herz 1896, S. 183.

**142** „Dieses Institut hat der jetzt nach Schweden zurückgekehrte Brinckmann kurz vor seiner Abreise zustande gebracht“, damit also vermutlich 1789. Zit. nach: Wittichen 1909, S. 184.

**143** Petra Wilhelmy weist darauf hin, dass es um das Ehepaar Herz verschiedene Formen von Geselligkeiten gegeben habe, die auf den Salon, den Henriette führte, zurückwirkten. Ihre Definition von Salon stellt Wilhelmy jedoch nie in Frage. Wilhelmy 2000, S. 62 ff.

**144** Es handelte sich um einen 1787 gegründeten Freundschaftsbund, der der gegenseitigen „Veredelung“ dienen sollte und dessen Umgangston von der Empfindsamkeit geprägt war. Es gab offizielle, wenn auch geheim gehaltene, Empfehlungen, Aufnahmen und Statuten. Mitglieder waren u. a. Henriette Herz, Dorothea Veit, Karl Laroche, Wilhelm von Humboldt,



Von Henriette Herz selbst haben wir nur eine ganz knappe Zusammenfassung ihres Jahrzehnte überspannenden gesellschaftlichen Lebens. Ihre Jugenderinnerungen brechen bekanntlich genau an der Stelle ab, an der die Schilderung ihres eigenen geselligen Engagements beginnen sollte. Als sie das Manuskript 1829 wieder las, fügte sie ihm ein kurzes Postskriptum an, in dem sie ein paar Namen ihrer Bekannten flüchtig hinwarf:<sup>145</sup>

D. 27 t. August 1829. – Ich beschliesse[!] diese Zeilen hiermit die ich weiter ausführen wollte – wozu das Leben mich durch den Umgang mit ausgezeichneten Menschen gemacht hat dafür danke ich allein Gott. Eine lange Reihe von Jahren lebte ich mit allen den vorzüglichen Menschen Berlins in geselligem Verkehr – einige nur will ich nennen: – früher mit Gentz, Brinkmann, Leuchsenring, Graf Bernstorff, Ancillon waren von einem kleinen Theekränzchen. Die beiden Humboldts, Dohm, Klein, Engel, Zöllner in jener obenbenannten Lesegesellschaft, die, wie jenes Theekränzchen durch hinzukommende Fremde vergrößert wurden, wie das durch La Roche u. C. Dohm geschah. Später entstand die Fesslersche Lesegesellschaft woran Künstler u. Staatsmänner, Gelehrte u. Frauen Theil nahmen, mehrere von diesen kamen in unser Haus, so wie jeder an Geist bedeutende Fremde fast es besuchte. [...] Zu den früheren großen Gesellschaften gehört auch ein Kränzchen, das wir mit Nicolai, Klein, Görke und einigen andern hatten, wozu jeder im Hause eingeführte Fremde eingeladen wurde.<sup>146</sup>

Abgesehen von der etwas stereotyp wiederkehrenden Formulierung „jeder an Geist bedeutende Fremde“ bietet diese Darstellung kaum Detailinformation darüber, wer wann wozu eingeladen wurde. Die oben erwähnten Personen, überwiegend männlichen Geschlechts, die sich in verschiedenen Zusammensetzungen trafen, könnten als „prominente preußische Staatsbedienstete und Aufklärer“ zusammengefasst werden, scheinen sich in den verschiedenen Zirkeln aber nach Generationen zusammengefunden zu haben.<sup>147</sup> Die eine

---

Caroline von Dacheröden und Caroline von Wolzogen. Vgl. Peter Seibert: Der „Tugendbund“. Ein soziokulturelles Experiment des späten 18. Jahrhunderts, in: Altenhofer / Heuer 1990, S. 48–66. Der so genannten „Tugendbund“ war mit der Verlobung zweier Mitglieder, Wilhelms und Carolines, so gut wie aufgelöst. Vgl. Wilhelmy 1989, S. 53.

**145** Die Schilderungen ihrer „berühmten“ Gäste in den späteren so genannten Memoiren sind ebenfalls von J. Fürst verfasst. Selbst wenn die Namen der Gäste stimmen, sind die Wertungen und die Betrachtungen zu ihrem Salon nicht als die originären Herzschen zu betrachten.

**146** Herz 1896, S. 183, in modernisierter Schreibung in Herz 2000, S. 153 f.

**147** Mit Christian Wilhelm Dohm (1751–1820) gehörte der Verfasser des Plädoyers „über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ und der Prototyp des gelehrten Beamten, „dessen politisiertes Denken und Handeln gesellschaftlichem Wandel verpflichtet“ war, zu Herzens Bekannten. Heinrich 2001, S. 44. Ernst Ferdinand Klein (1743–1810) war Jurist und unter anderem Mitarbeiter am Allgemeinen Preußischen Landrecht, Johann Jakob Engel (1741–1802) war Professor und Theaterdirektor, und Johann Friedrich Zöllner (1763–1804) Prediger an der Charité sowie Publizist der Aufklärung. All diese Genannten waren auch Mitglieder

erwähnte Gesellschaft mit Dohm, Klein und Engel, die möglicherweise die Mittwochsgesellschaft meint, versammelte eher etablierte Beamte. Henriette Herz' Teekränzchen hingegen vereinte zwar heute bekannte Namen, aber, wie von Gentz bestätigt, zu diesem Zeitpunkt die eher jüngere Generation von noch nicht festgelegten Karrieren: Bei Friedrich von Gentz, Franz Michael Leuchsenring und Johann Peter Ancillon kann man Anfang der 1790er-Jahre durchaus von einer Karriere im Umbruch sprechen.<sup>148</sup> In der Lesegesellschaft waren aber sowohl die beiden Brüder Humboldt wie deren Lehrer vertreten. Einen unterschiedlichen Geschmack zwischen den Ehepartnern erwähnte Henriette Herz nicht, sie unterschied die Gastgeber nach ihren Attraktivitätsfaktoren: „Herz zog durch seinen Geist u. als berühmter Arzt die Leute an sich, ich durch meine Schönheit u. durch den Sinn den ich für alles Wissenschaftliche hatte, denn es gab kaum eine, in der ich mich nicht einigermassen umgesehen hatte u. einige trieb ich ernstlich – so Physic u. später mehrere Sprachen“.<sup>149</sup>

In der Gesamtschau sprechen die überlieferten Quellen für ein vielfältiges geselliges Leben im Haus Herz, dessen Gäste sich in verschiedenen Gruppierungen zusammenfanden und das sich mit anderen Gesellschaften und Kränzchen an anderen Orten überschchnitt.

---

der so genannten Geheimen Mittwochsgesellschaft, die hier auch gemeint sein könnte. Mit dem schon vielfach zitierten Verleger Friedrich Nicolai (1733–1811) war der prominenteste und langjährigste Verfechter der Berliner Aufklärung regelmäßiger Umgang beider Herzens. Klein, Engel und Dohm waren zeitweilig auch Lehrer Wilhelm von Humboldts, was den Eindruck verstärkt, dass es sich bei dessen zunehmender Distanz zum Hause Herz um einen ‚Generationskonflikt‘ handelte.

**148** Friedrich von Gentz wechselte als politischer Publizist Anfang der 1790er-Jahre gerade die Fronten vom Revolutionsanhänger zum -gegner. Franz Michael Leuchsenring (1746–1827) war ein Literat von schillerndem Charakter und ebensolchen Zuschreibungen: bekannt als empfindsamer Dichter, später als Illuminat aus Preußen verbannt und Jakobiner in Paris, hatte er schon früh in Berliner Salonkreisen einiges Aufsehen erregt, weil er Adele Ephraim heiraten, aber nicht zulassen wollte, dass sie sich taufen ließ, sodass der Plan aufgegeben wurde. Vgl. Karl August Varnhagen: Leuchsenring, in: ders. 1987–1994, Bd. 4, S. 152–183. Varnhagen ergänzt, „solche Verbindungen waren damals noch höchst selten und für beiderlei Religionsparteien höchst anstößig. [...] In diesem Falle aber würde das Ärgernis um so größer gewesen sein, als Leuchsenring durchaus darauf bestand, dass seine Frau keine Christin werden, sondern Jüdin bleiben sollte.“ Ebd., S. 164 f. Auch Graf Christian von Bernstorff (1769–1835), Sohn des dänischen Außenministers, später selbst Diplomat in dänischen und dann preußischen Diensten, kämpfte Anfang der 1790er-Jahre um seine Heiratspläne mit Marianne Meyer Eybenberg, die sein Vater verbot; der spätere Prinzerzieher Jean Pierre Frederic –, bzw. je nach Lesart Johann Peter Friedrich Ancillon (1767–1837), preußischer Staatsmann hugenottischen Ursprungs, unterrichtete um 1790 noch an der Militärakademie.

**149** Herz 1896, S. 183.

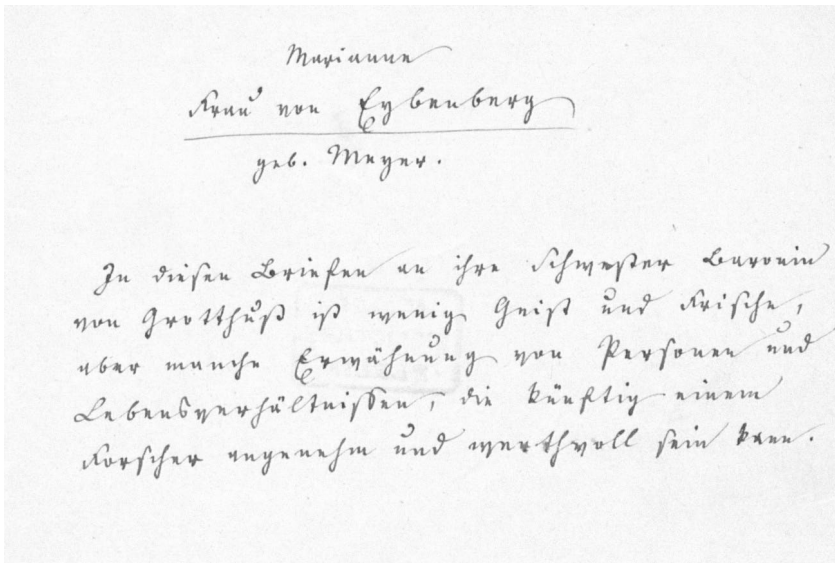


Abb. 10: Karl August Varnhagen über Marianne Meyer Eybenberg.

### „Meyers“

Marianne / Frau von Eybenberg / geb. Meyer.

In diesen Briefen an ihre Schwester Baronin von Grotthuß ist wenig Geist und Frische, aber manche Erwähnung von Personen und Lebensverhältnissen, die künftig einem Forscher angenehm und werthvoll sein kann.

Karl August Varnhagen, Arbeitsvermerk (s. o.).<sup>150</sup>

Aus den gedruckten Quellen des Jahres 1794/95 wie überhaupt aus den nachgelassenen Papieren der Beteiligten, geschweige denn der Sekundärliteratur, erfährt man wenig über den „Salon“ oder die Salons der Schwestern Meyer, nichts über potentielle Gäste und Inhalte bzw. auch nur darüber, wo der Teetisch gestanden haben könnte.<sup>151</sup> Die Bibliothek des Vaters und damit vermut-

<sup>150</sup> Karl August Varnhagen, auf dem Deckblatt ihrer gesammelten Briefe, ungedruckt, SV 57.

<sup>151</sup> Laut Petra Wilhelmy dürfte man Marianne Meyer Eybenberg nicht zu den Gastgeberinnen zählen, sie gehörte zum Kreis ihrer Schwester. Wilhelmy 1989, S. 8. Da sie in den überlieferten Quellen selbstständig einlud oder in beider Namen Billets verfasste, ist diese scharfe Grenze 1794 nicht belegbar oder nicht nötig. Umgekehrt sind die innigen Beziehungen zu Goethe, die Wilhelmy Grotthus attestiert, von ihr vielleicht erwünscht, aber um 1800 nicht wirklich vorhanden, das innigere Verhältnis bestand zu Marianne [s. III.5]. Laut Wilhelmy kehrte Sara Meyer Grotthus in ihr Elternhaus zurück, in das sie dann möglicherweise eingeladen hat.

lich das Elternhaus wird bei Nicolai als in der Spandauer Straße situiert angegeben.<sup>152</sup> Zumindest in den späten 1790er-Jahren hat Marianne Meyer Eybenberg in der Nähe des Gendarmenmarktes gewohnt.<sup>153</sup>

Einladungen der Schwestern Meyer zum Tee sind bereits aus dem Jahr 1793 überliefert und es spricht nichts dagegen, dass sie auch weiter stattfanden. „Bey Meyers war ich Gestern“, hieß es 1794 einmal bei Rahel Levin Varnhagen, die umgekehrt auch ihre Freundinnen als Gäste empfing: „[...] die Schwestern Meyer waren unverhofft bei mir“.<sup>154</sup> An anderer Stelle erwähnte sie die oben zitierte gemeinsame Einladung von „Sarchen“ an sie und Brinckmann, für den sie gleich mit zusagte, was auf vertrauten Umgang aller drei Personen schließen lässt. Marianne Meyer Eybenberg lud sowohl in ihrem als auch im Namen ihrer Schwester ein, sprach von einem kleinen „Zirkel“, den sie habe, machte für ihre Gäste Tee und Punsch.<sup>155</sup> Typisch ist folgende Einladung für einen Samstagsnachmittagstee, aus einem Billet an Brinckmann: „Wollen Sie heute Nachmittag Thée mit uns trinken, so sage ich ihnen mündlich, wie es mich freut, Sie wieder in unserem kleinen Zirkel zu sehen“<sup>156</sup>. Es ist möglich, dass die Bekanntschaften der Schwestern Meyer in vornehmere Kreise reichten als die der anderen Frauen.<sup>157</sup> Beide Schwestern hatten 1794 bereits adlige Verehrer. Es ist anzunehmen, dass Meyer Eybenberg mit dem österreichischen Diplomaten und Fürsten Heinrich XIV. Reuß, den sie später heimlich heiratete,

---

**152** Nicolai 1786, Bd. 2, S. 787. Die meisten Bemerkungen über Marianne Meyer stammen aus späteren Jahren [s. IV], der besonders rege Umgang Rahel Levin Varnhagens mit Sara Meyer Grothus fällt in die Zeit um 1809, in der die Salongeselligkeit laut traditioneller Lesart ja vorüber war. Die meisten Briefe sind sogar erst aus der Zeit nach 1812 überliefert. Vgl. SV 78 bzw. vgl. die Exemplare in der DV BdA, SV 207.

**153** Dies nach einer Randbemerkung Friedrich Schlegels: „Die Levi sagt mir eben, daß man in dem Haus, wo Marianne gewohnt, d. h. in der Mitte der Stadt wenige Schritte vom Theater drey Zimmer und eine Kammer für 3 Ldrs auf einen Monat haben könne.“ Friedrich Schlegel an Caroline Schlegel Schelling, Frühmärz 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 241.

**154** „noch eines bey Meyers war ich Gestern denen u der ganzen Welt soll ich sagen wie sie sind, u ‚ich weiß es nicht““. Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 27. 9. 1794, ungedruckt, in: BA V; Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 18. 2. 1794, in: GW VII/I, S. 177.

**155** „Zirkel“ nach dem weiter unten zitierten Billet. Marianne Meyer Eybenberg an Gustav von Brinckmann, o. J. (8. 10.), in BA E. Weitere Billets mit Einladungen aus dem Jahr 1793 in BA E. Den Punsch erwähnt Brinckmann in einem Brief an Rahel Levin vom 9. 5. 1794, ungedruckt, BA V.

**156** Marianne Meyer Eybenberg an Gustav von Brinckmann, o. D. (8. 10.), ungedruckt, in BA E.

**157** So war Marianne Meyer Eybenberg bereits vor Rahel Levin Varnhagen mit der adligen Gastgeberin Frau von Berg bekannt. In einem Brief an Goethe 1795 ließ sie dieser Grüße ausrichten. Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 27. 10. 1795, ungedruckt, GSA 28/306.

schon länger eng verbunden war, da er sie in seinem Testament von 1792 schon als erste Erbin eingesetzt hatte.<sup>158</sup>

Aus einer Randbemerkung weiß man, dass zu den frühen Bekannten und Verehrern Sara Meyer Grotthus der Musiker Carl Friedrich von Zelter gehörte.<sup>159</sup> Die berühmten Bekanntschaften Sara Meyer Grotthus', wie etwa die der Madame Genlis fielen in die Jahre nach 1796, spätestens zu diesem Zeitpunkt verkehrte sie regelmäßig auch im Hause Cohen und schauspielerte in deren Privattheater.<sup>160</sup> Aus dem Jahr 1795 ist vor allem ein Brief des Baron Friedrich von Grotthus, ihres späteren Ehemanns überliefert, der sich als sehr gefälliger, in der Trauerphase um ihren Vater sehr anteilnehmender Mann präsentierte.<sup>161</sup> Auch existiert ein Geburtstagsglückwunsch von ihrem inoffiziellen Schwager Fürst Heinrich Reuß, der hier als eines der seltenen Dokumente dieses Mannes zitiert werden soll:

///Glück auf! Glück auf! rufe ich Ihnen zu am heutigen Tage, aus redlich meinendem Herzen; und wünsche Ihnen aus vollem Herzen Gesundheit, und frohen Muth, und Tausend Gutes! Verschmähen Sie nicht die kleine offrande[?], die ich Ihnen anzubiethen

---

**158** Auf einem Feldzug gegen die Franzosen hatte er am 13. 9. 1792 verfügt, dass im Falle seines Todes „die Acht Tausend Thaler in Louisd'or, welche [...] bei Herrn Hof Banquier Itzig in Berlin, auf Interessen stehen, dergestalt der Mademoiselle Mariane Meyer, Tochter des Herrn Aron Meyer zu Berlin, zu ihrer Nutznießung auf Lebenszeit, und [...] vermacht sein sollen“. Zit. nach: Beger 2008, S. 267

**159** Der einzige mir bekannte Hinweis darauf ist eine Bemerkung in einem Brief an Goethe 1824, in dem er „Frau von Grotthuß, eine 40jährige Bekanntschaft“ erwähnt und anfügt: „Lieber Gott! sic transeat – Es war ein hübsches Wesen. Unser waren viele, und ich bin davon gelaufen, weil ich das Schmachten nicht aushalte.“ Carl Friedrich Zelter an Johann Wolfgang von Goethe, 15. 7. 1824, in: Hecker 1987, Bd. 2, S. 325.

**160** Die Schriftstellerin und Prinzenerzieherin Stephanie Félicité de Genlis (1746–1830) verbrachte einige Monate ihres Exils in Berlin, wurde unter Spionageverdacht nach Hamburg vertrieben und kehrte noch einmal für einige Monate zurück. In ihren Memoiren, die leider ohne Jahreszahlen arbeiten, erwähnt sie Sara Meyer Grotthus bei ihrem zweiten Aufenthalt als Teilnehmerin an einem Liebhabertheater im Hause Cohen, allerdings nur in einem Satz: „Die Baronesse Grotthus spielte nach meiner Anleitung die Rolle der Galathee zum Entzücken.“ August von Faurat (Hrsg.): Memoiren der Frau Gräfin von Genlis aus dem achtzehnten Jahrhundert und aus der französischen Revolution vom Jahr 1756 bis zur gegenwärtigen Zeit nach dem Französischen frei bearbeitet von August von Faurat, 8 Bde., Leipzig 1826, Bd. 5, S. 32. Ob dies ein Hinweis darauf ist, dass die Genlis Gast im Salon Grotthus war, bleibt offen.

**161** Hier ist noch ein sehr interessanter und berührender Ehebriefwechsel zu entdecken. Eine Veröffentlichung im Rahmen des Projekts von Silke Schlichtmann ist geplant. Manuskripte in SV 78.

wage: von rechtswegen sollte es mit Lichtern und Blumen umsteckt seyn, es möchte aber noch so viel schöne Dinge herum stecken, so bliebe es ja dennoch nur ein unendlich schwaches Zeichen des immer gleich lebhaften Andenkens, u der treuen Ergebenheit, die Sie – hoffe ich – mit Zuversicht zutrauen Ihrem getreuen Freund Reuß.<sup>162</sup>///

Die Schwestern erschienen in den Briefen der anderen, oft gemeinsam als „Meyers“, als gesellschaftliche Größe, deren Tun von allgemeinem Interesse war.<sup>163</sup> „Meyers gehen nach Karlsbad“ war mehreren Schreibenden eine Neuigkeit wert, auch, dass sie mit eigenen Pferden reisten.<sup>164</sup> Verbindungen zu Rahel Levin Varnhagen waren zunächst Grüße, über gemeinsame Gäste ausgetauscht, und Gefälligkeiten wie Mitbringsel von der Leipziger Messe. Aus den Jahren 1794/95 ist nur ein Brief Marianne Meyer Eybenbergs an das Haus Levin überliefert, eine ebenso empathische wie höfliche Antwort auf ein Beileidsschreiben zum Tod des Vaters.<sup>165</sup> Wenig später aber, möglicherweise nach dem gemeinsamen Karlsbadaufenthalt, lud man sich ganz unpräntentös gegenseitig zum Tee ein, als Boten fungierte ‚ihr‘ Gesandter Fürst Reuß:

///Liebste Levy wollen Sie Donnerstag Mittag mit Brink: bey uns Eßen? und die Liepmann bitten von der parthie zu sein? – ich bitte bitte geben Sie meinem Heinrich ein erfreuliches *Ja pour toute repouse* mit für Ihre Freundin M. – der Liep: laße ich nichts weiteres sagen und verlaße mich auf Sie, daß Sie es arrangiren, daß sie mitkömmt! Ade Ade<sup>166</sup>///

---

**162** Heinrich XIV. Reuß an Sara Meyer Grotthus, 20. 10. 1795, ungedruckt, SV 78.

**163** „Grüße Meyers und sage ihnen [...]“ ist eine typische Formulierung zwischen Liman und Levin Varnhagen, beispielsweise in: Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 16. 7. 1795, in: Bosold 1996, S. 25

**164** „Diesen Abend gehen die Meyers nach Carlsbad, warum bin ich nicht an dieser Stelle, wahrlich ich fühle daß ich's sehr verdiehne, in Ihrer Nähe zu sein.“ Hitzel Fließ Boye Sparre an Rahel Levin Varnhagen, o. D. [1795], ungedruckt, in SV 34. Und „sie Reisen mit Eigene Pferde, den tag 6 meilen.“ Friderike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 13. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 8.

**165** Der Text beginnt: „Haben Sie Dank meine Liebe für Ihre tröstenden Worte, Ihre Theilnahme, deren wir in unserer Lage so sehr bedürfen! Ich spreche Ihnen nicht über die schändliche Begebenheit selbst, das vermag ich noch nicht, ohne mir das Herz zu zerreißen, ohne jede [?] von Kraft, und Faßung, die mir noch blieb, und durch die liebevolle Behandlung der Bewohner dieses Schloßes angefach wird, gänzlich zu zernichten!“ Marianne Meyer Eybenberg an Rahel Levin Varnhagen, 26. 8. [o. J.], ungedruckt, SV 57. Dem Inhalt nach ist der Brief kurz nach dem Tod von Aaron Meyer 1795 verfasst. Der Vater war auf der Reise nach Karlsbad verstorben, die Familie war auf dem Gut Schönholz untergekommen.

**166** Marianne Meyer Eybenberg an Rahel Levin Varnhagen, o. D., SV 57.

Wie weiter unten dargestellt, waren für die weniger eng befreundeten Zeitgenossen 1795 an den Schwestern Meyer vorrangig die Bekanntschaft mit Goethe und potentielle erotische Verwicklungen von Interesse. Keine weitere Erwähnung fanden die innerfamiliären Konflikte der Meyers oder die einstmalige Taufe der Schwestern. Tatsächlich hatte die Taufe in der preußischen Verwaltung einiges Geräusch verursacht, der Prediger war wegen übereilten Handelns gerügt worden, der König hatte Aufklärung über diesen Fall verlangt.<sup>167</sup> Dieser Umstand hat aber anscheinend in der Salongesellschaft keine weiteren Kreise gezogen, da er nicht erwähnt wurde.<sup>168</sup> Zum Thema wurde die Taufe nur bei Leuten, die den Meyers nicht näher standen.<sup>169</sup>

### Wiederzuentdeckende Gastgeberinnen

Eine gesellschaftliche Größe als Gastgeberin und Besucherin, die in der Sekundärliteratur zu den Salons kaum, in den von mir gesichteten Primärquellen hingegen fortlaufend erwähnt wird, war *Hitzel Fließ Boye Sparre* (1772/5–1839)<sup>170</sup>. Sie war die Tochter des Fabrikanten Bern(h)ard, des Arbeitgebers und Kompagnons von Moses Mendelssohn,<sup>171</sup> und ältere Schwester der als

<sup>167</sup> Vgl. die umfängliche Akte zur „Taufe der beiden Töchter des Aaron Meyer durch den Prediger Stein in Welsigkendorf bei Jüterborg und deren Rückkehr zum Judentum 1788/1798“. GSTA I. HA, Rep. 21, Kurmärkische Städte, Ämter und Kreise, Nr. 215, Fasz. 6. S. a. Hahn 2002(a).

<sup>168</sup> Lediglich kurz nach der versuchten Rückkonversion 1788 hatte Alexander von Humboldt einem Freund sachlich gemeldet: „Dass die Mariane Meier wieder Jüdin geworden ist, weißt Du. Es sind schlechterdings keine Zerimonien weder bei uns noch in der Synagoge gewesen: sondern sie hat bloß gemeldet dem Consistorio, dass sie wieder eine Jüdin sein wollte, was alles, wie vernünftig ohne Geräusch vorgegangen ist. Jetzt ist das Kurmärk[ische] Consistorium vom Staatsrath zur Rechenschaft gezogen worden, über den schnellen Übergang vom Christenthum zum Judenthum““““++.“ Alexander von Humboldt an Gabriel Wagner, 12. 12. 1788, zit. nach: Hahn 2002(a), S. 37 f. Die Zeichen am Ende werden leider nicht entschlüsselt.

<sup>169</sup> So fühlte der Verleger Sander sich 1797 veranlasst, das Gerücht zu kolportieren, sie habe sich für schön genug gehalten, um sich auf das bloße Heiratsversprechen eines Grafen Gröben taufen zu lassen. Dieser aber setzte seine „Ausdrücke auf Schrauben, um auch wieder zurück zu können“. Johann Daniel Sander an Carl August Böttiger, 14. 1. 1797, in: Maurach 1990, Bd. 1, S. 87.

<sup>170</sup> Sie war die Tochter des Moses Zülz, der sich später Moses Bernhardt nannte. Sie hieß nach ihrer Taufe Johanne Hedwig Wilhelmine, unterzeichnete die meisten ihrer Briefe mit H.

<sup>171</sup> „Moses Zülz=S. des Issachar Beermann Zülz=Moses Bernhardt“ [Jacobsohn 1968, S. 150] hatte zusammen mit seinem Bruder Abraham und Moses Mendelssohn die Konzession zur

Salonière bekannt gewordenen Philippine Cohen.<sup>172</sup> Diese wird ihrerseits in den Primärquellen 1794 nur wenig erwähnt.<sup>173</sup>

„Die Fließ“ hingegen, die eine lebenslange Freundschaft mit Rahel Levin Varnhagen verband, war deren und Friederike Limans regelmäßige Begleitung, ins Theater, auf Ausflügen und zur Kur nach Freienwalde. Wichtiger noch, sie lud die beiden Frauen auch selbst zum Tee, ebenso wie die Herz, Brinckmann oder die Marchetti.<sup>174</sup> Die Rolle der „Doktorin Fließ“, späterer „Baronin Boye“, noch späterer „Gräfin Sparre“ als Gastgeberin der Salongäste Humboldt, Gentz, Brinckmann und Schlegel wird in Kapitel IV beschrieben. Hier soll vor allem auf das in ihrem Hause veranstaltete „Fließsche Konzert“ hingewiesen werden, einen kommunikativen Ort von Rang, der heute vergessen ist. Das Konzert bei Fließens, wohnhaft in der Spandauer Straße, besaß dabei solches Niveau und Regelmäßigkeit, dass Nicolai es in seinen Stadtführer aufnahm.<sup>175</sup> Er erwähnt auch, dass man von einem „Abonnirten“, zu denen Rahel Levin Varnhagen jedenfalls gehört haben muss, eingeführt werden sollte.

Auf den Gastgeberstatus der Fließ deutet aus dem Untersuchungszeitraum vor allem folgendes Billet, in dem sowohl mit bekannten als auch unbekannten Gästen gelockt wird:

---

Fortführung der Seidenfabrik seines Vaters Isaachar Beermann, alias Isaak Bernhardt, erhalten.

**172** Pessel Zülz, getauft als Philippine Amalie Henriette Cohen (1776–nach 1833), heiratete am 1. 5. 1794 Ephraim Cohen aus den Niederlanden, der sie und ihre Familie später in den Bankrott führte. Ihr geselliges Engagement ist vor allem in den Werken Karl August Varnhagens überliefert. Zur Nachkommenschaft s. Jacobsohn 1968, S. 362 f., v. a. Fn. 672.

**173** Sie wird lediglich als die junge Cohen erwähnt, die jetzt einen Bräutigam habe, und die gelegentlich einen Ausflug mitmache. Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 15. 11. 1795, in: GW VII/II, S. 19.

**174** Der einzig vorhandene Hinweis auf Hitzel Fließ Boye Sparre und ihre Rolle in der Berliner Salongesellschaft von Albert Leitzmann, der sie ein „beliebtes mitglied der geistreichen gesellschaftskreise, die in den briefen der zeit viel genannt wird“, verhalte anscheinend ungehört in der Forschung. Leitzmann 1939, S. 208. (Leitzmann schrieb alle Texte ohne Großbuchstaben). Neuerdings hat sie, als Wilhelmine von Sparre, einen umfänglicheren Wikipedia-Eintrag, der sie als typisches Beispiel einer wohlhabenden Berliner Jüdin um 1800, und dezidiert nicht als Gastgeberin beschreibt, unter: [http://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelmine\\_von\\_Sparre](http://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelmine_von_Sparre) (zuletzt eingesehen am 2. 2. 2010). Die Angaben im Text sind nicht alle korrekt.

**175** Nicolai 1793, S. 153; Das Konzert fand wöchentlich mittwochs, im Sommer nur einmal pro Monat statt. Die Adresse wird bestätigt vom Adresskalender 1795: „Hr D. Isaac Flies, w. in der Spandauerstr. im Fließchen H.“ Der Umstand, dass das Ehepaar Fließ ein eigenes Haus besaß, deutet auf einigen Wohlstand. Adreß-kalender 1795, S. 406.





**Abb. 11:** Eine wiederzuentdeckende Salonière? Hitzel Fließ Boye Sparre (1772/5?–1839).

///„Sie würden mir eine Gefälligkeit erzeugen wenn Sie Morgen zum Thee zu mir kämen, ich habe Thee-Gesellschaft, die U ist freilich nicht dabei, aber die Lev: und noch ein paar nicht uninteressante Menschen. Ich rechne darauf Sie zu sehen. Hflies  
Mittwoch d 1sten [?] 94“///<sup>176</sup>

**176** Hitzel Fließ Boye Sparre an Gustav von Brinckmann, 1794, ungedruckt, BA F. „U“ steht für Unzelmann, „Lev.“ für Rahel Levin Varnhagen.

Aus späteren Zeiten ist ihre Gastgeberinnenrolle unter anderem in Briefen Friedrich Schlegels belegt, von denen einer aus dem Jahr 1797 hier angeführt werden soll, da er die Gleichrangigkeit der Gastgeberinnen bzw. ihr Nebeneinander im ‚Unterhaltungsangebot‘ für Intellektuelle belegt: „Mad Vließ wünscht und bittet Sie hierdurch auf heute Abend zum Thee und zum Essen. Mad Veith bedauert, dass sie nicht zu Hause war, als Sie da waren. Mad. Herz bedauert, dass Sie zu Hause war, als Sie nicht kamen, ungeachtet ich Sie angekündigt hatte“.<sup>177</sup>

Ebenfalls zumindest gelegentlich eingeladen hat die bereits oben erwähnte *Jeannette Ephraim Stieglitz*.<sup>178</sup> Im Brinkmanska Arkivet sind einige undatierte Billets überliefert, die vor ihrem Weggang nach Hannover, also etwa 1794 verfasst sein müssen:

///„Da ein Theil unserer heiligen Familie nicht zu Hause diesen Mittag ißt, u meine Mutter in den elenden Wahn lebt daß Ihr *miteßen* so was Freudengebendes sey, daß alle ihre Lieben es Theilhaft werden müssten, so bittet sie Sie möchten wo möglich lieber diesen Abend mit uns essen. Mündlich mehr. Jeannette.“///<sup>179</sup>

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass in der zeitgenössischen Memoirenliteratur das Haus ihres Vaters, Benjamin Veitel Ephraim, ebenfalls als gut vernetzter Treffpunkt Gelehrter und Künstler geschildert wird, es aber weder er noch seine Frau oder Töchter zu einer Aufnahme in die Überlieferung der Salongesellschaft, zu der sie deutlich gehörten, geschweige denn Salonnières ‚gebracht‘ haben.<sup>180</sup> Ein möglicher Grund könnte sein, dass in diesem Fall der Initiator der Geselligkeit ein Vater und Kaufmann, nicht dessen Frau oder Tochter gewesen ist, was der in den meisten Salondefinitionen geforderten weibli-

<sup>177</sup> Friedrich Schlegel an Gustav von Brinckmann, Oktober 1797, in: KFSa, Bd. 24, S. 23.

<sup>178</sup> Geborene Jente Ephraim (1764–1843). Sie war die zweite Tochter von Benjamin Veitel Ephraim und damit Cousine von Sara und Marianne Meyer. Sie nannte sich schon in den 1790er-Jahren Jeannette, nach der Taufe Sophie Jeannette. Sie heiratete 1792 den Mediziner Israel Stieglitz. Stieglitz hatte sich während des Studiums in Göttingen mit Wilhelm von Humboldt angefreundet und ihm einmal das Leben gerettet. Detaillierte biografische Angaben zu Jeannette Ephraim Stieglitz erstmals bei Stieglitz 2001. Zu Israel Stieglitz s. Jacobsohn 1968, S. 349 f.

<sup>179</sup> Jeannette Ephraim Stieglitz an Gustav von Brinckmann, undatiert, ungedruckt, BA E.

<sup>180</sup> Vgl. beispielsweise Zelters Erinnerungen, dass der Hausherr „Gelehrte, Dichter und Künstler nicht selten in seinem Hause zu sehen“ sich bemühte und er in diesem Hause „zuerst Moses Mendelssohn, Ramler, Engel, Leuchsenring, Stamford, Rode, Chodowiecki, Meil, Brandes und andere“ gesehen habe. Zelter 1931, S. 136. Die Familienbiografin Olga Stieglitz spricht ebenso beiläufig wie vermutlich berechtigt vom „Ephraimschen Salon“. Stieglitz 2001, S. 145.

chen Gastgeberchaft widerspricht.<sup>181</sup> Zu fragen ist wiederum, wie sinnvoll und berechtigt diese Unterscheidung wirklich ist, zumindest aus der Perspektive der Gäste, die in beiden Fällen in einer gemischten Runde jüdischer und nicht-jüdischer gebildeter Männer und Frauen saßen.

### Fürstliche Vergnügungen

Das mottogebende Zitat des Abschnitts stammt aus einem Brief Friederike Limans, die einen Sommerabend der Salongesellschaft beschrieb: „[...] gestren Abend führte uns dass Ungefähr bei Itzigs vorbei der Fürst Reuss gab Ihnen eine nachtmusic aufs Wasser, [Sie] die grosse Familie mit alle mögliche nezel-rodos etc. wahren vor der thüre versammelt wir hielten stille und die Arnstein baht uns auszusteigen und wir blieben noch bis nach 11 da“.<sup>182</sup>

Bei „Itzigs“, dem großen Stadtpalais des Bankiers Daniel Itzig, Vater zahlreicher Töchter und mehrerer Salonièren, führte die hier genannten Sprecher 1794/95 tatsächlich nur „ein Ungefähr“ vorbei, weitere Erwähnungen gibt es zunächst nicht. Vermutlich fand die Nachtmusik in Itzigs prächtigem Garten statt, eine Sehenswürdigkeit eigenen Ranges, von Nicolai ausführlich beschrieben, in Schönheit und Ausstattung dem Park von Sanssouci verglichen.<sup>183</sup> Dafür, dass Palais oder Garten des reichsten Manns der Stadt 1794/95 von den Mitgliedern der Salongesellschaft häufiger besucht wurden, findet sich kein Hinweis. Auch mit der Itzigtochter und Wiener Salonièr *Fanny von Arnstein* verband die Berlinerinnen 1794/95 noch eine nur flüchtige Bekanntschaft. Rahel Levin Varnhagen ließ sich in Breslau zwar gern von einem Gast über das Haus Arnstein erzählen und Friederike Liman beschrieb, dass man bei dem zufälligen Treffen sehr liebenswürdig aufgenommen wurde, aber zu einer näheren Bekanntschaft sollte es erst 1798 kommen, als Fanny von Arnstein Berlin besuchte in Begleitung ihrer schönen Tochter Henriette, die von mehreren Salonbesuchern intensiv umworben wurde. Den Briefen 1795 ist noch eine

---

**181** Nur Hilde Spiel zählt das Haus Benjamin Ephraims zu „den ersten Häusern, in denen solche Zirkel sich bilden durften“. Spiel 1992, S. 94. Ihr Hinweis hat aber kaum Nachfolgeforschung ausgelöst.

**182** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, Frühjahr 1795, in: Bosold 1996, S. 5.

**183** Der Garten lag zwischen der Köpenicker Straße und dem Schlesischen Tor, war berühmt für seine Standbilder, Labyrinth und seine höchst kunstvolle Gesamtanlage. Über die Ausstattung und Bedeutung dieses Gartens berichtet ausführlich auch Hilde Spiel in der Biografie *Fanny von Arnsteins*, da er die Quelle ihrer Gelassenheit und Selbstverständnisses der Zugehörigkeit zur großen Welt gewesen sei. „Hier gewann sie Vergnügen an reicher Geselligkeit, überwand sie spielend und träumend den Fluch ihres Volkes [...]. Kein furchtbares, in sich gekrümmtes Erschrecken wie bei der Rahel [...]“. Spiel 1992, S. 41.

Distanz zur vornehmeren Welt, die man aber mit Leichtigkeit abtat, anzumerken.<sup>184</sup>

Bei dem von Friederike Liman erwähnten Organisator der Nachtmusik für Itzigs handelt es sich um den Fürsten und Diplomaten *Heinrich XIV. Reuß (Plauen-Greiz)*,<sup>185</sup> Mitglied einer sehr alten deutschen Adelsfamilie mit eigenem Palais in Berlin, und diplomatischer Vertreter des Deutschen Kaiserreiches. Er wurde in den Briefen leider erst aus Anlass seines frühen Todes 1799 ausführlicher thematisiert, als bekannt wurde, dass seine Freundin Marianne Meyer Eybenberg, ihm heimlich angetraut gewesen war und um die Anerkennung dieser Ehe bei seiner Familie kämpfen musste. In den zeitgenössischen Stadtbeschreibungen wird gelegentlich der Reußsche Garten erwähnt, der am Schiffbauerdamm gelegen und prächtig gewesen sein soll. Auch hier ließe sich spekulieren, dass Nachbarschaft das Kennenlernen in der Salongesellschaft erleichtert hat, da der Garten der Familie Reuß gewissermaßen dem ebenso schönen der Familie Ephraim benachbart war, deren Enkelin Marianne Meyer war.<sup>186</sup>

---

**184** In Breslau „sprach ich den Geheimrath Levo der von Wien kam und *Wunder!* von Frau von Arnstein erzählte von ihr Haus Prinzen, Minister, Grafen, Gesante, Garten, spät eßen, und alles was *wir* schon von Wien wissen.“ Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 8. 8. 1794, in: ERLV III, S. 23. Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, Frühjahr 1795, in: Bosold 1996, S. 5. In späteren Jahren, vor allem zu Zeiten des Wiener Kongresses, sind von allen Berliner Salonièren und den meisten Gästen Besuche im Haus Arnstein und Eskeles in Wien überliefert, von beiden Häusern sollte sich Rahel Levin beeindruckt zeigen, allerdings aus bemerkenswert unterschiedlichen Gründen. Im Palais Arnstein lobte sie die Weltläufigkeit, an Bernhard Eskeles genau das Gegenteil, dass er altväterlich geblieben sei und originell. Vgl. den Abschnitt zu Herzens.

**185** Fürst Heinrich XIV. Reuß-Plauen-Greiz (1749–1799), ist verglichen mit den anderen Männern dieses Namens (alle Fürsten und Prinzen des Hauses Reuß, in allen Linien, hießen Heinrich) sehr schlecht dokumentiert. Eine wichtige und kaum noch genutzte Quelle ist der Nachlass seiner Familie im Thüringischen Haupt- und Staatsarchiv, besonders die Testamente des früh verstorbenen Fürsten, die ihn als sehr umsichtigen und Marianne Meyer Eybenberg aufrichtig liebenden Mann zeigen. Der Titel Reuß wird ohne „von“ zitiert.

**186** Den Ephraimschen Garten beschreibt Julius Rodenberg als „einen prachtvollen Garten am Schiffbauerdamm, in welchem sechs Kolossalstatuen von Schlüter standen [...], ursprünglich dazu bestimmt, die Balustrade des königlichen Schlosses zu schmücken, und ein schönes Landhaus im Barockstil, welches von einer riesigen Platane beschattet ward.“ Zum Zeitpunkt von Rodenbergs Beschreibung war „diese Herrlichkeit lange dahin“, den Neubauten der Friedrich-Wilhelm-Stadt gewichen, auch das Gartenhaus, das noch lange von der S-Bahn aus zu sehen gewesen sei. Julius Rodenberg: *Bilder aus dem Berliner Leben* hrsg. von Gisela Lüttig, mit einem Nachwort von Heinz Knobloch, Berlin 1987, S. 214; Der Erwerb des Gartens 1761 durch Veitel Heine Ephraim geschah mit königlicher Spezialgenehmigung. Es war das erste Mal, dass ein Jude in Preußen Grund und Boden kaufen durfte. Vgl. dazu Laurenz Demps: *Der Schiffbauerdamm*, Ein unbekanntes Kapitel Berliner Stadtgeschichte, Berlin 1993, S. 43 ff. Führt man die Spekulation über diese



**Abb. 12:** Fürst Heinrich XIV. Reuß, Ehemann Marianne Meyer Eybenbergs, (1749–1799).

Von Heinrich XIV. Reuß selbst überliefert sind in der Sammlung Varnhagen einige undatierte Billets, die laut Katalog den Jahren 1795–1797 entstammen, sowie ein gezeichnetes Portrait, ein markantes Halbprofil eines Mann mit Uniform und Zopf. Wenngleich keine regelmäßigen Einladungen in sein Haus bekannt sind, kann der Fürst als Katalysator der Geselligkeit gelten. Das Bücherverzeichnis seines Nachlasses zeigt ihn als umfassend interessierten und gebildeten Mann, der mit einer umfänglichen Sammlung, die er gemeinsam mit Marianne Meyer Eybenberg aufbaute, möglicherweise ähnlich wie Brinckmann die Lektürewünsche der Salonfrauen erfüllen konnte.<sup>187</sup> Die Billets, vor allem an Sara Meyer Grotthus und Rahel Levin Varnhagen, zeigen ihn als ritterlichen Kavalier, der Bücher verlieh, Billets besorgte, Briefe vermittelte und anscheinend bei der Verwaltung des Erbes der Meyers geholfen hat.<sup>188</sup>

Ein fürstlicher Salon, der 1794 trotz andersmeinender Darstellung in der Literatur nicht wirklich existent war, ist der der Herzogin Dorothea von Kur-

---

Nachbarschaft weiter, rührte die Bekanntschaft spätestens aus den frühen 1780er-Jahren, da die Familie Reuß den Garten später an den Hof verkaufte, der die Tierarzneischule darauf gründete.

<sup>187</sup> Vgl. „Catalogus der Bücher zu der Verlassenschaft“, in: ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz I nr. 88a, S. 31–50.

<sup>188</sup> Vgl. dazu die wenigen Dokumente in SV 213.

land. Sie hielt sich zwar gelegentlich auf einem Schloss bei Berlin auf, doch ließ sich aus diesem Jahr kein Kontakt weder zu den hier Genannten noch zu Personen ihres Ranges am Berliner Hof nachweisen.<sup>189</sup> Auch ihre Schwester, Elisa von der Recke, fand in diesem Jahr in den Briefen der Salongesellschaft keine Erwähnung, obwohl sie sich gelegentlich in Berlin aufhielt. In späteren Jahren gab es einige Zusammentreffen, sowohl Marianne Meyer als auch Rahel Levin erwähnen Begegnungen mit den Prinzessinnen Kurland – dann allerdings als Frau von Eybenberg und Frau von Varnhagen, und in Badeorten.<sup>190</sup>

## 2.2 Spaziergänge und andere öffentliche Vergnügungen

Die Billets und Briefe des Jahre 1794/95 deuten buchstäblich auf ein sehr bewegtes Leben der Salongesellschaft: Neben den Teetischen wurden bereits Gärten oder Konzerte als Treffpunkte erwähnt, auch die Orte dazwischen müssen dazu gerechnet werden. Spaziergänge, Ausfahrten und vor allem Besuche machen und empfangen gehörten zu den alltäglichen Vorhaben der Beteiligten. Daneben prägten Ausflüge, etwa nach „Scharlottenbourg“ oder Potsdam, Theaterbesuche und andere kulturelle Teilhabe den Lebensrhythmus. Kommunikation und Konversation fanden, den Quellen zufolge, nicht nur an all diesen, sondern auch zwischen den einzelnen Orten statt. Die Salonkonversation ließ sich im mehrfachen Sinne nicht auf spezifische Räume begrenzen. Sie erstreckte sich – wie später im Falle des viel zitierten Grillparzerbesuchs<sup>191</sup> bei

---

**189** Sie lebte im Untersuchungszeitraum gelegentlich in Schloss Friedrichsfelde, wohin sie zuvor bereits einmal Moses Mendelssohn eingeladen hatte. Außer der Gesellschaft ihres Verehrers, ihres Bruders und einer neugeborenen Tochter (Dorothea Prinzessin von Kurland, 1793–1862) ist von Geselligkeit hier aber nichts überliefert. Ihren Salon Unter den Linden soll sie erst nach 1800 geführt haben. Das Gebäude, Unter den Linden 7, wurde nach der Geburt der Tochter Ende 1793 erworben. Wilhelmy verweist darauf, dass die Herzogin erst nach dem Tod ihres Gatten (1800) regelmäßig in Berlin lebte. Wilhelmy 1989, S. 637.

Vermutlich beruft sie sich darin auf Hans Landsberg, der schreibt, dass die Herzogin in dem Palais ihrer Tochter Unter den Linden, der heutigen russischen Botschaft, ab der Jahrhundertwende glänzende Gesellschaften gegeben habe. Landsberg 2000, S. 68 f.

**190** Beispielsweise verkehrten Marianne Meyer Eybenberg und kurländische Prinzessinnen 1808 in Teplitz miteinander. Vgl. Johann Wolfgang von Goethe, Tagebucheintrag 3. 7. 1808, zit. nach: Sauer 1904, S. 377. Rahel Levin Varnhagen erhielt im österreichischen Baden Schwimmstunden gemeinsam mit der Herzogin von Sagan, Tochter der Herzogin von Kurland. Dabei erinnern sich beide einer früheren Begegnung 1797 oder 1799 in Teplitz. Rahel Levin Varnhagen an Karl August Varnhagen, 27. 6. 1815, in: GW II, S. 298.

**191** Franz Grillparzer wurde von Varnhagen am Ende eines langen Tages und „müde bis zum Sterben“ noch zum Haus gebracht, in dem Rahel wohnte. Sie kam ihnen auf der Treppe entgegen, begann die Unterhaltung, „und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflög. [...] Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört.“ Franz Grillparzer:

der Legationsrätin Varnhagen – bis auf die Treppen des Hauses und begleitete Salonteilnehmer bis vor die Tür bzw. zur nächsten Veranstaltung. Rahel Levin Varnhagen beispielsweise berichtete, wie sie auf einem Nachhauseweg von der Doktorin Lemos, Henriette Herz' Schwiegermutter, mit Isaak Euchel besonders gut gesprochen und Bücher diskutiert hätte.<sup>192</sup> Ein anderes Mal ließ sie sich von einem Gast des Ehepaars Fließ nach Hause bringen und überzeugte ihn auf dem Wege, auch ihr Gast zu werden.<sup>193</sup> Im weiter oben zitierten Billet fand Brinckmann einen Professor so „aimable“, dass er einem Herzschen Freitag einen Spaziergang mit ihm anschloss und sogar zweimal die Linden auf und ab marschierte. Auch die langjährige Freundschaft zu Levin Varnhagen verdankte Brinckmann nach eigener Aussage eigentlich einem „Treppengespräch“ nach einem Salonbesuch.<sup>194</sup>

Der Befund vom Gang und Spaziergang als Kommunikationsort, der das Bild vom Salon als einer um einen Teetisch versammelten Gruppe ausweitet, entspricht allerdings dem Empfinden der Zeit, nach dem „Spaziergänge“ unter die Sehenswürdigkeiten einer Stadt gezählt und in Reiseführern erwähnt wurden.<sup>195</sup> Auch der Weg entlang der 1801 fertig gestellten Stadtmauer Berlins hieß vermutlich nicht zufällig „Communication“.<sup>196</sup>

Die Vorstellung, dass man die als Salon bekannten geselligen Aktivitäten auch im ganzen Haus und auch auf der Straße wiederfinden kann, wurde bis-

---

Fragmente einer Selbstbiographie, in: Werke in 2 Bd., hrsg. von P. Stapf, Berlin [u. a.] 1959, S. 852, zit. nach: Strube 1992, S. 218.

**192** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 3. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 107 ff. Dass es bei der Schwiegermutter von Henriette Herz auch Teegesellschaften gegeben hat, ist m. W. noch überhaupt nicht untersucht.

**193** „Dr. Bote war einmal bei uns, ich will Ihnen sagen, wie das geschah; ich sah ihn in Gesellschaft bei Fließens [...]; Dr Fließ und er brachten mich zu Mad. Liman, unterwegs sagte ich: ‚Sie waren so gütig mir das Buch selbst zu bringen, ich war aber nicht zu Hause, und ich habe mir eingebildet, Sie hätten mich dabei besucht; wollen Sie mir das wohl ersetzen?‘ – ‚Mit Vergnügen, wenn Sie erlauben.‘“ Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 20. 2. 1794, in: GW VII/I, S. 175 f.

**194** „Wir trafen uns in einer ziemlich gemischten Gesellschaft [bei Herzens, H. L. L.], wo Rahel wenig sprach, aber ‚geflügelte Worte‘, die mich um so aufmerksamer machten [...].“ Auf der Treppe habe Rahel dann gesagt: „Ich sollte Ihre Freundin sein! ganz andre Dinge würden Sie von mir hören müssen!“ [...] Dieses Treppengespräch war unsere erste, für mich immer gewurzelte Bekanntschaft.“ Gustav von Brinckmann: *Rahel*. Brief an von Varnhagen, nach dem Tode seiner Gattin. 1834, hier zit. nach dem Original, BA V.

**195** Vgl. z. B. Nicolais Wegweiser von 1793, in dem unter „Oeffentliche Spaziergänge, Spazierfahrten und andere Vergnügen“ der „Thiergarten“, die „Gegend um Berlin“ gleichwertig neben Scheibenschießen und Oper genannt werden. Nicolai 1793, S. 150 ff.

**196** Mieck 1980, S. 406.



her nur einmal beschrieben, und nur für Rahel Levin Varnhagen.<sup>197</sup> Dieses Kapitel ist ein Plädoyer dafür, die Berliner Salongesellschaft der 1790er-Jahre im Modell der offenen Häuser zu denken: offen für Besucher unterschiedlicher Herkunft, offen aber auch im Wortessinne zwischen den Etagen, für eine Beteiligung der Familie. Offen waren die Häuser schließlich auch zur Straße hin, um das Gespräch in ein anderes Haus oder auf den Weg mitzunehmen.

Diese Fortsetzung des Gesprächs auf der Straße und die schnellen Ortswechsel wurden natürlich durch die Nähe der einzelnen Etablissements begünstigt. In einer Zeit, in der man die meisten innerstädtischen Wege noch per pedes zurücklegte, war es für die Salons von Vorteil, in der Nähe des Theaters, der Oper und der Clubs zu liegen, die von ihren potentiellen Gästen aufgesucht wurden. Eine von Petra Wilhelmy erarbeitete Karte<sup>198</sup> zeigt eine strategisch günstige Lage als Merkmal der Berliner Salons von 1790 bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Der Umstand, dass man vom Haus der Levins zum Nationaltheater auf dem Markt maximal zehn Minuten Fußweg zurücklegen musste, trug sicherlich ebenso zur Attraktivität eines Nachttees bei, wie die Tatsache, dass die Besuche auch nachts stattfinden oder enden konnten, ohne dass ein öffentliches Verkehrsmittel bzw. eine private Kutsche bereit gehalten werden musste. Umgekehrt war bereits die Distanz von Berlin Mitte nach Tegel eine solche Entfernung, dass Wilhelm von Humboldt sich 1795 mehrere Wochen auf seinem Schloss aufhalten konnte, ohne von Freunden spontan aufgesucht zu werden. Auch gab es nahe gelegene Gegenden, die ‚man‘ kaum besuchte: Mit einer Wohnung jenseits der Oranienburger Straße, heute ebenfalls Berlin-Mitte, wurden Friedrich Schlegel und Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel 1797 im doppelten Sinne als außerhalb der vornehmen Kreise empfunden.

Wie oben gezeigt, fand neben den bekannten „Salons“ im Hause Herz und Levin ein Großteil der Kommunikation nicht an einem Teetisch, sondern andernorts statt. Auf der Suche nach kommunikativen Orten in Berlin ist festzuhalten, dass jeder Briefwechsel ebenso wie in den intellektuellen Themen auch in der Nennung von Vergnügungen und Orten andere Schwerpunkte setzt, andere Treffpunkte häufiger nennt, je nach den Vorlieben oder gemeinsamen Erinnerungsorten der Briefpartner. Auch die Lektüre zahlreicher Briefwechsel aus demselben Zeitraum kann daher nur eine ungefähre Hochrechnung zu den kommunikativen Orten dieser Zeit, nur einen Näherungswert auf der Beliebtheitsskala der Salongesellschaft ermöglichen. Als besonders illustre Beispiele für kommunikative Orte, die – wie der Salon – eine Mischung der Stände und Geschlechter ermöglichten, und da sie in fast allen Korresponden-

<sup>197</sup> Vgl. Roebling 1993.

<sup>198</sup> Wilhelmy 1989, S. 966 ff.



zen häufiger erwähnt werden, sollen hier der Tiergarten und das Theater als kommunikative Orte und Treffpunkte der Salongesellschaft vorgestellt werden.

### „Tiergartenleben“

„Einer der angenehmsten Spaziergänge in Berlin, wo vornehmlich des Sonntags alle Stände vereinigt sind, um sich Erholung und Erquickung zu schaffen, ist der Tiergarten“, bemerkte ein zeitgenössischer Reisender.<sup>199</sup> Ursprünglich als Jagdrevier der Kurfürsten genutzt, war der Park von Friedrichs II. Architekten Knobelsdorff so als Lustgarten umgestaltet worden, dass überschattete Alleen und Gänge, etwa der „Philosophische Gang“, Raum sowohl für aneinander vorbeifahrende Kutschen als auch für Spaziergangsgeplauder boten.<sup>200</sup> Der Tiergarten war Treffpunkt, Ziel kurzer Ausflüge und angenehmer Kommunikationsort in dem Sinne, dass er Kommunikation ermöglichte, aber nicht erzwang: „Es giebt hier kein Mensch auf den andern Achtung, jedermann genießt nur die uneingeschränkste Freiheit, die nur die Beschaffenheit eines solchen Orts mit sich bringen kann“.<sup>201</sup> Gegenüber dieser etwas idealisierten Darstellung beschrieb Friederike Liman 1794 sowohl bewusstes Sehen und Gesehenwerden, wie auch das Darüberhinweg- oder Aneinandervorbeisehen: „Sontag begegnete ich im thiergarten die Elliot mit navarro und noch einer menschpersohn, [zu] in einem ganzen wagen navarro bückte sich gans hinein um mich nicht zu grüssen, sie konnte meine insolence nicht leiden weil ich sie gradezu ansah und wendete den kopf mit dedain weg“.<sup>202</sup> Obwohl also der

**199** Karl Heinrich Krögen: Freie Bemerkungen über Berlin, Leipzig, Prag [1785], Leipzig und Weimar 1986, S. 28.

**200** Der Tiergarten war 1794 und weit darüber hinaus übrigens der einzige heimische Ort, den Berliner mit dem Begriff Salon in Verbindung bringen konnten, da hier gewisse baumumstandene Plätze als so genannte „grüne Salons“ gestaltet wurden. „Links, vom Brandenburger Thore, hat der Park reizende Alleen, geschlängelte Gänge, Salons von Birken und Weißbüschen, den *Apoll-* oder *Florasalon* (von den daselbst befindlichen Statuen also benennet.)“ Nicolai 1793, S. 151. Hervorhebung im Original. Vgl. auch Klaus von Krosigk: Der Berliner Tiergarten (Berliner Ansichten; Bd. 21), Berlin 2001 S. 28 f. Auch 1834, zu einem Zeitpunkt als Salons im Sinne geselliger Phänomene in der Salonforschung als etablierte Berliner Institution gelten, haben sie noch keinen eigenen Eintrag in Reiseführern. Vgl. z. B. das sehr detaillierte Zedlitz-Lexikon, das zwischen Salomons Meierei und Salpeterfabriken eine bezeichnende Leerstelle hat: Leopold Freiherr von Zedlitz: Neuestes Conversations-Handbuch für Berlin und Potsdam. Zum täglichen Gebrauch der Einheimischen und Fremde aller Stände, Berlin 1834, reprint Berlin 1979.

**201** Krögen 1986, S. 28

**202** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 21. oder 22. 6. 1795, ungedruckt, in: Bosold 1996, S. 15. Schreibung im Original.

Tiergarten als Treffpunkt der Stände galt, glaubte Friederike Liman, dass die Gattin des englischen Gesandten es als „Dedain“, also Unverschämtheit empfand, wenn sie von ihr angesehen würde. Der erwähnte Marquis Navarro D’Andrado war zu dieser Zeit Gast bei Levins und daher auch mit Friederike Liman gut bekannt, aber anscheinend nicht immer ...

Das Vergnügen dieses öffentlichen und offenen Orts, als „Sammelplatz von Hohen und Niedern, von Reichen und Armen“ lag vermutlich vor allem in der Mischung seiner Besucher und in der Beobachtung dieser Mischung. „Man kann hier ohne viele Mühe ein reiches Maß von Menschenkenntnissen sammeln, das man oft jahrelang vergeblich zu erreichen sucht“,<sup>203</sup> schrieb ein Buchhändler, und ein Offizier, der sich auf die Galanterien von Berlin spezialisierte, lobte den Tiergarten: „Hier hüpfet der Stutzer dem Philosophen vorbei, und dort rauscht eine wollüstige Nymphe hinter der Frau Präsidentin drein“.<sup>204</sup> Die Kaffeegärten am Anfang des Tiergartens wurden schließlich explizit als Treffpunkt der Geschlechter erwähnt: „man sieht da [...] eine zahlreiche Gesellschaft beiderlei Geschlechts, die sich bei Kaffee, Wein und Schokolade die Zeit verkürzen. Die Frauenzimmer sitzen ohngeachtet des vielen Tobakrauchens mit unter den Mannspersonen“.<sup>205</sup>

Eine Attraktion des Tiergartens bestand sicher darin, die Stadtprominenz dort ansehen zu können.<sup>206</sup> Die gesellschaftliche Offenheit des Ortes muss dann noch dadurch gesteigert worden sein, dass Personen einfacher Herkunft durch prächtige bzw. für ihr Herkommen zu prächtige Kleidung für Personen höheren Standes gehalten werden konnten. Verschiedene Stadtbeschreibungen erwähnen, dass hier eine stadtbekannte Mätresse im gleichen Kleid wie eine Gräfin gegangen sei oder ein Adliger einer Prostituierten solange den Arm geboten habe, bis ein Freund, der sie von dem anderen Ort kannte, ihn aufklärte.<sup>207</sup>

Neben der Funktion als öffentlicher Ort oder Spaziergang verfügte der Tiergarten noch über interessante Lokale bzw. Restaurationen, in denen Mitglieder

---

**203** Krögen 1986, S. 29.

**204** [Johann Friedel]: Briefe über die Galanterien von Berlin. Auf einer Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier 1782, Berlin 1987, S. 63.

**205** Krögen 1986, S. 29. Auch die Berliner Sitte, bei dem geringsten Anschein guten Wetters seinen Kaffee draußen zu trinken, bestand anscheinend schon vor 200 Jahren, denn man sah „die Menschen in leichter Tracht mehrere Stunden in unserm ohnehin feuchten Thiergarten bei dem geliebten Caffee im Freien verweilen“. Formey 1796, S. 82.

**206** 1794 ist z. B. auch in den Briefen der Königin Luise zu lesen, dass sie mit ihrer Schwester im Wagen durch den Tiergarten fuhr, auch begleitet von zwei Ehemännern zu Pferde. Luise von Preußen an Therese von Thurn und Taxis, 19. 2. 1794 und 25. 2. 1794, in: Malve Rothkirch (Hrsg.): Königin Luise von Preußen: Briefe und Aufzeichnungen. Mit einer Einleitung von Hartmut Boockmann, München [u. a.] 1995, S. 52.

**207** Vgl. die Anekdoten bei Krögen 1986, S. 29 und Friedel 1782, S. 62.

der Salongesellschaft speisten.<sup>208</sup> In diesen Restaurationen, vor allem in großen Gärten, vermischte sich die Grenze von öffentlich und privat insofern, als dass Privatpersonen im öffentlichen Raum ausgewählte Gäste zur Gesellschaft bitten konnten.<sup>209</sup> In den Briefen der Salonbeteiligten wurden beispielsweise die Gärten der Brüder Boucher und der Ephraimsche Garten als Attraktion verzeichnet.<sup>210</sup> Weiterhin wird das Areal vielfach erwähnt wegen der Sommerwohnungen, die sich einige Berliner dort nahmen, um die warmen Monate im Grünen zu verbringen. Für Frühjahr und Sommer muss der Tiergarten als einer der wesentlichen Orte der Salongesellschaft zählen. Henriette und Markus Herz zogen sommers in den Tiergarten und empfangen dort auch Gäste. Anfang des 19. Jahrhunderts sollte Familie Beer ihren Wohnsitz ganz in den Tiergarten verlegen und dort gemischte Gesellschaften geben.<sup>211</sup> Rahel Levin Varnhagen beschwerte sich bei David Veit im März 1795: „Ich war mit der Liman und Unzelmann ausgefahren [...], uns ein Zimmer, bis ich verreist, im Thiergarten zu miethen; aber keins bekommen.“ Und im August des Jahres schrieben ihr Bruder und Schwägerin, sie wären „alle Tage“ dort.<sup>212</sup>

Mit einer Bekannten zu einer Bekannten in den Tiergarten fahren und darüber einer anderen Bekannten zu berichten, war eine weitere häufige Verlustierung der Salongesellschaft in dieser Zeit: „ich habe heute ordentlich ein francoisches Billet an die marchetti geschrieben und sie invitirt, morgen Nachmittag mit mir bey der flies in thiergarten zu faren“, schrieb Friederike Liman.<sup>213</sup> Ähnliches berichtete Rahel Levin Varnhagen – ihre Beschreibung eines Frühlingstages ist ein gutes Beispiel dafür, dass Geselligkeit den Charakter eines Staffellaufs annehmen konnte: „[...] die Baranius trat in mein Zimmer,

---

**208** Beispielsweise wurde häufig auf dem Weg nach Charlottenburg, bis wohin sich der Tiergarten erstreckte, in einem Kaffeehaus Rast gemacht.

**209** Explizit aus dem Jahr 1795 nennt zum Beispiel der Arzt Heim verschiedene Gastgeber, von denen er „in Gesellschaft mehrerer im Therbuschischen Garten bewirtet worden“. Heim 1989, S. 92 f.

**210** Vgl. z. B. Rahel Levin Varnhagen an David Veit 1. 4. 1793, in: GW VII/I, S. 10 und Rose Varnhagen an Rahel Levin Varnhagen, 18. 5. 1795, ungedruckt, SV 214. Heim nennt den Therbuschischen und den Georgischen Garten. Diese Nichtüberschneidung kann aber Zufall sein, da die Zahl der Gartenrestaurationen in Berlin verhältnismäßig groß war.

**211** Zu der Villa Beer und den Geselligkeiten s. zuletzt: Liliane Weissberg: Von Liepmann Meyer Wulff bis Hans Richter. Eine Berliner Familien- und Stadtgeschichte, in: Sven Kuhrau / Kurt Winkler (Hrsg.): Juden. Bürger. Berliner. Das Gedächtnis der Familie Beer-Meyerbeer-Richter, Berlin 2004, S. 15–32, bes. 21 ff.

**212** Vgl. Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 22. 3. 1795, in: GW VII/II, S. 84, sowie den gemeinschaftlichen Brief von Markus und Hendel Levin an Rahel Levin Varnhagen, 29. 8. 1795, SV 214, auch in: ERLV III, S. 55.

**213** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 6. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 6.

blieb bis Mittag, half mir Heimann versäumen, welcher mich dann mit Fließ zusammen zwang, nach dem Thiergarten zu gehen; [...] ich aß, wurde zur Fließ gebeten, wo eine Frau vom Lande war, die ich sehen wollte“.<sup>214</sup>

Ein für die Salongesellschaft besonders wichtiger Ort dieser Zeit im Tiergarten war die Restauration „Hofjäger“,<sup>215</sup> die so beliebt war, dass man bei Besuchen *mit Sicherheit* davon ausgehen konnte, irgend einen Bekannten *zufällig* zu treffen, bzw. auch davon ausgehen musste. Brinckmann traf dort zufällig Rahel Levin Varnhagens Schwägerin und Eltern, „die Fließ“ suchte dort ihren Ehemann zu vermeiden: „[...] nachher machte ich jedenfalls dass die F mit mir zum Hoffgäßer ging: wo es grad den tag sehr hübsch war und Q [traff] traf [ich] mit dem ich mir eigentlich ein rendezvous da gab. die F war aber unausstehlich sie eilte weil sie glaubte ihr caro marito würde komen“.<sup>216</sup> Entscheidend war nicht nur, wen man dort traf, sondern auch mit wem man dorthin fuhr: „die U wollte nicht dass wir zusammen faren weil sie befürchtet die Marchetti kann es übel nehmen und da hatt sie auch sehr recht“.<sup>217</sup>

Dafür, dass der Tiergarten und die Aufenthalte dort vielleicht kein täglicher, aber wesentlicher Bestandteil des Salonlebens waren<sup>218</sup> bzw. dass der Tiergarten als offener Ort verschiedenste anregende Mischungen erlaubte, spricht schließlich eine Formulierung des Gastes Burgsdorf, der seine Zeit mit Rahel Levin Varnhagen und ihren Freundinnen als „Thiergartenleben“ bezeichnete. Anders, als Peter Seibert formuliert, ist der Tiergarten nicht eine „Vorstufe“ für die Verkehrsformen der Berliner Salons oder Fluchtpunkt, sondern essentieller Teil davon.<sup>219</sup>

---

**214** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 24. 3. 1795, in: GW VII/II, S. 86.

**215** Der Hofjäger war ein Kaffeegarten am Ende der Tiergarten-Straße genannten Häuserreihe, benannt nach der Tatsache, dass in dem Haus früher der königliche Hofjäger gewohnt hatte.

**216** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 21. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 15. „F“ steht für Fließ Boye Sparre, der „geliebte Ehemann“ ist Isaac Fließ. „Q“ meint Otto von Quast, Verehrer Friederike Unzelmanns.

**217** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 4. 8. 1795, in: Bosold 1996, S. 30. „U“ steht für Unzelmann. Marchetti und Plumer waren beide Sängerinnen, daher möglicherweise die Eifersucht. Schreibung im Original.

**218** Der Hofjäger scheint regelmäßiges Vergnügen gewesen zu sein, so schlug Rahel Levin Varnhagen einmal eine Einladung zur Mitfahrt mit den Worten aus „alle Tage ist nicht Sonntag“. Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 10. 9. 1796, ungedruckt, SV 38.

**219** Wilhelm von Burgsdorf an Gustav von Brinckmann, 3. 9. 1796, in: Cohn 1907, S. 8. Seibert 1993(a), S. 144.

### Das Theater als Treffpunkt und Thema der Salongesellschaft

Das Theater stellt sich im Vergleich der Korrespondenzen als einer der wesentlichen Diskussionsgegenstände der Salonbeteiligten dar. Sowohl die Aufführungen wie die Aufführenden waren von großem Interesse. Das ist auch aus dem Grund bemerkenswert, da das Berliner Theater um 1800 keineswegs einen guten Ruf hatte, sondern eher durch Tumulte auf und Missverständnisse hinter der Bühne sowie organisatorische Kleinkriege in jeder Form von sich reden machte.<sup>220</sup> 1794/95 im speziellen kam es, neben oder infolge von Auseinandersetzungen zwischen Direktion und einzelnen Stars, zu Aufruhr auf der Bühne und Lärm aus dem Publikum. Diese wurden in den Briefen der Salongesellschaft kaum kommentiert, allerdings hielt diese vom allgemeinen Publikum in der Stadt auch nicht unbedingt viel.<sup>221</sup>

Die Anfang der 1790er-Jahre wesentlichen Spielstätten in Berlin waren das Nationaltheater auf dem Gendarmenmarkt<sup>222</sup> und das Opernhaus Unter den Linden.<sup>223</sup> Die 1742 eröffnete Königliche Oper bot italienische Oper. In dem 1775

---

**220** Erst mit der Übernahme der Direktion des Nationaltheaters durch Iffland 1796 wurde die Grundlage für eine „Bühne der ‚Berliner Klassik‘“ gelegt. Klaus Gerlach: Einleitung, in: ders. (Hrsg.): *Der gesellschaftliche Wandel um 1800 und das Berliner Nationaltheater*, Hannover 2009, S. 7–18, hier S. 7.

**221** „Denn etwas gleichgültigeres gibt's gar nicht, als die Fünfhundert ungefähr, die jenes sein sollten, denn ich behaupte, es giebt hier gar keins, weil ich nur eine urtheilende Menge darunter versteh', unter den Fünfhundert aber sind nu etwa dreißig, die gar nach dem Orchester sehen [...]; sind auch diese dreißig etwa getheilter Meinung, so kommt's nie zur Sprache, weil's Ihnen nicht so viel werth ist, das Maul drum zu öffnen [...].“ Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 25. 1. 1794, in: *GW VII/I*, S. 127. Möglicherweise war die Anspruchslosigkeit ein Grund für die folgenreichen Nebengespräche, die sie im Theater führte.

**222** Der Platz ist auf offiziellen Karten zu dieser Zeit als Friedrichstädtischer Markt verzeichnet, war aber bereits auch unter dem Namen Gensd'armenmarkt bekannt.

**223** Eine umfassende Theatergeschichte Berlins von den Anfängen bis heute gibt es eigentlich nicht. In der Forschung liegt das Interesse seit Anfang des 20. Jahrhunderts schwerpunktmäßig auf einzelnen Institutionen. Als Einführung: Ruth Freydank: *Theater in Berlin. Von den Anfängen bis 1945*, Berlin 1988, s. a. Gerlach 2009. Zur Zeit um 1800 s. wegen Detailreichtum und Quellennähe außerdem: Carl Martin Plümcke: *Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin, nebst allgemeinen Bemerkungen über den Geschmack, hiesige Theaterschriftsteller und Behandlung der Kunst, in den verschiedenen Epochen. Berlin und Stettin 1781*; Albert Emil Brachvogel: *Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin. Nach Archivalien des Königlichen Geh. Staats=Archivs und des Königl. Theaters*, 2 Bde., Berlin 1878 sowie Rudolph Genée: *Hundert Jahre des Königlichen Schauspiels in Berlin. Nach Quellen geschildert*, Berlin 1886. Alle drei Darstellungen vertreten einen bürgerlich-nationalen Interpretationsansatz und betonen den Aufstieg der nationalen deutschen Bühnenkunst im späten 18. Jahrhundert. Zur Oper um 1800 vgl. Christoph Henzel: *Die italienische Hofoper in Berlin um 1800. Vincenzo Righini als preußischer Hofkapellmeister*. Stuttgart [u. a.] 1994.

erbauten und seit 1786 deutsch bespielten Nationaltheater wurden Schauspiel und deutschsprachiges Musiktheater geboten.<sup>224</sup> Dieser Umstand und zahlreiche Doppelverträge von Darstellern, die an beiden Häusern verpflichtet waren, führte seit den 1790er-Jahren zur verschärften Konkurrenz – ein Thema für die Salongesellschaft vor allem wegen der mit mehreren Salonnières befreundeten Schauspielerin Friederike Unzelmann.<sup>225</sup> Die jüdischen Salonnières besuchten beide Häuser regelmäßig. In den Billets finden zudem noch Theaterausflüge nach Potsdam und „Scharlottenbourg“ Erwähnung, womit die Bühne im Potsdamer Neuen Palais und das 1791 fertiggestellte Theater im Schloß Charlottenburg gemeint sein dürften.<sup>226</sup>

Dass Kulturgenießende noch in den 1780er-Jahren nach gesellschaftlicher Herkunft unterschieden worden waren,<sup>227</sup> macht eine zeitgenössische Theatergeschichte deutlich, die die „Bürgerschaft“ im Wortesinne auf die hinteren Ränge der Oper verwies: Sogar bei den Redouten, den großen, kostenlosen öffentlichen Maskenbällen zur Zeit des Karnevals, die theoretisch die gesellschaftliche Herkunft zu verschleiern helfen sollten,<sup>228</sup> wurde zwischen „Herrschaft“ und allgemeinem „Publikum“ unterschieden. Erstere speiste im großen Saal, letzteres schaute, wie noch beim absolutistischen Hof, von der Galerie aus zu.<sup>229</sup> Zum Ende des Jahrhunderts – ein genaues Datum ist leider nicht überliefert – wurden die Bestimmungen gelockert bzw. das Theater als Treffpunkt populärer. Die Freundinnen Liman und Levin Varnhagen beispielsweise saßen mal oben, mal unten im Theater. Mal zeigte sich Liman im Parkett als Kritikerin nicht nur der Bühnen-, sondern auch der adligen Selbstdarsteller, mal machte Levin Varnhagen in der Loge eine für ihr Leben bedeutsame

---

**224** Berlin hatte später als andere deutsche Theaterstädte, wie etwa Hamburg oder Leipzig, erst 1742 die Grundlagen für einen regelmäßigen Theater- und Opernaufführungsbetrieb gelegt. In diesem Jahr bekam nicht nur das gehobene Publikum mit der königlichen Oper eine neue Kulturstätte, auch wurde erstmals eine Konzession für regelmäßige Theateraufführungen im Berliner Rathaus vergeben.

**225** Die Unzelmann, „deren Aeußeres schon Alles bezauberte, war ebenso in Tragödie und Lustspiel wie in der Oper gefeiert“, erst nachdem sie die Singstimme verlor, zog sie sich auf das Theater zurück. Genée 1886, S. 42.

**226** Beispielsweise: „[...] wir werden schon morgen eine Partie zu samten nach Scharlottenburg machen, wo probe sein wird, von der operette die Sontag da aufgeführt wird.“ Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, Mitte Juni 1795, in: Bosold 1996, S. 11. Und: „Es wird einen Monat Komödie in Potsdam sein, und da werde ich eigenmächtig – mit der Eigensatz hin.“ Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 7. 5. 1795, in: GW VII/II, S. 116.

**227** Die Oper war gemäß ihrer Gründung anfänglich eine Einrichtung des Hofes, ein Ort mit eingeschränkter Öffentlichkeit, sodass Friedrich II. gelegentlich auch ganze Regimenter abkommandiert hatte, um Reihen zu füllen.

**228** Zu diesem Zweck wurde unter anderem das Parkett auf Bühnenhöhe heraufgeschraubt.

**229** Plümicke 1781, S. 119.

Bekanntschaft, wie im Winter 1795 die des Baron Karl Finck von Finckenstein, ihres späteren Verlobten.

Mit den großen Logen, die im Theater bis zu sechs, in der Oper laut zeitgenössischem Preisaushang bis zu 20 Personen fassten, sowie weitläufigen Säulengängen und Foyers boten Oper und Theater zahlreiche Plätze der oberflächlichen wie auch der persönlichen Konversation.<sup>230</sup> Immerhin gelang es Rahel Levin Varnhagen, den als schüchtern geltenden Baron mit einem Gespräch in der Theaterloge so für sich einzunehmen, dass er Gast in ihrem Hause wurde. Die Logen können quasi als halböffentliche Orte betrachtet werden, insofern man ausgewählte Freunde dorthin vorher einladen konnte, sofern es einem zuvor gelungen war, eine Loge zu reservieren.<sup>231</sup> Im ersten Rang hatte der Hof bzw. die verschiedenen Hofstaaten ihre Logen, im zweiten und dritten die Spitzen der Regierungsbehörden sowie „Fremde Residenten u: Leg:[ations] Sekr.[ekretäre]“, also auch die Diplomaten, die in den Salons verkehrten. Im Parterre gab es Logen für Staatsbedienstete der Departements sowie Künstler und Gelehrte, zum Beispiel die „Opern Acteur Loge“. Offiziell konnte zwar jeder Bürger, wie bei Nicolai erwähnt, um ein Eintrittsbillet einkommen, aber die Anzahl der zu verteilenden Tickets war nach dem Urteil einer Tageszeitung viel zu klein: „Für Fremde, denen ihr Stand nicht erlaubt, am Hofe zu erscheinen [...] und für die ganze achtungswürdige Klasse der Fabrikanten, Kaufleute, Künstler [...] ist kein Raum vorhanden“.<sup>232</sup>

Die Damen Liman, Fließ, Levin und Meyer, die ihrem Stand zufolge zu keiner der vergabefähigen Gruppen gehörten, konnten ihre Theaterkontakte nutzen und kamen so häufig in den exklusiven Genuß eines Logenplatzes. Oder sie gebrauchten ihre Bekanntschaft mit den Diplomaten wie Brinckmann oder Reuß, die in ihrem Beruf als Hofmitglieder galten, um Billets zu bekommen. Reuß besorgte Logen und machte sich zum Sprachrohr der Damen untereinander:

///Mademoiselle Meyer erkundigt sich bey Ihnen, ob Sie heute mit ihr das Schauspiel besuchen wollen, u bittet Sie durch mich um Antwort, ich füge meinen herzlichen Gruß

**230** Ein möglicher Grund für viele Gespräche in der Oper könnte auch gewesen sein, dass die Sicht auf vielen Plätzen nicht gut war. Auch nach dem Umbau unter Friedrich Wilhelm II. konnten von den 3.500 Personen, die das Opernhaus fasste, nach zeitgenössischen Kritiken, 2.000 nicht gut sehen. Vgl. Neue Berlinische Monatsschrift 44, 1801, zit. nach: Henzel 1994, S. 30, Fn 6.

**231** „Personen die die Oper sehen wollen und nicht zum Hofe gehören ersuchen den Königlichen Direktor der Lustbarkeiten [...] um ein Billet oder gehen mit Personen vom Königlichen Hofe oder von den Landeskollegien in die denselben bestimmten Logen.“ Nicolai 1993, S. 152.

**232** Neue Berlinische Monatsschrift I, 1799, S. 248 f., zit. nach: Henzel 1994, S. 34.

an, u bitte gehorsamst – aber alles nur mündlich – mir sagen zu lassen, ob Sie vielleicht schon eine Loge haben, oder ob ich eine bestellen soll. auf französisch sagt man *agrezz* [?] *mes homages*, warum wollten Sie Sich nicht auch *huldigen* laßen // von Reuß // Mittwoch//<sup>233</sup>

Der Zugang zum Nationaltheater<sup>234</sup> war allgemeiner, allerdings im Untersuchungszeitraum nicht wenig umkämpft. Sitzplätze waren hier für Einzelpersonen oder logenweise für jedermann erwerbbar, zum bemerkenswerten Preis von etwa zwei Reichsthalern pro Loge.<sup>235</sup> Zwei bis heute gängige Zugangsformen zum Theater lösten seit den 1780er-Jahren immer wieder Debatten bei den Betreibern aus, da sie über die Maßen vergeben wurden und die Einnahmen schwächten: so genannte Freibillets und Abonnements. In einem interessanten Fall war 1787 der Antrag eines jüdischen Ehepaars auf zwei reservierte Plätze gemeinsam mit dem Antrag von Berlins bekanntester Bordellbesitzerin diskutiert worden. Das betreffende amtliche „Promemoria“ wird hier zitiert, um den Billets den Tonfall eines offiziellen, halböffentlichen Schriftstücks entgegenzusetzen:

Es hat sich der zum Christenthum übergegangene Jude Ferdinand Wilhelm Fließ gemeldet, [...] wie er gesonnen sey, für sich und seine Frau auf zwei Plätze im Parkett zu aboniren und 2 Friedrichsdor monatlich zu geben. Meiner unvorgreiflichen Meinung nach dürfte dem Gesuch des p. Fließ zu deferiren seyn, jedoch überlaße ich solches [...] Euer Königl. Hochlöblichen General Direction, welche ich auch hierdurch ganz gehorsamst ersuchen muß, das bereits mündlich vorgetragene Abonnement der Schubitzen auf die Pfeilerloge im zweiten Range rechter Hand für 3 Friedrichsdor monatlich genehmigen zu wollen.<sup>236</sup>

---

**233** Heinrich XIV. Reuß an Rahel Levin Varnhagen, undatiert, ungedruckt, SV 213.

**234** Entgegen seinem Namen hat man sich unter dem Nationaltheater 1794 keinen repräsentativen Bau, sondern ein schmales schlichtes Gebäude vorzustellen, das auch noch nicht den zentralen Platz des heutigen Schauspielhauses einnahm. Es wird berichtet, dass es im Parkett etwa 300, in den Logen etwa 700 Personen fasste. Vgl. Aldabert Behr / Alfred Hoffmann: Das Schauspielhaus in Berlin, Berlin 1984, S. 30.

**235** „Logen werden bey der Cassirerin Mad. Bredow, wohnhaft in der Mohrenstraße, ohnweit der Friedrichstraßen=Ecke, Parterre, von Morgens bis Mittags um 1 Uhr bestellt.“ Vgl. „Die Zauberflöte“, Programm der Berliner Erstaufführung vom 12. 5. 1794, in: Freydank 1988, S. 133. Im Mai 1794 konnte man ein Ticket für die Zauberflöte lösen für 4 Groschen in der Galerie und 16 Groschen im ersten Rang. „Eine ganze Loge auf vier Personen 2 Rthlr. 16 Gr.“ Bei einem Jahresgehalt eines Schauspielers von 1.200 Reichsthalern kostete die Miete einer Loge damit einen stattlichen Preis.

**236** Kriegerath Bertram, zu dieser Zeit Leiter der ökonomischen und Kassenangelegenheiten an die Generaldirektion des Nationaltheaters, 29. 7. 1787, zit. nach: Brachvogel 1878, S. 68 f. Ferdinand Wilhelm Fließ ist nicht der Ehemann (Carl Eduard, geb. Isaac) der hier mehrfach erwähnten Hitzel Fließ Boye Sparre.



Theaterhistoriker des 19. Jahrhunderts empörten sich darüber, dass dies Gesuch der Bordellbesitzerin Schubitz angenommen wurde und beklagten eine unziemliche Verbindung zweier öffentlicher Orte.<sup>237</sup> 1794 selbst wurde das Problem, das Theater als Treffpunkt zur Aushandlung verschiedener öffentlicher und privater Interessen zu nutzen, praktischer angegangen: Die Interessen wurden ‚sortiert‘, nach dem Vorschlag eines Kontrolleurs, dass „es zur Bewürkung mehrere Ruhe und Ordnung nicht wenig beitragen [würde], wenn der Logensteher Plötz auf der linken Seite des zweiten Ranges angewiesen würde, [...] Freudenmädchen [...] alle nach der rechten Seite zu verweisen“, in Richtung besagter Pfeilerloge der Madame Schubitz nämlich.<sup>238</sup>

In den besonders dicht überlieferten Briefwechseln Rahel Levin Varnhagens mit David Veit und Friederike Liman lässt sich erkennen, dass das Theater einen hohen Stellenwert als gemeinsames Interesse neben oder sogar gleichauf mit der Literatur einnahm.<sup>239</sup> Auch hier galt, wie explizit betont wurde: „Wenn Sie etwas Interessantes sehen oder kennen lernen, muß ich’s gleich wissen. Einer für beide und beide für Einen hierin ist nicht übel, noch dazu in schlechten Zeiten“.<sup>240</sup>

Nicht nur in den Diskussionen von Theateraufführungen verband sich oft Klatsch mit kenntnisreicher Kritik, ähnliches galt für die Wahrnehmung des Theaters als Treffpunkt. Mitglieder der Salongesellschaft berichteten ausführlich, wen sie im Theater gesehen und gesprochen hatten und wer sie angesprochen hatte. Auch die Fahrten zum und vom Theater waren Orte der Begegnung. Rahel Levin Varnhagen berichtete stolz, mit der Marchetti in einem königlichen Wagen gefahren zu sein, und David Veit, dass er Wilhelm von Burgsdorf auf einer Rückfahrt kennengelernt habe.<sup>241</sup> Ähnlich berichtete Friederike Liman, wer sie ‚gesehen habe‘ und wer nicht und revanchierte sich für das Übersehen mit Spott: „es war eine schreckliche Brilliance im theater; so viel perlen und

---

**237** Empörend schien dass „die Dame durch ihn [den Direktor] [...] Gelegenheit erhielt, ihre – Abendbörse in’s Theater zu verlegen!“ Dass die Direktion und Professor Engel „von der Qualität der Dame so ganz und gar keine Ahnung gehabt haben sollten, [war] kaum zu glauben.“ Brachvogel 1878, S. 69. Nicht wenige Theater- und Salonbesucher hatten diese Ahnung durchaus, zumindest von Humboldt, Gentz und Brinckmann sind Besuche im Etablissement der Schubitz überliefert. Vgl. V.

**238** Kontrolleur Lampe an die Generaldirektion, 26. 9. 1794, zit. nach: Brachvogel 1878, S. 361.

**239** Veit kommentierte so gleich in dem ersten Brief aus Weimar die dortige Theatersituation, Friederike Liman berichtete ihrer Freundin wesentlich mehr von aktuellen Aufführungen als von ihrer internationalen Lektüre, die sie eingestreuten Zitaten zufolge durchaus unternahm.

**240** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 2. 11. 1793, in: GW VII/I, S. 47.

**241** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 1. 10. 1796, in: GW VII/II, S. 230.

Brillianten wie die Radsewill aufhatte habe ich nie zusammen gesehen“.<sup>242</sup> Und nicht ohne Ironie beschrieb sie ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Gesandten Navarro, dem sie ihre Lorgnette geliehen habe, damit er die Unzelmann besser betrachten könne – derselbe Navarro, der sie im Tiergarten nicht erkennen wollte.<sup>243</sup>

### „Hintergrundwissen“ und Öffentlichkeiten im Theater

Nicht selten waren die Kommentare zum Theater in eine Anspielung verpackt, die nur Zeitgenossen als ‚Insider‘ erschließen konnten, wie zum Beispiel Rahel Levin Varnhagen die Kritik an einer Mozartoper in einem Witz ihrer Freundin Rebecca Ephraim kolportierte:

Die Ephraim [...] war schon seit einiger Zeit mit vielen Stücken unzufrieden, den Tag vorher aber hatte sie die Entführung gesehen [...] und da sagte sie mir mit ihrem einzigen Ton und Art: „Ich hab mich auch gestern nicht amüsirt, Reinwald aus der portechaise steigen zu sehen, kann doch auch keine Befriedigung sein.“ Nun müssten Sie aber Reinwald, die Entführung, die Scene, und unser gällendes Publikum kennen, Mich dünkt, Sie kennen alles.<sup>244</sup>

Aber auch nicht selten, wie im Falle der *Rosamonda* von Reichardt, findet sich eine kenntnisreiche umfängliche „recension“, wie Friederike Liman es selbst einmal nannte.<sup>245</sup> Liman und Levin Varnhagen haben genug gesehen, um die Qualität und Details verschiedener Inszenierungen gegeneinander abzuwägen zu

---

**242** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 23. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 16. Gemeint ist Friederike Luise von Radziwill (1770–1836), geborene Prinzessin von Preußen, die sich laut Wilhelmy seit 1796 auch als Gastgeberin eines „fürstlichen Salons“ einen Namen machte. Wilhelmy 2000, S. 86 ff. Hertz zählt Radziwill nicht unter die nichtjüdischen Salonièren. Der Satz von Liman ist anno 1794 der einzige Hinweis einer Begegnung wenn auch nur auf Sichtweite von der Prinzessin mit den jüdischen Salonfrauen. Sonst belegen Briefe Brinckmanns aus diesem Jahr, der in ihrem Hause verkehrte, dass die „Prinzeß Radziwill“ ihnen ein Begriff war. Vgl. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 27. 8. 1795, ungedruckt, SV 38. Später wird ihr Bruder, Prinz Louis Ferdinand, zumindest den Namen seiner Schwester mit in die Salons genommen haben. Der vielzitierte Bericht des Grafen Salm, der u. a. einen Besuch des Fürsten Radziwill bei Rahel Levin Varnhagen beschreibt, gilt als nicht authentisch. Vgl. [anon.]: Rahel Levin und ihre Gesellschaft. Aus den Papieren des Grafen S\*\*\*. In: Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur, Jg. 3 (1844), Bd. 2 (1. Semester), S. 709–720, 735–746.

**243** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 28. 8. 1795, in: Bosold 1996, S. 34 f.

**244** Vgl. Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 26. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 131.

**245** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 12. bis 28. 2. 1801, in: Bosold 1996, S. 52. Vgl. auch die prägnante Rezension Rahel Levin Varnhagens zu den „Witzlingen“ vom 1. 11. 1793, in: GW VII/I, S. 44.

können. Auch an den Theaterkritiken zeigt sich, dass Briefe in erster Linie als Gemeingut verstanden werden und, durften sie einmal *nicht* öffentlich gemacht werden, dies explizit vermerkt wurde: „ich bitte dich lese niemand meine recension über Reichardts oper vor man könnte es hierher schreiben ich sehe ihn itzt zuweilen; und da wäre es mir unangenehm“.<sup>246</sup>

Diese Vorsicht scheint angemessen, waren doch die Berichte über das Theater, ähnlich denen der Gesellschaften, neben denen sie unverbunden standen, reich an Respektlosigkeiten. Beispielsweise verglich Friederike Liman einen Schauspieler: „Liverati als chineser [...] sah so natürlich aus wie dein Vater wen er in Schlafrock ein Balet tanzte“.<sup>247</sup>

Für die 1790er-Jahren ist bekannt, dass mehrere Schauspielerinnen als Gast zumindest bei Rahel Levin Varnhagen verkehrten. Wie der Briefwechsel mit Friederike Liman zeigte, empfing auch Hitzel Fließ Boye Sparre Künstlerinnen bei sich. Bereits in den späten 1780er-Jahren aber gab es einen noch kaum beleuchteten engen Bezug zwischen Theater und Salon, da zumindest ein Mitglied der Theaterleitung, Johann Jakob Engel, regelmäßiger Gast im Hause Herz war. Seine umfänglichen Schwierigkeiten, eine verbesserte Aufführungsqualität zu erreichen, mag er zumindest angedeutet haben. Mitglieder der Salongesellschaft hielten ihn, anders als der König, für einen Verbesserer und verglichen in den Briefen seine Rolle etwa mit der Goethes in Weimar.<sup>248</sup> Seine Entlassung – er hatte 1794 in Abwesenheit des Königs die *Zauberflöte* auf die Bühne gebracht – wurde in den Briefen nicht kommentiert, dafür aber die Qualität des neuen Direktors Iffland ausführlich diskutiert.<sup>249</sup>

Künstlerinnen wie Friederike Unzelmann und Maria Marchetti müssen 1794/1795 nicht nur als Thema und Stammgäste im Hause Levin gelten,<sup>250</sup> sie baten oft selbst, nicht nur in die Loge, sondern ebenfalls zum Tee oder zu Privatvorstellungen.<sup>251</sup> Strukturell betrachtet luden damit Vertreterinnen der

<sup>246</sup> Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 12. bis 28. 2. 1801, in: Bosold 1996, S. 52. Rahel Levin Varnhagen war zu diesem Zeitpunkt in Paris, d. h. dass Liman befürchtete, dass ihre Kritik selbst aus Frankreich den Weg zurück nach Berlin finden könnte.

<sup>247</sup> Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 23. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 16.

<sup>248</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 20. 3. 1793, in: GW VII/I, S. 5.

<sup>249</sup> Lediglich Wilhelm von Humboldt fragt nach den Gründen von Engels Entlassung. An Brinckmann, 3. 11. 1794, in: Leitzmann 1939, S. 80.

<sup>250</sup> Wie selbstverständlich schrieb Rahel Levin Varnhagen im November 1793, dass sie „die Marchetti“ gestern kennengelernt habe und morgen besuchen werde. Von da an ist Frau Marchetti eine der am meisten erwähnten Personen in dem Briefwechsel. „Ich bin viel bei der Marchetti, die mir zum Weinen vorsingt.“ Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 2. 11. 1793 bzw. 7. 5. 1795, in: GW VII/I, S. 46 und GW VII/II, S. 116.

<sup>251</sup> „Heute sind wir bey der marchetti dass heist F: etc. Wessely auch und sie wird uns ein oratorium von Bertoni vorsingen“, schrieb Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen. Sie luden auch nicht nur Rahel, sondern deren Mutter und Schwägerin ebenfalls und auch ohne

künstlerischen Öffentlichkeit selbst als Privatiers ein. Die Rolle des Gastes und der Gastgeberin konnte auch zwischen diesen Partien täglich wechseln. Daneben waren es auch oft die als Schönheiten oder Talente bekannten Schauspielerinnen, über die ihre jüdischen Freundinnen neue und „vornehme“ Bekanntschaften machten. So kam Rahel Levin Varnhagen bei einem Besuch in Dresden in den Vorzug, von einem Bekannten der Unzelmann die Stadt gezeigt zu bekommen und konnte, wie David Veit versicherte, in Karlsbad mit Sicherheit davon ausgehen, dass Goethe ihre Reisegefährtin Unzelmann würde kennenlernen wollen.<sup>252</sup>

Rahel Levin Varnhagen verpflichtete sich zwei ihrer späteren Freunde – auch – dadurch, dass sie ihnen in ihren Räumlichkeiten die Möglichkeit bot, sich mit unstandesgemäßen Geliebten zu treffen: Für Prinz Louis Ferdinand war Pauline Wiesel nicht der einzige, aber ein wichtiger Grund, deren Freundin aufzusuchen, ebenso gewann Levin Varnhagen Gentz' dauernde Freundschaft durch freundlichen Umgang mit der Schauspielerin Christel Eigensatz.<sup>253</sup> Umgekehrte Verhältnisse, dass eine bürgerliche oder aristokratische Frau sich mit einem Schauspieler liierte, innerhalb oder außerhalb des Salons, sind in den Briefen nicht überliefert, wie überhaupt fast keine Frau christlich bürgerlicher Herkunft in den Briefen genannt wird und die später bei Rahel Levin verkehrenden adligen Frauen als Exzentrikerinnen galten.

Für die Salonfrauen waren Theaterbesuche eine Selbstverständlichkeit, aber eine zu verteidigende. Solange Programm geboten wurde – die Opern spielten nur im Winter –, nutzten die Frauen die Gelegenheit so häufig wie möglich, auch bei schlechteren Stücken. Viel kolportiert wurde in diesem Zusammenhang das Geständnis Rahel Levin Varnhagens an David Veit, sie ginge sogar am Sabbat ins Theater: „Auch geh ich nicht selten zur Marchetti; et, imaginez, ich bin gestern mit ihr am hellen lichten Sabbath in einem König-

---

Rahel ein, so erwähnt Friederike Liman eine „Fete“ bei der Eigensatz, bei der sie mit „mama und röschen“ [Chaie und Rose Levin] war. Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 23. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 16 u. 17.

**252** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 5. 6. 1795, GW VII/II, S. 152. 25 Jahre später machte endlich Friederike Liman aus ähnlichem Anlass die Bekanntschaft des Dichters im Bade, weil sie dorthin mit der berühmten Sängerin Anna Milder gereist war und gemeinsam mit ihr Goethe vorgestellt wurde. Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 16. 8. 1823, in: Bosold 1996, S. 113.

**253** Pauline Wiesel (1778–1848), in der Salongesellschaft viel verehrte Persönlichkeit, bekannt geworden in der Literatur als Freundin Rahel Levin Varnhagens und Lebensgefährtin des Prinzen. Zur Biografie s. Hahn / Bosold / Isselstein 1998. Christel (eigentlich Christiane Dorothea) Eigensa(t)z, spätere Pedrillo (1781–1850), Schauspielerin.

lichen Wagen um halb drei Uhr nach der Opernprobe gefahren“.<sup>254</sup> In der Sekundärliteratur wird dieses Zitat, als gebrochenes Gebot der Sabbatruhe, oft als Ausdruck gelungener, oder vorschneller Akkulturation gelesen.<sup>255</sup> Tatsächlich, in der langen Version gelesen, deutete Rahel Levin Varnhagen durchaus Skrupel gegenüber diesem Traditionsbruch an, da sie nahtlos fortsetzte: „[...] es hat mich niemand gesehen, ich hätt's, und würd', und werd' es jedem abstreiten – und der mir aus dem Wagen geholfen hätte! mich dünkt, so kann und muß man's in meiner Lage machen“.<sup>256</sup> David Veit ging auf diese Stelle nur am Rande ein und bestätigte die Übergangssituation, in der sich beide befanden, in dem für die Salongesellschaft üblichen spöttischen Ton: „Wenn Sie am Sabbath fahren, müssen Sie es nicht abläugnen, sonst werde ich glauben, dass Sie zu der Reformation der Juden nichts beitragen wollen“.<sup>257</sup> Auch muss diese Stelle m. E. im Zusammenhang des Gesamtbriefwechsels gelesen werden, dem zufolge die Theaterleidenschaft wie die Spöttelei, gemeinsam mit der bisweilen wütend verteidigten Hochachtung vor Moses Mendelssohn, zur geistigen Ausstattung dieser Generation gehört.

### 2.3 Mischung der Stände und Geschlechter – Der „jüdische Salon“ im Geselligkeitsgewebe Berlins

Vergleicht man die in den hier untersuchten Quellen erwähnten Unterhaltungsformen und Treffpunkte mit denen anderer Berliner und Berlinbesuchenden derselben Zeit, ergeben sich einige interessante Besonderheiten. Als exemplarische Vergleichszeugen werden hier die Tagebücher Elisa von der Reckes und Ernst Ludwig Heims herangezogen, die beide mit Personen verschiedener Stände verkehrten und mit einigen Mitgliedern der Salongesellschaft bekannt waren.

Als beliebte und leicht zugängliche Unterhaltungsform, bei der verschiedene Stände zusammentrafen, die *sowohl* in den gedruckten Stadtbeschreibun-

---

<sup>254</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 15. 12. 1793, in: GW VII/1, S. 76. Manchen Opernsängerinnen wurde als Teil ihres Vertrages ein königlicher Wagen zur Verfügung gestellt.

<sup>255</sup> Zuletzt sieht Amos Elon in dieser Stelle einen Beweis für den Abscheu, den Rahel Levin Varnhagen, „diese außerordentlich assimilierte Jüdin“, gegenüber ihrer Herkunft empfindet. Vgl. Elon 2002, S. 83. Meiner Meinung nach lässt sich diese Stelle aber durchaus als Beleg für ein Unbehagen lesen, zumindest dafür, dass es 1794 für sie nicht selbstverständlich war, das Gesetz des Feiertags derart offensichtlich zu brechen.

<sup>256</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 15. 12. 1793, in: GW VII/1, S. 76.

<sup>257</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 24. 12. 1793, in: GW VII/1, S. 90.

gen, Tagebüchern, *als auch* in den Briefwechseln der Salongesellschaft angeführt werden, können neben Ausfahrten und Spaziergängen verschiedene Restaurationen wie öffentliche Gärten gelten. Vergleicht man aber die ‚Bühnenfrequenz‘ der Salonbeteiligten mit der anderer Intellektueller im Zeitraum 1794/95, lässt sich sagen: regelmäßige Theater- und Opernbesuche wie sie etwa Levin Varnhagen oder Liman unternahmen, lagen dem bürgerlichen Arzt Heim und der Freifrau von der Recke fern.<sup>258</sup> Eine zeitgenössische Quelle, der bisher kaum nachgegangen wurde, besagt, dass im Untersuchungszeitraum das Berliner Theater immer zur Hälfte mit Juden besetzt gewesen sei, und begründet dies damit, dass es das einzige ihnen offenstehende öffentliche Vergnügen sei.<sup>259</sup> Diese Aussage ist in ihrer Absolutheit nicht haltbar, aber schon die Tendenz ist bemerkenswert, die Hälfte des Theaters bezöge sich auf etwa 400 Personen, das wäre ein Achtel der gesamten jüdischen Bevölkerung Berlins als Theatergänger! Wie eine Arbeit Markus Herz’ belegt, äusserten sich dabei nicht nur jüdische männliche Intellektuelle, sondern auch jüdische Frauen beim „Kaffeegespräch“ schon 1771 selbstbewusst als Theaterkritikerinnen.<sup>260</sup> Festzuhalten bleibt natürlich auch, dass das Theater um 1800 einer der wenigen Emanzipationsorte in dem Sinne war, dass es Frauen *und* Juden Möglichkeit bot, sich beruflich ein Auskommen und eine Karriere zu schaffen. Wenn auch der Schritt in die Öffentlichkeit der Bühne mit Risiken für den gesellschaftlichen Status und Ruf verbunden war.

---

**258** Allerdings könnte dies auch an Heims geringem Zeitetat und an seinem Geschmack liegen. Wie Gustav Parthey berichtet, war Heim früher aus Zeitgründen nicht ins Theater gekommen und konnte später weder den ihm von seiner Familie spendierten „fatalen“ Schillerdramen noch dem Ballet mit den „unanständigen Bewegungen“ etwas abgewinnen. Vgl. Parthey 1907,1, S. 224 f. Der beruflich viel kommunizierende Arzt – „an Gesellschaften finde ich keinen Gefallen, da ich den ganzen Tag mit den Kranken beschäftigt bin und immer reden muss“ – wurde gesellig nur dann initiativ, wenn er fachlichen Rat suchte. Heim gründete 1799 einen „medizinischen Klub“, später nahm er teil an der „medizinisch-chirurgischen Gesellschaft“. Wolfgang Geschorek: Ernst Ludwig Heim. Das Leben eines Volksarztes, Leipzig 1982, S. 127 und 139 f.

**259** Formey 1796, S. 93. Er fährt in dem für ihn typischen, Juden gegenüber vorurteilsbehafteten, Tonfall fort: „Ich will nicht glauben, dass Müßiggang die Ursache davon sei; aber eine Hauptursache ist wohl diese dass sie weniger häussliches Glück haben, weniger in Gesellschaft kommen, und ihnen der Eintritt in alle Ressourcen versagt ist.“ Ebd.

**260** Das „Freymüthige Kaffeegespräch“ ist im weiteren Sinne eine Kritik Herz’ an einer Berliner Theateraufführung, und daran, dass eine jüdische Figur darin, jüdischen Dialekt sprechend, komisch dargestellt wird. [Markus Herz]: Freymüthiges Kaffeegespräch zweor Zuschauerinnen über den Juden Pinkus, oder der Geschmack eines gewissen Parterrs, hrsg. von Otchkustes, Berlin 1771. Wichtig ist dabei, dass Herz seine Kritik zwei jüdischen „Madames“ in den Mund legt.

Eine Geselligkeitsform, an der umgekehrt (jüdische) Frauen wenig teilnahmen oder teilnehmen konnten, fand nach anderen Quellen auch in den 1790er-Jahren in Berlin häufig statt, das halböffentliche Mittagessen unter gelehrten Männern. Als halb- oder teilöffentlich müssen diese Zusammentreffen gelten, sofern die Tatsache der Mittagstafel über Berlin hinaus bekannt war und durchreisende Gelehrte durchaus hoffen konnten, zu dem Kreis Berliner Bekannter zugeladen zu werden. Ernst Ludwig Heim zum Beispiel war gelegentlicher Gast bei Nicolais Mittagessen, zu denen nach den vorhandenen Quellen keine der hier genannten Personen der Salongesellschaft zugezogen wurde. Dass bei diesen gelehrten Mittagessen auch Frauen anwesend sein konnten, könnten Tagebucheinträge von der Reckes belegen, die in den 1790ern im Hause Nicolai wohnte und sich regelmäßig mit ihm und seinen gelehrten Freunden traf. Allerdings war sie eine enge Freundin des Hauses und erwähnt auch keine anderen weiblichen Namen. Die Ausnahme galt vermutlich mehr ihr als Vertreterin des Ranges oder der speziellen Geisteshaltung als der des weiblichen Geschlechts.

Heim hatte im Rahmen anderer Privateinladungen auch verschiedentlich Kontakt zu Mitgliedern der Salongesellschaft, wie etwa zu dem Ehepaar Schlabrendorf oder den Brüdern Humboldt, die er schon als „Junkers“ in Botanik unterrichtet hatte.<sup>261</sup> Aus dem Jahr 1796 etwa ist ein gemeinsames Mittagessen erwähnt, nach dem gemeinschaftliche Experimente veranstaltet wurden.<sup>262</sup> Weitere Vergnügungen bzw. öffentliche Orte, die in den hier untersuchten Salonbriefwechseln nicht vorkommen, im Tagebuch des in ähnlichen Kreisen verkehrenden Arztes Heim aber sehr wohl genannt sind, sind neben naturbegeisterten Ausflügen auch stadttöffentliche Ereignisse wie Hinrichtungen sowie

---

**261** Vgl. z. B. den Tagebucheintrag aus dem Untersuchungszeitraum: „Mittags beim Buchdrucker Unger in Gesellschaft des Grafen v. Schlabbrendorff nebst dessen Fr. Gemahlin gespeist“. 3. 10. 1795, Heim 1989, S. 93.

**262** An dieser Stelle muss leider angefügt werden, dass trotz der bekannten Blitzableitervorlesung im Hause Herz keine weiteren Quellen gefunden wurden, die auf naturwissenschaftliche Experimente in anderen Salons schließen lassen. Auch Ausflüge aus primär wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse, z. B. in Privatkabinette mit naturwissenschaftlichen Sammlungen oder in die Charité, wie der Arzt Heim sie häufig unternahm, konnten im Jahr 1794/95 bei den Salonbeteiligten nicht nachgewiesen werden. Heim fuhr beispielsweise mit seiner Familie 1794 zur Sternwarte und zum Scharfrichter, aus pädagogischem Interesse. Er hielt seinen Besuch bei letzterem für nützlicher als einen Ausflug in die Kirche. 22. 4. 1794, Heim 1989, S. 86. Aus späterer Zeit ist aber bekannt, dass z. B. Marianne Meyer Eybenberg sich mit Steinsammlungen beschäftigte, u. a. für Goethes Kollektionen tätig wurde. Auch die Begeisterung für die Natur, die in den Briefen verschiedener Salonfrauen zum Ausdruck kommt, besonders bei Rahel Levin Varnhagen, wäre eine eigene Untersuchung wert.

solche höfische Vergnügungen wie die Jagd, bei denen Bürger als Zuschauer zugelassen waren. Ebenfalls von den Billetschreibern 1794/95 wenig erwähnt – und möglicherweise von ihnen weniger genutzt – wurden die bei Nicolai erwähnten zahlreichen öffentlichen und privaten Bibliotheken und Galerien Berlins.<sup>263</sup> Auch wenn bekannt ist, dass Henriette Herz in ihrer Jugend Leihbibliotheken genutzt hat, scheinen sich die Mitglieder der Salongesellschaft in den Jahren intensiven geselligen Verkehrs primär ihres eigenen Netzwerkes bedient zu haben. Bücher und Manuskripte erhielt man bei Freunden und besuchenden Autoren, ein wesentlicher Teil des Briefwechsels und vermutlich des Salonnetzes überhaupt diente der Literaturbeschaffung.

Dieses Netz bzw. als seine Knotenpunkte die offenen Häuser einiger jüdischer Gastgeberinnen, wurden, in der Gegenperspektive, nicht in der offiziellen Literatur erwähnt, anders als beispielsweise Freimaurerlogen, Kaffeehäuser und Privatkonzerte, was für einen de facto informellen Charakter der „berühmten Salons“ um 1800 spricht. Dabei waren die Adressen dem Stadtführer durchaus bekannt: Markus Herz wurde unter den Privatvorlesungen genannt, seine Frau nicht erwähnt.<sup>264</sup> Aaron Meyer zählte zu den bekannten Besitzern umfassender Privatbibliotheken, die Teerunden seiner heute als Salonière bekannten Töchter, die für ihre Bildung sicher viel von dieser Bibliothek profitierten, findet man nicht.<sup>265</sup>

Mitglieder und Bekannte der Salonteilnehmer werden hingegen gelegentlich als Gäste der Kaffeehäuser erwähnt, so zum Beispiel ist Salomon Maimon dafür bekannt, im Triestschen Kaffeehaus zu verkehren, sodass Rahel Levin Varnhagen ihm ein ausgeliehenes Buch dorthin zurückbringen soll.<sup>266</sup> Dass ganze Salongesellschaften sich allerdings in ein Kaffeehaus vertagt haben, wie es aus Paris bekannt ist, ist aus den Briefen nicht ablesbar. Vielmehr warnte Levin Varnhagen an einer Stelle einen Freund vor unkontrolliertem Kaffeehausbesuch. In Berlin sei dies zwar ungefährlich, aber in anderen Städten führe es zu einem schlechten Ruf.<sup>267</sup> Zu den von Nicolai zahlreichen erwähnten Frei-

---

**263** „Bibliotheken von Privatpersonen“ und „Gemäldesammlungen einiger Privatpersonen“ sind zu dieser Zeit eine eigene Rubrik. Nicolai 1793, S. 141 f. bzw. 147 f. Brinckmanns Privatsammlung von Büchern, die zu dieser Zeit schon mehrere Tausend umfasste, ist hier allerdings nicht erwähnt.

**264** „Hr. Hofrath Herz (in der neuen Friedrichstraße) Physik und philosophisch-medicinische Vorlesungen.“ Nicolai 1793, S. 133.

**265** „Aaron Meyer, in der Spandauerstraße, neuere Geschichte und Literatur“. Nicolai 1793, S. 142. In der ausführlicheren Ausgabe von 1786 werden als Besonderheit noch die französischen Übersetzungen klassischer Texte und zahlreiche zeitgenössische fremdsprachige Dichter erwähnt. Nicolai 1786, Bd. 1I, S. 787.

**266** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 5. 10. 1793, in: GW VII/I, S. 20.

**267** Aus nicht ganz geklärten Gründen hielt Rahel Levin Varnhagen es für schädlich, wenn ihr Freund Veit in einer ständisch geprägten Gesellschaft wie der Hannovers, „wo man



maurerlogen Berlins, in deren Nähe Salons in pamphletischer und antisemitischer Literatur oft gerückt wurden, besteht, nach den Briefen der Salonteilnehmer 1794/95 zu urteilen, kein Zusammenhang.

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass nicht nur das Wort „Salon“ in der ganzen zeitgenössischen Sachliteratur nicht vorkommt, sondern auch das Phänomen als solches darin fehlt. Abgesehen von einzelnen Namensnennungen wie obigen gibt es keine Hinweise auf, um die eingangs erarbeitete Minimaldefinition zu zitieren, „halböffentliche Treffen, bei den Personen verschiedener Stände, Religionen und Geschlechter zum gebildeten Gespräch zusammenfanden“, in den Räumen der heute als Saloniären bekannten Frauen. Hingegen sprechen die Quellen auch und gerade in Bezug auf Berlin von einem sehr variantenreichen geselligen Leben, was in der Forschung dazu geführt hat, den „mächtigen Geist der Assoziation“ um 1800 wirken zu sehen.<sup>268</sup> Zeitgenössische Beschreibungen der Stadt verwenden als Begriff für eine idealerweise gemischte bildende Geselligkeitsform häufig das Wort „Gesellschaft“: „Diese Institute, wenn sie nicht bloß unbedeutende Kränzchen oder bloß Gelegenheit zum Spiel und Schmausereien sind, haben großen Einfluß auf Bildung und Sitten der Berliner“.<sup>269</sup>

Krögens Beschreibung dieser Gesellschaften liest sich sehr ähnlich wie das Ideal eines Salons. Demnach gab es regelmäßige und unregelmäßige Zusammentreffen, und

in vielen sind verheiratete und unverheiratete Frauenzimmer zugegen. Man ist hier nicht gezwungen, [...] man kann über eine jede Sache frei sprechen [...], zu solchen Gesellschaften werden nur die Mitglieder aus verschiedenen Familien, Ämtern und Beschäftigungen gewählt, durch deren Umgang man zur Bildung des Verstandes nichts Bessers wünschen kann als die Mitteilung der Ideen.<sup>270</sup>

Diese Texte, die Frauen in öffentlichen Räumen mitdebattieren sahen, weisen auf eine Situation, in der Grenzen zwischen öffentlich und privat und die Rollen der Geschlechter in der Geselligkeit noch keineswegs so festgelegt waren wie in den Abendgesellschaften des späteren 19. Jahrhunderts, in denen Frauen als Damen des Hauses überwiegend darum bemüht schienen, die Karri-

---

respektiert oder verachtet wird“, ins Kaffeehaus ginge. Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 26. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 140.

**268** Vgl. dazu die sehr erhellende Forschungskritik von Ulrike Weckel: Der „mächtige Geist der Assoziation“. Ein- und Ausgrenzungen bei der Geselligkeit der Geschlechter im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Archiv für Sozialgeschichte 38, 1998, S. 57–77.

**269** Krögen 1986, S. 32. Unter diesen unspezifischen Begriff fasst ein Berlinreisender Klubs, Ressourcen und sogar manche Tabagien.

**270** Krögen 1986, S. 32.

eren der Männer zu befördern. Sinnvoller als die Hervorhebung der Salons als den geselligen Ort um 1800 scheint es, das Nebeneinander verschiedener Gesellschaftsformen zu betonen und die damit verbundene Offenheit. Aus dem Vergleich der zeitgenössisch beschriebenen „Gesellschaften“ und hier untersuchten Teetische ergäben sich dann drei besondere Merkmale der letzteren, die sich vielleicht als Salonqualifikation eignen: die Gastgeberrolle einer Frau, die ausgesprochene Beteiligung Personen jüdischer Herkunft beiderlei Geschlechts sowie die Tatsache, dass diese Teetische informell, vielleicht nur Eingeweihten bekannt waren.

Ohne die individuelle Leistung und Attraktivität der als „Salonièren“ bekannten einzelnen Frauen ansatzweise in Frage stellen zu wollen, darf nicht verschwiegen werden, dass erstens die Lage und Ausstattung der Häuser wohlhabender jüdischer Familien Geselligkeit zu haben erleichtert haben wird und die Geselligkeiten der Töchter oft aus den Traditionen des Hauses erwachsen. Zweitens ist wichtig zu erinnern, dass die Bildung der Frauen von den Familien, i. e. vor allem Vätern und Ehegatten, gefördert oder finanziert wurde. Drittens ist festzuhalten, dass, wie oben beschrieben, dass die Pflege des kommunikativen Netzes wirkliche Familienarbeit war. Nicht nur alle Levins waren als Gastgeber aktiv, auch Itzigs werden als Gruppe wahrgenommen, die Mütter von Lilla Salomon und der Salonièrè Cohen sind als Gastgeberinnen bekannt.<sup>271</sup>

Wenn von „Berliner Salons“ um 1800 gesprochen wird, sollte dabei nicht übersehen werden, dass die Salonbeteiligten mit dieser wie auch mit anderen geselligen Formen und Orten experimentierten, dass zahlreiche gesellige Formen nebeneinander bestanden und von denselben Personen gelebt wurden, dass auch nichtjüdische Männer ähnliche Gruppen zum Tee einluden und dieselben Gästegruppen der Salons sich auch an öffentlichen Orten zusammenfanden. Das Besondere an der Initiative der gebildeten jüdischen Frauen ist die Leistung, so hochrangige und verschiedene Personen an sich zu binden, was bei ihnen ganz andere Talente und Grenzüberschreitungen (oder -mißachtung) voraussetzt als bei bürgerlich oder adlig voll etablierten Männern.

Diese Leistung wird im Vergleich mit den Verhältnissen, die 20 Jahre später zwischen den Personen herrschen sollten, besonders deutlich. Aus dem Jahr 1815, vom Wiener Kongress, ist von Wilhelm von Humboldt Rahel Levin Varn-

---

<sup>271</sup> Sie sei bei „Mad. Salomon engagirt“ schrieb Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 21. 6. 1794, ungedruckt, SV 38. (Hier bleibt allerdings auch die Möglichkeit, dass es sich um Vögelchen Salomon, spätere Solmar handelt, Schwester der Hendel Levin, s. die Anmerkungen in ERLV III, S. 1464.) Friderike Liman nahm an einem Mittagessen teil, dass „die Bernhard“ in Freienwalde gab. Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 5. 7. 1795, in: Bosold 1996, S. 21.

hagen gegenüber folgende Haltung überliefert: „Er liebe mich *immer*: sehen könne er mich nur nicht, weil ich immer alles thäte, was er nicht leiden könne: er will mir ein *dîner* geben (*dîner*! Ihr seht, ich bin tot und *nicht* im Himmel). ich soll die Personen nennen; *also* als Königin.“ Die vermeintliche Ehre, ihm Gäste nennen zu dürfen, die er einladen würde, macht zugleich deutlich, dass ihre selbst ausgesprochenen Einladungen nicht mehr von Bedeutung waren. Humboldt konnte ihr sogar, wenn auch scherzhaft, andeuten, dass ihr Benehmen seinen Besuch verhindere. Beeindruckend, wenn auch folgenlos, war ihre Antwort: „Ich sagte, er soll mich weniger lieben, und mich besuchen: dann wolle ich die Personen nennen. Ich mußte fort. So blieb’s“.<sup>272</sup>

## 2.4 Frankreich, Juden, Frauenrechte? – Emanzipation als Thema im Salon 1794/95

Die Welt sieht damals anders aus, jugendlicher, trotz des Puders und der Zöpfe, trotz der Perücken und der ehrsamten Bibelfestigkeit. Sie ähnelt noch immer mehr dem buntgewirkten Bilde, das der Grieche hatte, als unserer heutigen schnellen Sachlichkeit. Arno Schmidt<sup>273</sup>

Vor dem Hintergrund des ebenso politisch-gesellschaftlich wie literaturhistorisch bewegten Jahres 1794/95 stellt sich die Frage, welche der kulturellen und politischen Ereignisse dieser Zeit – die Epoche des Terreurs in der Französischen Revolution, die Koalitionskriege, der Beginn der Freundschaft zwischen Goethe und Schiller oder die Veröffentlichung des neuen Allgemeinen Preussischen Landrechts,<sup>274</sup> um nur einige der ‚Epochenmarken‘ zu nennen – in die Briefgespräche der Salongesellschaft Einzug hielten. In Bezug auf die unter II. geschilderten zeitgenössischen Emanzipationsdiskurse ist vor allem zu fragen,

<sup>272</sup> Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin Robert, 16. 3. 1815, in: ERLV III, S. 530 f.

<sup>273</sup> Arno Schmidt: *Fouqué und einige seiner Zeitgenossen. Biographischer Versuch*, Darmstadt 1958, S. 20. Der Versuch, den Zeitraum Sommer 1794 bis Sommer 1795 kurz umfassend zu charakterisieren, käme akademisch und literarisch einem Selbstmord gleich. Vertreter zu vieler literarischer und politischer Strömungen könnten sich zu kurz gekommen fühlen und die Autorin vor die imaginierte Guillotine zitieren – womit sie noch Zeitgefühl genug bewiesen hätten. Als anregende Einführung in diese Zeit sei stattdessen der oben zitierte Epochenumriss in der Fouquébiografie Arno Schmidts nachdrücklich empfohlen, bemerkenswert auch wegen seiner Beschreibung einer relativen Humanität.

<sup>274</sup> Das Allgemeine Landrecht (ALR) als Ergebnis einer bereits von Friedrich II. initiierten Justizreform, in seiner „Janusköpfigkeit“ ein Abbild des Ständestaats im Umbruch, sollte bis

inwieweit auf Texte der Geschlechterdebatte bzw. der Debatte über die Gleichstellung der Juden Bezug genommen wurde, die beide Mitte der 1790er-Jahre einen Höhepunkt erreichten. War Emanzipation Thema am Teetisch?

### Thümmels Reisen – Weltliteratur im Salon

Wie anders das war, „was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben“, als man rückblickend erwarten könnte, hat Walter Benjamin idealtypisch beschrieben<sup>275</sup> und ließe sich auch hier wieder bestätigen, für nationale wie für internationale „Klassiker“. Zum Beispiel kann hier summierend festgehalten werden, dass Goethe – allem vielerwähnten „Goethekult“ der Salons zum Trotz [s. III.5] – 1794/95 nicht der meistdiskutierte Autor der Berliner Salons war. Allein am Beispiel des Briefwechsels Rahel Levin Varnhagens mit David Veit lässt sich zeigen, dass er zwar umfängliche, aber keineswegs schwerpunktmäßige Auseinandersetzungen mit Goethes Leben und Werk enthält. Intensiv debattiert wurden ebenso Moses Mendelssohn und Salomon Maimon sowie nur wenig später Jean Paul und Johann Gottlieb Fichte, sodass eine Verortung des geistigen Standpunktes Veits und Levin Varnhagens aus diesem Briefwechsel heraus höchstens als ‚auf der Höhe der Zeit‘ möglich wäre. Jean Paul wurde in den Briefen der Salongesellschaft beinahe ebenso häufig und rühmend erwähnt wie Goethe, wenn auch ohne den hymnischen Unterton.

Vor dem Hintergrund der Lektüreintensität und -variabilität<sup>276</sup> fällt besonders auf, dass die in dieser Zeit erschienenen, heute als Wendepunkte im Diskurs gewerteten politischen Streitschriften von Johann Gottlieb Fichte und Saul Ascher nicht erwähnt wurden. Gleichermaßen auffällig ist, dass Mary Woll-

---

1900 Grundlage der preußischen Sozialverfassung bleiben. Obzwar Gesetzesbücher zu kaum einer Zeit den Rang literarischer Bestseller erreichen, hätte das ALR einer kritischen Intelligenz wie den Besuchern der Salons durch viele einzelne Punkte diskussionswert werden müssen, an denen es in die Gesellschaftsstruktur eingriff – oder eben gerade nicht. Daß Moses Mendelssohn mit den Bearbeitern des Gesetzes in Kontakt stand und gelegentlich dazu konsultiert wurde, bedeutete nicht, dass die die Juden betreffenden Einschränkungen und Sonderrechte aufgehoben oder in Frage gestellt wurden. Vgl. zur Stellung der Juden im ALR und zur Rolle Mendelssohns: Anke Breitenborn: Randgruppen im Allgemeinen Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794 (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 6), Berlin 1994.

**275** Walter Benjamin: Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. IV/2, Frankfurt/M. 1991, S. 641–673.

**276** Für eine beispielhafte Beschreibung des Spektrums an Autoren und Werken, das allein Rahel Levin Varnhagen mit David Veit und Friederike Liman, von Fichte und Hume bis Shakespeare und Homer insgesamt ‚durchbuchstabierte‘, siehe die Liste im Nachwort bei Bosold 1996, S. 183.

stonecrafts *Verteidigung der Rechte der Frau* und William Godwins *Prinzip der politischen Gerechtigkeit*<sup>277</sup> – zwei heute als Wegmarken der internationalen politischen Literatur geltenden Texte der Zeit, denen, gemessen am Leserprotest, auch die Zeitgenossen schon emanzipatorischen Inhalt zugestanden, und die einem mehrsprachig lesenden und aktuell informierten Salonpublikum unter die Augen gekommen sein müssten – dem überlieferten Material nach nicht rezipiert wurden. Gelesen wurden stattdessen zum Beispiel Berichte internationaler Reisender, der erwähnte Stolberg oder „Tummels reisen“, das heißt damals aktuelle, mit Moritz August von Thümmel heute auch gänzlich vergessene Autoren.<sup>278</sup>

Hinweise auf eine saloninterne Diskussion von Wollstonecrafts Forderungen, nach verbesserter Mädchenerziehung, der Revision Rousseauscher Maximen und schließlich einem gleichberechtigteren Verhältnis der Geschlechter, wären auch daher besonders interessant, da in der Sekundärliteratur zum Berliner Salon immer wieder die Behauptung auftaucht, dass Henriette Herz eine Übersetzung des Wollstonecrafttextes angefertigt habe.<sup>279</sup> Dafür dass Herz, die sprachlich dazu durchaus in der Lage gewesen wäre, an einer Übersetzung gearbeitet hat, gibt es aber in den hinterlassenen Quellen nicht nur dieses Jahres keinen Hinweis.<sup>280</sup> Dass die Berliner Salongesellschaft überhaupt mit Wollstonecrafts Gedankengut in Kontakt gekommen ist, lässt sich nur aus verstreuten Randbemerkungen belegen: Wegen seiner Bekanntschaft mit Graf Gustav von Schlabrendorf, einem aristokratischen Freigeist, der in Paris mit Mary Wollstonecraft Umgang hatte, ließ sich annehmen, dass Wilhelm von Humboldt deren Namen kannte. Schlabrendorf hat später ihre Lebensbeschrei-

---

**277** William Godwin: *An Enquiry Concerning Political Justice, and it's Influence on General Virtue and Happiness*, London 1793.

**278** Gemeint ist: Moritz August von Thümmel: *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahr 1785–1786*, Leipzig, 1791–1805, ein Buch auch politischen Inhalts. 1794 war der 3. Teil erschienen. So erwähnt im Brief Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 13. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 7 ff. Auch David Veit diskutierte das Buch mit Rahel Levin Varnhagen.

**279** Diese Übersetzung wird zuletzt von Petra Wilhelmy angeführt, als nicht erschienenenes Werk 1832. Wilhelmy 1989, S. 682. Wilhelmy beruft sich dabei auf einen Aufsatz, der noch einen Schritt weitergeht und ohne Quellenhinweis die These formuliert, Henriette Herz „trug indirekt durch ihre Übersetzung von Mary Wollstonecrafts 1792 erschienene[n] Traktat[s] [...] zur Entstehung der Frauenbewegung bei“. Manfred Schlösser: *Gestalten, Ideen und Formen des literarischen Lebens um 1800*, in: *Berlin zwischen 1789 und 1848. Facetten einer Epoche*, Ausstellung. (Akademie-Katalog 131) Berlin 1981 S. 195–242, hier S. 220.

**280** Auch die beste Kennerin der Sammlung Varnhagen, Barbara Hahn, und die Pionierin der Romantikforschung, Barbara Becker Cantarino, haben keinen Hinweis auf so einen Übersetzungsplan gefunden und sehen dies Gerücht als eine der zahlreichen berüchtigten „Leichen im Salonkeller“. Mündliche Bestätigung mir gegenüber in Sheffield, 19. 4. 2006.

bung aus der Hand ihres Ehemanns Godwin gelesen. Ein gemeinsamer dritter Bekannter erwähnt in einer Fußnote: „Humboldt hat es auch in den Händen gehabt“.<sup>281</sup> Allerdings bewirkte dies keinen nachweislich verändernden Effekt auf dessen Einstellung in Geschlechterfragen.<sup>282</sup> Der einzige mir bekannte Nachweis, dass Wollstonecrafts Buch über die Frauenrechte von den Salonfrauen Berlins wahrgenommen wurde, ist in einem ungedruckten Brief Elisa von der Reckes zu finden, die das Buch der ganzen Familie Nicolai und auch dem Hausherren empfahl.<sup>283</sup> Seine Reaktion ist leider nicht überliefert.

Zu den Salons als potentiellen Foren der Emanzipationsdiskurse ist insgesamt festzuhalten: Die Emanzipation der Frau war *kein* eigenes Thema der Salonbillets und -briefe, wurde aber implizit diskutiert in den Reflexionen über die eigene Situation, das eigene Schreiben oder das Schicksal gemeinsamer Bekannter.<sup>284</sup> Wie in den folgenden Abschnitten zu zeigen sein wird, wurde Humboldts Beitrag zur Geschlechterdebatte rezipiert, aber unter ganz anderem Vorzeichen gelesen. Vergleichbar auch kein selbstständiger Diskurs war die Situation der jüdischen Bevölkerung in den Korrespondenzen, stattdessen können zahlreiche kleine Hinweise auf die Meinungen dazu gefunden werden, etwa in ironischen Wendungen, Beschreibungen anderer Städte, und wieder gemeinsamer Bekannter. Sachliche Kommentare geschweige eine ausführliche Reflektion darüber, wie es war, ‚zwischen den Religionen‘ Umgang zu haben, findet man in den Briefen der Beteiligten nicht, ebenso wenig wie sachliche oder politische Diskussionen über Stand und Rechte.

---

**281** Gustav Graf von Schlabrendorf (1750–1824). Das Zitat seines Freundes Jochmann nach: Werner Kraft: Carl Gustav Jochmann und sein Kreis. Zur deutschen Geistesgeschichte zwischen Aufklärung und Vormärz, München 1972, S. 37. Vgl. zu dieser faszinierenden Gestalt vgl. v. a. das Porträt von Karl August Varnhagens unter dem bezeichnenden Titel: Graf von Schlabrendorf, amtl. Staatsmann, heimatfremd Bürger, begütert arm, in: ders. 1987–1994, Bd. 4, S. 62–77.

**282** Zumindest lehnte er ihre politischen Forderungen und vermutlich ihre Lebensweise ab. 1829 rechnete es Humboldt seinem Freund Georg Forster als negativ an, dass er für jemanden wie die Wollstonecraft Leidenschaft empfunden habe. Wilhelm von Humboldt an Charlotte Diede, 30. 7. 1829, in: Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin. Zum ersten Male nach den Originalen herausgegeben von Albert Leitzmann, 2 Bde., Berlin 1949, Bd. 2, S. 43.

**283** „Liebste Minna! [...] Ich habe in diesen Tagen ein Buch gelesen, welches mir zuviel[?] Vergnügen gemacht hat, und welches ich Dir, Deiner Schwägerin und in der Folge auch Lotten empfehle. Es heißt Rettung der Rechte des Weibes von Marie Wollstonecraft. Frage Deinen guten Vater, ob ihm dies Buch auch so gut als mir gefällt.“ Elisa von der Recke an Wilhelmine Parthey, 29. 9. 1793, ungedruckt, Nachlass Nicolai-Parthey, LAB E 200–02, Bd. 2, Brief 16.

**284** Vgl. dazu auch die Diskussionen des Frauenbildes in V.

An dieser Stelle soll, auch wegen der Seltenheit der Überlieferung, ein anderes Dokument mit den Briefen parallel gelesen werden, das über mögliche Themen am Teetisch Aussagen machen kann, der Bibliothekskatalog des Diplomaten Fürst Heinrich XIV. Reuß.<sup>285</sup> Sein *Catalogus der Verlassenschaft* ist aus dem Grund besonders interessant, da sein Sekretär darauf hinwies, dass es sich eigentlich um eine mit der Salonière Meyer Eybenberg gemeinsam besessene und genutzte Bibliothek handelte.<sup>286</sup> Die Sammlung umfasste nicht nur aktuelle Literatur in verschiedenen Sprachen (deutsch, englisch, französisch), sondern auffallend verschiedene Gattungen wie Lyrik, Zeitungsschriften, Karten- und Notenmaterial. Während politische Fachliteratur und Wörterbücher auch dem Berufstand Diplomat geschuldet sein können, deuten die literarischen Bände auf breit gefächertes Interesse – und auf nachhaltige Rezeption der Emanzipationsdiskurse, im Beispieljahr und davor. Die komplette Sammlung der *Horen*-Bände gehörte ebenso dazu wie Gentz politische *Monatschrift*.<sup>287</sup> Mit Rousseaus *Heloise* und Richardsons *Pamela* waren zwei Klassiker des empfindsamen Frauenbildes vertreten, daneben finden sich mit Lessings *Hamburgischer Dramaturgie* ein Grundlagendwerk der Aufklärung, Werke Friedrichs II., aber auch fast alle Werke Schillers.<sup>288</sup> Besonders interessant sind Bücher von und über Moses Mendelssohn, Markus Herz und Lazarus Bendavid, Werke zur jüdischen Geschichte und ein *Lehrbuch zur Erlernung der jüdisch deutschen Sprache*, das Marianne Meyer Eybenberg sicher nicht benötigte.<sup>289</sup> Abschließend ist bemerkenswert, dass, auch wenn sich kein Hinweis auf Mary

---

**285** Vgl. zu den folgenden Angaben „Catalogus der Bücher zu der Verlassenschaft“, in: ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz I nr. 88a, S. 31–50.

**286** Die Bibliothek, „die einige hundert Bände betragen mag“, sei nicht taxiert worden, da sie gröstentheils aus „abgerippenen“ [abgegriffenen?] Werken bestand, die nicht viel Wert haben würden „und weil wenigstens die Hälfte davon der Demoiselle Meyer gehört, deren Chiffre auf dem Einband abgedruckt ist, und welche diese Bücher dem holdseligen Prinzen in Verehrung gegeben hat, weil sie sehr oft von Berlin abwesend war, wie dieses allen Leuten im Hause bekannt ist“, ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz I nr. 88a, S. 74 r.

**287** Friedrich von Gentz: Neue Deutsche Monatsschrift, Berlin 1795. Die Zeitschrift enthielt u. a. eine vom Herausgeber verfasste „Histor. polit. Uebersicht der Hauptbegebenheiten des Jahres 1794“. Ebd.

**288** Samuel Richardson: Pamela. Or Virtue Rewarded, London 1767, und Jean Jacques Rousseau: Julie ou la nouvelle Héloïse, Paris o. J., waren beide in Originalsprache in der Sammlung vorhanden.

**289** Beispielsweise stehen auf der Liste das Buch des Grafen Mirabeau: „Sur Moses Mendelssohn, Sur La Reforme Politique des Juifs“, London 1787, und von Lazarus Bendavid zwar nicht die erwähnte „Charakteristik der Juden“, aber seine Vorlesungen über die „Critik der reinen Vernunft“ aus dem Jahr 1795. Da 1792 als Erscheinung des Lehrbuches angegeben ist, handelt es sich vermutlich um Gottfried Selig: Lehrbuch zur gründlichen Erlernung der jüdisch deutschen Sprache: für Beamte, Gerichtsverwandte, Advocaten [...] Leipzig 1792.

Wollstonecraft findet, Werke aus den Salons anderer Städte durchaus enthalten sind.<sup>290</sup> Die Bücherliste macht deutlich, wie schwer es ist, generalisierende Aussagen über das Leseverhalten *der* Berliner Salons auch in nur einem Beispieljahr zu treffen. Auch wenn nicht mehr festzuhalten ist, was der Diplomat und was die befreundete Salonière las, deutet ein Buch über die Ungerechtigkeit der polnischen Teilung in ihrer Sammlung zumindest darauf hin, dass das Thema zur Kenntnis gelangte. Es ist nicht zu hoch gegriffen, diese Liste als Dokument eines interkulturellen Austausches auf hohem literarischen und politischem Niveau zu lesen.

### „Juditätsfeinheit“ – Das Beispiel Rahel Levin Varnhagen – David Veit

Wären nicht die paar Juden hier, man sähe gar nichts Schmutziges.

David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 1794<sup>291</sup>

Konkrete Hinweise darauf, ob und wie ‚das Jüdische‘ Thema in Briefen der Salongesellschaft wurde, sind uns nur aus Briefen von Personen jüdischer Herkunft untereinander überliefert. Im Briefwechsel Rahel Levin Varnhagens mit David Veit beispielsweise erweist sich die Frage, inwieweit man über seine Herkunft „hinaus kann“, zwar nicht als Leitmotiv, aber als immer wieder durchscheinendes ungelöstes Problem, auf das oft ohne Zusammenhang wieder zurückgekommen wird, denn „woran ich jetzt entsetzlich oft denke, daß man nämlich, und schlimmlich, weder über sein Zeitalter hinaus kann noch über sein Alter, Geschlecht, noch *sogar* – Stand, noch Temperament“.<sup>292</sup> Wegen dieser Reihung der Kategorien verdient der Briefwechsel an dieser Stelle eine exemplarische Betrachtung. Ganz am Anfang dieses Briefwechsels war Rahel Levin Varnhagens berühmtes Wort gefallen, „dass ich ein Schlemihl und eine Jüdin bin“.<sup>293</sup> Es ist oft mottogebend verwendet worden für Biografien einer Salonière, die mit ihrer Herkunft rang. Liest man es aber im Kontext einer langen Antwort auf den Eröffnungsbrief Veits, war es *ein* begeistert aufgenommenes Diskussionsthema unter vielen, und hieß außerdem in voller Länge: „Es wird mir nie einkommen, dass ich ein Schlemihl und eine Jüdin bin, da

---

**290** So besaßen Reuß und Meyer Eybenberg die Schrift *Elisas von der Recke*, mit der diese Cagliostro als Schwindler entlarvte, die Arbeit des Hamburger Philosophen Hermann Samuel Reimarus über die natürliche Religion und das Dictionary of the English Language von Samuel Johnson, Gast des Bluestocking Circle.

**291** Aus Hannover. David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 117.

**292** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 13. 12. 1793, in: GW VII/I, S. 75.

**293** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 1. 4. 1793, in: GW VII/I, S. 13.



es mir nach den langen Jahren und dem vielen Denken darüber nicht bekannt wurde, so werd ich's allerdings auch nie recht wissen".<sup>294</sup> Interessanterweise war dies auch der Brief, in dem sie eine zweite grundlegende, in der Frauen- und Rahelforschung viel zitierte Frage stellte: „[...] kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch ein Mensch ist?“ Aber nicht nur das Geschlecht wurde als beengend empfunden, auch die Stadt, oder „ist es einem ordentlichen Menschen möglich, Berlins Pflaster sich für die Welt ausgeben zu lassen“.<sup>295</sup> Der Brief kann als Zeugnis dafür gelesen werden, dass die Salongesellschaft die in den zeitgenössischen Debatten in Frage gestellten Kategorien debattierte. Genau betrachtet sind es aber zwei enge Freunde jüdischer Herkunft, die sich über ihre Situation verständigen. Möglicherweise begriff sich Rahel Levin Varnhagen, durch Geschlecht, Religion und örtliche Anbindung, als dreifach begrenzt. Der Brief war jedenfalls ein Appell an den reisenden Veit, sie durch seine Briefe die Welt sehen zu lassen und sie nutzte die Kategorien gebündelt als überzeugende Argumente.

Im weiteren Verlauf der Korrespondenz gaben manchmal der Aufenthaltsort oder bestimmte Lektüren das Stichwort, ‚Jüdisches‘ zu diskutieren, beispielsweise hieß es nach einem Besuch in Hannover: „Mit den Juden sieht es, in Ansehung des ersten Rangs, den ich ganz gesehen habe, Berlin=ähnlich aus. Einige Frauenzimmer sind *comme il faut*; *alle* Herren unter jeder Kritik, und lange nicht so gut wie in Berlin“.<sup>296</sup> Diese Beobachtung einer schnelleren Akkulturation der jüdischen „Frauenzimmer“ seitens Veits ist insofern interessant, als in der Forschung meistens nichtjüdische Gäste mit ähnlichen Beobachtungen zitiert werden. Während Veit einen Bildungsvorsprung der Frauen aus Berlin kannte, war ausgeprägte Klassengesellschaft spezifisch für Hannover: „Selbst die Juden unter sich beobachten Rang. Der erste Rang Juden zählt sich zu dem zweiten unter den Christen“.<sup>297</sup> Veit rapportierte dies eindeutig als Unterschied zu dem, was er aus Berlin gewohnt war. Bezeichnend war auch sein Kompliment an den einzigen Juden, der ihm in Hannover wirklich gefallen habe, Israel Stieglitz: „Es ist als ob man Humboldt hörte. Ein solcher Jude ist mir doch noch nicht vorgekommen“.<sup>298</sup> Über ihre eigene ‚jüdische

---

**294** Ebd. Neben dieser Frage nahm sie in ihrem ersten Brief als Diskussionsfäden außerdem folgende Themen auf: Goethes Erscheinen und unverheiratetes Zusammenleben, andere zeitgenössische Dichter sowie ihre eigenen Berliner Vergnügungen bis hin zu den Hyazinthen im Ausflugsgarten, und ihre Familie.

**295** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 1. 4. 1793, in: GW VII/I, S. 12.

**296** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GWVII/I, S. 114. Hervorhebung im Original.

**297** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GWVII/I, S. 114.

**298** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GWVII/I, S. 116.

Situation‘ sprachen Veit und Levin Varnhagen fast nur in Metaphern und Bildern: In demselben Brief, indem sie das berühmte Bild vom Judentum als dauerhaft schmerzende Wunde beschrieb, nannte Levin Varnhagen sich durch ihre Herkunft „lahm“: „Ja, würde der Lahme sagen, wenn ich nicht zu gehen nöthig hätte, ich habe aber nicht zu leben, und jeder Schritt, den ich machen will, und nicht kann, erinnert mich nicht an die allgemeinen Uebel der Menschen [...], sondern ich fühle mein besonder Unglück noch, und doppelt und zehnfach“.<sup>299</sup> Und während sie selbstironisch schloss mit: „Hab ich je ein lahmes Gleichniß gesehen, so ist es dieses; es hinkt so, daß man mein Unglück nicht im geringsten daraus ersehen würde, wenn man’s nicht kennt“,<sup>300</sup> so antwortete Veit im selben Bild: „Wohl sind wir lahm und müssen gehen, und darum will ich jetzt nach Frankreich, weil nur dort jetzt gute hölzerne Beine gemacht werden“.<sup>301</sup> Zugleich attestierte er ihr, „schwerlich hat je ein Mensch kläglicher und wahrer über die Juden geschrieben, als Sie“.<sup>302</sup>

Wünschenswert wäre in diesem Zusammenhang die Möglichkeit eine Analyse der Lektüren jüdischer Autoren der Aufklärung im Salon, die in den Briefwechseln oft nur namentlich erwähnt werden: Salomon Maimon, Isaak Euchel, und vor allem Moses Mendelssohn, im Zusammenhang mit welchem das noch ungedeutete Stichwort „Juditätsfeinheit“ geprägt wird.<sup>303</sup> Man achtete und diskutierte Mendelssohn – 1795 war die Lessingbiografie mit seinem Vorwort Gegenstand in den Briefwechseln –, kritisierte an seinen Texten den Hauch „morgenländischen Moralggeschichtchens“<sup>304</sup> und erörterte seine Mittlerposition zwischen den Religionen:

„[...] allerdings hat Mendelssohn orientalische Tornüre; nur vergessen sie nicht, dass er diese Tournüre aus guten Gründen beibehalten, vielleicht affektirt hat. Er wollte zeigen, dass ein Jude mit dem Geist seiner Väter, und ganz nach dem Muster des Orients gebildet, die höchste Freiheit erreichen kann; er wollte durch sein Beispiel zeigen, was der Jude als Christ und Jude leistet; er hat sich immer bemühet, zwischen beiden Partheien durchzuschwimmen, und manchmal stehtauch dem geübtesten Schwimmer [...] der Angstschweiß auf der Stirn. Wieviel Lob und Tadel in diesem Urtheil liegt, darf ich Ihnen nicht erst noch auseinandersetzen“.<sup>305</sup>

Ein weiterer viel erwähnter Dichter, über dessen Bedeutung sich alle einig waren, ist Gotthold Ephraim Lessing. Veit wollte ihn gewissermaßen zum ‚Stoff

<sup>299</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 21. 3. 1795, in: GW VII/II, S. 80.

<sup>300</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 21. 3. 1795, in: GW VII/II, S. 81.

<sup>301</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 23. 4. 1795, in: GW VII/II, S. 99.

<sup>302</sup> Ebd.

<sup>303</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 3. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 103.

<sup>304</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 13. 12. 1793, in: GW VII/I, S. 80.

<sup>305</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 24. 12. 1793, in: GW VII/I, S. 80.

im Fernstudium' erheben, indem er Rahel Levin Varnhagen vorschlug, die Theorie der Fabel zu diskutieren.<sup>306</sup> Rahel Levin Varnhagen aber wehrte sich nicht nur gegen Veits Vorschlag, ihr Lessingzitate abzuschreiben mit der vielsagenden Formulierung: „Den Lessing hat doch jeder Jude“, sie hatte ‚ihren Lessing‘ so gut im Kopf, dass sie Schillers Ideen mit denen Lessings ohne Textgrundlage vergleichen konnte.<sup>307</sup>

Raum für Interpretation des Selbstbildes entsteht, wenn man dies Lessing-Zitat mit dem folgenden, aus dem Antwortbrief, konfrontiert: „Wieland und Goethe muß jeder Deutsche haben (nicht aus Stolz, sondern weil man nur in der Muttersprache vollkommen goutirt)“.<sup>308</sup> Über Sprache oder Kultur wurden Zugehörigkeiten definiert. Aus dem Briefwechsel Veit–Levin Varnhagen spricht eine seltsame Mischung aus Distanz zu „den“ Juden (mit denen anscheinend die ältere, traditionsbewahrende Generation, auch die der ersten Maskilim gemeint war) und Stolz auf den Beitrag Mendelssohns zur deutschen Kultur.<sup>309</sup>

Festzuhalten ist für die Diskussion der Literatur und anderer Themen, dass sich Veit und Levin Varnhagen, ebenso wie etwa Levin Varnhagen und Brinckmann, als gleichberechtigte Gesprächspartner behandelten und erwiesen. Zwar konnte David Veit ‚vor Ort‘ sein und mehr Informationen über Weimarer Dichter oder ihre Projekte liefern, und Brinckmann hatte die größere Bibliothek, oft genug aber konnte Rahel Levin zurückschreiben, sie habe beider Empfehlungen schon längst gelesen. Veit und Levin Varnhagen agierten jeweils als Ratgeber auf verschiedenen Gebieten, er verbesserte ihr Deutsch und Französisch, sie wurde um Rat gebeten, wie er sich höhergestellten Personen gegenüber verhalten solle, um sich zu „emanzipieren“<sup>310</sup> [vgl. III.4].

Die ausgesuchten Briefwechsel überblickend lässt sich zusammenfassend festhalten, dass sowohl die Rolle der Frau als auch der Status der Juden in der Gesellschaft implizit und explizit mehrfach vermerkt und beklagt wurden, nicht selten auch in Kombination. Das emanzipatorische Element lag aber vor allem im Selbstverständnis der Debattierenden: Die persönlichen Fragen und Interessen, die den Großteil des Briefwechsels ausmachten, diskutieren Brinckmann, Levin und Veit aber dezidiert als Menschen, nicht als Mann und Frau und nicht als Juden. Allerdings auch nicht als politische Existenzen.

<sup>306</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 27. 11. 1793, in: GW VII/I, S. 67.

<sup>307</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 7. 5. 1795 und 15. 11. 1794, in: GW VII/II, S. 112 und S. 1.

<sup>308</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 114.

<sup>309</sup> „Wenn man bedenkt, daß es ein Jude war, der die deutsche Philosophie zur Sprache brachte, muß man wahrhaft erstaunen.“ David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 121.

<sup>310</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 25. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 126.

**„Das Schicksal der guillotinierten Olympia Gouges eröffnet den weiblichen Schöngeistern [...] nicht die frohesten Aussichten.“ – Zur Politik in Briefen**

Politik findet in den hier untersuchten Briefwechseln des Jahres 1794/95 so gut wie nicht statt.<sup>311</sup> Politische Ereignisse aus Preußen oder dem revolutionären Frankreich werden, mit der deutlichen Ausnahme des politisch publizierenden Gentz und seiner Briefwechsel, einfach nicht thematisiert. Fragen wie „Was sagen Sie zu den Vorfällen am Rhein?“ waren dabei zwischen den hier ausgesuchten Protagonisten durchaus aufgeworfen worden, allerdings nicht oft, und eher zu Beginn der Revolution.<sup>312</sup> Argumente pro und contra französische Politik wurden 1794 nicht ausgetauscht, auch Begriffe wie „Revolution“ oder „Guillotine“ wurden 1794 in der Berliner Salongesellschaft selten und überwiegend metaphorisch benutzt. Beispielsweise wenn Brinckmann schrieb, dass er unter heftigem Zahnschmerz litt und sich mit einem Artikel von Gentz tröstete, nach dem „Revolution gegen den Oberherrn“ keinen Sinn habe und er also seinen Zähnen kein Recht zum Aufstand zubilligen wolle.<sup>313</sup> Lediglich in dem Brief David Veits an Rahel Levin Varnhagen, in dem auch der Status der jüdischen Bevölkerung thematisiert wurde, kam es zu einer wenn auch leicht resignativen Einschätzung der Revolution. Veit imaginiert sich nach Frankreich, „wo ich von meinem Taufschein nicht Gebrauch zu machen nöthig habe“ – mehr als das erwähnte Holzbein für die Lahmenden aber „wird wohl die Revolution nicht für die Juden sein“.<sup>314</sup>

---

**311** Das Zitat im Titel aus der Rezension der „Rettung der Rechte des Weibes“ im *Journal des Luxus und der Moden*, 1794, zitiert nach: Gibbels 2004, S. 84. Ein möglicher Grund für die Politikferne innerhalb der Briefe der Salongesellschaft kann dabei darin liegen, dass, wie in einem Brief Humboldts an Brinckmann angedeutet, eine Diskussion über ein politisches Buch, wie das erwähnte von Edmund Burke, zu einer tatsächlichen Meinungsverschiedenheit und tiefergehenden Verstimmung führen könnte. Die unterschiedliche Bewertung dieses Buches scheint ein Grund der länger währenden Entfremdung zwischen Humboldt und Brinckmann um 1794 gewesen zu sein, wird aber nicht expliziert. Vgl. Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 14. 7. 1794, in: Leitzmann 1939, S. 74 f.

**312** Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 7. 12. 1792, in: Leitzmann 1900, S. 48. Humboldt schlug seinem Freund Schiller damit eine Reise nach Paris vor, positionierte allerdings sich zugleich als tendenziell Konservativer, der es seinem Jugendfreund Georg Forster nicht verzeihen konnte, dass dieser „auf einmal ganz öffentlich zur französischen Partei übergegangen ist“. Er nahm es Forster vor allem übel, dass dieser sich gegen seinen Dienstherrn, den Kurfürsten von Mainz, undankbar zeigte. Hier bezeichnet Humboldt seine politische Position als unentschieden: „Mein eignes Interesse, d. h. das ich als Zuschauer an dem Ausgange nehme, weiß kaum recht, wohin es sich schlagen soll.“ Ebd. Wichtig fand Humboldt die französischen Ereignisse nicht wegen einer „freien Konstitution“, sondern wegen des Enthusiasmus des Volkes. Ebd. S. 49.

**313** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, undatiertes Billet, 1794 einsortiert, SV 38.

**314** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 23. 4. 1795, in: GW VII/II, S. 99.

Nur zwei lokale politische Begebenheiten wurden 1794/95 ausführlich thematisiert und sollen daher hier erwähnt werden. Rahel Levin Varnhagen berichtete mehreren abwesenden Freunden über Handwerker-„Aufläufe“. Sie erwähnte auch einen möglichen Grund für die Seltenheit solcher Berichte – ihr Haus war im Wortesinne politikfern, i. e. weitab von dem Geschehen: „Wir Friedrichstädter erfuhren den Lärm erst anderthalb Tage später. In unsrer schönen Straße wohnt niemand, der unter zweitausend Thaler zu verzehren hätte“.<sup>315</sup>

Ein zweites Ereignis, bei dem aktuelle Politik 1794 sicht- und hörbar wurde, war der Durchmarsch französischer Kriegsgefangener durch Bernau bei Berlin. Dieser wurde zu einem quasi gesellschaftlichen Ereignis, zu dem man eine Ausfahrt verabredete. Friederike Liman berichtete verärgert von einem Nachmittag bei Frau Fließ, wo der Ausflug das bestimmende Thema gewesen sei: „[...] für mich ohne übertreibung eine Tortur, denn um dir nur eine Ide zu machen die Koch sprach von nichts andrem als von eine partie nach Bernau wo sie den andren tag zusammen hinfahren würden um die gefangnen Franzosen durchkomen zu sehen; dencke dir also was sie da alles sprach um sich bey Wessely zu *acreditiren*“.<sup>316</sup>

Hitzel Fließ Boye Sparre berichtete ihrer Freundin kurz darauf selbst von dem Ausflug nach Bernau und schwärmte von ihren Gesprächen mit Kriegsgefangenen und deren französischem Wesen: „Es herrscht ein ganz anderes Leben unter diesen Wesen, eine solche *plie*, solche Leichtigkeit, vom gemeinsamen Soldaten bis zum *General*, den Nachmittag tanzten die Gemeinen, da hättest Du *französicke* (!?) *pas* sehen wollen, welche ohne Schue und mit unter, ohne Strümpfe getanzt wurden, und die *eloquence* von allen diesen Menschen, die ist wahrlich einzig“.<sup>317</sup>

Noch andere Berliner nahmen durchziehende Kriegsgefangene als Anlass, einen Ausflug zu machen. Der Arzt Heim beschreibt in seinem Tagebuch, wie er sich extra schnelle Pferde auslieh, um rechtzeitig in Oranienburg zu sein. Allerdings löste der Ausflug bei ihm eher Nachdenklichkeit aus: „Der Anblick der Gefangenen Franzosen machte mir aber kein Vergnügen. Ein solcher Anblick muß immer den Krieg gehässig machen u. wehe den Menschen die Preußen zu einem Krieg mit Frankreich geraten haben“.<sup>318</sup> Wie „die Fließ“

<sup>315</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 2. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 141

<sup>316</sup> Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 21. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 14 f.

<sup>317</sup> Hitzel Fließ Boye Sparre an Rahel Levin Varnhagen, o. D., nach dem Briefwechsel Rahel Levin–Friederike Liman datierbar, SV 34, „Mad. Boye“. Schreibung im Original.

<sup>318</sup> Tagebucheintrag 25. 8. 1794, Heim 1989, S. 87.

hatte Heim sich selbst an die Franzosen gewandt, vermerkte aber vor allem seinen Ärger über deren schlechte Behandlung durch die Preußen.<sup>319</sup>

Es ist anzunehmen, dass politische Ereignisse in und um Frankreich auch politische Betrachtungen bei einigen Teilnehmern der Salongesellschaft ausgelöst haben, überliefert ist es 1794/95 kaum. Heim ähnliche Überlegungen zum Krieg oder zum Verhältnis zwischen Preußen und Frankreich wurden in den von mir gesichteten Briefwechseln der Salongesellschaft nicht geäußert, obwohl politischen Schriften, wie Gentz' Arbeit über die Revolution, durchaus gelesen wurden. Äußerungen anderer gesellschaftlich engagierter Frauen und Männer aus der Zeit, das Tagebuch Elisa von der Recke oder Ernst Ludwig Heims zum Beispiel, belegen dabei, dass Politik anno 1794 durchaus ein beherrschendes Thema bei Tischgesellschaften sein konnte.<sup>320</sup> Es stellt sich daher die Frage, ob die Nichterwähnung zwischen den Repräsentanten der Salongesellschaft ein Quellenproblem oder eine bewusste Ausklammerung eines Themas reflektiert. Auch sozialkritische Betrachtungen wie die Reckes, dass die Festbeleuchtung eines Palais' mit dem Leben eines vom Gerüst gefallenen Arbeiters erkaufte sei, finden sich hier nicht.<sup>321</sup> Ergänzend ist aber eine Äußerung Dorothea Mendelssohn Veit Schlegels anzuführen, die zwei Jahre vor dem Untersuchungszeitraum nach einem Opernbesuch in Rheinsberg ‚revolutionäre‘ Gedanken äußerte: „[...] gehen Sie nun um ein Haus weiter, nur die Ecke herum, und sie finden kein ganzes Dach, keine reine Straße, kein ganz angezogenes Kind. Dürftigkeit und Elend allenthalben [...]. Verdammte Aristokratie! konnte ich mir nicht erwehren auszurufen [...] So eine Oper, kostet mehr, als es kosten würde, ein eingefallnes Häuschen wieder aufbauen zu

---

**319** „Die Franzosen selbst waren noch munter genug. Mit mehreren gesprochen [...]. Abends ritt ich wieder zurück, mehr mit den Franzosen als den Unsrigen zufrieden, welches nicht hübsch ist.“ 25. 8. 1794, Heim 1989, S. 87 und 90.

**320** Sie überliefert einen Dialog zweier Tischgäste, eines Arztes und eines Schauspielers, über die Freiheit: „Wer sollte sich die Freiheit wünsche, durch die jetzt in Frankreich so vieles Blut mit leichtsinniger Grausamkeit vergossen wird?!“ Elisa von der Recke, Tagebucheintrag 19. 2. 1794, in: Johannes Werner (Hrsg.): Elisa von der Recke. Mein Journal. Elisas neu aufgefundene Tagebücher aus den Jahren 1791 und 1793/95, Leipzig 1927, S. 150. Heim kam 1794 mit einem Patienten und Minister ins Gespräch über die aktuelle preußische Staatsverfassung und notierte seine Besorgnis darüber in seinem Tagebuch. Heim 1989, S. 90.

**321** Recke fügte empört hinzu: „Diese Nachricht erzählte mir eine Dame [...] mit dem Ausdrucke, als wenn dieser Unglücksfall die Pracht des Festes vergrößerte.“ Elisa von der Recke, Tagebucheintrag 27. 9. 1791, in: Werner 1927, S. 62. Allerdings muss hinzugefügt werden, dass ihr Tagebuch über weite Strecke genau ihrem Konflikt als zwischen den Ständen stehend und mit den Bürgern mitfühlend gewidmet ist.

lassen.“ Interessant ist ihr Abschlussgruß an Rahel Levin Varnhagen: „Verzeihen Sie meinen Eifer, liebe *Aristocratin* – Sie sollten nur Rheinsberg sehen“.<sup>322</sup>

Für die Briefe, die in der Salongesellschaft und nicht zwischen engen Jugendfreunden gewechselt wurden, gilt, dass erst 1797, als mit Wilhelm von Humboldt und Brinckmann zwei Habitues der Berliner Salon nach Paris übersiedelten, vergleichende Betrachtungen zwischen den Städten, ihren Bewohnern und deren prä- und postrevolutionäre Kultur zum Thema in den Briefwechseln wurde. Für die Perspektive Berliner Salonteilnehmer 1794 könnte man überspitzt sagen: Hier wurde Politik zum Event. Oder aber: die Revolution musste auf Ausfahrtslänge an Berlin heranrücken, um von den hier vorgestellten Sprechern wahrgenommen zu werden. Allerdings befanden sich die potentiellen Politikabstinenten damit in bester Gesellschaft. Symptomatisch für den Umgang mit Politik durch bürgerliche Intelligenz der Zeit in diesem Moment mag Goethes Vorschlag an seine Mutter gelten, seinem Sohn zu Weihnachten eine Miniguillotine zu schenken.<sup>323</sup>

### 3 *Kein Ort der Salongesellschaft – Breslau und „die Böhmen“*

Ich bin hier. Weiter kein Wort; auch *das verdienen* Sie nicht. R. L.  
An David Veit aus Breslau, 3. 9. 1794<sup>324</sup>

An dieser Stelle wird eine Stadt erwähnt, obwohl und weil sie in den Auseinandersetzungen in der Salongesellschaft 1794/95 *nicht* zum Thema wurde und im doppelten Sinne als Unort der Salongesellschaft gelten muss. Im Sommer 1794 unternahm Rahel Levin Varnhagen mit ihrer Mutter Chaie und ihrer Schwester Rose eine gemeinsame Reise zu Verwandten nach Breslau.<sup>325</sup> Dieser Aufenthalt

---

**322** Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel und Henriette Mendelssohn an Rahel Levin Varnhagen, 13. 9. 1792, in: KFSA, Bd. 23, S. 64. Hervorhebung im Original.

**323** Ein Vorschlag, den seine Mutter vehement ablehnte: „Alles was ich Dir zu gefallen thun kann, geschieht gern und macht mir selbst Freude – aber eine solche infame Mordmaschine zu kaufen – das thue ich um keinen preiß – wäre ich Obrigkeit, die Verfertiger hätten an ein Halseisen gemusst.“ Catharina Elisabeth Goethe an Johann Wolfgang von Goethe, 23. 11. 1793, in: Albert Köster (Hrsg.): Briefe von Goethes Mutter, Leipzig 1908, S. 119.

**324** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 3. 9. 1794 in: GW VII/I, S. 223. „das verdienen“ im Druck gesperrt.

**325** In Breslau wohnte der wohlhabende Kaufmann Lipmann Meyer, ein Neffe von Levin Markus, und damit Vetter von Rahel, der wegen des großen Altersunterschiedes „Onkel“ genannt wurde. Er war u. a. Ober-Gemeindeältester der Breslauer jüdischen Gemeinde. Vgl. die genealogischen Recherchen von Paul Jacobi in einem Brief an Carola Stern 1992, zit. nach: ERLV II, S. 607, Anm. 1.

fand in den Briefen an ihre Salonbekannten kaum Niederschlag. Eben dieser Umstand aber bzw. die Tatsache, dass Rahel Levin Varnhagen ihre Eindrücke von der jüdischen Bevölkerung Breslaus ihren Bekannten gegenüber nicht, ihrer Familie gegenüber aber ausführlich und mit merkbarer Distanz berichtete, ist für das Selbstverständnis einer Berliner Jüdin um 1800 bemerkenswert.<sup>326</sup>

Im Folgenden soll kurz skizziert werden, welchem ihrer Briefpartner gegenüber Rahel Levin Varnhagen was thematisierte und was nicht. An David Veit ist aus dieser Zeit nur obiger Einzeiler[!] überliefert, der kürzeste Brief der gesamten Korrespondenz und einziger seiner Art. Allerdings haftet ihm noch ein eigenwilliger Nachsatz an: „N. S. Nun hör ich's Sie haben *doch* einen schlesischen Accent. Ich bin acht Tage hier, vierzehn im Gebirge und wiederum vierzehn hier; den achtzehnten reis' ich nach Hause. Verdienen Sie's“?<sup>327</sup> Veit stammte aus Breslau, weshalb sie seinen Akzent dort wiederzuerkennen vermochte, und weshalb sie vielleicht auch davon ausging, ihm aus dieser Stadt nichts berichten zu müssen. Warum er es aber nicht „verdient“ haben könnte, bleibt, wie Bosold zu recht anmerkt, reine Spekulation. In den Briefen, die sie ihm nach der Rückkehr aus Breslau schrieb, nahm sie keinen Bezug auf ihre dortigen Erlebnisse, sondern wechselte gleich wieder zu ihren gemeinsamen Themen. An Gustav von Brinckmann schrieb sie in dieser Zeit zwar „Lassen Sie sich immer meine Briefe mitteilen, sie sind auch für Sie“, auch mit Navarro D'Andrado wurde die Korrespondenz fortgesetzt, aber eigene, persönliche Kommentare aus Breslau sind weder an diese beiden noch an irgendwelche anderen Bekannten überliefert.<sup>328</sup> Auffällig ist noch, dass Brinckmann seine Billets nach Breslau, die auch nur kleine Neuigkeiten aus Berlin enthielten, durchweg auf französisch schrieb, ebenso wie Rahel Levin Varnhagen Kommentare zu ihrer Gastfamilie oft ins Französische setzte, mit der expliziten Begründung, dass sie deren Neugier fürchtete: „[...] j'ecris les horreurs en franç: parceque je crains les curieux“.<sup>329</sup>

---

**326** Im BdA erschienen nur stark gekürzte und veränderte Fassungen. Der erste vollständige Abdruck eines schlesischen Briefes bei Isselstein 1993, S. 54–59. Eine ausführliche Analyse der „Schlesischen Reise“ für das Selbstverständnis Rahel Levin Varnhagens bietet Bosold 1996, S. 178–194. Dass die Briefe eigentlich undruckbar seien, wie Bosold meint, kann ich nicht bestätigen, vielmehr macht der jetzt erfolgte Druck, die zahlreichen Unterstreichungen und Ausrufezeichen, die Aufregung(en) dieser Reise sinnfällig, vgl. ERLV III, S. 16–43.

**327** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 3. 9. 1794 in: GW VII/I, S. 223.

**328** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 26. 8. 1794, in: GW I, S. 98. Nach den überlieferten Briefen Navarros ging es in Levin Varnhagens Briefen an ihn nicht um Reiseerfahrungen. Bosold 1996, S. 180.

**329** Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 8. 8. 1794, in: ERLV III, S. 16.



Als Quelle für diese Reise bleiben neun Briefe an ihren Bruder Markus Theodor, die bei genauerem Hinsehen zugleich auch an andere Familienmitglieder gerichtet waren, zu denen hier auch Friederike Liman zählte.<sup>330</sup> Diese Briefe können ihrem Detailreichtum und Umfang nach als kleine Reiseberichte oder besser Reisetagebücher gelesen werden, wie auch die Verfasserin selbst sie als „Jurnale“ sah und darum bat, diese aufzuheben.<sup>331</sup> Bereits der erste Brief an die Familie vom 8. 8. 1794 enthielt Bemerkungen zu Reisewegen und Gesellschaft, zur freundlichen Aufnahme im Haus ihres Onkels und – von Varnhagen im *Buch des Andenkens* um ganze Seiten gekürzt – ihr Erstaunen oder Entsetzen über das Leben in der Stadt: „Denk dir Hans eine prolongirte Probesgaße aber die heuser nach dem Himmel zu spitzig und *millionarden* Böhmen, und welche?! wie man sie bey uns *nie* siht.“ Im selben Brief findet sich eine Beschreibung der Geräuschkulisse, ebenfalls von Varnhagen nicht gedruckt: „[...] dass sich *eine Menge* Böhmen zanken [...]“ und der Hinweis, „dass die Böhmen alle Morgen in Mistischer Sprache die sie heilige nenen ihm bis in sein Wolkenpalais hinein schreien; denk nicht dass es übertrieben ist“.<sup>332</sup> Der Begriff „Böhmen“ war nicht auf eine geografische Herkunft bezogen, sondern auf traditionell lebende Juden.<sup>333</sup> In der Korrespondenz Rahel Levin Varnhagens aus Breslau wurde er stereotyp für die dort lebenden Juden verwandt, immer in Assoziation mit „geschrey“ und Menschenmasse. Die etymologische Erklärung des Begriffs ist in der Forschung nicht ganz geklärt. Carola Stern vermutet eine Ableitung vom hebräischen *behema*, Tier oder Ochse. Birgit Bosold verweist auf den jiddischen Begriff „a wilde B’heime“, worunter ein primitiver Mensch zu verstehen sei.<sup>334</sup> Entsprechend diesen

---

<sup>330</sup> Die Zählungen sind unterschiedlich, die ERLV III zählt sieben Briefe aus Breslau.

<sup>331</sup> „[...] verwart meine Briefe den daß sind meine Jurnale [...]. Franz thu Du’s.“ Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin – und eben Friederike Liman (Franz), 11. 8. 1794, in: ERLV III, S. 28.

<sup>332</sup> Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 8. 8. 1794, in: ERLV III, S. 16, 18.

<sup>333</sup> Ein „Ghetto“ bzw. ein vorgeschriebenes Wohngebiet gab es, wie in Berlin, auch in Breslau nicht, wohl aber eine Wohngegend, die Juden vornehmlich besiedelten, in der Altstadt, vor allem um den ehemaligen Karlsplatz, der im Volksmund auch „Judenplatz“ hieß. Gegen Ende der Regierungszeiten Friedrichs II. lebten etwa 2.500 Juden in Breslau, in absoluten Zahlen also Berlin vergleichbar, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung Breslaus aber eine viel größere jüdische Gemeinde. Auch nach einer neuen Judenordnung von 1790 war die jüdische Gemeinde von internen Kämpfen zwischen liberalen und traditionellen Gruppierungen geprägt. Gerhard Scheuermann: Die jüdische Gemeinde, in ders.: Das Breslau-Lexikon, Dülmen 1994, o. S.

<sup>334</sup> Stern 1994, S. 21, Bosold 1996, S. 186. Dabei fügt Bosold hinzu, dass der jiddische Begriff über verschiedene etymologische Zwischenstufen aus dem hebräischen entstanden

abwertenden Konnotationen finden sich in den Briefen aus Breslau Hinweise auf den „böhmehaß“ einer vornehmeren Jüdin in Breslau, beziehungsweise auf „antiböhmehaß“.<sup>335</sup>

Sicher nicht ohne Grund wählt Carola Stern die Reise nach Breslau als Einstieg in ihre berühmte romanhafte Biografie Rahel Levin Varnhagens: An dem Kontrast zwischen einem „orthodoxen, sinnlichen, schmutzigen“ Breslau zum „gradlinigen, aufgeklärten“ Berlin lässt sich sinnfällig darstellen, wie groß die Distanz zwischen einer modernen Jüdin und dem strenggläubigen Judentum um 1800 gewesen sein muss.<sup>336</sup> Anders als Bosold, die zwischen den Zeilen der Familienbriefe vor allem Abscheu zu lesen glaubt, sieht Stern ihre Protagonistin aber auch fasziniert von dieser fremden Lebenswelt. Nicht die Befolgung der Religionsgesetze habe sie gestört, sondern nur die unmoderne Lebensart.<sup>337</sup> Dafür sprechen die sehr lobenden Äußerungen im zweiten Brief aus Breslau, in dem sie schöne Gärten und schöne Häuser pries. Zu ihrer positiven Stimmung mag auch eine französische Konversation mit einem Soldaten oder ein Besuch bei einer ehemaligen Berliner Bekannten beigetragen haben, die ähnlich wie in Berlin „in einer guten Straße“ „recht gut meublirt“ und „ganz modern und simpel“ wohnte, sogar „in einem Hause so groß wie Herzens“. Allerdings zeichnete sich eben diese Freundin durch „böhmehaß“ aus.<sup>338</sup>

Neben dem Lärm war es vor allem der Schmutz, der Rahel Levin irritiert zu haben scheint. Bereits an ihrem Reisegefährten, dem jüdischen Gelehrten Haltern, hatte sie seine unkultivierten Umgangsformen beklagt, wie „dieses Bepatsche aller Lebensmittel“.<sup>339</sup> Die im *Buch des Andenkens* überlieferte Version der Reise, die allgemein als Ausdruck von Stress nach vier Tagen geteilter Postkutsche deutbar wäre, liest sich im Original verschärfter, denn Varnhagen hatte das allzu Eklige (im folgenden kursiv) gekürzt: „[...] dies ewige Gerede,

---

ist. Vgl. auch die Deutungen zu „behéjme“ (als 1. Haustier, 2. Dummer Mann oder Dumme Frau und 3. Arbeitstier) in: Leo Rosten: *Jiddisch. Eine kleine Enzyklopädie*, München 2003, S. 80 f.

**335** Allerdings ist der Böhmenhass aus der Druckfassung des BdA gekürzt. Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 11. 8. 1794 und 26. 8. 1794, in: ERLV III, S. 25 und S. 35.

**336** Stern 1994, S. 17–25. Ähnlich beginnt auch Hilde Spiel ihre Biografie Fanny von Arnsteins mit der Reise der Braut von Berlin in das reichere, aber wenig aufgeklärte Wien. Vgl. Spiel 1962, S. 9 ff.

**337** „Mögen dem ‚Onkel‘ die jüdischen Religionsgesetze ungleich mehr bedeuten als den Verwandten in Berlin – daran stört sich Rahel nicht. [...] Sie nimmt Anstoß an der Lebensart. Nichts im Haus lässt etwas von dem modernen Lebenszuschnitt des Berliner jüdischen Bürgertums erkennen.“ Stern 1994, S. 21.

**338** Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 11. 8. 1794, in: ERLV III, S. 25.

**339** Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 8. 8. 1794, in: ERLV III, S. 20.

dies Nahsitzen, *dieses Gestinke nach Schweiß, und Schmuhs Schnupftuch dieses Rotz in die Hände reiben, (als wünsche man sich)* dieses Bewundern, dass man so wenig Schnupftücher braucht [...].<sup>340</sup> Ebenso wie sie an Haltern „diese triviale entsetzliche Moral“ und seine mangelnden Umgangsformen ablehnt, irritieren sie am Haus ihres Onkels die – akustische – Nähe zu traditionellen Gesängen, die Flöhe und unkultiviertes Betragen der Mitwohnenden.<sup>341</sup>

Mit Bildern einer engen Gasse, spitzen Giebeln und handelnden Juden scheint die Atmosphäre des Shtetls heraufbeschworen bzw. womöglich, wie Bosold argumentiert, das Bild des „Ostjuden“ vorweggenommen.<sup>342</sup> Dazu passt die ablehnende Haltung gegenüber den baulichen und hygienischen Verhältnissen im Hause des Onkels, in dem auch das Fehlen eines Klaviers bedauert wurde, als Symbol des kultivierten Lebens. Andererseits betonte die Besucherin immer wieder ihre Hochachtung vor der Person des Onkels, seiner Gastfreiheit und seinem Bemühen, ihr den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.<sup>343</sup> Die beiden überlieferten Briefe ihres Bruders Liepmann, später Ludwig Robert, der 1794/95 bei dem Vetter in Breslau in die kaufmännische Lehre ging, klangen, im Vergleich, auch nicht wirklich entsetzt, eher amüsiert. Er sei sehr gut aufgenommen worden und habe gute Gespräche mit dem Onkel geführt, auch über die Religion. Zwar werde in Breslau „überhaupt viel davon gesprochen“, aber man konnte auch mit dem Onkel darüber scherzen, dass der Berliner Lehrling die „Schuhl“ direkt gegenüber seinem Zimmer hatte, gemeint war die Privatsynagoge im Hause.<sup>344</sup> Die Tante sei gut frisiert und höflich. Anscheinend hatte er anderes erwartet, denn er fügte hinzu: „[...] ob dieses zuvorkommende und höfliche nur schein ist kann ich in dieser kurzen Zeit nicht beurteilen“.<sup>345</sup>

Die Irritation blieb. Als Rahel Levin Varnhagen nach 14 Tagen Rundfahrt in schöner Landschaft wieder in Breslau ankam, überfielen sie Beklemmungen:

---

**340** Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 8. 8. 1794, in: ERLV III, S. 20, im Vgl. mit BdA I, S. 82. In der BdA-Version fehlen auch die Unterstreichungen.

**341** „[...] dabey war eine colonie flöhe auf meinem leibe glücklich, die sich ihn seit voriger Nacht zur Insul ihrer freiheit und gleichheit ausgesucht haben.“ Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 8. 8. 1794, in: ERLV III, S. 17; und über den Reisebegleiter Haltern, den sie nur das „Biest“ nannte: „[...] was meint ihr dazu wenn einer immer in Gesellschaft sitzt und sich mit einen Ohrlöffell die Ohren reine macht es zu Kloß wirbelt und dan in die Hände schmiert?“ Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 23. 8. 1794, in: ERLV III, S. 33.

**342** Bosold 1996, S. 188 ff.

**343** „[...] indessen muß ich weiter treumen und nach mein clavir fragen dahieß es wäre keins zu haben [...] Der oncle versichert ich *würde* eins bekommen, indeßen *hab* ich keins.“ Rahel Levin Varnhagen an Marcus Levin, 8. 8. 1794, in: ERLV III, S. 17.

**344** Ludwig Robert an Rahel Levin Varnhagen, vor August 1794, in: ERLV II, S. 9.

**345** Ludwig Robert an Rahel Levin Varnhagen, vor August 1794, in: ERLV II, S. 9.

[...] wie ward mir aber, wieder in dieser engen Straße ein zu kriechen und in dieses Hause [...]. Mir wurde so angst und bange daß ich mich eine Stunde lang vor der Thür aufhielt [...]. vor Böhmen schäm ich mich nicht, man sich nicht, nun die sind so einen Abend in der engen Gaße, und in solcher Menge, daß ich diese Straße ohne Ubertreibung und auf meiner Ehre mit keiner von den unsrigen in der Art vergleichen kann, Sieber u Nagel-Gaße sind zwar enger aber nicht so Volkreich, nicht so ausschließend Böhmen reich.<sup>346</sup>

Wenn es auch „Böhmen“ in Berlin gab, hatte man mit diesen keinen Kontakt. Hannah Arendt sieht in der Reaktion Rahel Levin Varnhagens auf ihre „obligaten jüdischen Provinzverwandten“ vor allem Scham wirken, die sie zugleich als absoluten Verzicht auf Zugehörigkeit deutet. „Keine Taufe, keine Assimilation, keine noch so reiche und adlige Heirat hätte eine so radikale Wirkung haben können wie diese Scham“.<sup>347</sup>

Ob Scham,<sup>348</sup> Ekel oder Faszination die wesentliche Reaktion der Berliner Levins auf die Lebensverhältnisse der Juden in Breslau war, bleibt letztendlich eine Frage der Interpretation. Es scheint aber bezeichnend, dass, wie hier im speziellen Fall aus und nach Breslau, in den meisten Briefen zwischen der jüdischen Gastgeberin und ihren nichtjüdischen Salonbekannten allgemein „das Jüdische“, die jüdische Herkunft oder die jüdische Emanzipation nicht thematisiert wurde. Anders als Bosold scheint mir kein absichtsvolles Verschweigen vor ihren Gästen am Werk, da zwei gut vernetzte Diplomaten die Reise zumindest in vermittelter Form kennenlernten: „[...] theile ihm in auszug mein Unglück mit ich will es haben“.<sup>349</sup> Die grundsätzliche Abwesenheit des Themas, die sich für die meisten Briefe zwischen jüdischen und nichtjüdischen Salonbeteiligten zumindest in den frühen 1790er-Jahren konstatieren lässt, deutet womöglich auf mangelndes Interesse an der Herkunft als Unterscheidungsmerkmal. Man sah sich nicht in Bezug zu den „Böhmen“, sondern zählte sich zu den aufgeklärten Berlinern. Umgekehrt ist der spätere Wiedereinzug der Kategorie „jüdisch“ in die Briefwechsel um 1800 ein Zeichen dafür, dass in der Gesellschaft vermehrt unsichtbare Schranken wieder hochgezogen wurden. Und die Thematisierung „des Jüdischen“ in den Briefen einiger nichtjüdischer Gäste untereinander deutet daraufhin, dass die jüdische Herkunft einiger Salonbeteiligter nicht so irrelevant war, wie diese es sich vielleicht gewünscht hätten.

---

**346** Rahel Levin Varnhagen an Markus Levin, 30. 8. 1794, in: ERLV III, S. 34.

**347** Arendt 2001, S. 227.

**348** Inwieweit Scham auch progressive im Sinne von befreiende Konsequenzen haben kann, diskutiert, auch am Beispiel von Hannah Arendts Rahel-Biografie, Jill Locke: Shame and the Future of Feminism, in: Hypatia, 22/F, Herbst 2007, S. 146–162.

**349** Rahel Levin Varnhagen an Marcus Levin, 8. 8. 1794, in: ERLV III, S. 21.

Was zählt, ist die erschriebene und in diesem Falle erschwiegene Nähe zu den „modernen“ Menschen in Berlin. Nicht nur in preußischen Meilen gemessen, lag 1794 Weimar dichter an der Jägerstraße als Breslau.

#### 4 Zwischen Berlin und Weimar-Jena

In Weimar möchte ich wohl eine geraume Zeit hindurch – ein Fremder sein.  
David Veit an Rahel Levin Varnhagen, erster Brief

(Weimar=Jena, wie schon gesagt worden).  
Karl August Varnhagen<sup>350</sup>

Zum Verhältnis zwischen Weimar–Jena und Berlin gibt es *aus* und *seit* der hier interessierenden Zeit zahllose Kontroversen zwischen Intellektuellen beider Städte,<sup>351</sup> zu denen jedes Jubiläum zahlreiche neue, biografische, essayistische und wissenschaftliche Beiträge beisteuert.<sup>352</sup> Seit kurzem haben der Berliner Salon und Weimar die Gemeinsamkeit, als bedeutende deutsche Erinnerungs-orte zu gelten, wobei in beiden Fällen der Forschung „ästhetisierende Topogra-

---

**350** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 20. 3. 1793, in: GW VII/I, S. 6. Karl August Varnhagen an Johann Peter Eckermann, Oktober 1829, in: Carl. F. Schreiber: Sieben Briefe Varnhagens an J. P. Eckermann, in: The Journal of English and Germanic Philology, Vol 21, No. 3 (Juli 1922), S. 411–430, hier S. 414.

**351** Statt eines Forschungsüberblicks sei hier exemplarisch auf den Sonderforschungsbereich verwiesen, der eigens der Erforschung der „ereignishaften Kommunikationsverdichtung“ gewidmet ist: Vgl.: „Ereignis Weimar–Jena. Kultur um 1800“ unter: <http://www2.uni-jena.de/ereignis/> (zuletzt eingesehen am 17. 2. 2010). Dem Konzept einer Doppelstadt wurde hier insoweit gefolgt, als dass Weimar und Jena zusammenhängend betrachtet werden. (Vergleichbare Konzepte lassen sich schon bei Zeitgenossen finden, Karl August Varnhagen plante ein Lexikon Weimars unter Einbeziehung Jenas.) Für diese Arbeit besonders interessant ist das Teilprojekt A4 zu Geschlechterbeziehungen, das nicht nur die Großzahl der an dem „Ereignis“ beteiligten Frauen aus den Quellen herausarbeitet, sondern nach den Geschlechterverhältnissen in Praxis und im Diskurs fragt.

**352** Einen besonders guten Überblick über die verschiedenen Forschungsansätze zum Thema bietet der Sammelband von Ernst Osterkamp (Hrsg.): Wechselwirkungen. Kunst und Wissenschaft in Berlin und Weimar im Zeichen Goethes (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, Bd. 5), Bern [u. a.] 2002. Auch das jüngste Weimarer Jubiläumsjahr zum 200. Todestag der Herzogin Anna Amalia und zum 250. Geburtstag ihres Sohnes stellte sich u. a. dem Vergleich der Städte im Rahmen einer Tagung: „Weimar–Jena 1800 – Das Ereignis im Kontext“. Demgegenüber hat die Berlin Brandenburgische Akademie der Wissenschaften ein Forschungsforum „Berliner Klassik“ geschaffen, welches die „ungewöhnliche Kulturblüte“ in der preußischen Hauptstadt zwischen 1786 und 1815 untersucht. Conrad Wiedemann: Über das Projekt Berliner Klassik, unter: <http://www.berliner-klassik.de/projekt/conrad-wiedemann> [vom 19. 2. 2010].

phie“ attestiert werden könnte.<sup>353</sup> Der viel bearbeitete und immer noch schiefe Vergleich des Kulturangebots zwischen Haupt- und Residenzstadt interessiert hier allerdings nur insofern, als er 1794 dazu führte, dass zwei Habitués der Berliner Salons, Wilhelm von Humboldt und David Veit, ihren Lebensmittelpunkt zeitweilig nach Jena und Weimar verlegten<sup>354</sup> und von dort über Berlin und seine Kultur vergleichend räsonierten: Die Frage, der in diesem Abschnitt nachgegangen werden soll, ist, welcherart Verbindungen die Berliner Salongesellschaft im Untersuchungszeitraum nach Weimar-Jena aufbaute, wie und worüber kommuniziert wurde. Das Kapitel beruht im Wesentlichen auf einer Lektüre verschiedener Briefwechsel der zwei Mitglieder der Berliner Salongesellschaft, die sich im Beispieljahr überwiegend in Weimar-Jena aufhielten und ihre Eindrücke nach Berlin korrespondierten.<sup>355</sup> Ihre Briefe werden vergleichend gelesen mit anderen diese Städte verbindenden Korrespondenzen,<sup>356</sup> vor

---

**353** Dies in Abwandlung der Deutung von Georg Bollenbeck, dass Weimar eine „ästhetisierte Topographie“ hervorgebracht habe, da die Stadt selbst schon zu Goethes Zeiten enttäuschend gewesen sein muss. Georg Bollenbeck: *Weimar*, in: Etienne Francois / Hagen Schulze (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., München 2001, Bd. 1, S. 207–224, hier S. 213. Noch 2006 gilt die „komparatistische Erkundung des Kräftefeldes“ zwischen Berlin und Weimar als „Desiderat“. Robert Charlier: *Die Muse von Weimar. Vom Philosophenhof zur Musenstadt der deutschen Klassik*, in: Günter Lottes/Iwan d'Aprile: *Hofkultur und aufgeklärte Öffentlichkeit. Potsdam im 18. Jahrhundert im europäischen Kontext*, Berlin 2006, S. 169–183, hier S. 183.

**354** David Veit ging nach Jena zum Studium. Umstritten ist, wann genau Wilhelm von Humboldt realisierte, in Schiller den „Leitstern seines Lebens entdeckt zu haben“, sicher ist, dass sein Motiv für den Umzug nach Jena die erwünschte Nähe zu Schiller war, den er Ende 1789 kennengelernt hatte. Heinz Steinberg: *Wilhelm von Humboldt (Preußische Köpfe, 32)*, Berlin 2001, S. 18.

**355** Veit nutzte seine Studienzeit in Jena für mehrere Aufenthalte in Weimar, und wurde von seiner Freundin zu detailreichen kritischen Schilderungen seiner Reisen ermuntert; ebenso legte er Wert darauf, über das gesellschaftliche und intellektuelle Geschehen in Berlin auf dem Laufenden gehalten zu werden. Das macht den Briefwechsel zu einer hervorragenden Quelle für die Ideen und Kommentare, die zwischen Berlin und Weimar hin- und hergingen. Vgl. GW VII. Wesentliche Quellen für die Beschäftigungen Humboldts der Jahre 1794/95 sind Humboldts Briefwechsel mit Gustav von Brinckmann in Berlin, die Briefe aus Berlin und Tegel an Friedrich von Schiller und seine jetzt entstehenden Arbeiten, die Aufsätze zur Geschlechtertheorie sowie eine viel gelesene Rezension zu Friedrich Heinrich Jacobis Roman „Woldemar“.

**356** Die Kommentare von und über Goethe sowie das besondere Verhältnis der jüdischen Salonièren zu Goethe werden im nachfolgenden Abschnitt zu Karlsbad und Teplitz separat charakterisiert. Der Quellenbestand, der für die allgemeingesellschaftlichen Beziehungen Berlins zu Weimar um 1800 und umgekehrt als besonders aufschlussreich gilt, der berühmt-berüchtigte Briefwechsel Goethes mit dem Direktor der Berliner Singakademie Zelter setzte erst 1796 ein und intensivierte sich erst ab 1799. Die Salongesellschaft betreffend, lässt sich aus Andeutungen entnehmen, dass Zelter, zumindest kurz, mit Markus und Henriette Herz

allem mit den Briefen des Berliner Verlegers Johann Daniel Sander<sup>357</sup> an seinen Weimarer Kollegen Carl August Böttiger.<sup>358</sup>

Die Präsentation des kommunikativen ‚Ereignisses Weimar-Jena‘ als Ort der Berliner Salongesellschaft ist in drei große Abschnitte unterteilt: Es wird, nach einer kurzen Charakterisierung der Schauplätze [4.1], zunächst untersucht, inwiefern sich die Beziehungen dreier Berliner Salonteilnehmer, Wilhelm von Humboldts, Rahel Levin Varnhagens und David Veits, über die Entfernung nach Weimar untereinander neu gestalteten [4.2]. Zweitens will das Unterkapitel den Berliner Blick auf Weimar und Jena, deren Bewohner und ihre Projekte einfangen – am Beispiel der in diesem Zeitabschnitt begonnenen Zeitschrift *Die Horen*. Da *Die Horen* als solche sowohl als publizistisches Projekt der Weimarer Klassik als auch als Forum der literarischen Fehde um 1800 detailliert analysiert worden sind,<sup>359</sup> konzentriert sich diese Untersuchung auf die Rezeption

---

verkehrte und dass er Sara Meyer Grotthus kannte, über deren jeweilige Teetische oder Geselligkeiten fällt aber kein Wort. Vgl. Hecker 1987, Bd. 1, S. 39, Bd. 2, S. 325 und Bd. 3, S. 508.

**357** Dabei sind leider nur die Briefe Sanders überliefert. Vgl. Maurach 1990 ff. Der kommentarreich edierte Briefkorpus ist von der Forschung noch wenig genutzt. Wirklich bekannt geworden sind lediglich Auszüge, die, Goethe betreffend, bereits von Ludwig Geiger herausgegeben worden sind. Vgl. ders.: Berlin und die Xenien (Aus den Briefen Sanders an Böttiger), in: GJB XVII (1896), S. 230–234. Zugleich ist auf eine Forschungslücke hinzuweisen – Johann Daniel und seine Frau Sophie Sander (1768–1828) waren gesellschaftlich sehr engagiert; die vielen engen Beziehungen zu Personen, die auch in jüdischen Salons verkehrten, wie Ende der 1790er-Jahre Isaak Euchel oder Gustav von Brinckmann, könnten zum Ausgangspunkt werden für einen Vergleich der Geselligkeiten in Häusern des jüdischen und nichtjüdischen Bürgertums Berlins.

**358** Allerdings darf, abgesehen von seinen Verkaufszahlen, nicht vieles von Sanders Angaben als aufrichtiges Bild der Berliner Gesellschaft betrachtet werden, dem Vergnügen an der Assoziation werden die Fakten hier oft deutlich nachgeordnet. Welchen schädlichen Einfluss die Veröffentlichung solcher privat genossenen Details haben konnte, wird am posthumen Schicksal eben des Verlegers Böttiger sichtbar. Er hatte während seiner Weimarer Jahre Tageshefte geführt und später darauf einen Text über „Literarische Zustände und Zeitgenossen“ verfasst, der von seinem Sohn veröffentlicht wurde und seinen Ruf als Meister des Klatsches bis heute begründet, den des Autors und Verlegers weit in den Schatten stellt. Als jüngste Ausgabe: Carl August Böttiger: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar, hrsg. von Klaus Gerlach, Berlin 1998.

**359** Bereits im Briefwechsel der beteiligten Autoren finden sich zahlreiche Erörterungen zur Strategie und Verbesserungsmöglichkeiten der Zeitschrift. Eine erste ausführliche Analyse, die in den Details noch immer sehr brauchbar ist, in ihrer Interpretation aber als überholt gelten muss, stammt aus dem Jahr 1960. Günter Schulz: Schillers „Horen“. Politik und Erziehung. Analyse einer deutschen Zeitschrift (Deutsche Presseforschung, Bd. 2) Heidelberg 1960. Michael Gross wertet in seiner umfänglichen Dissertation alle Werke und Debatten im Hinblick auf das Ideal der „ästhetisierten Öffentlichkeit“, das Goethe und Schiller mit ihren

dieses Projekts durch die Berliner Salongesellschaft, von der Idee bis zum ersten Jahrgang der Zeitschrift, sowie auf die Frage, ob sich die Wahrnehmung des Projektes im Salon von der allgemeinen Rezeption unterschied [4.3]. Abschließend geht es um die Diskussion zweier in den *Horen* publizierter Texte eines der Mitglieder der Salongesellschaft: die geschlechtertheoretischen Aufsätze Wilhelm von Humboldts [4.4].<sup>360</sup> Wie in II. dargelegt, sind die *Horen*-Aufsätze Humboldts ein wichtiges Element der zeitgenössischen Geschlechtercharakterdebatte und darüber hinaus ein Beispiel für die diskursive und personelle Überschneidung der Berliner Salons und der Emanzipationsdiskurse. Die abschließende Frage dieses Abschnittes lautet daher: Wie wurde Wilhelm von Humboldts Geschlechtermodell und die Tatsache, dass es von einem Salongast entworfen wurde, im Salon wahrgenommen?

#### 4.1 Familie und Freundschaft – topografische und persönliche Nähe und Distanz in Jena und Weimar

Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, dass man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfang so viele vorzügliche Menschen findet.

Friedrich von Schiller an Christian Gottlob Voigt, 5. 4. 1795<sup>361</sup>

Jena war zur fraglichen Zeit der engen Kooperation Humboldts mit Schiller eine Stadt der Wissenschaft, eine Stadt der Zeitschriften und eine kleine Stadt von 4.500 Personen, unter denen ca. 800 Studenten eine stadtbildprägende Gruppe ausmachten. Arbeitswege müssen als in jeder Richtung kurz gelten. Die persönliche Nähe der beiden Autoren in Jena spiegelt sich dennoch in besonderer räumlicher Nähe: Schiller vermittelte Humboldt zunächst sein altes

---

Projekten verfolgt hätten. Michael Gross: *Ästhetik und Öffentlichkeit. Die Publizistik der Weimarer Klassik*, Hildesheim [u. a.] 1994; Die jüngste Monografie zu den „Horen“ diskutiert sie als typischen Fall der streitreichen Zeitschriftenkultur um 1800, in der die einzelnen Medien oft zum Austragungsort grundsätzlicher literarischer Parteiungen wurden. Sylvia Kall: „Wir leben jetzt recht in Zeiten der Fehde“. Zeitschriften am Ende des 18. Jahrhunderts als Medien und Kristallisationspunkte literarischer Auseinandersetzung (Bochumer Schriften zur deutschen Literatur, Bd. 62), Frankfurt/M. [u. a.] 2004. Einen publizistisch wie ideologisch interessanten Aspekt beleuchtet Holmgren 2007: Vom Redakteur der *Horen*, der weiblichem Schreiben in Übereinstimmung mit Goethe grundsätzlich Dilettantismus attestiert hatte, wurden sechs Autorinnen explizit zur Mitarbeit eingeladen, um dem zentralen Zeitschriftenprojekt der Klassik aus dem Tal des Leser- und Leserinnenschwunds zu helfen.

<sup>360</sup> Humboldt 1903(a) und 1903(b).

<sup>361</sup> Friedrich von Schiller an Christian Gottlob Voigt, 6. 4. 1795, zit. nach: Schillers Jena. 1789–1799. Wohnorte, Wirken und Weggefährten (literarischer Stadtplan), Jena 2006, o. S.



Quartier, ab Oktober 1794 wohnten die Familien sich am zentralen Markt so gegenüber, dass sie einander winken konnten.<sup>362</sup> Wenn Alexander von Humboldt seinen Bruder besuchte, nahm auch er an den Arbeitsgesprächen teil.<sup>363</sup>

Wo David Veit wohnte, ist nicht dokumentiert, außer dass es ein Gartenhaus war, vermutlich das eines Professors oder Universitätsangestellten, denn er erwähnt, dass Humboldt alle anderen in seinem Haus kenne und gelegentlich besuche.<sup>364</sup> Als traditionell leben wollender Jude bzw. auf der Suche nach einem jüdischen Umfeld hätte Veit es in Jena schwer gehabt, da die Stadt die Ansiedlung von Juden verbot und erst 1792 Juden ein Aufenthalt ohne Handelstätigkeit erlaubt wurde, wovon nur sehr wenige Studenten Gebrauch machten.<sup>365</sup>

Hier muss auch angemerkt sein, dass einerseits der „kleine Umfang“ Jenas zwar viele „vorzügliche Leute“ zusammenbrachte – mit Karl Ludwig Woltmann und Johann Gottlieb Fichte lagen die Wohnungen mindestens zweier weiterer *Horen*-Autoren sozusagen in ‚Teedistanz‘ –, dass aber andererseits die räumliche Nähe der Arbeitsorte einer Kooperation nicht notwendigerweise förderlich war: Auch das spätere Wohnhaus der Schlegels lag nur eine Parallelstraße weiter von denen Schillers und Humboldts,<sup>366</sup> dennoch nahmen, nach dem Bruch zwischen Schiller und Friedrich Schlegel,<sup>367</sup> beide Kreise einander nur über das Medium Papier wahr. Zeigten sich die Begegnungen verschiedener

---

**362** Friedrich von Schiller wohnte mit seiner Familie vom 14. Mai 1794 bis 12. April 1795 im Jagemannschen Haus, Unterm Markt 1 (heute zerstört). Dies Haus wurde dann zugleich Geburts- und Redaktionsort der „Horen“. Die Humboldts wohnten in der Zwätzgengasse 9, an derselben Ecke des Marktplatzes. Die Entfernung der beiden Häuser lässt sich mit zehn Schritt angeben.

**363** Das berühmte Verdammungsurteil Schillers über Alexander von Humboldt, dieser sei ein „viel zu beschränkter Verstandesmensch“ und sein Unterfangen, die erhabene Natur ausmessen zu wollen, eine „Freiheit“, fiel erst drei Jahre später. Friedrich von Schiller an Christian Gottfried Körner, 6. 8. 1797, in: Karl Heinz Hahn (Hrsg.): Schillers Briefe, 2 Bde., Berlin [u. a.] 1968, Bd. 2, S. 143. Nach dem ersten Kennenlernen 1794 war Schiller noch sehr beeindruckt von Alexander von Humboldts Kenntnissen.

**364** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 4. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 145.

**365** Ulrike Schramm-Häder: Jeder erfreuet sich der Gleichheit vor dem Gesetze, nur nicht der Jude. Die Emanzipation der Juden in Sachsen-Weimar-Eisenach (1823–1850), München [u. a.] 2001, S. 239. Die Zahl der jüdischen Studierenden lässt sich nicht ermitteln, da das Matrikelbuch die Religion nicht aufweist. Ebd. S. 240.

**366** In der Leutragasse 5, das Haus wurde 1945 zerstört.

**367** August Wilhelm Schlegel war zur Mitarbeit an den *Horen* 1795 eingeladen worden und steuerte zahlreiche Übersetzungen bei. Als sein Bruder Friedrich aber die *Horen* öffentlich kritisierte, empörte sich Schiller und löste die Verbindung zu seinem Autor 1797.

Parteiungen, Stände und Geschlechter in Jena im größeren Rahmen „spannungsreich und freudevoll“,<sup>368</sup> waren auch innerhalb des Kosmos Universität die Jahre um 1800 geprägt von Unruhen, vor allem der Auseinandersetzung um den 1794 neu ernannten Professor Fichte, der sich die Studentenorden durch fortwährende Provokationen so zum Feind machte, dass sie ihm die Scheiben einschlagen wollten und ihn damit zeitweilig aus Jena verjagten.<sup>369</sup>

Von den zahllosen Beschreibungen der Stadt Weimar um 1800 sei hier die wohl berühmteste zitiert, die die Verwunderung der Zeitgenossen über das Nebeneinander von ‚großen Geistern‘ und überschaubarer Provinzialität in Weimar prägnant zum Ausdruck brachte: Madame de Staël fasste ihren Besuch 1803 in die Worte: „Weimar war keine kleine Stadt, es war ein großes Schloß, wo eine ausgesuchte Gesellschaft sich interessiert über jedes neue Kunstprojekt unterhielt“.<sup>370</sup> Zahlreiche Zeitgenossen machten auch die Diskrepanz zwischen ihren Erwartungen und dem tatsächlichen Eindruck der Stadt deutlich, einer fasste es in das Bild vom „poetischen“ Weimar einer- und dem „körperlichen“ Weimar andererseits.<sup>371</sup> Neben den prächtigen fürstlichen Neubauten prägte auch hier der mittelalterliche Stadtkern, inklusive einiger Scheunen, das Stadtbild wesentlich. Beleuchtung erfolgte noch mittels Handlaterne und erst im Jahr vor dem hier geschilderten, 1793, war es verboten worden, sein Nachgeschirr auf die Straße zu entleeren. Die zugleich rohe und reizvolle Stadt verdiente den von Zeitgenossen verliehenen Titel „Bücherfabrik“<sup>372</sup> dadurch, dass sie in ihren ca. 750 Häusern und unter den 7.200 Einwohner um 1800 auffal-

---

**368** So der Titel einer umfänglichen Untersuchung der Feste in Jena als öffentliche Orte, worunter akademische Rituale ebenso wie kirchliche Feiern zu rechnen sind: Johanna Sänger / Lars Delle (Hrsg.): *Spannungsreich und Freudevoll. Jenaer Festkultur um 1800*, Köln 2005. Zum „Ereignis“ Jena, v. a. zur Konzentration der hier arbeitenden Intellektuellen vgl. auch: Friedrich Strack: *Evolution des Geistes: Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*, (Deutscher Idealismus, 17) Stuttgart 1994.

**369** Fichte zog sich im Sommer 1795 nach Ossmannstedt zurück und nahm erst im Winter seine Vorlesungen wieder auf. Er lehrte in Jena bis er in Folge des Atheismusstreits entlassen wurde und 1799 nach Berlin ging.

**370** Anne Germaine de Staël: *Über Deutschland. Vollständige und neu durchgesehene Fassung der deutschen Erstausgabe von 1814*, hrsg. von Monika Bosse, Frankfurt/M. 1985, S. 98.

**371** Rückert 1970, S. 46.

**372** Thomas Kopfermann / Dietrich Steinbach: *Weimar-Jena. Epochenzentrum 1800*, Stuttgart 1992, S. 4, bzw.: [Joseph Rückert]: *Bemerkungen über Weimar 1799*, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Eberhard Haufe, Weimar 1970, S. 10.

lend viele Bücherproduzenten, Autoren, Autorinnen und Verleger, beherbergte.<sup>373</sup>

Der Begriff und die Institution „Salon“ waren im Weimar vor 1800 ungebrauchlich, lediglich ein Parkgebäude trug diesen Namen.<sup>374</sup> Das Interesse des Weimarer Hofes an intellektuell inspirierter Geselligkeit ist durch die Herzogin Anna-Amalia sprichwörtlich geworden. An ihren oft so genannten „Musenhof“ hatte sie bereits in den 1770er-Jahren die Dichter Musäus und Wieland als Prinzenenerzieher engagiert. Seit 1787 fand einmal in der Woche bei ihr eine gemischte Tafelrunde statt. Aus dem Jahr 1795 selbst stammt das berühmte Gemälde von dieser Tafelrunde im Wittumspalais, von eben dem hier ansässigen Melchior Kraus. Es zeigt Mitglieder der Hofgesellschaft in bürgerlichem Ambiente, mit Lesen oder Zeichnen, die Frauen auch mit Handarbeiten beschäftigt.<sup>375</sup> Die Hofdame Luise von Göchhausen lud im Mansardenzimmer des Palais im Winter ausgesuchte, auch bürgerliche Freunde zum Frühstück, zu dem „Freundschaftsbrötchen“ und „Freundschaftsmokka“ gereicht wurden.<sup>376</sup> Die bekannteren thematisch gebundenen Gesellschaften in Weimar und Jena neben der Hofgesellschaft können als „teilöffentliche Geselligkeit“ betrachtet werden, da sich alle auf bestimmte Personengruppen bezogen,

---

**373** Hans Henning: Vorwort, in: Friedrich Albrecht Klebe: Historisch-statistische Nachrichten von der berühmten Residenzstadt Weimar. Fotomechanischer Neudr. der Originalausgabe Elberfeld 1800, Leipzig 1975, o. S. 1794 lebten hier als Attraktionen des deutschen Geisteslebens vor allem Goethe, seit 1775 in der Stadt und vom Herzog mit verschiedensten Funktionen betraut, u. a. als Theaterdirektor und Mitglied des Geheimen Consiliums, daneben der Theologe Johann Gottfried Herder als Oberhofprediger, der Unternehmer und Verleger Friedrich Johann Justin Bertuch, der unter anderem das berühmte „Journal des Luxus und der Moden“ herausgab, als Dichter und Herausgeber des „Teutschen Merkurs“ Christoph Martin Wieland sowie der Autor und ‚Klatschreporter‘ Carl August Böttiger. Unter den hier lebendenden bildenden Künstlern hebt eine zeitgenössische Stadtbeschreibung vor allem den Maler Georg Melchior Kraus hervor.

**374** „Der Salon“ von Weimar war um 1800 ein in gothischem Stil gehaltenes einfaches Gebäude, versteckt im Park, das im Wesentlichen aus einem Saal für Konzertaufführungen bestand. Klebe 1975, S. 133 ff.

**375** Georg Melchior Kraus: „Abendgesellschaft (Tafelrunde) bei Herzogin Anna Amalia“, um 1795, Goethe Nationalmuseum, Weimar. Im Umfeld des Weimarer Jubiläumsjahrs 2007 erschienen zahlreiche Biografien und Einzeluntersuchungen zu Anna Amalia. Vgl. exemplarisch: Leonie und Joachim Berger: Anna Amalia von Weimar. Eine Biographie, München 2006. Die erfolgreiche Anwerbepolitik der Herzogin führt noch 200 Jahre nach ihrem Tod zu reißerischen Fragestellungen. Vgl. Ettore Ghibellino: Goethe und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe? Weimar 2007.

**376** Vgl. den Eintrag „Geselligkeit in Weimar“ in: Effi Biedrynski: Goethes Weimar. Das Lexikon der Personen und Schauplätze, Zürich 1993, S. 107–120, hier S. 108.

meistens dies sogar in Statuten festhielten.<sup>377</sup> Ein eigentlicher Weimarer Salon<sup>378</sup> wird der Stadt erst nach dem Zusammenbruch 1806 und dem Zuzug Johanna von Schopenhauers attestiert.<sup>379</sup> Die gebildete Kaufmannswitwe hatte ihr Haus geschickt vor Plünderungen bewahren können und sammelte dort die an geistigem Austausch Interessierten aller Parteien.<sup>380</sup> Ihr geselliges Engagement konnte aber den bald wieder erstarkenden Vorurteilen der Stände gegeneinander auf Dauer nicht standhalten.<sup>381</sup>

In dem hier untersuchten Jahr und für die zwei Berliner Salonmitglieder war Weimar ebenfalls deutlich ein Ort mit ausgesprochenen Ständeschränken,

---

**377** Diese Zuordnung treffen Kopfermann / Steinbach 1992, S. 66. Am berühmtesten ist Goethes Freitagsgesellschaft, die von 1791–1797 existierte, von Goethe als ein „Reunionspunkt“ ausgewählter Gelehrter gedacht. Biedrynski 1993, S. 108. In Jena sind als Vereinigungen aus dem Untersuchungszeitraum die Naturforschende Gesellschaft (gegründet 1793) zu nennen sowie die Literarische Gesellschaft der freien Männer [sic!], die am 1. 6. 1794 ins Leben gerufen wurde. Letztere mietete einen kleinen Garten, in dem jeweils Mittwochs selbst verfasste Aufsätze gelesen und diskutiert wurden. Diese Gesellschaft ist besonders interessant durch ihre umfänglichen und außergewöhnlichen Statuten, die u. a. vorsahen, die Aufsätze nach getaner Arbeit öffentlich zu verbrennen. Vgl. zum Kampf dieser Gesellschaft um öffentliche Anerkennung Felicitas Marwinski: Lesen und Geselligkeit, Jena 1991, S. 20–27.

**378** Wegen der Zentrierung um den einzigen ‚Fixstern‘ Goethe ist in der Forschung umstritten, ob Johanna Schopenhauers Kreis zu den „echten Salons“ zu zählen sei. Unabhängig davon kam die sich um sie versammelnde Gruppe aus adligen und bürgerlichen, deutschen und französischen Männern und Frauen dem Ideal einer Salon-Geselligkeit näher als alle Weimarer Gruppierungen zuvor. Astrid Köhler vertritt die These, dass Johanna Schopenhauer sich dezidiert mit ihrem Engagement auf die Berliner Salons bezog bzw. für ihr geselliges Projekt Weimar wählte, weil in dieser Stadt noch keine etablierten geselligen Zirkel existierten. Mündliche Aussage mir gegenüber auf der Konferenz „Berlin 1800–1830. Die Emanzipation einer Kulturmetropole“, 12.–14. 10. 2007 in Potsdam.

**379** Zum Geselligkeitsprojekt der Johanna Schopenhauer (1766–1838) vgl. ausführlich Köhler 1996. Zu anderen geselligen Formaten in Weimar s. Freyer / Horn / Grochowina 2009.

**380** Sie hatte u. a. hochrangige Militärs bei sich einquartiert und vermittelte zwischen französischen und deutschen Interessen. Vgl. dazu auch Astrid Köhler: Welt und Weimar. Geselligkeitskonzeptionen im Salon der Johanna Schopenhauer (1806–1829), in: Simanowski / Turk / Schmidt 1999, S. 147–160. Ihr Plan war, „mit wenig Mühe und noch weniger Unkosten [...] wenigstens einmahl in der Woche die ersten Köpfe in Weimar und vielleicht in Deutschland um meinen Theetisch zu versammeln“, Johanna an Arthur Schopenhauer, 26. 5. 1806, zit. nach: Köhler 1999, S. 154. Dies ist eine der wenigen expliziten Gründungsabsichtserklärungen einer Salonière.

**381** Zeitgenossen beschrieben, wie der Hass des Großherzogs auf die „bürgerliche Canaille“ dazu führte, dass Johanna Schopenhauer in den 1820er-Jahren nicht mehr überall eingeladen wurde. Johann Diederich Gries an Johann Heinrich Abeken, 12. 6. 1829, zitiert nach: Köhler 1999, S. 158. Köhler spricht von „sozialen Platzanweisungen“ von Seiten des Hofes, die sich auf die Gesellschaft auswirkten. Ebd. S. 160.

die allerdings auf den verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen unterschiedlich reflektiert, bzw. von dem Adligen nicht thematisiert wurden: Wilhelm von Humboldt erwähnte gesellschaftliche Ausschließungen in Weimar oder Jena gar nicht, David Veit hingegen mehrfach. So bemerkte er gleich bei seinem ersten Besuch der Stadt, den er Goethes wegen unternahm, dass selbst dieser nicht zur herzoglichen Tafel geladen werde, wenn der „hohe Adel“ dort sitze. Die Forschung spricht von Weimars „bürgerlich-höfischen Kompromissen“, nach denen der Adel zwar bürgerliche Beamte einstellte, sich aber gesellschaftlich umso deutlicher abgrenzte.<sup>382</sup> Auch Veit fand in Weimar noch das absolutistische Prinzip vom Volk als fernen Betrachter des Adels: „Diesen hohen Adel habe ich gestern bei der Herzogin in einem Saale speisen *sehen*, über welchem eine Galerie für die Zuschauer erbaut ist“<sup>383</sup>. Wesentlich schärfer und ironischer fasste es fast zur gleichen Zeit der Student Joseph Rückert: „Es wecket und nährt eine günstige Stimmung unter den niedern Klassen, die [...] bei dem Anblick der unter ihren Augen schleppenden Pracht und des schwülen, umgebenden Hofglanzes ihren bequemern Zustand von der freien Galerie des Lebens herab nicht anders als gesegnet und glücklich finden können“.<sup>384</sup> Rückert stellte überrascht fest, dass die scharfen Gegensätze in Weimar nicht zu Aufruhr führten, wie andernorts. Allerdings fügte er sachlich hinzu: „Auf der Galerie [...] sind, um Unordnungen zu vermeiden, Wachen aufgestellt und die Geschlechter getrennt“.<sup>385</sup>

Auch der Ort, der für die Berliner Salongesellschaft immer wieder als Thema und Attraktion wesentlich wurde, das Goethe-Haus am Frauenplan,<sup>386</sup> war unterschiedlich leicht zugänglich: Für einen jüdischen Studenten aus Berlin, wie David Veit, war Goethe durch ein Empfehlungsschreiben für einen Besuch in seinem eigenen Haus erreichbar, wobei Veits weitläufige Verwandtschaft mit Moses Mendelssohn und die Bekanntschaft mit Salomon Maimon das ihre dazu tat und ein Brief des Letzteren sein ‚Eintrittsbillet‘ in das Goethehaus wurde.<sup>387</sup> Daneben erwies es sich als möglich, Goethe an ausgewählten

---

**382** Kopfermann / Steinbach 1992, S. 18.

**383** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 20. 3. 1793, in: GW VII/I, S. 7. Hervorhebung H. L. L.

**384** Rückert 1970, S. 91. Joseph Rückert war 1794 als Student nach Jena gekommen und dann Hauslehrer in der Nähe Weimars. Seine Bemerkungen erschienen erstmals 1799.

**385** Rückert 1970, S. 93.

**386** Das jetzige Goethe-Nationalmuseum in Weimar zeigt noch zahlreiche Räume in der Originalausstattung auch aus dieser Zeit. Goethe hatte das Haus 1782 bezogen, erhielt es 1792 als Dienstwohnung zur Miete, 1794 geschenkt und ließ es bis 1795 nach italienischem Vorbild umbauen.

**387** David und sein Onkel Simon Veit besuchten Goethe im März 1793 mit einem Empfehlungsschreiben von Karl Philipp Moritz, den Goethe aus Italien kannte. Simon Veit war der Gatte Dorotheas, der Tochter Mendelssohns. Im weiteren Verlauf der Bekanntschaft wurde er mehrfach von Goethe auf Maimon angesprochen.

öffentlichen Orten zu treffen, zum Beispiel in den Anatomievorlesungen (in Jena) oder vor allem im Theater. Während in Berlin für solche ‚erwünschten Zufälle‘ das Theater ein potentieller Treffpunkt unter mehreren war, war es in Weimar der *einzig* öffentliche Ort, der beiläufige Bekanntschaften und Unterhaltungen zwischen Personen verschiedenen Standes erlaubte.<sup>388</sup>

Als adligem Schweden sollte sich einem anderen Freund Levin Varnhagens, dem Salongast von Brinckmann, zwei Jahre später die Möglichkeit bieten, Goethe bei Hofe oder bei Mitgliedern des Hofes zum Diner zu begegnen. Er konnte sich auch selbst im Goethehaus einladen bzw. sich ankündigen, indem er sich auf die Freundschaft zu Humboldt berief.<sup>389</sup> Humboldt selbst war als Schillerfreund und hervorragender Kenner antiker Dichtung schnell zum begehrten Arbeitspartner Goethes geworden und wurde über diesen auch bei der Herzogin zu Tisch gebeten.<sup>390</sup> Die räumliche und inhaltliche Nähe zwischen Goethe, Schiller und auch Wilhelm von Humboldt lässt sich aus jedem Brief des Goethe-Schiller-Briefwechsels dieser Zeit ablesen.<sup>391</sup> Die Weimarer Gesellschaft wurde schließlich gelegentlich als Testpublikum der *Horen*-Texte genutzt, zum Beispiel, indem Goethe der von ihm installierten Freitagsgesellschaft aus den Manuskripten vorlas, ohne den Autor zu verraten; auch dem Hof muss er Vorabveröffentlichungen mündlich oder schriftlich zukommen lassen haben, denn er berichtete Schiller mit Vergnügen, welchen „Rumor“ die *Horen* bei Hofe gemacht hätten.<sup>392</sup>

---

**388** Veit, der noch bei seinem ersten Besuch in Weimar seiner Freundin erzählte, dass die Bekanntschaft Goethes sehr schwer zu machen sei, berichtete später von mehreren kurzen Gesprächen mit Goethe im Theater, der dort „auf dem Platz des Adels“ saß, aber gelegentlich auch zu Personen, die ihn interessierten, in die Loge kam, auch einmal zu David Veit. David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 20. 10. 1794, in: GW VII/I, S. 244 f.

**389** Am 17. 2. 1798 kündigte Brinckmann sein Kommen an und bat um Besuchsmöglichkeit, er rechne dabei auf „Güte gegen die gemeinschaftlichen Freunde“. Geiger 1896(a), S. 43. Bis 1804 folgten gelegentliche Briefe, die sowohl literarische Themen, als auch Klatsch über Berlin und gemeinsame Bekannte enthielten.

**390** Vgl. zu dieser Beziehung zuletzt: Ernst Osterkamp: Gesamtbildung und freier Genuß. Wechselwirkungen zwischen Goethe und Wilhelm von Humboldt, in: Osterkamp 2002, S. 133–154.

**391** Die Distanz zwischen Weimar und Jena ließ sich von der Post in einem Tag überwinden, sodass ein morgens abgesandtes Manuskript abends schon ausgelesen sein konnte. Oft genug wurde ein noch schnellerer Kontakt hergestellt, in dem ein Dichter zu dem anderen herüberritt oder -wanderte. Schließlich fielen in diese Zeit mehrere gemeinsame Arbeitsaufenthalte.

**392** Vgl. z. B.: „[...] ich las ein Stückchen davon in meiner gestrigen Gesellschaft vor, ohne zu sagen woher es komme noch wohin es gehe. Man gab ihm viel Beifall.“ Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich von Schiller, 28. 2. 1795, in: Manfred Beetz (Hrsg.): Briefwechsel

#### 4.2 „[...] mit Humboldt au niveau stehen“ –

##### David Veit, Rahel Levin Varnhagen, Wilhelm von Humboldt und Kommunikation über „ein Drittes“

Ich weiß nämlich den Ton nicht zu bestimmen, aus welchem der Brief klingen muss; ich weiß eigentlich gar nicht recht, wie ich mit ihm stehe.

David Veit über Wilhelm von Humboldt <sup>393</sup>

Das Verhältnis zwischen den beiden Salongästen David Veit und Wilhelm von Humboldt in Jena wirft ein bezeichnendes Licht auf die tatsächlich möglichen Kontaktebenen zwischen einem jüdischen Studenten und einem adligen Privatgelehrten.

Aus Berliner Kreisen flüchtig mit ihm bekannt, hatte David Veit Humboldt um ein Empfehlungsschreiben für Professoren an dessen ehemaliger Universität Göttingen gebeten und bekommen. Mehrere Briefe zwischen Veit und Levin Varnhagen wurden der Überlegung gewidmet, wie Veit sich bei Humboldt dafür bedanken könne, welche Formulierungen und Anreden zu brauchen seien.<sup>394</sup> David Veit betrachtete seine Freundin hier eindeutig als Mentorin in Umgangsformen, die ihm dann auch empfahl: „Sie emanzipieren sich“.<sup>395</sup> Zugleich aber mahnte sie die gesellschaftliche Verpflichtung an: Humboldt eventuell nicht zu schreiben sei „himmelschreiend, denn es kann Ihnen nebenher von reellem Schaden sein“.<sup>396</sup>

Die Einschätzung Humboldts durch seine ehemalige Gastgeberin war zugleich abgewogen und pragmatisch: „so unsicher nun einmal seine Passion ist, sich durch sein Gespräch auszugeben, so sicher und gewiß thut er Ihnen gewiß immer alles zum Vortheil was er kann, und dass er oft viel kann, werden Sie wissen“.<sup>397</sup> Mit der berechtigten Überlegung, dass Humboldt die Empfeh-

---

zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Die Münchener Ausgabe erstmals im Taschenbuch, 2 Bde., München [u. a.] 2005, Bd. 1, S. 66. Der weiter unten zitierte Brief vom 18. 3. 1795, ebd., Bd. 1, S. 70.

**393** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 112; Das Zitat in der Überschrift: David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 5. 1. 1795, in: GW VII/II, S. 61.

**394** Die briefliche Beratung ist ebenso detailliert wie offenherzig: „Humboldt hat mir Empfehlungen mitgegeben, die mir hier sehr nützlich waren.“ David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 27. 11. 1793, in: GW VII/I, S. 64. Und: „[...] besonders da er verheirathet ist und sich, trotz aller vorgefallenen Vorfällenheiten, seine Titel eben so ungern nehmen lässt als jeder andere; und dennoch muß der Brief selbst ein ungezwungenes, freundschaftliches, und subalternes Ansehen haben.“ David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GW VII/I: 112.

**395** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 26. 1. 1795, in: GW VII/I, S. 126.

**396** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 31. 12. 1793, in: GW VII/I, S. 77.

**397** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 31. 12. 1793, in: GW VII/I, S. 77.

lung auch aus Eigeninteresse geschrieben habe, um Kontakte in Göttingen wieder neu zu knüpfen, empfahl Rahel Levin Varnhagen schließlich einen Dankesbrief mit voller Titulatur, einfachem Stil und den gewünschten Informationen. Ihre ausführliche Anweisung liest sich wie ein Briefsteller zum natürlichen Freundschaftsbrief, dem Anlass, nicht dem Adressaten entsprechend zu schreiben, und endete mit dem bemerkenswerten: „[...] wie Sie mit ihm stehen wollen, bestimmen Sie“.<sup>398</sup> Damit wurde der Brief eindeutig zum Werkzeug, zum Mittel, eine (neue) Kontaktebene zu schaffen.

Mit dem Brief, den Veit ihr schließlich in Abschrift beilegte, zeigte sie sich nicht ganz zufrieden. Veit aber wollte Humboldt nicht devoter als nötig entgegenkommen, denn er „habe wichtigere Empfehlungen gehabt“.<sup>399</sup>

Als Veit seinen Studienort von Göttingen nach Jena verlegte, kam es dann zu einem regelmäßigen Umgang mit Humboldt, den Veit seiner Freundin gegenüber zunächst als rein pragmatisch begründet erklärte. Humboldt besuchte medizinische Kollegien der Universität aus Privatinteresse, sodass es zu fachlichen Gesprächen und gelegentlichen Einladungen zu ihm nach Hause gekommen sei. Nicht ganz ohne Stolz berichtet Veit wenig später: „Bei Humboldt genieße ich alle mögliche Freundschaft“.<sup>400</sup> Dass Veit aber bei Humboldts nur erschien, wenn er gebeten wurde, und auch dann nicht immer, billigte Levin Varnhagen als die beste Umgangsform, denn man solle solche Freundschaften nicht überstrapazieren: „[...] verlassen Sie sich nicht zu sehr auf sich, und das Verhältniß, was zwischen Ihnen sein kann, und sein Sie immer fein, zurückhaltend, artig (im Systemsinne, lieber Jünger), und was er sich erlaubt (im Urtheil hauptsächlich), erlauben Sie sich nicht“.<sup>401</sup> Bei dieser Gelegenheit formulierte sie eine gesellige Einsicht, die als Motto ihres eignen Kreises gelten könnte: „[...] dass nur mit Menschen *häufig* umgehen Freud bringt, wo man immer sich zeigen kann wie man ist, wenigstens ohne alle Gefahr, große und *kleine*“.<sup>402</sup>

Veit stellte mehrfach fest, dass er nicht Humboldts Lebensart besäße, nichtsdestotrotz erhielt er persönliche Einblicke in dessen literarische und wissenschaftliche Pläne, die er nach Berlin korrespondierte. Auch mit Alexander

---

**398** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 26. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 125. „So kann man in einem gelehrten oder freundschaftlichen Briefwechsel an einen König schreiben.“ Ebd.

**399** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 4. 3. 1794, in: GW VII/I, S. 191.

**400** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 21. 10. 1794, in: GW VII/I, S. 246.

**401** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 16. 11. 1794, in: GW VII/II, S. 13. Schreibung im Original.

**402** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 26. 12. 1794, in: GW VII/II, S. 50. Hervorhebung im Original.



von Humboldt hat Veit vermutlich wissenschaftliche Gespräche geführt, da er ihm seine Dissertation widmete.<sup>403</sup>

Wilhelm von Humboldt zeigte sich David Veit gegenüber ausgesprochen interessiert und höflich, hieß ihn als seinen Tischgast häufig willkommen, denn „Veit ist ein sehr guter Kopf und ich thue für ihn, was ich kann“.<sup>404</sup> Allerdings konnte er sich, wie in Kapitel IV näher ausgeführt, nicht zurückhalten, konsequent die jüdische Identität seines Gastes zu betonen.

Bezeichnend für Berliner Verhältnisse ist die Reaktion im Hause Herz, dessen Gäste, wie Rahel Levin Varnhagen berichtete, die Nachricht über den Umgang zwischen Veit und Humboldt „ehrerbietig“ und zum Teil „schafig“ aufnahmen.<sup>405</sup> Erhellend für die Verhältnisse in Weimar und Jena ist hingegen vor allem die Selbstpositionierung Veits zu Humboldt und Goethe. Er schrieb, nachdem Goethe ihn mitten im Gespräch hatte stehen lassen: „Sie können gar nicht glauben, wie ich noch immer geängstigt bin, ohngeachtet ich schon von Humboldt, der ihn jetzt genau kennt, die Versicherung habe, dass er oft so schnell weggeht, da Humboldt es schon auf sich genommen hat, noch einmal mit ihm von mir zu sprechen“.<sup>406</sup> Und zur Tatsache, dass Goethe sich zu ihm in die Loge gesetzt hatte, schrieb Veit: „Die Menschen in Weimar sagen alle, ich müsse Eindruck auf ihn gemacht haben; so etwas thäte er nur seinen Lieblingen: Humboldt schreibt es einer ungewöhnlichen Laune und seiner Liebe für Maimon zu. Denken Sie nun – erst das Vergnügen und nun die Angst“!<sup>407</sup>

Das Verhältnis Rahel Levin Varnhagens zu diesen beiden Männern macht deutlich, dass ‚Salonkommunikation‘ auf direkten und indirekten Wegen erfolgen konnte: Selbst standen sie und Humboldt aus nicht bekannten Gründen nicht im Briefkontakt,<sup>408</sup> über Veit aber gelangten ihre Urteile unmittelbar und oft in direkter Rede an den jeweiligen anderen. Beispielsweise kommunizierte

---

**403** Vgl. die Widmung „Illustrissimo Domino F. A. de Humboldt [...] viro de scientia naturali optime merito“ auf dem Vorblatt der gedruckten Dissertationsschrift von David Veit: *Dissertatio Inauguralis Medica* [...] Examini Subjicit Auctor David Veit Vratislaviensis, Halle 1797.

**404** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 3. 11. 1794, in: Leitzmann 1939, S. 80.

**405** Der Buchhändler Michaelis habe von Veit berichtet: „Er sieht aber niemand, und studirt fleißig [...] außer Hrn. von Humboldt besucht er niemanden.“ Nun wurden alle Gesichter ehrerbietig und approbierend.“ Und: „Hr. Michaelis sah zu schafig aus“, Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 1. 11. 1794, in: GW VII/I, S. 266.

**406** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 20. 10. 1794, in: GW VII/I, S. 245

**407** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 20. 10. 1794, in: GW VII/I, S. 245

**408** In der Sammlung Varnhagen sind neben vielen anderen Manuskripten von Wilhelm von Humboldt nur je ein Brief an Rahel Levin Varnhagen vom 20. 1. 1797, und einer anno 1809 überliefert, SV 89.

Levin Varnhagen 1794 mit Humboldt via Veit über Jacobis *Woldemar*, ein damals vielgelesenes Buch.<sup>409</sup> Humboldt hatte eine Rezension zu dem Roman verfasst, die Levin Varnhagen weitaus geistreicher fand als das Buch selbst. Die Rezension war ihr von Veit und Brinckmann gleichzeitig empfohlen worden. Dass ihr dabei manches zu „dunkel“ sein könnte, wie Veit vermutet hatte, wies sie strikt zurück. Sie habe es gleich verstanden, Humboldt dadurch erst kennengelernt, und ihn gegenüber ihren Bekannten verteidigt.<sup>410</sup> Von Veit wie üblich um ihre Meinung zu aktuellen Werken gebeten, schrieb sie darüber hinaus über mehrere Tage an einem ausführlichen Kommentar in ihrem Antwortbrief, sozusagen eine Rezension der Rezension.<sup>411</sup> Diesen Brief hatte Veit, vermutlich nicht zufällig, in der Tasche, als er Humboldt das nächste Mal besuchte und machte ihn auf eine Art neugierig, dass Humboldt um auszugsweises Vorlesen bitten musste.<sup>412</sup> So erfuhr Humboldt, dass Rahel Levin Varnhagen seinen Text schätze, weil er darin bestimmt habe, was Menschenkenntnis eigentlich sei. Wiederum über Veit ließ Humboldt der Verfasserin ausrichten, dass er ihr Urteil höchst zutreffend fände – was bei ihrer rein positiven Wertung nicht verwundern muss – und dass er ihr ein richtiges Urteil schon zugetraut habe, obwohl sich ihr als Frau dabei Schwierigkeiten in den Weg stellten. Rahel Levin Varnhagen, die zunächst vorgab, dass ihr dies Vorgehen, das Vorlesen und Diskutieren ihres Textes, völlig gleichgültig sei, „denn auf nichts in der Welt hab’ ich weniger Anspruch zu machen, als auf ein litterarisches [Urteil]“, drängte Veit dann doch zu mehr Details dieser Begegnung.<sup>413</sup> So musste sie lesen, dass Veit ihren Brief deswegen vorgelesen, damit Humboldt ihre Literaturkenntnis erführe und „schon darum, damit er Sie nicht, wie es mir schiene, für bloß witzig halte“.<sup>414</sup> Sie erfuhr auch, dass der Anwalt ihrer Bildung, um den Eindruck noch zu verbessern, während des Vorlesens ihre

---

**409** Friedrich Heinrich Jacobi: *Woldemar*. Königsberg 1794. Eine erste Ausgabe war 1779 erschienen.

**410** „Weh mir, mit was für Menschen ist man umgeben! [...] für so dumm habe ich sie Alle doch nicht gehalten. [...] die Menschenkenntnis wollten sie ihm absprechen. Hat er denn mit ihnen nie gesprochen, wie er in dieser Rezension geschrieben hat?“ Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 15. 11. 1794, in: GW VII/II, S. 6.

**411** Vgl. Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 15. 11. 1794, in: GW VII/II, S. 1ff.

**412** „Ich war einen Abend bei Humboldt, eben da ich Ihren Brief in der Tasche, oder vielmehr, expreß mitgenommen hatte, und sagte ihm, ich hätte einen Brief, der ihn interessierte.“ David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 20. 12. 1794, in: GW VII/II, S. 40.

**413** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 10. 12. 1794, in: GW VII/II, S. 28.

**414** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 20. 12. 1794, in: GW VII/II, S. 40.

„Exklamationen“ weggelassen und das Deutsch korrigiert habe.<sup>415</sup> Damit gab Veit bereits bei dieser allerersten Veröffentlichung eines ‚Raheltextes‘ das paradoxe Muster vor, das spätere Herausgeber befolgen würden: Um die Originalität des Inhalts zur Geltung zu bringen, wurde die Form ‚standardisiert‘. Allerdings gab er als Begleitmotiv zugleich an, sie solle „niemals tief unter Humboldt zu stehen scheinen; und das schienen Sie allerdings, wie Sie ihn so sehr bewunderten“.<sup>416</sup> Auch Humboldt hatte zunächst den Schicklichkeitsvorstellungen der Zeit entsprechend reagiert und gefürchtet, wenn Levin Varnhagen von dieser „Veröffentlichung“ erführe, würde sie keine solchen Briefe mehr schreiben – womit er sich irrte. Rahel Levin Varnhagen selbst fand beider Bedenken zwar unnötig, ging aber dann nicht weiter darauf ein. Sie betonte, es sei ihr das Wichtigste, auf diesem Wege Humboldt wirklich kennengelernt zu haben.<sup>417</sup>

Mehrfach im Briefwechsel mit Veit war sie auf den scheinbaren Widerspruch eingegangen, dass ein gewisser Abstand Menschenkenntnis erst möglich mache und man sich im Brief oft persönlicher begegnen könne als im Gespräch. Im Zusammenhang mit Wilhelm von Humboldt bekam diese Feststellung noch eine besondere Note. Sie fasste es in den Vergleich: „Ein Wald von Freunden, die unter ihren Schatten mich hielten, hinderten mich gutmeinend, mich an den Strahlen seiner Sonne auch zu beleben“.<sup>418</sup> Dies klingt wie eine Ahnung, dass solche Sonne auch brennen kann – wie die Aussagen ihrer Freunde Brinckmann und Gentz belegten, die nur wenig später Rahel Levin Varnhagen vor dem „Hass“ ihres gemeinsamen Freundes Humboldt schützen zu müssen glaubten.<sup>419</sup>

1794 blieb es in beiden Richtungen bei Bewunderung auf Distanz, vermittelt über David Veit, den man hier durchaus als Medium der Kommunikation bezeichnen kann.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sowohl Rahel Levin als auch David Veit der Unterschied ihrer Lebenswelt zu der eines Humboldt, trotz zahlreicher gemeinsamer Berührungspunkte, durchweg sehr bewusst war. Das hin-

---

**415** „[...] ich habe alle *Exklamationen* weggelassen und alles unrichtige Deutsch in richtiges verwandelt, wiewohl ich Sie versichern kann, dass Ihnen selbst zum *richtig* Schreiben nicht viel mehr fehlt.“ David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 1. 12. 1794, in: GW VII/II, S. 22. Hervorhebung im Original.

**416** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 20. 12. 1794, in: GW VII/II, S. 42.

**417** „Warum glauben Sie mir nicht, wenn ich Ihnen sage, dass ich Humboldt nie gekannt habe, und ihn erst aus dieser Zeitung habe kennen lernen.“ Rahel Levin Varnhagen an David Veit, in: GW VII/II, S. 51.

**418** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 26. 12. 1794, in: GW VII/II, S. 51.

**419** Humboldt sollte sich unter anderem von der Mischung der Gäste bei Levins irritiert zeigen, vgl. Kapitel V.

derte sie nicht daran, diesen Kontakt zu nutzen und, im Falle Veits, gelegentlich den Umgang Humboldts zu genießen. Es hinderte sie ebenfalls nicht daran, den Charakter und die Lebensweise Humboldts gleichberechtigt neben den näheren Freunde ausführlich zu diskutieren. Im Wortlaut des Briefwechsels gesprochen, ließe sich sagen, dass sich die Briefpartner *menschlich* und in ihren *sozialen Fähigkeiten* durchaus als Humboldt gleichberechtigt, wenn nicht ihm voraus betrachteten, dass gerade die Person Wilhelm von Humboldts ihnen aber 1795 den *gesellschaftlichen* Unterschied der Stände und der sozialen *Möglichkeiten* sehr bewusst machte. Dieses Bewusstsein sprach Rahel Levin Varnhagen an, wenn sie David Veit ermahnt, er müsse sich davon „emanzipieren“, um Humboldt einen guten Brief schreiben zu können.

#### 4.3 „Ich werde die Horen schon bekommen; und wenn auch für ... mein Taschengeld.“ –

##### Die Rezeption der „Horen“ durch die Berliner Salongesellschaft

*Die Horen*,<sup>420</sup> das erste und vielleicht umstrittenste publizistische Projekt der Weimarer Klassik, wurden im Juni 1794 entworfen und erschienen bis 1798. In den hier interessierenden Zeitabschnitt fallen intensive Diskussionen zwischen Schiller, Goethe und Humboldt, ob und wie auf die spezielle Rezeption der ersten Hefte zu reagieren sei. Das Konzept der Zeitschrift, philosophische und poetische Texte in einer Schreibart zu vereinigen, die sowohl das Interesse der Gelehrten als auch des nicht gelehrten Publikums wecken sollte, die programatische Absage an die Behandlung politischer Themen, und die Ankündigung, dass hier „die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Assoziation“ zusammenfanden, hatten für anfänglich großen Absatz gesorgt.<sup>421</sup> Zugleich boten die vollmundige Ankündigung der Zeitschrift, „die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereini-

---

**420** Die Zeitschrift wurde benannt nach den drei Töchtern des Zeus Eunomia, Dike und Irene, Vergöttlichungen der gesetzlichen Ordnung, der Gerechtigkeit und des Friedens. „Taschengeld“ nach: Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 15. 11. 1794, in: GW VII/II, S. 18.

**421** „[...] !vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht.“ Friedrich von Schiller: „Einladung zur Mitarbeit“, 13. 6. 1794, in: Schulz 1960, S. 211ff., hier S. 211. Für eine kritische Zusammenfassung des Forschungsstandes zur Politik-Abstinenz der Klassik vgl. Kall 2004, S. 146 ff. Die poetischste Verteidigung für Schillers Entscheidung findet sich bei Thomas Mann: „[...] das ist nicht Flucht aus der Wirklichkeit ins Müßig-Schöne, es ist bewahrender Dienst am Leben, der Wille es zu heilen von Angst und Haß durch seelische Befreiung.“ Thomas Mann: Versuch über Schiller. Seinem Andenken zum 150. Todestag in Liebe gewidmet, Berlin [u. a.] 1955, S. 100.

gen“, und die Liste der angefragten Autoren Kritikern einen guten Ausgangspunkt und Maßstab für ihre Verbesserungsvorschläge. Das Interesse am Projekt konzentrierte sich bald mehr auf die Urheber bzw. die Tatsache, dass sich Goethe, Schiller und andere bekannte Autoren in einem Projekt vereinigt hatten, als auf das Ergebnis. Bereits im März berichtete Goethe, dass es „im Weimarschen Publico“ gewaltig rumore, „mir ist aber weder ein reines pro noch contra vorgekommen, man ist eigentlich nur *dahinter her*“.<sup>422</sup>

Die untersuchten Briefwechsel bieten zahlreiche Hinweise darauf, dass die *Horen* von Teilnehmern der Berliner Salongesellschaft sehr zeitnah rezipiert wurden. Bereits in der Entstehungsphase wurde das Projekt mit großem Interesse verfolgt. Es gab vielfältige personelle Verbindungen zu diesem Projekt, von den um Mitarbeit gebetenen Berliner Schriftstellern verkehrten zumindest Maimon und Gentz gelegentlich im Hause Herz und waren Rahel Levin Varnhagen von Person bekannt. In der Person Wilhelm von Humboldts war ein ehemaliger Salongast nicht nur als Autor beteiligt, sondern die Berliner hatten mit ihm durch die intime Nähe zu Schiller buchstäblich ein Ohr und Auge am Schreibtisch des Herausgebers. Genauer gesagt: hätten haben können, denn tatsächlich berichtete Humboldt in seiner Jenaer Zeit nur wenig und nur ausgewählten Freunden über seine Arbeiten nach Berlin, vor allem an Brinckmann, der so als guter Kenner der Weimarer Verhältnisse galt.<sup>423</sup> Neben Brinckmann, und mehr als dieser, wurde David Veit zum Informationskanal. Anfang Juli hatte Schiller Voranfragen an potentielle Autoren geschickt, bereits im Oktober machte Veit seine Freundin auf das Projekt aufmerksam: „Habe ich Ihnen nicht geschrieben, daß Schiller ein Journal herausgibt, woran Goethe und alle Menschen arbeiten?“<sup>424</sup> Veit regte an, sich rechtzeitig um ein Abonnement zu kümmern, obwohl er den Preis zu hoch fand, und Rahel Levin Varnhagen beschloss noch bevor das Journal auf den Markt kam, es unbedingt zu erwerben, und sei es für ihr „Taschengeld“.<sup>425</sup> Wohl in dem Bewusstsein, dass seine Briefe zum

<sup>422</sup> Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich von Schiller, 18. 3. 1795, in: Beetz 2005, Bd. 1, S. 70, Hervorhebung im Original.

<sup>423</sup> So ging Veit davon aus, dass Brinckmann seine Freundin über die Anonyma in den „Horen“ bzw. „Xenien“ aufklären könne. David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 1. 10. 1796, in: GW VII/II, S. 231.

<sup>424</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 23. 10. 1794, in: GW VII/I, S. 254. Dass Goethes Mitarbeit, über den jede noch so kleine Information zu berichten Rahel Levin Varnhagen ihren Freund ausdrücklich gebeten hatte, besonders attraktiv für die potentielle Leserin sein würde, konnte Veit als wahrscheinlich annehmen. Im weiteren Verlauf sollten die Freunde allerdings an ganz verschiedenen Aufsätzen der Zeitschrift Interesse zeigen.

<sup>425</sup> „Wo werd’ ich Schiller’s Journal herkriegern, ich bin von Gott und Menschen verlassen.“, Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 31. 10. 1795, in: GW VII/I, S. 263.

Teil auch der Familie Levin zur Kenntnis gelangten, baute Veit eine indirekte Mahnung an den Haushaltsvorstand und Bruder ein:

Schiller's Journal wird „Die „Horen“ heißen und jeder Mensch wird es haben. Goethe arbeitet rasend viel mit daran; wenn ich Ihres Bruders Schwester wäre, oder auch nur ich Veit in Berlin, sollte es Markus wohl von Anfang an halten, besonders da die Thalia eingeht, der Merkur schlecht wird, und dieses Journal gewiß lange gut bleiben wird“.<sup>426</sup>

Der ‚Trick‘ wirkte, einen Monat später konnte Rahel Levin Varnhagen melden, dass ihr Bruder die *Horen* halte. Es kann als typisch für die gesamte briefliche Beziehung zwischen Rahel Levin Varnhagen und David Veit gelten, dass er sich auf verschiedenen Wegen für ihre Lektüre engagierte. Die Anschaffung der *Horen* war aber eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen sich Veit nicht nur für seine Freundin einsetzte, sondern an ihrem weniger textinteressierten Umfeld deutlich Kritik übte: „Vielleicht kommt er darauf dass man trotz der Vatersorgen noch Zeit hat, für seine eigene Bildung zu arbeiten, dass die Faulheit an einem Menschen, dem der Zufall gute Ideen gegeben hat, hart an das Unanständige gränzt“.<sup>427</sup>

Hier sprach sowohl der jüdische Aufklärer, der es nicht verstand, wenn Bildungschancen vernachlässigt wurden, als auch der Anwalt der weiblichen intellektuellen Freunde.

Nach Erscheinen wurden die jeweiligen Nummern im Kreis der Rahel Levin Varnhagen gleich gelesen, herumgereicht und diskutiert. Sie selbst war so neugierig auf manche Stücke, dass sie sie noch bei ihrem zweiten treuen Literaturlieferanten Brinckmann anfragen ließ, bevor ihre eigene Ausgabe kam.<sup>428</sup>

Als Ausdruck besonderer Qualität oder besonderer Neugierde lässt sich deuten, dass Rahel Levin Varnhagen sich die Zeitschrift von Brinckmann sogar

---

**426** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 10. 11. 1794, in: GW VII/I, S. 273.

**427** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 5. 1. 1795, in: GW VII/II, S. 62.

**428** „Es würde niemand die „Horen“ genießen, wie es mit vielen Dingen geht, wenn ich auch Edelsinn hätte. Sie werden gewiß zufrieden sein, mir ein so großes Vergnügen zu machen; denn ich habe ein unbeschreibliches, sie schon heute Abend zu lesen. Sobald – es wird morgen seyn – wir unsre haben, schick ich Sie Ihnen zurück: Heute sind Sie ja beym König und lesen diesen Abend nicht.“ Ihr Lesetempo bezeugen zwei andere Kurznachrichten, die im Abstand von zwei Tagen verfasst wurden. Am Mittwoch fasste das Billet die Bitte: ///„Haben Sie die Güte, mir die „Horen“ zu schicken, wo Benvenuto Cellini darin steht. Ich will Sie Ihnen halten, als ob Sie sie in Ihrem Bücherschrank hätten. Wie haben Sie Ihre Kopfweh schlafen lassen?“/// Und zwei Tage später hieß es: ///„Freitag. Ich sage Ihnen den besten Dank für die „Horen“; und bitte zugleich um Vergebung, dass ich sie solange behalten habe. Für die künftigen bedanke ich mich, weil ich sie bis zum Stück, wo die Agnes anfängt, aus meines Bruders Sammlung gelesen habe. Bon jour. RL.“/// An Gustav von Brinckmann, Berlin, undatiert [20., 22. u.23. 3. 95, einsortiert nach dem 19. 3., datierbar wegen der Erwähnung des Cellini], ungedruckt, SV 38.

ins Bad nachsenden ließ, und dies, obwohl David Veit scherzhaft gemeint hatte, die *Horen* seien „kaum für eine Badekur“.<sup>429</sup>

Allgemein war Schillers Ankündigung in Berlin auf großes Interesse gestoßen, die Zahl von 133 Abonnenten wurde nur von 150 in Leipzig übertroffen. Besonders bemerkenswert am Subscribentenverzeichnis ist die einzige bürgerliche Frau unter den selbstständigen Abonnenten, mit Lieferadresse in Neustrelitz: Dorothea Veit, geborene Mendelssohn aus Berlin. Leider sind aus dieser Zeit keine Kommentare zu der Zeitschrift von ihr überliefert.

Das Interesse des Publikums wurde auch unter den ausgesuchten Sprechern anscheinend besonders angeregt durch die angekündigte Anonymität der Autoren. Rahel Levin Varnhagen nutzte ihren ‚guten Draht‘ zur Redaktion aus, wenn sie Veit bat: „Haben Sie doch die Güte, mich immer bei Gelegenheit wissen zu lassen, von welchen Meistern die Sachen in den ‚Horen‘ sind; Sie werden das gewiß erfahren, die Leser aber, wie man sagt, erst am Ende jedes Jahrgangs“.<sup>430</sup> Veit entsprach der Bitte, allerdings mit dem Hinweis: „Sagen Sie es keinem der sie nicht *recht* versteht; überhaupt nicht, dass Sie diese Namen mit *Gewißheit* und von *mir* wissen; es ist mir zwar nicht recht verboten, und wird eben nicht als Geheimnis behandelt; aber außer Ihrem Zirkel möchte man sich nicht erklären können u. s. w. [...]“.<sup>431</sup>

So blieben die Berliner Leser mit den Weimarer Autoren in enger Verbindung. Nicht nur ließ sich die Berliner Salongesellschaft gern mit Hintergrundinformationen auf dem Laufenden halten, auch waren die Autoren besonders an der Rezeption in den Salons interessiert. Bereits im Vorfeld hatten einige Salonbeteiligte in privater Korrespondenz Anzeige von dem Projekt bekommen, mit der Bitte die Ankündigungen der *Horen* „gelegentlich Ihren Bekannten auszuteilen“.<sup>432</sup> Nach Erscheinen der ersten Hefte wurde Marianne Meyer Eybenberg von Goethe selbst um einen Kommentar gebeten, Humboldt fuhr regelmäßig von Tegel nach Berlin, um den Eindruck der jeweiligen Stücke zu erfahren und an Schiller melden zu können – niemals ohne Hinweis auf das seiner Meinung nach Beschränkte des hauptstädtischen Publikums: „Ich war indeß Einen Tag in Berlin und melde Ihnen doch einige possierliche Dinge. Zuerst über die ‚Horen‘. Nichts als was wir längst hörten. Die ‚Unterhaltungen‘ mißfallen durchaus und total, auch der Prokurator. Man klagt im Ganzen über Mangel an Leichtigkeit [...]“.<sup>433</sup> Rahel Levin Varnhagen muss der Bitte nach Geheimhal-

<sup>429</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 15. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 157.

<sup>430</sup> Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 26. 12. 1794, in: GW VII/II, S. 56.

<sup>431</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 28. 1. 1795, in: GW VII/II, S. 67.

<sup>432</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 22. 12. 1794, in: Leitzmann 1939, S. 81.

<sup>433</sup> Dies und die zwei folgenden Zitate: Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 17. 7. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 60 f.

tung nachgekommen sein, denn zumindest im Hause Herz war man „über die Verfasser [...] in der größten Verwirrung gewesen.“ Auch ohne Kenntnis der Autoren wurde Kritik deutlich formuliert: „Herz hat über Ihre Briefe und über Anmuth und Würde ein eignes Gleichnis gebraucht. Man soll ein Gericht haben, wo Bambusrohr in Zucker und Gewürz eingemacht wird. Diesem gleichen Ihre philosophischen Schriften. Erst schmecken sie süß und zart, aber endlich bleibt etwas zurück, mit dem nun freilich nichts weiter anzufangen ist, weil es das bloße Holz ist.“ Humboldt berichtet dem Herausgeber Schiller mehrfach und ausführlich von Kommentaren aus dem Hause Herz zu den *Horen*. Es scheint ihm dieser Ort besonders wichtig oder vielleicht sogar repräsentativ für das anspruchsvollere Berliner Publikum gewesen zu sein. Zugleich aber nahm er Markus Herz als personifizierten Beleg dafür, dass hier noch der Geschmack einer anderen, der Aufklärergeneration, vorherrschend war, die für neue literarische Strömungen, als deren Teil sich Humboldt durchaus begriff, kein Verständnis hatte: „Herz sagte mir, nach dem gewöhnlichen Tribut des Lobes, er verstehe sie [Schillers Briefe, H. L. L.] nicht, und es sey eine schlimmere Undeutlichkeit als z. B. in Kant. [...] Im Grunde halte ich das Urtheil für sehr wahr, nur dass es mehr ein Urtheil über den Leser als über Sie ist“. <sup>434</sup> Bezeichnend für Herz' Geschmack schien ihm, bei vergleichbarer Gelegenheit, das größte Kompliment, das dieser über einen *Horen*-Artikel machte, „den er mit recht großem Vergnügen gelesen und ganz verstanden habe. Er setzte, woraus Sie die Art dieses Urteils erkennen, hinzu, er habe in ihm die Art zu philosophieren wiedergefunden, an die man sonst durch Lessing, Mendelssohn usw. gewöhnt gewesen sei“. <sup>435</sup> Es scheint sich hier ein Generationskonflikt oder zumindest eine literarische Parteilung deutlich abzuzeichnen. <sup>436</sup> Als denkenden Kopf akzeptierte Humboldt in dieser Hinsicht nur Friedrich von Gentz, der auf Schillers Briefe enthusiastisch reagiert habe. <sup>437</sup> Das Urteil von Markus Herz ähnelte dem von Friedrich Nicolai über Schillers Briefe in Tendenz und Formulierung, auch dieser hatte „die Deduktion derselben in der dunkelsten Schreibart vorgetragen“ gefunden, die nicht nur triviale Dinge hervorhebe,

---

<sup>434</sup> Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 15. 8. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 75.

<sup>435</sup> Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 20. 11. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 224.

<sup>436</sup> Viele dieser Aufklärer und Besucher des Hauses Herz waren Humboldts Lehrer und Mentoren gewesen, die ihn u. a. mit Empfehlungsschreiben für seine Deutschlandreisen ausgestattet hatten und denen er eine grundlegende Kenntnis (spät)aufklärerischer Ideen verdankte, von denen er sich allerdings seit seinen Studienjahren zunehmend distanziert hatte. Vgl. zu diesem Thema Sauter 1989, bes. S. 39 ff.

<sup>437</sup> Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 20. 11. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 224.



sondern „beständig Missverständnisse veranlasst“.<sup>438</sup> An anderer Stelle stand Herz für Humboldt symbolisch für die Naivität der altmodischen Berliner Intellektuellen: „Indeß sind auch die Berliner Gelehrten über diesen Punkt in einer ganz eignen wahren, oder affectirten Unschuld. So fragte mich Herz neulich in ganzem Ernst, ob denn Göthe in der That Geld nehme“?<sup>439</sup> Dass Goethe doppelt so viel wie alle anderen Autoren der *Horen* bekam, hätten sich die Berliner Aufklärer vielleicht wirklich nicht denken können. Daß die Berliner jüdischen Salons, wie oft dargestellt, Goethe „als Clique seiner Anhänger“<sup>440</sup> eine unumschränkte Verehrung entgegenbrachten, muss mit Blick auf die *Horen*-Rezeption differenzierter betrachtet werden. Markus Herz äußerte sich ironisch-kritisch, über Henriette Herz' Reaktion gibt es leider keine Quelle. Die Meinungen anderer Salonnières waren nicht einhellig: Wohl nannte Marianne Meyer Eybenberg an Goethe auf dessen Anfrage, was ihr in den *Horen* gefallen habe, das *Märchen*.<sup>441</sup> Ob sie von Goethes Autorschaft wusste, ihm hier wesentlich oder unwissentlich ein Kompliment machte, ist nicht mehr herauszufinden.<sup>442</sup> Ganz anders erging es Rahel Levin Varnhagen, die an ihrer grundsätzlichen Begeisterung für Goethe nichts ändern, aber nicht glauben mochte, dass die *Unterhaltungen* von ihm seien, weil sie ihn nicht wiedererkennen könne.<sup>443</sup>

---

**438** Friedrich Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten, Bd. 11, Berlin [u. a.] 1796, S. 279 f. Ähnlich abgeschmackt wie Herzens und vermutlich Nicolais Meinung fand Humboldt die des Aufklärers Daniel Jenisch zu einem parallel entstehenden Goethe-Projekt: „Jenisch über den „Meister“: „[...] ich habe den „Meister“ auf meiner Frau ihrer Toilette liegen sehn, stellen Sie sich vor, der Mensch, der Goethe, spricht 5 Seiten lang von Puppenspielen.“ Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, S. 17.

7. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 61.

**439** Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 25. 8. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 98.

**440** Johann Daniel Sander an Carl August Böttiger, 15. 10. 1796, in: Wilhelm Bode: Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen, 3 Bde., Berlin 1999, Bd. 2, S. 77.

**441** Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 2. 2. 1796, dies ungedruckt, GSA 28/306.

**442** Daher rührt möglicherweise Sanders Einschätzung, dass hier – und innerhalb Berlins nur hier – Goethes „Unterhaltungen“ mit dem dort verarbeiteten „Märchen“ geschätzt wurden: „Man fällt hier über Goethe ziemlich allgemein (nur die Clique seiner Anbeter ausgenommen, die sogar sein ‚Märchen‘ in den ‚Horen‘ himmlisch finden) das Urteil, der viele Weihrauch habe ihn schwindlig gemacht und er erlaube sich nun Dinge, die man auch nicht ungeahndet sollte hingehen lassen.“ Johann Daniel Sander an Carl August Böttiger, 15. 10. 1796, in: Bode 1999, Bd. 2, S. 77.

**443** Während David Veit sie „vortrefflich“ fand, schrieb seine Freundin, dass sie die „Unterhaltungen“ anfangs mochte, aber durch eine Geschichte gänzlich „dekontenancirt“ sei; sie habe anfangs geglaubt, Goethe darin zu erkennen, dann nicht mehr. Allerdings fand sie noch eine Entschuldigung für die Qualität: „[...] dass der Leser immer *verliert*, wenn man

Die Redakteure der *Horen* nahmen die Kritiken anfänglich mit wenn auch sarkastischem Humor zur Kenntnis. Schiller nannte sich „amüsiert“ über die Berichte aus Berlin. Humboldt schickte ihm sogar eine Persiflage, die im Berliner Satireblatt *Camera Obscura* erschienen war, und die „de Horen“ plattdeutsch verstehen wollte und sie so von den göttlichen Töchtern zu den Huren herunterbrachte.<sup>444</sup> Amüsiertes Leser dieser *Camera Obscura* war unter anderem Brinckmann, der im selben Jahr Levin Varnhagen hieraus eine andere Satire auf Schiller empfahl, die dessen *Lied an die Freude* im wahrsten Sinne zum Gassenhauer machte, vorgetragen von Madame Schubitz' Bordellangeboten:

Es ist Gottlob wieder ein neuer Moqueur erschienen, der *Camera obskura* von Berlin heißt. Eins der schönsten poetischen Stücke darin ist; eine Parodie von Schillers Gedicht an die Freude, zum *Morgengebet für die Mad. Schul.* u ihre Kleinen. Die beiden ganz unveränderten Zeilen: „*Wir umarmen Millionen, unsern Kuß der ganzen Welt!*“ als ein Chor von den Kindern gesungen machen doch einen sehr guten Effekt; und gefallen doppelt durch ihre naive Wahrheit.<sup>445</sup>

Die oben erwähnte positive Rezeption der *Horen* seitens zumindest einiger Mitglieder der Berliner Salongesellschaft war damit keineswegs selbstverständlich für das Berliner Publikum, auch nicht für die intellektuellen Kreise der Stadt. Nicht nur amüsierte sich die Allgemeinheit über die Geschichte des plattdeutschen Zugereisten, auch „Leute, die von jeher als fein passirt haben“, verstünden nicht alle Inhalte der Zeitung.<sup>446</sup> Rahel Levin Varnhagen beschloss, um

---

ihm ein Werk bittenweise zusteckt!“ David Veit und Rahel Levin Varnhagen, 20. 5. 1795 bzw. 1. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 129 bzw. 133.

**444** Die Anekdote war folgende: Ein Mecklenburger findet bei einem Berliner Freund das 2. Stück der *Horen*; Über den Titel setzt er sich, da er ihn plattdeutsch liest: „Gott bewahre uns, für de Horen [= Huren] en Schornal [= Journal].“ Als er über den wahren Hintergrund der Zeitung aufgeklärt wird, liest er's doch, u. a. Humboldts Aufsatz über den Geschlechtsunterschied, und erklärt dann, er habe zwar wenig verstanden, aber was er verstanden habe, wäre eben doch „Horenkram“. „Die Horen, eine Anekdote“, in: *Camera Obscura* von Berlin, 20. Heft, Berlin 1795, S. 315–317.

**445** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 30. 7. 1795, ungedruckt, SV 38. Karl August Varnhagen löste „Schul“ als „*Schubitz ???*“ auf, was die oben erwähnte Bordellbesitzerin meint. Im Original lautet der Titel „Morgengebet der Madam S... und ihrer Kleinen. Eine Parodie auf Schillers „Lied an die Freude“, in: *Camera Obscura* von Berlin, 1. Heft, Berlin 1795, S. 25.

**446** „Ich versteh' sie ganz; mit den Menschen muß man nicht darüber reden; und auch geradezu sage ich, wie sie, ich versteh' oder lese sie nicht. [...] Leute, die von jeher für fein passirt haben, verstehen sie auch nicht.“ Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 21. 3. 1795, in: GW VII/II, S. 81.

sinnlose Diskussionen zu meiden, den meisten Leuten gegenüber zu behaupten, sie läse die *Horen* gar nicht.

Schiller und Humboldt erörterten die Probleme der *Horen* ausführlich, beendeten die Debatte schließlich aber mit der Überzeugung, dass das Publikum nicht klug genug für ihre Aufsätze gewesen sei; besonders die Berliner zeigten nur oberflächlichen Lektüreverhalten: „[...] es wird entsetzlich wenig gelesen, das meiste nur angegafft und durchblättert. eigentlich lesen tut jeder fast nur das, was er zu seinem eigenen Geschreibsel braucht“.<sup>447</sup> Dass Humboldt so pauschal keineswegs Recht hatte, zeigt sich daran, dass alle Nummern der *Horen* in Berlin noch wahrgenommen wurden, und daneben oder gemeinsam mit ihnen umfängliche Diskussionen anderer Werke, vor allem des *Wilhelm Meister* und Fichtescher Texte stattfanden.<sup>448</sup> Auch die immer noch verbreitete These, dass es in den Berliner Salons „eher geistreiche, leichter geschürzte Gespräche“ gegeben habe, in denen „statt der neuesten Recension in den *Horen* die heiße und begehrliche Leidenschaft aufzog“, ist mit dieser Rezeptionsanalyse widerlegt.<sup>449</sup> Allerdings zeigte sich das Berliner Publikum wie das allgemeine, und wie die Herausgeber selbst, nach anfänglicher Begeisterung mit fortlaufendem Projekt an den *Horen* immer weniger interessiert. Die brieflichen Diskussionen wurden weniger, schließlich nur noch die Autoren nach Berlin gemeldet und Wilhelm von Burgsdorf schrieb schon 1796: „Von Schiller haben wir in den *Horen* nichts mehr zu erwarten“.<sup>450</sup>

<sup>447</sup> Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 4. 12. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 249.

<sup>448</sup> So lobten Veit und Levin Varnhagen etwa die Qualität von Schillers „*Horen*“-Beiträgen und diskutierten, ob Fichte Schillers Ideen verträte. Vgl. David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 8. 2. 1795 und 23. 4. 1795, in: GW VII/II, S. 74 und 99. Fortlaufend bis 1797 meldete Veit Autoren und Gerüchte über Autorschaft nach Berlin, aber zunehmend weniger inhaltliche Details. Ende des Jahres 1795 verdrängten vor allem briefliche Diskussionen über Goethes „*Wilhelm Meister*“ andere Themen. Erst im Oktober 1796 kündigte Veit mit den „*Xenien*“ das Nachfolgeprojekt an und versprach auch hierüber spezielle Informationen. David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 1. 10. 1796, in: GW VII/II, S. 231. Auch nannte Rahel Levin Varnhagen Fichte den „Pflug“, der sie für die „*Horen*“ erst „urbar“ gemacht habe. Dies. an David Veit, 21. 3. 1795, in: GW VII/II, S. 81.

<sup>449</sup> So z. B. Peter Gradenwitz, der den Berliner Konversationston der Weimarer Nachdenklichkeit kontrastiert. Vgl. Gradenwitz 1991, S. 129 u. 157. Einer seiner Belege (2. Zitat) ist Karl Gutzkows Reminiszenz an den Berliner Salon, die aus der Verteidigungsrede für Schlegels „*Lucinde*“ stammt, und als ein Plädoyer für Sinnlichkeit bekannt ist. Gutzkow selber wurde 1811 geboren und hat nicht an dem Salongeschehen teilgenommen, das er schwärmend – „*Aspasien* gaben reizende Toilettenstunden“ – beschrieb. Tatsächlich wurde in den Berliner Salons beides gelesen, die „*Horen*“ und die „*Lucinde*“. Karl Gutzkow: Schleiermachers Vertraute Briefe über die *Lucinde*. Mit einer Vorrede von Karl Gutzkow, Hamburg 1835, S. XXVII.

<sup>450</sup> Wilhelm von Burgsdorf an Gustav von Brinckmann, 12. 12. 1796, in: Cohn 1907, S. 60.

#### 4.4 „Über den Geschlechtsunterschied“ und dessen Auswirkung auf die Berliner Salongesellschaft – Wilhelm von Humboldts Beitrag zur Geschlechtscharakterdebatte

Wilhelm von Humboldts *Horen*-Beiträge zur „männlichen und weiblichen Form“ bzw. dem „Geschlechtsunterschied und seine Auswirkung auf die organische Natur“ gehörten zur philosophisch-anthropologischen oder ästhetischen Sparte der Zeitschrift. Dass darin eine Geschlechtertheorie entwickelt wurde, die zur Grundlage des bürgerlichen Frauenbildes wurde und damit durchaus (gesellschafts)politische Relevanz bekam, war 1795 in keiner Weise absehbar. Diesen langfristigen pädagogischen Effekt hätten sich Autor und Herausgeber vielleicht allgemein ‚erträumt‘, sicherlich aber nicht mit diesen Texten träumen lassen. Bei der umfänglichen Diskussion, die Humboldts Texte in der Frauenforschung, später der feministischen Literaturwissenschaft und den Gender Studies erfahren haben,<sup>451</sup> kann sich die Analyse hier auf eine Wiedergabe der wesentlichen Argumentationsstränge beschränken. Das Haupt-

---

<sup>451</sup> Vgl. ausführlich III.3. Exemplarisch seien zwei Klassiker genannt: Als erste, bis heute immer wieder zitierte, Analyse der Begrifflichkeit der getrennten Sphären von Humboldt bis ins 19. Jahrhundert s. Hausen 1976. Zum Niederschlag des Humboldtschen Modells in der Literatur um 1800: Hannelore Scholz: Widersprüche im bürgerlichen Frauenbild. Zur ästhetischen Reflexion und poetischen Praxis bei Lessing, Friedrich Schlegel und Schiller (Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 26), Weinheim 1992. Drei andere Interpretationsansätze sollen hier erwähnt werden, die die *Horen*-Aufsätze nicht primär als Geschlechtertheorie betrachten. Irina König untersucht die Texte, etwas einseitig, als rein ästhetische Theorie; Marion Heinz setzt sie in Bezug zur Staatstheorie Humboldts und kommt zu dem Schluss, dass Humboldt vom Staat keine Einmischung in die häusliche Welt, sondern nur Toleranz für die eigenständige Entwicklung der Geschlechter erwarte. Dabei übersieht Heinz allerdings, dass Humboldt mit der „Höherbewertung“ des Weiblichen – im Trend der Zeit – zugleich dessen Ausschluss aus der Öffentlichkeit begründet. Helmut Müller-Sievers knüpft eine Verbindung zwischen den *Horen*-Aufsätzen und der Sprachphilosophie Humboldts über den Begriff der Zeugung. Irina König: Vom Ursprung des Geistes aus der Geschlechtlichkeit. Zur chronologischen und systematischen Entwicklung der Ästhetik Wilhelm von Humboldts, (Deutsche Hochschulschriften 413) Egelsbach [u. a.] 1992; Marion Heinz: Die Idealisierung des Weiblichen und der liberale Staat. Zum Verhältnis von Geschlechtertheorie und Staatskonzeption bei Wilhelm von Humboldt, in: dies. / Klaus Hammacher (Hrsg.): Recht-Moral-Selbst. Gedenkschrift für Wolfgang H. Schrader (Europea Memoria 29), Hildesheim [u. a.] 2004, S. 69–78. Helmut Müller-Sievers: Über Zeugungskraft. Biologische, philosophische und sprachliche Generativität, in: Hans-Jörg Rheinberger / Michael Hagner / Bettina Wahrig-Schmidt: Räume des Wissens. Repräsentationen, Codierung, Spur, Berlin 1997, S. 145–164. Der weitergehenden Erforschung von Humboldts Auffassung menschlicher Geschlechtlichkeit, besonders dem „Zusammenhang von ‚physischer Natur‘ und ‚moralischer Natur‘“ des Menschen widmet sich die Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung. <http://www.humboldtstiftung.de> (1. 5. 2010).

interesse besteht dabei weniger in einer Hinterfragung des polaren Geschlechterbildes als solchem, so nötig sie immer noch ist, sondern darin, die Äußerungen Humboldts in Beziehung zu den Salons zu setzen.

Die Aufsätze über den Geschlechtsunterschied lagen dem Herausgeber spätestens zum Jahreswechsel 1794/95 im Manuskript vor. Gedanklich skizziert worden sind sie aller Wahrscheinlichkeit nach noch in Berlin, zu Zeiten, als Wilhelm von Humboldt regelmäßiger Salongast war.<sup>452</sup> Ein polares Liebes- und Geschlechtermodell hatte Humboldt zumindest bereits im Kopf, als er ständiger Gast in den Berliner Salons war: Aus Anlass einer unernsten Liebelei seines Freundes Gentz fasste er sein eigenes Liebesideal in folgende Worte: „Daher verlange ich von beiden Subjekten einen solchen Grad der Vollendung [...], dass keiner dem anderen mehr zu geben hofft als er selbst zurück empfängt; überhaupt liegt gerade aller Reiz der Liebe *in der höchsten Eigenheit beider Wesen, und dann in der höchsten engen Verbindung des in sich Eignen*“.<sup>453</sup> Ganz ähnlich definierte er später in den *Horen*-Aufsätzen den „Geschlechtsbegriff“ „als eine so *eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, dass sie nur verbunden ein Ganzes* ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfnis, dieß Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen“.<sup>454</sup> Das Wortfeld „Eigen-“ wurde das in seinem Aufsatz am meisten zur Charakterisierung der beiden Geschlechter verwendete, womit Humboldt auch hier seine Forderung unterstrich, dass Mann und Frau ihre jeweilige geschlechtsspezifische Eigenheit entwickeln sollen, für ein perfektes Ganzes.<sup>455</sup>

„Von der Wichtigkeit des Endzwecks erfüllt, welchem der Unterschied der Geschlechter zunächst gewidmet ist“, nahm Humboldt in seinem Aufsatz den Prozess der Zeugung als Ausgangspunkt der Untersuchung und Interpretationsansatz für alle Vorgänge der Natur.<sup>456</sup> Das grundlegende Prinzip der Natur bestand nach Humboldt darin, dass zwei gegensätzliche Kräfte sich zu etwas

---

<sup>452</sup> Diese Verbindung wurde bisher in der Forschung zu Humboldts Werk noch nicht in Betracht gezogen. Lediglich im Zusammenhang einer möglichen Wechselwirkung zwischen Humboldts Ehe-Erfahrung und seinem Schaffen wurde die Frage gestreift. Vgl. Peter Weisz: Beziehungserfahrung und Bildungstheorie. Die klassische Bildungstheorie im Lichte der Briefe Caroline und Wilhelm von Humboldts (Europäische Hochschulschriften, Reihe XI: Pädagogik, Bd. 924), Frankfurt/M. 2005, bes. S. 34 ff.

<sup>453</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 14. 9. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 24 f. Hervorhebung H. L. L.

<sup>454</sup> Humboldt 1903(a), S. 312. Hervorhebung H. L. L.

<sup>455</sup> Humboldts Wortfeld des ersten Aufsatzes kreist um die zentralen Begriffe Natur, Kraft, Geschlecht, Zeugung, im zweiten Aufsatz sind die primären Begriffe Schönheit und Genie. Beide Male arbeitet er auf abstrakter Ebene mit Kategorien oder „Prinzipien“: männlich und weiblich.

<sup>456</sup> Humboldt 1903(a), S. 311.

Neuem verbinden und so, in Unendlichkeit fortgesetzt, das Leben erhalten: „Die Natur, welche mit endlichen Mitteln unendliche Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude auf den Widerstreit der Kräfte“.<sup>457</sup> So sei „auch jede Zeugung eine Verbindung zweier verschiedener ungleichartiger Principien, die man, da die einen mehr thätig, die andern mehr leidend sind, die zeugenden (im engeren Verstand des Worts) und die empfangenden nennt“.<sup>458</sup>

Das Neue und für die Nachwirkung Fatale an diesem grundsätzlich dialektischen Gedanken war, dass Humboldt diese gegensätzlichen Kräfte mit dem Begriffspaar männlich / weiblich verband:

Hier nun beginnt der Unterschied der Geschlechter. Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der erstern belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. *Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit.* Indeß besteht dieser Unterschied nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen.<sup>459</sup>

Trotz dieses letzten Satzes, der nur die Richtung, keine Wertung implizieren wollte, und trotz Humboldts Versicherung, mit der männlichen und weiblichen Kraft seien nicht notwendig männliche und weibliche Personen gemeint, lässt sich der anschließende Text als bild- und metaphernreicher Entwurf eines Zwei-Sphären-Modells lesen. Dazu trägt bei, dass Humboldt selbst in seinem Text schließlich doch „das männliche Prinzip“ und „der Mann“ synonym verwandte.<sup>460</sup>

Der zweite für die Rezeption folgenschwere Gedankenschritt in Humboldts Text war der Analogieschluss von der körperlichen zur moralischen Natur des Menschen.<sup>461</sup>

---

**457** Humboldt 1903(a), S. 322.

**458** Humboldt 1903(a), S. 316. Wie im Aufsatz über den Geschlechtsunterschied sah Humboldt auch in dem über die körperlichen Erscheinungsformen vor allem Gegensätze zwischen der männlichen und weiblichen Ausprägung, die einander zu einem Ganzen aber erst ergänzten: „Der Ausdruck von Kraft in der einen [Gestalt] wird durch den Ausdruck von Schwäche in der andern gemildert, und die weibliche Zartheit richtet sich an der männlichen Festigkeit auf.“ Humboldt, 1903(b), S. 335.

**459** Humboldt 1903(a), S. 319. Hervorhebung H. L. L.

**460** Ein Beispiel für die synonyme Verwendung ist Humboldts Definition des Männlichen: „Die männliche Kraft, zu beleben bestimmt, sammelt sich von selbst, und durch eigne Bewegung. [...] Der Mann, dessen Brust ein thatenkühner Muth begeistert, fühlt sich in sich verengt. [...] Uneigennützig und fern von jedem Gedanken an eignen Genuß, befruchtet er sie mit der Fülle seiner Kraft. Die neue Schöpfung steht da, und freudig ruht er aus im Anblicke seiner Kinder.“ Humboldt 1903, S. 323 f. u. 326 f. Hervorhebung H. L. L.

**461** „Diesem gegenseitigen Zeugen und Empfangen ist nicht bloß die Fortdauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut. Auch die reinste und geistige Empfindung geht auf

Schon in dem bloß körperlichen Theil seines Wesens findet er mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt, was er in seinem moralischen zum Daseyn zu bringen streben soll.<sup>462</sup>

Damit wurde ein genereller Zusammenhang zwischen physischer und moralischer Natur des Menschen behauptet und so eine reine Definition des so genannten Geschlechtscharakters gegeben.

Wie bereits erwähnt, beabsichtigte Humboldt mit den *Horen*-Aufsätzen kaum eine, ihm in der Forschung später gelegentlich zugeschriebene, Etablierung eines neuen Geschlechterbildes, da er ja seines als das naturgegebene ansah. Stattdessen war die Arbeit am Geschlechtscharakter Teil eines größeren wissenschaftlichen Projektes, des Studiums der vergleichenden Anthropologie. Zu Beförderung dieser „Menschenkunde“, als einer sich im 18. Jahrhundert aus verschiedenen Disziplinen etablierenden Forschungsrichtung, wollte Humboldt einen Ansatz entwickeln, der „zugleich naturhistorisch, historisch und philosophisch“ sein sollte, und schlug als Arbeitsbegriffe „Geschlechts-, Temperaments- und Nationalcharaktere“ vor.<sup>463</sup>

Bemerkenswert an dem von Humboldt abgesteckten Forschungsfeld ist die von ihm vorzüglich geforderte Methode des Studiums der Menschen in Geselligkeit. Humboldt war überzeugt davon, dass, mehr als Religion oder Geschäfte, „auf die eigenthümliche Charakterbildung der freie und alltägliche Umgang in engeren und weitem Verbindungen [wirke]: in der Ehe, der Freundschaft, kleineren und grösseren gesellschaftlichen Cirkeln“. Er empfahl daher zur Menschenkenntnis Beobachtung in Geselligkeit.<sup>464</sup> Wenn man die *Horen*-Aufsätze als erste Teilstudie seiner Anthropologie betrachtet, muss man der zeitlichen Reihenfolge wegen annehmen, dass die Feldforschung für diese Studie in Humboldts Berliner Zeit und unter anderem bei seinen Salonbesuchen stattgefunden hat.

In dem vermutlich 1797 entstandenen *Plan einer vergleichenden Anthropologie* umriss Humboldt das Forschungsfeld im Großen und kam dabei auf die in den *Horen* entwickelte Theorie noch einmal zurück.<sup>465</sup> Der letzte Abschnitt

---

demselben Wege hervor, und selbst der Gedanke, dieser feinste und letzte Sprössling der Sinnlichkeit, verleugnet diesen Ursprung nicht. Die geistige Zeugungskraft ist das Genie.“ Humboldt 1903(a), S. 316.

<sup>462</sup> Humboldt 1903(a), S. 314.

<sup>463</sup> Humboldt 1903(c), hier S. 395 bzw. 391.

<sup>464</sup> Humboldt 1903(c), S. 382.

<sup>465</sup> Die Entstehung des Aufsatzes wird von Leitzmann auf 1795, in der jüngeren Forschung auf 1797 datiert. Vgl. die Anmerkungen von Flitner und Giel in: Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, 4. Auflage, Darmstadt 2002, Bd. 5: Kleine Schriften: Autobiographisches, Dichtungen, Briefe, Kommentare und Anmerkungen zu Band I–V, S. 334–336.

des „Plans“ bietet sozusagen eine prägnante Kurzfassung des polaren Geschlechterbildes, eine Auflistung der „naturgegebenen“ weiblichen Eigenschaften, hier aber bar jeder philosophischen Herleitung.<sup>466</sup> Bei wiederholtem Lob der „Innigkeit“ und „Phantasie“ der Frauen, wurde ihnen hier deutlich das Vermögen zu dichterischen Produktionen jenseits der Lyrik und das Interesse an abstraktem Denken abgesprochen.<sup>467</sup> Ein Hinweis auf die Tatsache, dass den meisten Frauen bis dato die notwendige Ausbildung für diese Gattungen, etwa in Dramentheorie oder Latein, vorenthalten war, fehlt in dieser ‚natürlichen‘ Herleitung, ebenso wie in Schillers Preisung, die Frau sei „freier in ihrem gebundenen Wirken, reicher als *er* in des Wissens Bezirken“.<sup>468</sup> Diese Zitate werden in der Zusammenschau der Ereignisse 1794 konterkariert: In der Zeit, als Humboldt an seinen anthropologischen Thesen arbeitete, erreichte ihn die erwähnte Rezension eines seiner anderen Texte, verfasst von Rahel Levin Varnhagen, die sich damit durchaus im männlichen Bereich der Kritik tätig zeigte, und er sah sich genötigt, ihr Komplimente an ihre Urteilskraft zu machen.

### Zur Rezeption der Aufsätze durch die Kritik und im Salon

Humboldts Aufsätze weckten bei Publikum und Rezensenten gleichermaßen Interesse und Lust an bildreicher Kritik. Bereits vor der Zusammenarbeit an den *Horen* hatte Schiller den etwas trockenen Schreibstil Humboldts bemerkt, der diesem selbst im Weg stünde. Als ihm aber der Text Humboldts im Manuskript vorlag, äußerte sich der Herausgeber zuversichtlich, dass noch „nichts so zusammenhängendes über diesen Gegenstand geschrieben“ sei. In summa befand Schiller: „Humboldts Aufsätze über die Weiber [sic!] (denn es werden mehr) sind kein unbedeutender Beytrag für die ‚Horen‘“.<sup>469</sup> Als sein Freund und *Horen*-Mitarbeiter Körner vorsichtig einwandte, „das Abstrakte was in dem Aufsatz herrscht, ist für den bequemen Leser ermüdend“, machte Schiller sei-

---

**466** Anhänger eines polaren Geschlechterbildes geben dieser Darstellung den Vorzug, zum Beispiel die Herausgeber der fünfbändigen Humboldt-Ausgabe von 1980 ff., die den Text noch in der Ausgabe von 2002 unreflektiert als „geistvoll und dicht geschriebene Charakteristik des weiblichen Geschlechts“ bezeichnen. S. Humboldt 2002, Bd. 5, S. 335.

**467** „Nur lehrt die Erfahrung soviel, dass Frauen sich nicht leicht an denjenigen Gattungen versuchen, deren Gelingen vorzugsweise auf ihrer künstlerischen, nur durch Genie möglichen Form beruht, wie die epische und dramatische Poesie und die plastische Kunst ist.“ Humboldt 1903(c), S. 406.

**468** Friedrich von Schiller: *Würde der Frauen* [1796], in: ders: *Werke und Briefe*, hrsg. von Otto Dann u. a., 12 Bde., Frankfurt/M. 1992–2002, Bd. 1, S. 186.

**469** Friedrich von Schiller an Christain Gottfried Körner, alle Zitate vom 29. 12. 1794, in: Schiller 1992–2002, Bd. 11, S. 775.



nen Standpunkt deutlicher: Auf den bequemen Leser dürfe man keine Rücksicht nehmen, denn „Geschmack verzeyht schon einigen Mangel an Form, und wer diesen nicht hat, muß sich einige Anstrengung gefallen lassen, weil die Form hier immer der Sache nachstehen muß“.<sup>470</sup> Zwei spätere Entscheidungen Schillers klingen hier bereits an, erstens, sich dem Publikumsgeschmack nicht zu beugen und zweitens, des wichtigen Inhalts wegen, seinem Freund Humboldt in der Form zu sekundieren.

Der Unterschied zwischen Form und Inhalt der Humboldtschen Aufsätze wurde auch außerhalb der *Horen*-Redaktion diskutiert. Nicolai nannte den Aufsatz über den Geschlechtsunterschied einen „philosophischen Traum voll feiner Empfindung, [...] freylich nun in einer ziemlich gezierten Schreibart vorge tragen“.<sup>471</sup> Mackensen empfand ihn als Anmaßung: „Die Weisheit des Verfassers scheint die Weisheit des Korans zu seyn, welcher die ganze Natur in eine männliche und eine weibliche Hälfte theilt“.<sup>472</sup> Dabei, und das ist bezeichnend, nahm er Humboldt aber besonders übel, dass er das männliche und weibliche Prinzip als gleichwertig schilderte, denn nach Mackensens Meinung sei das Weib nur Geschlecht, in allem was es tue, der Mann hingegen die Welt zu erkennen fähig.<sup>473</sup> Dass öffentliche und private Kritiken in diesem Kreis ineinander übergingen, zeigt der Einfluss einer Äußerung Immanuel Kants, die, obzwar in einem Brief an Schiller geäußert, in der lesenden Welt die Runde machte. Kant hatte zugegeben, dass er den Text, „so ein guter Kopf mir auch der Verfasser zu seyn scheint, doch nicht enträtseln könne“.<sup>474</sup> Der Brief wurde von Schiller Humboldt offenbar zur Kenntnis gegeben, der ihn an Körner weiterreichte mit dem Kommentar, dass ihn Kants Kritik besonders beschäftige.<sup>475</sup> Der Text scheint auch in größerem Kreise kursiert zu haben,

---

**470** Christian Gottfried Körner an Friedrich von Schiller, 16. 1. 1795, ders. an Christian Gottfried Körner, 19. 1. 1795, zit. nach: Schulz 1960, S. 98 f.

**471** Nicolai 1796, S. 264.

**472** August Mackensen, Ende 1795, zit. nach: Schulz 1960, S. 76.

**473** Humboldt fand denn auch, Mackensens Kritik „übertrifft an Unverschämtheit und Platttheit alles, was man je gesehen hat. Indeß sind einige Einfälle nicht übel und die Wendung des Ganzen hämisch genug.“ Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 20. 11. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 208.

**474** Immanuel Kant an Friedrich von Schiller, 30. 3. 1795, zit. nach: Schulz 1960, S. 99. Zugleich nahm er den Aufsatz aber zum Anlass, über die „Natureinrichtung: dass alle Besaamung in beyden organischen Reichen zwey Geschlechter bedarf“ zu philosophieren, konnte sich schließlich mit der Idee doch nicht anfreunden, dass dies ein Grundprinzip der gesamten Natur sein solle. Ebd.

**475** „Kants Urtheil geht mir sehr durch den Kopf. Zwar sucht mich Schiller zu trösten, aber besser ists immer, keinen Trost zu bedürfen.“ Wilhelm von Humboldt an Christian Gottfried Körner, 7. 5. 1795, zit. nach: Schulz 1960, S. 100.

wurde dort aber leicht entstellt zitiert: Friedrich Schlegel schrieb seinem Bruder: „Humboldt grämt sich, weil Kant geschrieben hat, sein Aufsatz über die Geschlechter, welchen man nun wirklich nicht wohl verstehen kann, möge wohl von einem sehr scharfsinnigen Kopf sein, es sey ihm auch wohl dergleichen durch den Sinn gefahren, aber es *lasse sich nichts damit machen*. Das wurmt ihn“, und David Veit übertrieb ähnlich, gegenüber Rahel Levin Varnhagen: „Von dem Aufsatz ‚über die männliche und weibliche Form‘ – von W. von Humboldt – *soll*, wie Leute versichern, die glaubwürdig sein *sollen*, Kant gesagt haben: ‚ich habe mir Mühe gegeben; aber ich verstehe diesen Aufsatz nicht; auch zweifle ich sehr; ob der Verfasser ihn versteht‘“?<sup>476</sup>

Die angestrebte Anonymität der Autoren, wurde durch die zahlreichen eingeweihten Briefschreiber konterkariert. Über oben geschildertes Weitergeben der Autorennamen oder ganzer Briefe wurde Humboldt bald erkannt und die Polarität hatte einen Namen.

Dass es auch prominente Zeitgenossen gegeben hat, die sich öffentlich gegen das polare Geschlechtermodells wehrten, ist in der feministischen Forschung weitgehend außer Acht gelassen worden, dabei hatte unter anderen der Aufklärer Nicolai sich verwehrt gegen ideelle und ideologische Setzungen, die „*ludendo in umbra scientiae vanae* sich nicht die *Betrachtung der wirklichen Welt* zur Hülfe nehmen“, denn „daß *stark* und *sanft* immer den äußersten Grad dem *Männlichen* und *Weiblichen* bezeichnen, soll neu seyn und ist grundfalsch“.<sup>477</sup>

Dass Humboldts Text ein Kerntext der Geschlechtscharakterdebatte wurde, hatte schließlich vor allem damit zu tun, dass er durch Schillers Verteidigung eine Verschiebung und Poetisierung erfuhr. David Veit hatte die Aufsätze noch neutral angekündigt als „einen Aufsatz über die moralische Verschiedenheit der Geschlechter“.<sup>478</sup> Schiller verkürzte das zu „Humboldts Aufsätze über die Weiber“ – ein kurzer, aber prägnanter Hinweis darauf, dass Schiller zeittypischer Verfechter einer weiblichen Sonderanthropologie war. Während die allgemeine Kritik an den *Horen*, gemeinsam mit den organisatorischen und finanziellen Schwierigkeiten, das Redaktionskomitee dazu bewog, das Projekt still sterben zu lassen, war man/n in punkto Geschlechtertheorie keineswegs gesonnen, die Ideen unverteidigt verhallen zu lassen. Aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt lässt sich ein inhaltlicher und arbeitstechni-

---

**476** Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 17. 8. 1795, in: KFSa, Bd. 23, S. 248. David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 11. 10. 1796, in GW VII/II, S. 232. Hervorhebung im Original. Veit bezog sich mit dem entstellten Kantkommentar auch auf den falschen Aufsatz.

**477** Nicolai 1796, S. 271 bzw. 269. Hervorhebung im Original, durch andere Typografie. „*Ludendo*“: herum spielend im Schatten der eitlen Wissenschaft.

**478** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 8. 2. 1795, in: GW VII/I, S. 74.

scher Zusammenhang bei der Fortentwicklung des Modells genau ablesen: Humboldt, nicht davon überzeugt, dass sein Modell in seiner Schreibart viel Anhänger gewinnen würde, schrieb – am eingangs zitierten Freitag, 21. August 1795 –: „Man wird meinen Productionen schwerlich je viel Geschmack abgewinnen können, und dieß macht mich auch kälter für Dinge, die doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführungen als große wissenschaftliche Erweiterungen sind“.<sup>479</sup> Schiller überzeugte Humboldt davon, dass seine Gedanken in anderer Form sich durchsetzen würden und entwarf 1795 das Gedicht *Würde der Frauen*, das die Welt in zwei „Herrschegebiete“ teilte.<sup>480</sup> Humboldt und seine Frau Caroline waren Erstleser des Entwurfs und begeistert von der *Würde*, „die ein göttliches Stück ist, für die wir innigst danken“.<sup>481</sup> Humboldt stellte fest, dass sich sein Weltbildentwurf in Poesie besser mache als in Prosa und schrieb beinahe prophetisch: „Die Zeichnung der beiden Charakter ist Ihnen gleich gut als die Entgegenstellung beider gelungen; das Silbenmaß ist äußerst glücklich gewählt, und es wird nur sehr wenig Gedichte geben, die so rechnen können, ihre Wirkung so voll als diese zu tun“.<sup>482</sup>

Wie erwähnt, ist der Umfang der Beteiligung von Frauen an der Geschlechterdebatte noch detailliert zu erforschen. Trotz der intensiven und zeitnahen Beschäftigung mit den *Horen* seitens der Salongesellschaft fand sich aber keine inhaltliche Äußerung der Salonbeteiligten zu Humboldts Text und Schiller-scher Poetisierung.<sup>483</sup> Möglicherweise ist der Brief David Veits, der nur Spott Immanuel Kants kolportierte, bezeichnend dafür, dass den Humboldtschen Aufsätzen nicht die Bedeutung zugemessen wurde, die ihnen heute attestiert werden.

Nachstehend, sowie in Kapitel VI, wird zunächst als implizite Form der Kritik der nachweisbare spielerisch ironische Umgang mit Polaritäten disku-

---

<sup>479</sup> Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller 21. 8. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 89.

<sup>480</sup> Das Gedicht malt weiterhin in gegensätzlichen Metaphern und für Männer und Frauen unterschiedlichem Versmaß bildlich und rhythmisch die Geschlechtersphären aus, z. B. „In der Männer Herrschgebiete / Gilt der Stärke trotzig Recht, [...] Aber mit sanft überredender Bitte / Führen die Frauen den Szepter der Sitte.“ Schiller 1992–2002, Bd. 1, S. 186.

<sup>481</sup> Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 8. 9. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 124.

<sup>482</sup> Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 11. 9. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 127 f. Und: „Mir war es in der Tat ein unbeschreibliches Gefühl, Dinge, über die ich so oft nachgedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind, in einer so schönen und angemessnen Diktion ausgeprägt zu finden.“ Ebd.

<sup>483</sup> Dass sie im Briefwechsel Veit-Levin „ausführlich diskutiert“ würden, wie Bosold behauptet, kann ich nicht finden. Während die „Horen“ ausführlich debattiert werden, findet sich zu Humboldts Texten nur die Aussagen Veits, keine von Levin Varnhagen. Bosold 1996, S. 183.

tiert. Stellvertretend für die weibliche Rezeption der Humboldtschen Polarität stehen hier die Kommentare zweier intellektueller Frauen aus dem weiteren Umfeld der Salons, in deren gegensätzlicher Einstellung eine deutliche Warnung davor liegt, von einer nachhaltigen oder gar einheitlichen Rezeption durch weibliche Leser auszugehen: Caroline von Humboldt teilte die positive Meinung ihres Mannes zu Schillers Gedicht und machte noch Vorschläge, die Gegensätze besser zur Geltung zu bringen.<sup>484</sup> Caroline Schlegel Schelling hingegen wollte ihr bekannte Autoren zur ‚Gegendarstellung‘ gewinnen: gegen die „hochfahrenden Poesien [...], die gereimten Metaphysiken und Moralen, und die versifizierten Humboldtschen Weiblichkeiten. Schillern hängt *das Ideal* [sic] gar zu sehr nach – er meint, es ist schon gut, wenn ers nur ausspricht“.<sup>485</sup> Wenige Jahre später, nach der Veröffentlichung von Schillers *Lied von der Glocke*, sollte sie bekanntlich schreiben, sie sei vor Lachen darüber vom Stuhle gefallen.<sup>486</sup>

Wenn Humboldts polares Modell in den Worten Schillers, oder besser: ihr gemeinsam entwickeltes und von Schiller poetisiertes Modell heute oft zitiert wird, bedeutet das daher keineswegs, dass es bei Zeitgenossen auf Begeisterung stieß. Nur am bekanntesten, nicht alleinstehend, ist die Parodie August Wilhelm Schlegels, der die praktische Seite der Polarität in seiner Formulierung „Ehret die Frauen, sie stricken die Strümpfe ...“ verewigte.

„Wenn die Musen wie Fischweiber schimpfen, was bleibt dann den Fischweibern?“ (Friedrich Nicolai über Goethe<sup>487</sup>)

Wenn es um Geschlechterbilder in den *Horen* und deren zeitgenössische Rezeption geht, muss abschließend festgehalten werden, dass den größten Effekt im ersten Jahr der *Horen* weder politische noch theoretische Texte machten, sondern Goethes *Römische Elegien*. Die Überlegung des Herausge-

---

**484** Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 11. 9. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 127 f.

**485** Caroline Schlegel Schelling an Luise Gotter, 10. 2. 1796 in: Reinhard Buchwald (Hrsg.): Carolinens Leben in ihren Briefen. Aufgrund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch, Leipzig 1923, S. 135 f.

**486** „Über ein Gedicht von Schiller, das *Lied von der Glocke*, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist a la Voss, a la Tiek, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden.“ Caroline Schlegel Schelling an ihre Tochter Auguste Böhmer, 21. 10. 1799, in: dies.: Begegnung mit Caroline. Briefe von Caroline Schlegel-Schelling. Herausgegeben und eingeleitet von Sigrid Damm, Leipzig 1989, S. 230. Spottverse von Friedrich Schlegel über dieses Gedicht gingen an Rahel Levin Varnhagen, 1. 4. 1802, ihre Reaktion ist aber leider nicht überliefert. KFSA, Bd. 25, S. 346.

**487** Friedrich Nicolai: Anhang zu Friedrich von Schillers *Musen-Almanach für das Jahr 1797*, Berlin [u. a.] 1797, S. 4.

ber Schiller, dass diese Versfassung von Goethes italienischen Erlebnissen „zwar schlüpfrig und nicht sehr dezent sind, aber zu den besten Sachen gehören die er gemacht hat“,<sup>488</sup> spiegelte sich vor allem in der Empörung der Weimarer Gesellschaft über die „bordellmäßige Nacktheit“ wider, die in einer Abmahnung Goethes durch den Herzog gipfelte. Charlotte von Stein drückte ihr Unverständnis zurückhaltender aus, sie glaube, dass solche Gedichte schön seien, aber täten ihr „nicht wohl“.<sup>489</sup> Im Vergleich regte sich die hauptstädtische Leserschaft Berlins deutlich weniger auf. Wilhelm von Humboldt selbst nannte den Brief des Herzogs schlicht „drollig“ und fügte hinzu: „Hier findet, wie gesagt, soviel ich bis jetzt hörte, niemand an den ‚Elegien‘ Anstoß“.<sup>490</sup> Danach nahm das Interesse an den *Horen* erst wieder bei der Veröffentlichung des Romans *Agnes von der Lilien* zu, einer von mehreren *Horen*-Texten einer weiblichen Autorin, und einer, der universell positiv aufgenommen wurde. Damit erlosch in den Briefwechseln der Salongesellschaft scheinbar das Interesse an dem Projekt, parallel zu der Ernüchterung des Herausgebers Schiller.

#### **Exkurs: Gefährtin und Erlöserin –**

##### **Bekannte und unbekannte Langzeitwirkungen der Humboldtschen Aufsätze**

Obwohl keine zeitlich unmittelbare Kritik an Humbolts Polaritätsmodell aus den Salons überliefert ist, lässt sich an einem Briefwechsel wenige Jahre später aufzeigen, dass und wie Beteiligte der Salongesellschaft die Polarität möglicherweise spielerisch und ironisch abwehrten. 1803 schrieb Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen eine viel zitierte Charakterisierung ihrer beider Verhältnis zueinander. Nicht diskutiert wurde bisher, dass er dabei, bewusst oder unbewusst, das Vokabular seines Freundes Humboldt verwendete – allerdings in neuer Konnotation. Während dieser unter anderem postuliert hatte, „alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit“, schrieb Gentz: „Wissen Sie, Liebe, warum unser Verhältniß so groß und so vollkommen geworden ist? Indeß will ich es Ihnen

**488** Friedrich von Schiller an Charlotte von Schiller, 20. 9. 1794, in: Bode 1999, Bd. 2, S. 17.

**489** Auch Herder habe gesagt, die „Horen“ müssten mit -u geschrieben werden. Carl August Böttiger an Joachim Christian Friedrich Schulz, 27. 7. 1795, in: Bode 1999, Bd. 2, S. 41. Charlotte von Stein an Charlotte von Schiller, 27. 7. 1795, Ebd., S. 42. Nur August Wilhelm Schlegel schrieb begeistert: „In Goethes Elegien herrscht Römischer Geist: Man glaubt italienische Luft zu atmen, wenn man sie liest“, August Wilhelm Schlegel an Friedrich Schlegel, 13. 10. 1795, ebd., S. 47.

**490** Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 4. 8. 1795 in: Leitzmann 1900, S. 67. Wenig später hört er von den Elegien „mit großer Achtung sprechen“, 15. 8. 1795, ebd., S. 75.

sagen. Sie sind ein *unendlich produzierendes*, ich ein *unendlich empfangendes* Wesen: Sie sind ein großer *Mann*, ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben“.<sup>491</sup>

Mit dieser Formulierung hatte Gentz die Bezüge Humboldts genau umgedreht und erklärt, dass ein physischer Mann auch die Rolle der empfangenen Kraft übernehmen, und, nach seiner Auffassung, zumindest das Verhältnis dennoch ein „vollkommenes“ sein könne. Dies ist in erster Linie bemerkenswert für das Selbstverständnis dieses Salongastes, der, anders als Humboldt, nicht anstand, einer Gastgeberin Einfluss auf sein Denken zuzugestehen. Möglich ist es auch, diesen Satz als Hinweis auf eher spielerischen Umgang mit den Geschlechterstereotypen der Zeit in den Salons zu sehen. Es muss hinzugefügt werden, dass Gentz, der diesen Umgang eingestandermaßen genoss, dem Genuss keinerlei publizistischen Konsequenzen folgen ließ.<sup>492</sup>

Dennoch hatte diese Spielerei in zweiter Instanz geschlechterpolitische Konsequenz. Während das polare Vokabular und Modell nach 1800 Einzug in Konversationslexika und Belletristik hielten,<sup>493</sup> erfuhr Gentz' spielerische Umkehrung dieses Modells eine genau gegenteilige, progressive Rezeption. In der ‚umgedrehten‘ Version wurde Humboldts bzw. Gentz' Bild, weit entfernt vom Berliner Salon, zum Auslöser einer innovativen Geschlechtertheorie: Die Kombination von geschlechterpolitischer Elektrizität und jüdischer Weiblichkeit (in der Person Rahel Levin Varnhagens) inspirierte den französischen

---

**491** Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, o. D. 1803, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 122. Hervorhebung im Original.

**492** Gentz hatte seine Idee weiter ausgeführt: „Das weiß ich: wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis vor meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas *erfunden*, nie etwas *gedichtet*, nie etwas *gemacht*; bemerken Sie diese Sonderbarkeit: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus; ich bin unelektrischer als Metall: aber eben darum ein Ableiter der Elektrizität, wie kein anderer.“ Ebd. Hervorhebung im Original. Der einzige Salongast, der zumindest zeitweise Forderungen nach erweiterten Handlungsräumen von Frauen jenseits der „Empfänglichkeit“ veröffentlichte, war Friedrich Schleiermacher.

**493** Allen Parodien und kantischen Kopfschütteln zum Trotz soll hier nochmals betont sein, dass Humboldt, anders als heute vielfach dargestellt, keineswegs der einzige oder erste Vertreter eines polaren Modells war. Im selben Jahr als Humboldts Aufsätze erschienen, 1794, wurde Karoline Wobesers populärer Roman veröffentlicht, der mit seiner Titelheldin „Elisa“ für zwei deutliche getrennte Sphären warb. Wenige Jahre später erschien eine Fortschreibung dieses Romans, die deutlich mit Humboldtschen (und Rousseauschen) Begriffen operierte: „Der Mann ist zur That, das Weib ist zur Ruhe bestimmt [...]. Der Mann ist der Erzeuger, das Weib ist bloß Gebährerin.“ [Christian August Fischer]: Über den Umgang der Weiber mit Männern. Ein notwendiger Anhang zu der bekannten Schrift „Elisa oder das Weib, wie es seyn sollte“, Leipzig 1800, S. 13.

Saint-Simonisten Gustav d'Eichthal zu seiner Geschlechtertheorie.<sup>494</sup> Einem Freund gegenüber bekannte er:

Als ich Dir die Extrakte der Briefe von Gentz schickte, in denen er zu Mme. de Varnhagen sagte, dass in ihrer Beziehung sie der Mann und er die Frau gewesen sei; als ich hinzufügte, dass eine Beziehung dieser Art auch zwischen zwei Männern oder zwischen zwei Frauen existieren könnte, hatte ich unsere eigene Beziehung im Sinn; Gentz' Denken hatte mir das zum ersten Mal zu Bewusstsein gebracht.<sup>495</sup>

Die gesellschaftliche Vision der Saint-Simonisten, die unter anderem die weibliche Emanzipation bis zum Bild einer messianischen Rolle der Frau in der Gesellschaft der Zukunft steigerte, sollte 1832 zu einem Skandal in der französischen und deutschen Presse führen. Gustav d'Eichthal entwarf das Bild eines weiblich-jüdischen Messias:

Die jüdische Frau besitzt eine *Natürlichkeit*, eine Kraft, eine Wahrheit, die die Christin nicht besitzt, sie wurde nicht wie letztere durch die trügerischen Hommagen der kavalierhaften Galanterie verdorben. Zweifellos ist ihre religiöse und zivile Emanzipation weniger fortgeschritten als die der Christin; [...] aber dieselbe Religion, die die Frau in der Gegenwart erniedrigt, erhebt sie wunderbar für die Zukunft. [...] Ich konnte das Antlitz einer Priesterin nur in dieser Rasse konzipieren.<sup>496</sup>

Paola Ferruta vermutet, dass die reale Entsprechung dieses Bildes Rahel Levin Varnhagen gewesen ist, die begeisterte Saint-Simonistin war und die d'Eichthal zumindest über Gespräche mit ihrem Mann und durch dessen Veröffentlichungen gut bekannt war. In jedem Fall gibt es einen zeitlichen Zusammenhang zwischen der Bekanntschaft und brieflichen Auseinandersetzung mit Karl

---

**494** Gustave d'Eichthal (1804–1886), aus einer international vernetzten Bankiersfamilie stammend, hatte nach eigener Aussage, zunächst seinen angeborenen jüdischen, dann den katholischen, dann den Saint-Simonsistischen Glauben „umarmt“. Gustave d'Eichthal, in: Claude-Henri de Saint-Simon: Oeuvres complètes de Saint-Simon et d'Enfantin, 47 Bde., Paris 1865–1878 (OSSE), II<sup>e</sup> Enseignement, 16. Dezember 1831, XIV. Band, II. Teil, S. 112–113, zit. nach: Paola Ferruta: Gustave d'Eichthal und seine Beziehungen zu Rahel und Karl August Varnhagen: Ein deutsch-französischer „transfer culturel“ in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts, Vortrag auf der Konferenz der Varnhagengesellschaft „In Europäisch so ausdrücken“, Oktober 2004, in Kleve. Ich danke Paola Ferruta für die Überlassung des Manuskripts. D'Eichthal hatte einige Monate in der Familie Joseph Mendelssohns in Berlin verbracht. „Für die Jahre 1831 und 32 dokumentieren die Briefzeugnisse des Varnhagenschen Kreises in Berlin eine enthusiastische Rezeption der neuen Lehre, zu deren Verbreitung d'Eichthal kräftig beigetragen hatte.“ Ferruta 2004, o. S.

**495** Gustave d'Eichthal, Arsenal Paris, Fonds d'Eichthal, Ms. 13759 f 7, Brief an Charles Duveyrier aus Montpellier vom 3. Mai 1837., zit. nach: Ferruta 2004, o. S.

**496** Zit. nach: Ferruta 2004, o. S.

August Varnhagen Mitte der 1830er-Jahre und dem Zeitraum, in dem sich d'Eichthal mit der Figur einer jüdischen Erlöserin beschäftigte.

Im Zusammenhang dieses Kapitels ist vor allem d'Eichthals Einschätzung des Rollentausches der Geschlechter von Interesse, wie er sie im Salon verworklicht sah: „Ich glaube, dass die Frau sich Gentz ewig dankbar zeigen muss, da dieser sich gegenüber Mme. Varnhagen selbst als die größte aller Frauen proklamiert hat“.<sup>497</sup>

Unabhängig von der Frage, wer wem dankbar zu sein hätte, bleibt festzuhalten, dass die kritische Verkehrung des Humboldtschen Modells durch den Salon fortlebte – wenn auch nur im Bereich der Utopie.

### „Xenien“ und „Mücken“ – der Kampf der Weimarer Klassik gegen die (Berliner) Rezeption der *Horen*

*Horen*. Erster Jahrgang.

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen  
wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.  
Die Xenien über das Publikum

Er ist mit einer Fliegenklappe einhergegangen,  
und wo es zuklappte, da wurde ein Epigramm.  
Das ‚Publikum‘ über die Xenien<sup>498</sup>

Schiller und Goethe ersannen, als Ausgleich für ihre schlechten Erfahrungen mit den *Horen*, schließlich ein neues Gemeinschaftsprojekt, das zwar der Form, nicht aber der Intention nach dem Bild von am antiken Vorbild geschulten Klassikern entspricht. Walter Benjamin zufolge hatte Schiller zuvor erwogen, einen umstürzlerischen Artikel in die *Horen* zu setzen, um sie mit Furor zu Ende zu bringen.<sup>499</sup> Schließlich wählte man eine klassische Waffe im Duell mit dem Publikum: Die *Xenien*,<sup>500</sup> mehrere hundert Verspaare, die in klassischen

<sup>497</sup> Gustave d'Eichthal, Arsenal Paris, Fonds d'Eichthal, Ms. 13759 f 7, Brief an Charles Duveyrier aus Montpellier vom 3. Mai 1837, zit. nach: Ferruta 2004, o. S.

<sup>498</sup> Johann Wolfgang von Goethe: *Xenien*. *Xenien von Schiller und Goethe*, Frankfurt/M. 1992, S. 59; Caroline Schlegel Schelling an Luise Gotter, 4. 9. 1795, in: Bode 1999, Bd. 2, S. 74.

<sup>499</sup> Mehrere berühmte Dichter in ihrer Funktion als Zeitungsmacher des 18. Jahrhunderts ersannen ‚Knalleffekte‘, um ihre Grundlagenwerke der Klassik und Romantik an den Mann zu bringen, Friedrich Schlegel etwa wollte dem „Athenäum“ Pfefferkuchen beilegen lassen. Vgl. Benjamin 1991, S. 667.

<sup>500</sup> *Xenien*, eigentlich „Gastgeschenke“, haben seit den *Xenien* des Dichters Martial, den sich Goethe und Schiller hier zum Vorbild nahmen, den Nebensinn: Gastgeschenke unerfreulichen Inhalts.



Distichen mit dem undankbaren Publikum abrechnen sollten, sind eigentlich rhythmisierter Klatsch. Als solcher, als spezielle Kommunikationsform in der literarischen Auseinandersetzung um 1795, und als Reaktion auf die schlechte Rezeption der *Horen* auch und gerade in Berlin, bilden sie den Abschluss der Betrachtung.

Bereits nach den ersten, zum Teil hämischen Kritiken überlegte Goethe, die Stimmen zu sammeln und darüber „Gericht“ zu halten, denn „wenn man dergleichen Dinge im Bündlein bindet brennen sie besser“.<sup>501</sup> Ende 1795 hatten er und Schiller, dem die Idee sofort zusagte, zahlreiche spöttische Zweizeiler zusammengetragen und beschlossen, ihre Namen nur gemeinsam über die ganze Sammlung zu setzen, damit niemand der Angegriffenen wisse, wer ihm den Schlag wirklich beigelegt habe. Damit ist das Charakteristikum der anonymisierten Herkunft des Klatsches erfüllt. Auch das zweite Merkmal, dass Klatsch die Klatscher untereinander verbinde, findet sich in Goethes Formulierung: „Es ist sehr leicht, die unsinnige Unbildung dieses bornierten Volks anschaulich zu machen, man hat dabei das vernünftige Publikum auf seiner Seite, und es gibt eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit“.<sup>502</sup>

Nach umfangreicher Redaktion ihrer Munition erschienen über 400 Verse in Schillers *Musenalmanach* für das Jahr 1797 und lösten außergewöhnliches Publikumsinteresse aus.<sup>503</sup> Dabei bestand das größte Lesevergnügen wiederum darin, zu raten, wer wen verspottete.<sup>504</sup>

Nicht wenige der Betroffenen fühlten sich zu *Anti-Xenien* bzw. *Gegengeschenke an die Sudelköche von Weimar* veranlasst, sodass es tatsächlich in langer Nachfolge der *Horen* zu einem Krieg der Verse kam.<sup>505</sup> Eine zeitgenössi-

<sup>501</sup> Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich von Schiller, 28. 10. 1795, in: Beetz 2005, Bd. 1, S. 121.

<sup>502</sup> Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich von Schiller, 21. 11. 1795, in: Beetz 2005, Bd. 1, S. 126. Merkmale des Klatsches nach: Jörg Bergmann: Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion, Berlin 1987. S. dazu auch Punkt 6 dieses Kapitels.

<sup>503</sup> Der ersten Auflage des Almanachs im September 1796 folgte eine zweite im November und eine dritte im Januar 1797.

<sup>504</sup> Goethe und Schiller teilten ihre Hiebe gegen aktuell mit ihnen verfeindete Personen, wie den Komponisten Reichardt, und gegen literarische Strömungen, die Berliner Aufklärung ebenso wie die Romantik aus. Friedrich Schlegels Kritik an Schillers Gedichten wurde damit erklärt, dass er sie rückwärts gelesen haben müsse: „Schillers Würde der Frauen: Vorn herein liest sich das Lied nicht zum besten; ich les es von hinten / Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus.“ Goethe 1992, S. 67. Tatsächlich kann die Lektüre dieses Gedichts durch das Rückwärtslesen vielleicht gewinnen.

<sup>505</sup> So der Titel eines Beispiels dieser Gegenwehr: Johann Gottfried Dyck / Johann Caspar Friedrich Manso: Gegengeschenke an die Sudelköche von Weimar. Von einigen dankbaren Gästen, Leipzig 1797. Die jüngste Dissertation zum Thema nennt die Xenien „einen in der Geschichte der deutschen Literatur beispiellosen Skandal“. Frieder von Ammon: Ungastliche

sche Karikatur bildete diesen mit einem Handgemenge ab, welches Herder am Boden liegend und Goethe sich vornehm im Hintergrund haltend zeigt, während Schiller und Nicolai boxten.<sup>506</sup> Der Berliner Aufklärer äußerte sich getroffen, wehrte sich aber zugleich fachlich, indem er den Versen literarische Schwächen vorwarf, sowie den Machern charakterliche.<sup>507</sup> Rahel Levin Varnhagen bekam den Almanach mit den *Xenien* von Humboldt geliehen, ein Kommentar ist leider nicht überliefert. Durch die Polemik der *Xenien* wurde das Publikum nochmals daran erinnert, dass es ein publizistisches Projekt der Weimarer Klassik gegeben hatte, deren Herausgeber nun alle „guillotinierten“, die „ihre Knie nicht vor den göttlichen *Horen* gebeugt haben“.<sup>508</sup> Ob dieser Knalleffekt in Versform zum Abschluss, der sich nach Schillers Voraussage und Absicht gut verkaufte, nicht eher das Scheitern der *Horen* betonte als ihre Ambitionen, wäre noch zu fragen.<sup>509</sup> Die nachfolgende Forschung zog es überwiegend vor, die Position Goethes und Schillers als eine rein inhaltliche und kritiklos zu übernehmen.<sup>510</sup>

„Diese Geistesgesellschaft ist eine Orgel / wovon Goethe den Blasebalg tritt“  
Salon-Kritik in einer Satire auf die *Xenien*<sup>511</sup>

Interessant für die Rezeption der Berliner Salons sind die *Xenien* als *Horen*-Nachfolger insofern, als eine ihrer Gegenschriften sich nicht nur gegen die Verfasser, sondern explizit gegen die Berliner Goethefreunde richtete. In einer heute vergessenen Satire wird die Rezeption der Goethetexte in den Berliner Salons selbst Gegenstand der Kritik. Der so genannte *Mücken-Almanach* von

---

Gaben. Die ‚Xenien‘ Goethes und Schillers und ihre literarische Rezeption von 1796 bis in die Gegenwart, Tübingen 2005, S. I.

**506** Christian Schule: Die *Xenien*ritter, nach einer Zeichnung von Johann August Rossmaßler, 1797, Klassik Stiftung Weimar, Museen.

**507** Vgl. Nicolai 1797.

**508** Carl August Böttiger an Joachim Christoph Friedrich Schulz, 30. 10. 1796, in: Bode 1999, Bd. 2, S. 81.

**509** „Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr gierig danach greifen [...]“. Friedrich von Schiller an Wilhelm von Humboldt, 4. 1. 1796, in: Schiller 1992–2002, Bd. 12, S. 129

**510** Zu Recht weist Jost Hermand darauf hin, dass es leicht ist, im Nachhinein die Perspektive der literaturgeschichtlichen „Sieger“ einzunehmen, dass es Goethe und Schiller aber mehr ausgezeichnet hätte, wenn sie nicht so auffällig zugleich mit ihren Werken ihre Klassenprivilegien verteidigt hätten, gegen progressivere Autoren. Jost Hermand: Mit scharfer Klinge. Der *Xenien*-Krieg von 1796, in: ders.: Pro und Contra Goethe. Dichterische und germanistische Stellungnahmen zu seinen Werken. Bern [u. a.] 2005, S. 33–48, hier S. 37 u. 45.

**511** [anon.:] *Mücken-Almanach* für das Jahr 1797, Pest 1797, S. 120.

1797 ließ die *Xenien* als Mücken durch Deutschland reisen und ihre Erfahrungen beschreiben. Besonders warm und als Werk Goethes per se positiv aufgenommen wurden sie demnach in der Hauptstadt, und hier besonders bei den „Judengenossen“.<sup>512</sup> Die Satire imaginiert als Höhepunkt der *Xenien*-Rezeption eine persönliche Einladung an die *Xenien* von seiten einer Berliner „Göthe-Gesellschaft“ bzw. eines „Göthischen Clubs“, der vor übertriebener Gefühligkeit überfließt. Namen werden nicht genannt, aber die Zusammensetzung dieser Geselligkeit wird bezeichnend charakterisiert: „Plötzlich stürmet auf uns ein eine schreibende Haufe von Damen / Adlicher Referendärs, Juden und Gensd'armerie.“ So ist es nicht unerklärlich, dass zeitgenössischen Leser diesen Goethe-Club als jüdischen Salon identifizierten: „Hat man bei Ihnen keine Vermutung von wem der Mücken-Almanach sein kann? Hier tut er dem Goethe-Klub sehr weh. Alles zusammengenommen, sehe ich nun, dass die Ausfälle einer Gesellschaft gelten, die Madame Herz, Frau des jüdischen Arztes und Philosophen, noch vor Jahr und Tag alle Mittwoch regelmäßig hielt“.<sup>513</sup> Sander, der dies nach Weimar kolportierte, behauptete im selben Brief allerdings auch und fälschlich, dass Goethe bei seinem Berlinbesuch im Hause Herz vorbeigeschaut und Interesse für ihren „nicht unförmlichen Rumpf“ gezeigt hätte. Der *Mücken-Almanach* ist also nicht als Quelle für eine tatsächliche Goetherezeption in Berlin zu lesen, sondern als Hinweis darauf, dass man 1797 Berliner Juden mit zuviel Begeisterung für Goethe in Verbindung brachte, fälschlicherweise annahm, dass gewisse Salons pauschal alles von Goethe verehrten, und dass man Goethe mit seinen – vorgeblich exaltierten – jüdischen Verehrern verunglimpfen konnte.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die *Horen*, entsprechend ihrem Status als erstem publizistischem Großprojekt der Klassik, von der Berliner Salongesellschaft zeitnah und mit großem Interesse rezipiert wurden. Es gab mehrere personifizierte Kommunikationskanäle zwischen Berlin und Weimar, über die ‚Insiderinformationen‘ angefragt und gesendet wurden, oft waren die Berliner noch vor Erscheinen einer Ausgabe und vor öffentlichem Bekanntwerden der Entschlüsse der Herausgeber darüber informiert. Umgekehrt bestand seitens der Herausgeber großes Interesse an der Rezeption in Berlin und speziell der Salons, wobei negative Kritik zumeist dem veralteten oder schlechten Geschmack der Leser angelastet wurde. Die *Horen* im Ganzen hatten kaum

---

<sup>512</sup> Der Almanach ist, ohne erkennbaren inhaltlichen Zusammenhang, relativ antijüdisch: Berlin wird eingeleitet mit dem Vers: „Jude und Christ: Dort in den Strassen schreitet in gleichen Spondeen der Christe; Aber als Prosa läuft, hüpfet und kriechet der Jud.“ Und unter dem Vers „Judengenossen: Einigt sich Jude und Christ, da gibt es poetische Prose. Solch ein närrisches Ding kroch uns auch bald in den Weg.“ *Mücken-Almanach* 1797, S. 98.

<sup>513</sup> Johann Daniel Sander an Carl August Böttiger, 25. 3. 1797, in: Bode 1999, Bd. 2, S. 103.

den gewünschten pädagogischen Effekt auf den Geschmack einzelner Berliner Leser: Markus Herz blieb bei seiner persönlichen Achtung vor Schiller und ebenso bei seiner Kritik an dessen Schreibart in den *Horen*, Rahel Levin Varnhagen ließ sich in ihrer Wertschätzung Goethes durch ihre Enttäuschung über dessen *Unterhaltungen* nicht erschüttern, aber auch nicht abhalten von Kritik im Detail.

Humboldts *Horen*-Aufsätze wurde vom zeitgenössischen Publikum nicht die Bedeutung zugemessen, die ihnen post factum in der Geschlechterdebatte eingeräumt wurde. Sein Entwurf eines polaren Geschlechtermodells scheint zu der Zeit keine größere Diskussion ausgelöst zu haben, stattdessen lassen sich vermehrtes briefliches Kopfschütteln, ironische und spielerische Brechungen des Modells nachweisen. Humboldt, Schiller und Goethe fühlten sich mit diesem Projekt wie im Allgemeinen so besonders in Berlin unverstanden. Humboldt nahm infolgedessen lange Zeit davon Abstand, seine anthropologischen Theorien weiter zu bearbeiten. Schiller und Goethe revanchierten sich bei ihren literarischen Gegnern und dem uneinsichtigen Publikum mit ihren *Xenien*.

Ein Unterschied zwischen der Berliner und der allgemeinen Rezeption bestand am ehesten darin, dass sich in den hier untersuchten Briefwechseln kaum (sittliche) Empörung finden lässt, wie zum Beispiel in der Weimarer Reaktion auf Goethes *Elegien*.<sup>514</sup> Satirisierungen der klassischen Texte, wie etwa Schillers *Ode an die Freude* durch einen Chor der Berliner Freudenmädchen, nahmen die an den Salons Beteiligten überwiegend amüsiert zur Kenntnis: diesen Kuss der ganzen Welt.

## 5 Salons und Badeorte

Es ist kein Zufall, dass in einem Überblick zu den Orten der Salonkommunikation, also zu Orten, die stände-, berufs-, konfessions- und geschlechterübergreifende Begegnungen erlauben, drei Badeorte erwähnt werden. Nicht nur die Forschung hat lange Zeit Kur- und Badeorte als besonders kommunikative Orte definiert, da sie über eine ungewöhnliche Fülle an Kontaktmöglichkeiten verfügten. Bereits die zeitgenössischen Beobachter des geselligen Treibens in den

---

<sup>514</sup> Ähnlich verhält es sich bei den „Xenien“. Wohl nahmen einige Berliner den Fehdehandschuh auf, aber die in Weimarer Kreisen geäußerte Befürchtung, dass „das Maß des Schicklichen und Honetten“ überschritten sei und ein „gar zu übler, grober Ton in unserer literarischen Welt eingeführt“ werde, fand sich in Berliner Salonkreisen nicht, womöglich weil die spöttische Haltung Friedrich Nicolai gegenüber eher geteilt wurde. Vgl. Friedrich Schlichtegroll an Carl August Böttiger, 3. 10. 1796, in: Bode 1999, Bd. 2, S. 76.

Badeorten, die Gäste und ihre Besucher, berichteten von einer „Brunnen-Freyheit“.<sup>515</sup> Diese und ähnliche Wortschöpfungen<sup>516</sup> bezogen sich sowohl auf die mögliche Frequenz der Bekanntschaften als auch auf das Interesse der Beteiligten, außerhalb ihrer üblichen Gesellschaftskreise Kontakte zu knüpfen. Es ist anzunehmen, dass in dem Maße, wie im Laufe des 18. Jahrhundert das gesellschaftliche Kur-Leben den reinen medizinischen Effekt als Hauptattraktion eines Badeaufenthaltes ablöste, potentielle neue Kontakte zunehmend ein Motiv wurden, „ins Bad zu fahren“. Im Zusammenhang mit den jüdischen Salonièren ist zu fragen, bis zu welchem Grad diese „Brunnenfreyheit“ auch für sie galt und ihnen dazu dienen konnte, neue Bekanntschaften zu schließen. Welchen Effekt hatte der Besuch dieser „Laboratorien bürgerlicher Gesellschaft“ für die Berliner Salonièren?<sup>517</sup>

Um den Laborcharakter zu ermessen, ist zwischen den ideellen Erwartungen und Vorgaben einerseits – dem Bild der Badeorte als soziale Treffpunkte, wie es bereits in zeitgenössischen Werbeschriften für Badereisen und in der

---

**515** „Brunnen-Freyheit. Herr Lessing ist hier und ich befinde mich wohl.“ Justus Möser an Thomas Abbt, 5. 7. 1766, in: ders.: Briefwechsel. Neu bearbeitet von William F. Sheldon in Zusammenarbeit mit Horst-Rüdiger Jarck, Theodor Penners und Gisela Wagner, Hannover 1992, S. 409. Der hier auf Pyrmont bezogene Begriff wurde zwar nicht einhellig verwendet, das Thema war aber in Briefen aus Kurorten im späteren 18. Jahrhundert kontinuierlich präsent. Vgl. Brigitte Erker: „Brunnenfreiheit“ in Pyrmont. Gesundheit und Geselligkeit im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. in: Raingard Eßer / Thomas Fuchs (Hrsg.): Bäder und Kuren in der Aufklärung. Medizinaldiskurs und Freizeitvergnügen (Aufklärung und Europa, Bd. 11), Berlin 2003, S. 53–98.

**516** Es wurde u. a. auch von „Brunnenprivilegium“ und „Brunnengesundheit“ gesprochen. Vgl. als aufschlussreichen ‚Originalton‘: Alfred Schröcker (Hrsg.): Die wahre Brunnenfreiheit. Das Kurtagebuch des Johann Christian Kestner vom 9. bis 30. Juli 1765 in Bad Rehburg, Hannover-Laatzten 2005, bes. S. 16, 20, 30.

**517** Dabei muss man einen Unterschied machen zwischen den Anfangsjahren der Salons, in denen Badeaufenthalte dazu nützen konnten, den Bekanntenkreis zu erweitern, und den Badeaufenthalten von Frauen, die in der Gesellschaft bereits etabliert waren und sich hier womöglich von ihren Verpflichtungen erholen wollten. Kaum in diesem Zusammenhang betrachtet wurde ein Traum Rahel Levin Varnhagens, die 1825 schrieb: „Es kann uns nie in Verlegenheit setzen, wenn wir nur wir sein sollen; aber wohl, wenn wir unsere Maske vorstellen müssen! [...] Das fiel mir von neuem bei der Vorstellung ein, wie ich mich in einem Orte, zum Beispiel in einem fremden Bade, ganz getrost befinden könnte, mit dem geringsten Anzuge, [...] nur auf dem Umgang der Leute beschränkt, mit denen man wahrhaft zu tun hat, oder Bauersleute oder dergleichen. [...] es müsste kein Bekannter dort sein. Der wollte doch schon, daß ich ferner nach meiner vorigem ihm bekannten Maske leben soll.“ Rahel Levin Varnhagen, Tagebucheintrag 19. 6. 1825, in: Kemp 1979, Bd. IV, S. 274. Der Begriff Laboratorium nach: Ute Lotz-Heumann: Kurorte im Reich des 18. Jahrhunderts – ein Typus urbanen Lebens und Laboratorium der bürgerlichen Gesellschaft: Eine Problemskizze, in: Eßer / Fuchs 2003, S. 15–36, bes. S. 25 ff.

diesen folgenden Sekundärliteratur bis heute entworfen wurde – und der tatsächlichen Infrastruktur andererseits, den Treffpunkten und Ritualen der jeweiligen Kurorte, zu unterscheiden.<sup>518</sup> Das Verhältnis zwischen beidem wird im Folgenden an den drei Badeorten untersucht, die 1794/95 von den Berliner Jüdinnen aufgesucht wurden: Bad Freienwalde (5.1.) sowie Teplitz und Karlsbad (5.2). Nach einer topografischen und inhaltlichen Rekonstruktion des als einschneidend geltenen Zusammentreffens mit Goethe (5.3.) wird nach den Konsequenzen dieser Begegnung (5.4.) und abschließen nach den Analogien zwischen Salon und Badeort (5.5.) gefragt.

Obwohl verschiedene Disziplinen sich des Themas „Kurort“ und besonders „Kurgesellschaft“ angenommen haben und Arbeiten aus der Sozial-, Kur- und

---

**518** Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts formierte sich in Briefen, Reiseberichten und Zeitschriften ein Diskurs über die Frage, an welchem Kurort die Kurgesellschaft dem Ideal, Kontakte zwischen Adel und Bürgertum zu befördern, überhaupt nahekam. Beispielsweise war Pyrmont „verschrien“ wegen seiner „Distinction“. S. ausführlich Erker 2003, bes. S. 87–9. Die Frage, inwieweit der Umgang zwischen Gästen jüdischer und christlicher Herkunft durch Badeorte befördert wurde, wurde hingegen kaum öffentlich diskutiert und, abgesehen von biografischen Einzeluntersuchungen, wenig in der Forschung bearbeitet. Zur Perversion dieser Zusammentreffen, dem so genannten „Bäder-Antisemitismus“ als Phänomen des späten 19. und 20. Jahrhunderts s. Frank Bajohr: „Unser Hotel ist judenfrei“. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 2003. In dem aktuellsten Forschungsüberblick zum Thema Badeorte in der Neuzeit werden Überlegungen wie „Inwieweit hatten Kurorte ‚Emanzipationsfunktionen‘ für Frauen und Juden?“ als aktuelle Forschungsfrage formuliert. Lotz-Heumann 2003, S. 27. Bis heute kaum untersucht ist der ‚Ort‘ bedürftiger Kranker im Badewesen. Mit einem Blick auf die Kosten schon ist nicht zu bestreiten, dass die Kur um 1800 ein elitäres Phänomen war. So zeigt ein zeitgenössischer Bericht aus England, dass der wöchentliche Verbrauch von Mehl zum Haarepudern in Bath 600 städtische Arme hätte ernähren können. Bath Chronicle, 20. 1. 1790, in: Erker 2003, S. 98. In der Forschung ist der Grad, bis zu dem Kurorte gesellschaftliche Freiräume schufen, heute umstritten. Die Umsetzung der „Brunnen-Freyheit“ wird zunehmend hinterfragt. Es gibt euphorische Werbesätze wie „Der Mensch wird im Bad gereinigt [...], seine Glieder lösen sich, im Bade löst sich aber auch seine Zunge, er wird dort zum homo socialis. Badgeschichte ist also im weitesten Sinne auch Kulturgeschichte, oft mit definitiver politischer Konsequenz!“ Otfried Pustejovsky, Politik und Badeleben, in: Große Welt reist ins Bad. 1800–1914. Baden bei Wien, Badgastein, Bad Ischl, Franzensbad, Karlsbad, Marienbad, Teplitz, München 1980, S. 18–23, hier S. 18. Lotz-Heumann hingegen nennt das Bild von der „gelockerten Moral und der nachlässig praktizierten Religiosität“ in Kurorten „ein häufig wiederholtes Klischee, das es zu prüfen gilt.“ Lotz-Heumann 2003, S. 27. Einen kaum beachteten, aber sehr interessanten Ansatz bietet der Aufsatz von György Sebestyen über Unnatur in der Kur, versinnbildlicht in der Kurpromenade. György Sebestyen: Die Kurpromenade oder die Erfindung der Kunstnatur, in: Große Welt reist ins Bad, S. 36–43. Demnach entwickelten Kurgäste „eine ganze Reihe an Kunstgriffen, um natürlich zu erscheinen“. Die Kur wird eine „theatralische Darbietung“, der Kurort ein künstlicher Raum. Ebd., S. 36 ff.





**Abb. 13:** Treffpunkt Badeort – Trinkhalle in Teplitz (K.G.T Faber, 1822).

Stadtgeschichte vorliegen, ist die Kurstadt im deutschen Sprachraum anders als in der englischen Forschung die „spa town“ noch nicht zum eigenständigen Untersuchungsgegenstand geworden.<sup>519</sup> Der Badeort teilt mit dem Salon neben potentiellen strukturellen Ähnlichkeiten das Schicksal des „multidisziplinären Zugriffs“ bei „unübersichtlicher Forschungslage“.<sup>520</sup> Noch im jüngsten Forschungsüberblick zum Thema charakterisiert Ute Lotz-Heumann die Literaturlage zu Badeorten um 1800 als überwiegend von lokalgeschichtlichen oder populärwissenschaftlichen Arbeiten geprägt.<sup>521</sup> Für Detailfragen zum Kurleben

**519** Insbesondere Badereisen(de) des 18. Jahrhunderts werden in Gesamtdarstellungen zur Badegeschichte wie auch zur Bürgertumsgeschichte nur am Rande thematisiert. Bezeichnend sind Periodisierung und Begrifflichkeit: Die meisten Arbeiten gehen davon aus, dass im 18. und 19. Jahrhundert die Funktion des Badeorts als gesellschaftlicher Treffpunkt die des Heilbades zunehmend in den Schatten stellte; die Datierung dieser Wende ist höchst unterschiedlich und kaum belegt.

**520** Reinhold P. Kuhnert: *Urbanität auf dem Lande. Badereisen nach Pyrmont im 18. Jahrhundert*, Göttingen 1984, S. 20. Die Bibliografie zur Geschichte des Badewesens, die Kuhnert eintrug, existierte 2010 immer noch nicht.

**521** Während Pyrmont auch für die Aufklärungszeit als gut erforscht gelten kann, gibt es zu Karlsbad oder Teplitz im 18. Jahrhundert keine neueren Arbeiten. Zur Badepraxis um 1800 allgemein vgl. Christina Kröll / Hartmut Schmidt: *Bäderkunde und Badepraxis in der Goethezeit*, in: Jörn Göres (Hrsg.): *„Was ich dort gelebt, genossen ...“*. Goethes

in Karlsbad, Teplitz und Freienwalde sind immer noch die Primärquellen aus der Zeit um 1800 am verlässlichsten, Stadtführer ebenso wie Texte der expandierenden Balneologie, Badekunde, und nicht zuletzt Tagebücher und Reiseberichte von Kurenden, wie zum Beispiel die Schriften der Zeitgenossin Elisa von der Recke.<sup>522</sup> Für die hier interessierenden Badeaufenthalte der Berliner Salonièren und zu ihrer Begegnung mit Goethe können mehrere, allerdings überwiegend berichtende und ausmalende Darstellungen der ‚Badebiografie‘ des Dichters herangezogen werden. Erinnerungen der Salonièren an diesen Aufenthalt gibt es leider kaum. Wesentliche Quellen sind daher auch hier Primärquellen Dabeigewesenesener.<sup>523</sup>

## 5.1 Freyenwalde

Bad Freyenwalde, im 18. Jahrhundert noch als Freyenwald(e) bekannt, gilt als das älteste Bad in der Mark Brandenburg.<sup>524</sup> Zugleich war es zu dieser Zeit die Berlin nächstgelegene Kurmöglichkeit, 50 km oder sieben preußische Meilen nordöstlich der Hauptstadt im Oderbruch gelegen, in einem Tagesritt oder einer Tagesfahrt zu erreichen. Markus Herz berichtete beispielsweise seiner Mutter 1800 von seiner Fahrt ins Bad: „[...] in der Landsberger Straße schlug es Zehn, und um halb 7 war ich vor meiner Thüre hier“.<sup>525</sup>

Als Treffpunkt war die Stadt als solche, nur zehn Straßen groß, für Berliner Besucher weniger interessant. Auch von der jüdischen Gemeinde Freyenwaldes lassen sich keine nachweisbaren Verbindungen zur Berliner Salongesellschaft

---

Badeaufenthalte 1785–1823. Geselligkeit, Werkentwicklung, Zeitereignisse, Königstein 1982, S. 13–53.

**522** Besonders anschaulich für den Badebetrieb sind beispielsweise: Konrad Anton Zwielerin / Karl Gottlob Kühn: Taschenbuch für Brunnen- und Badegäste 1794, Leipzig 1794, sowie David Becher: Neue Abhandlung über das Karlsbad. Von David Becher, der Arzneikunst Doktor. Leipzig: 1789. Vgl. Werner 1927.

**523** Vgl. zum Beispiel Göres 1982. Arbeiten aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert dienen oft vor allem dazu, die Bindung des „Großen“ an die Stadt zu dokumentieren. Vgl. Eduard Hlawacek: Goethe in Karlsbad. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage von Dr. Viktor Ruß, Karlsbad [u. a.] 1883; Victor Karel: Goethe im Egerland. Sein Leben, Forschen und Dichten in den Egerländer Weltbädern. 1785–1823 (Bücher der Heimat, Bd. 34), Altötting 1949. Zum Forschungsstand die Badeaufenthalte der Salonièren betreffend vgl. 5.3.

**524** Noch heute nennt sich die Stadt selbst auch „bedeutendster märkischer Badeort“. 1316 wurde „Frienwalde“ erstmals urkundlich erwähnt. Eine Heilung durch hiesiges Quellwasser wird 1683 erstmals nachgewiesen. Seit 1924 darf sich die Stadt Bad nennen.

**525** Markus Herz an „die Frau Doctorin de Lemos“, 1. 7. 1800, in: Landsberg 2000, S. 158. Eine solche Reise war nicht wenig anstrengend. Herz fuhr fort: „[...] ich habe gefroren wie ein Hund, geträuft wie eine Katze und nur Toback geraucht wie ein Mensch.“ Ebd.



ziehen.<sup>526</sup> Vielmehr sind es zwei höchst unterschiedliche Bauwerke Freienwaldes, die als für die Salongesellschaft wesentliche Orte benannt werden müssen: der Gesundbrunnen und das Alaunwerk.<sup>527</sup> Da sowohl diese Sehenswürdigkeiten als auch die Stadt selbst in Arbeiten zu der Zeit wenig, in Biografien Rahel Levin Varnhagens überhaupt nicht erwähnt werden, wird der für Salonkommunikation nicht unwesentliche Badebetrieb in dieser Arbeit am Beispiel Freienwaldes erläutert.

### Im „schönsten Bade-Schwindel“ – Gemischte Gesellschaft im Kurort?

Doch leb' ich recht artig mit den Leuten hier, denn sie sind sehr gütig gegen mich;  
und Sie wissen, wie ich auf antworten halte,  
und was ich für ein geselliger Hund neben meiner Tadelsucht bin.  
Rahel Levin Varnhagen aus Freienwalde, 1794<sup>528</sup>

Auf den Kurreisen berühmter oder besonders wohlhabender Reisender um 1800 wurde Bad Freienwalde nicht eingeplant. Es ist anzunehmen, dass der Ort Ende des 18. Jahrhunderts das war, als das ihn Theodor Fontane noch 70 Jahre später beschrieb: ein „märkisches Bad“, dessen Gäste überwiegend „märkische Nachbarn, *Fremde aus nächster Nähe*“ waren.<sup>529</sup> Die Materiallage zum Kur- und Gästebetrieb Freienwaldes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist dürftig und besteht für diesen Zeitabschnitt aus überwiegend thesenartigen Texten. Stadthistoriker halten es zum Beispiel für unwahrscheinlich,

**526** In Bad Freienwalde lässt sich jüdisches Leben spätestens seit 1674 nachweisen. 1786 berichtet Nicolai von 1.863 Einwohnern, darunter 187 Juden. Nicolai 1786, Bd. 3, S. 1066. Zur jüdischen Gemeinde vgl. Reinhard Schmook: Bad Freienwalde, in: Irene Dieckmann / Julius H. Schoeps: Wegweiser durch das jüdische Brandenburg, Berlin 1995, S. 16–21.

**527** Mit Gesundbrunnen wurden, im Gegensatz zu den Thermen, die so genannten kalten Quellen bezeichnet, die etwa ab dem 16./17. Jahrhundert genutzt wurden. Alaun, chemisch Kalium-Aluminumsulfat, wurde als Gerbstoff und zum Fixieren von Farbstoffen auf Gewebe verwendet. Es wurde aus Alaunschiefer gewonnen und seit 1717 in Freienwalde in Stollen abgebaut.

**528** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 15. 7. 1794, zit.: nach BdA I, S. 76. „Bade-Schwindel“ im selben Brief, ebd., S. 73.

**529** Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Zweiter Teil: Das Oderland. Barnim-Lebus, hrsg. von Gotthard Erler und Rudolf Mingau (Theodor Fontane. Große Brandenburger Ausgabe. Wanderungen durch die Mark Brandenburg, 2), Berlin 1997 S. 51. „Freienwalde ist kein Roulette- oder Equipagenbad, [...] am wenigsten ein Bad der fünfmal gewechselten Toilette. [...] hier wird noch *gefrühstückt*, hier sucht noch kein grüner oder schwarzer Tee die alte Herrschaft des Morgenkaffees zu untergraben.“ Ebd. Hervorhebung im Original.

dass sich zu dieser Zeit bereits Juden unter den Badegästen befanden, was jedoch schon durch die Kuraufenthalte Rahel Levin Varnhagens 1793 und 1794 belegt ist, im letzten Jahr begleitet von ihrem Bruder, besucht von Sophie Meyer Fränkel. 1795 kamen Friederike Liman, Hitzel Fließ Boye Sparre und Henriette Mendelssohn zum Baden in die Stadt.<sup>530</sup> Allerdings ist die Vermutung, dass Personen nach ihrer Herkunft ausgeschlossen gewesen sein könnten, nicht unberechtigt, da die Polizeiordnung von Pyrmont zur selben Zeit Juden und Christen gemeinen Standes von den Hauptorten des Badens abhielt.<sup>531</sup>

Um einen Eindruck vom Badebetrieb der 1790er-Jahre zu gewinnen, muss man die Bade-Reglements, zeitgenössische Stadtbeschreibungen, die überwiegend im aufklärerisch-sachlichen Stil gehalten sind, und die Briefe der Gäste nebeneinander lesen.<sup>532</sup> Welche Formen und Orte der Kommunikation, welche Ansätze einer gemischten Gesellschaft waren in Freienwalde 1793 und 1794 möglich?

Der Gesundbrunnen, bestehend aus mehreren namhaften Quellen, „2302 Schritt oder 4604 preußische Fuß“ vom Stadtzentrum entfernt, war über eine Allee zu Fuß zu erreichen, ein Spaziergang, der Gästen aller Stände und Schichten nahegelegt wurde.<sup>533</sup> Den Ablauf des Kuraufenthaltes und die Vorschriften für das Miteinander „auf“ dem Brunnen waren in Brunnenreglements niedergelegt.<sup>534</sup> Als weitere öffentliche Lustbarkeiten neben dem Gang zum Brunnen werden die Promenaden oder unter freiem Himmel dargebotene Musik erwähnt. „Da zur Aufmunterung der Brunnen- und Badegäste die

---

**530** Briefe Rahel Levin Varnhagens mit Bezug zum Kurbetrieb und dem Absender Freyenwalde wurden bereits 1834 gedruckt. Vgl. GW I, S. 58–60 und 73–81. Die Information zu Ludwig Robert nach: Consolina Vigliero, „Setzen sich da Polonius und Pilades und Iphigenie (Vater Freund und Schwester) hin und schreiben an Ludwig Robert.“ Der Briefwechsel von Rahel Levin Varnhagen und Ludwig Robert, in: ERLV II, S. 911–942, hier S. 939. Alle anderen nach Bosold 1996, S. 21–29. Der Hinweis auf Sophie Meyer Fränkel nach: Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 25. 7. 1794, ungedruckt, BA V.

**531** Die „Polizeyordnung“ von 1795 regulierte die Zeiten für Arme, Juden und Christen gemeinen Standes und hielt sie von den gesellschaftlichen Hauptorten fern. Erker 2003, S. 70.

**532** Die in den Jahren von Rahel Levin Varnhagens Aufenthalt günstigen Bestimmungen lassen sich aus dem Brunnenreglement von 1792 ablesen. Gästelisten, wie sie aus anderen Orten und vor allem aus dem späteren 19. Jahrhundert überliefert sind, gab es noch nicht.

**533** Thomas Philipp von der Hagen: Beschreibung der Stadt Freyenwalde, des dasigen Gesundbrunnens und Alaun=Werks. Aus Urkunden und glaubhaften Nachrichten zusammengetragen. Mit vielen Kupfern, Berlin 1784, S. 56.

**534** Reglement für den Gesundbrunnen zu Freienwalde. De dato Berlin, den 24. April. 1792, Berlin 1792. Ich danke dem Oderlandmuseum Bad Freienwalde für das Zusenden des Dokuments als Bilddatei.

Musik gut beitragen kann“, wurde eine „Musikeinrichtung“ installiert, für die – aus nicht näher bezeichnetem Grund – jeder Mann acht und jede Frau vier Groschen zu zahlen hatte. Dafür wurden von der Stadt Musikanten bezahlt, die auf dem Platz vor dem Brunnen und bei der Mittagstafel aufspielten.<sup>535</sup>

Im Vordergrund des Kuraufenthaltes standen auf Empfehlung der Badedirektion jedoch das Baden und die Ruhe. Für die Gemütsruhe der Gäste wurden das „Tobackrauchen“ und ein Seitengewehr zu tragen bei Strafe verboten. (Mit dem Seitengewehr wurde zugleich ein Adelsprivileg aus diesem Kurort entfernt.) Zänkereien anzufangen oder sich darauf einzulassen, wurde mit Geldstrafe belegt, Feuerwerke und Schoßhündchen brauchten Genehmigungen. Als Unterkunftsmöglichkeiten werden, in dem Reiseführer, der Rahel Levin Varnhagens Aufenthalt zeitlich am nächsten liegt, für Gäste unterschiedliche Möglichkeiten erwähnt. Nachdem die Gäste sich beim Brunnen-Oekonomie-Inspector gemeldet und ihren Gesundheitszustand beim Brunnen-Medicus „angezeigt“ hatten, konnten sie in einem der beim Brunnen gelegenen Gästehäuser, dem Kurhaus oder dem so genannten Fürstenhaus, in Privatquartieren in den Bergen oder in der Stadt Wohnung nehmen.<sup>536</sup>

### **Schichten und Stände im märkischen Badebetrieb**

Theoretisch waren alle der Kur Bedürftigen, unabhängig von der Herkunft, zum Badebetrieb zugelassen. Tatsächlich war aber bis zum Jahr 1794 die 1706 erstmals eingeführte Badeordnung durch Reglements mehrfach differenziert und verschärft worden. Hatte der Große Kurfürst Arme noch in beschränktem Maße beim Gesundbrunnen eingeplant,<sup>537</sup> wurden sie später von den Anlagen überwiegend ferngehalten und nur mit Attest zugelassen, für dieses Arrangement zahlten die wohlhabenderen Gäste eine Abgabe.<sup>538</sup> Eine 1792 einge-

---

**535** Reglement für den Gesundbrunnen 1792, § 3. Sofern nicht anders erwähnt, sind die Regelungen für Freienwalde diesem Text entnommen.

**536** Von der Hagen 1784, S. 59. Eine hier angefügte Statistik zeigt, dass Freienwalde anno 1779 z. B. 239 Gäste hatte, „als in der Stadt logiret 59, bey dem Brunnen 180.“ Ebd., S. 62. Leider macht Rahel Levin Varnhagen weder für sich noch für ihre Freundinnen eine Angabe zur Unterkunft.

**537** Ein Kupferstich aus dem Jahr 1785 zeigt noch ein „Armenhaus oder Lazareth“ in der Nähe des Gesundbrunnens. G. F. Schleuen: „Prospect des Gesund Brunnens Bei Freienwalde an der Oder“, Sammlung Dr. Denk, Verlag Rainer Schönbach, Bad Pyrmont.

**538** Fontane berichtet, dass die Gegenwart des Kurfürsten und zu erwartende Wohltaten anfangs große Anziehungsfaktoren für den Gesundbrunnen gewesen seien. Im Jahr 1685, ein

führte Kurtaxe, das so genannten „Ökonomie-Geld“ von drei Reichstalern pro Person wird den Kreis der Badbesucher weiter eingeschränkt haben. Die Differenzierung des Badereglements wurde allerdings von der Lockerung der religiösen Vorschriften begleitet.<sup>539</sup>

Für den Badebetrieb als solchen wird keine strikte Trennung nach Stand und Schicht, wohl aber unterschiedliche Badegewohnheiten überliefert, etwa dass die „Vornehmeren“ ihr Bad in ihrem Zimmer nähmen und dass Leute vom „gewöhnlichen Stand“ das Bad am Brunnen nutzten.<sup>540</sup> Rahel Levin Varnhagen spricht in den Briefen davon, „auf den Brunnen“ zu gehen, sie scheint also das Gemeinschaftsbad genutzt zu haben.<sup>541</sup> Während des Bades selbst war die Kommunikation aber eingeschränkt, da die Gäste zwar im selben Gebäude, aber in 16 einzelnen hölzernen Kabinen kurten. Eher wird der Gang zum Brunnen selbst Gelegenheit zur Kommunikation gegeben haben.

Wenn es Rahel Levin Varnhagen und Friederike Liman, wohlhabenden jüdischen Kaufmannstöchtern, möglich war, zahlreiche neue Bekanntschaften, darunter einige adliger Herkunft, zu machen, lag es vermutlich, neben der baulichen Dichte der Stadt, an einer spezifischen Bade-Ort-Einrichtung, der Gast-Tafel oder „allgemeinen Tafel“. Dabei handelte es sich um eine Art öffentlicher Mittags- und Abendtafel, für die sich jedermann anmelden konnte bzw. sollte, denn selber kochen zu lassen war nicht gestattet.<sup>542</sup> Ein „Oekonom“ nahm die Anmeldungen entgegen und reservierte die Plätze in der Reihenfolge der Meldung. Je früher man anreiste, desto weiter oben saß man. Es wurde nicht nach Rang und Titel platziert. Ein „Tafeldeckler“ legte Namenszetteln auf die Plätze und sorgte dafür, dass die Sitzordnung eingehalten wurde. Diese

---

Jahr nach der offiziellen Anerkennung als Badeort, seien 1.500 Gäste in Freienwalde gewesen, für die ein eigener Brunnenkoch engagiert worden sei. „Was diesen letzteren angeht, so hatte er die Verpflichtung, für anderthalbe Silbergroschen ein ‚gutes Mittagbrot‘ zu liefern. Freilich nur für die Armen. Der Kurfürst tat in allem, was er konnte.“ Fontane 1997, S. 70

**539** Das Brunnen-Reglement von 1706 hatte noch regelmäßige Betstunden vorgeschrieben und verfügt: „Keiner soll wegreisen, bevor er angedeutet, wie er sich befinde, was für Besserung er vermerke, und Gott danken lasse.“ Brunnen-Reglement 1706, in: Hagen 1784, S. 123 f., hier: 123. Spätere Reglements enthalten keine Bezüge zum Kirchenbesuch. 1792 ist von einem öffentlichen Gottesdienst am Brunnen die Rede.

**540** Hagen 1784, S. 61.

**541** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 23. 7. 1793, in: GW I, S. 58.

**542** Die „Vorschriften für diejenigen welche auf dem Gesundbrunnen zu Freienwalde an der allgemeinen Gasttafel speisen, und für ihre Bedienung“ wurden von der königlich preussischen Regierung erlassen und ausgehängt. Ein gleichnamiger Aushang, aus dem Jahr 1825, ist im Archiv des Oderlandmuseums überliefert. Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Ordnung für die Tafel im Brunnenreglement festgelegt.

Maßnahme diene explizit der Lockerung der gesellschaftlichen Umgangsformen, denn, so formulierte die Direktion: „Keinem billigen Brunnengast kann die Bemerkung entgehen, dass, wenn er auf die Vorrechte seines Ranges und Standes strenge besteht, ihm dadurch das gesellschaftliche ungezwungene Leben auf dem Brunnen selbst entzogen wird“.<sup>543</sup>

Rahel Levin Varnhagen schrieb mehrfach davon, „bei Tische“ jemanden gesprochen, oder auch nur „gesehen“ zu haben, was für einen Platz an dieser großen Gast-Tafel spricht.<sup>544</sup> Die Möglichkeit, öffentlich an einer Tafel zu essen, gab es zwar auch in anderen Badeorten, allerdings war der Zugang keineswegs immer allgemein, die Gäste nicht notwendig gemischt. Johanna Schopenhauer berichtete beispielsweise aus Pyrmont von der Möglichkeit, sich eine Frühstückstafel im Freien „etablieren“ zu lassen. Hier saßen aber die Bürgerlichen und die Hofgesellschaft an getrennten Tischen, konnten einander nur beobachten.<sup>545</sup>

Generell vermitteln die Briefe der Berliner jüdischen Frauen einen Eindruck davon, dass es in Freienwalde besonders unkompliziert war, Personen höheren Standes kennenzulernen und gemeinsame gesellige oder gesellschaftliche Ereignisse zu planen.<sup>546</sup> In der überschaubaren Stadt lernte man viele als

---

**543** Reglement für den Gesundbrunnen 1792, § 16.

**544** Vgl. Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 25. 7. 1794, dies ungedruckt, SV 38. Sie habe eine Marie noch nicht kennengelernt, obwohl sie einmal bei Tisch neben ihr saß, denn „sie schien mir ein bischen ängstlich an ihre *coterie* gefesselt.“ Auch am Spieltisch konnte man sehen oder übersehen, so heißt es im selben Brief „l'abé Hatzfeld wie ihn viele nenen war Gestern, mit Fr: v: Wolff Mam Beisson Zesar Pauline und Hr: v: Kat hier, er spielte aber so l'ombre daß er uns *neben sich* nicht sah.“ Diese Stelle in: Hahn / Bosold / Isselstein 1998, S. 170.

**545** Sie saß mit ihren Bekannten an einer Tafel, in Sichtweite einer anderen, der die Herzogin von Braunschweig präsierte: Sie „ergötzte es nicht wenig, das, was in jener uns ganz neuen Hofatmosphäre vorging, wie ein Schauspiel zu betrachten.“ Eine gemeinsame adlige Bekannte bot sich als Vermittlerin an, mit dem Hinweis, „dass an Orten wie diesem auf Hofetikette nicht so strenge gehalten werde, [...] wir hätten nichts weiter zu tun“, setzte sie hinzu, „als nach dem Rock oder der Hand der Herzogin uns zu bücken, um sie zu küssen“. Schopenhauer, Kaufmannstochter aus der Freistadt Danzig, berichtet, dass diese Bedingung ihr „republikanisches Blut“ in Wallung gebracht hätte: „[...] mit blitzenden Augen und zornbewegter Stimme erklärte ich, dass ich für meine Person unter solchen Bedingungen der mir zugedachten Ehre entsagen müsste.“ Johanna Schopenhauer: Im Gedränge der Zeiten, im Gedränge der Welt. Jugenderinnerungen, Tagebücher, Briefe, Husum 2000, S. 198 f. Der Besuch in Pyrmont fand 1787 statt.

**546** Wobei diese Details allerdings in den gedruckten Versionen nicht immer überliefert sind. So ist z. B. der oben erwähnte Brief, in dem Rahel Pauline Cesar oder Hatzfeld erwähnt, im BdA auszugsweise gedruckt, ohne die Namen und ohne Hinweis darauf, dass es Auslassungen gibt. GW I, S. 79 ff.

## §. 15.

Kein Badegast soll bei der allgemeinen Tafel, oder auch wenn er Unpäßlichkeit halber auf seiner Stube speist, das Tischgeräth beschädigen, auch dafür stehen, daß solches durch seine Leute nicht geschehe, widrigenfalls er den Schaden ohne Anstand baar ersetzen muß. Diejenigen, welche gewöhnlicherweise auf ihren Stuben speisen, müssen sich ihr eigenes Tischgeräth halten, und die Speisen mit ihren eigenen Menagen oder ihren eigenen Tellern und Schüsseln abholen lassen. Bei einzelnen seltenen Fällen, als Unpäßlichkeit u. dgl. wird aber das Tischgeräth von dem Koch gegeben. Uebrigens wird alles willkürliche Kochen des Mittagessens auf den Brunnengebäuden den Gästen hiemit untersagt, weil der unangenehme Geruch und der Rauch den übrigen Gästen sonst nachtheilig fällt; wogegen den Badegästen unbenommen bleibt, des Abends eine Suppe, ein Gericht Fische oder Krebse in den Kaminen ihrer Stuben sich zubereiten zu lassen. Sollte inzwischen jemand seine ganz eigene Menage zu machen notwendig halten; so soll ihm dieses zwar auch nachgelassen werden; dagegen muß ein solcher Brunnengast oder Badegast wöchentlich einen Thaler acht Sgr. zur Brunnens-, Oekonomie-, Casse pränumerando bezahlen, weil außerdem diese nicht würde bestehen können. Derjenige aber, welcher sich dieser Freiheit bedienen will, muß die Anordnung treffen, daß das Kochen in den Kaminen der Stuben, nicht aber in den Gängen und auf den Fluren geschieht, damit die andern Brunnengäste dadurch nicht belästigt werden. Jede Uebertretung dieser Vorschrift wird mit acht Groschen bestraft. Jedem Brunnengast, nicht aber einem Fremden, der nur zufällig auf dem Brunnenspeise, steht es frey, sich im allgemeinen Speisesaal von seinen Bedienten aufwarten zu lassen, auch wenn er es für gut findet, jedesmal sein eigenes Couvert an den Tafeldecker zur Besorgung zu schicken, oder, wenn er dieses nicht will, die für ihn bestimmte Serviette durch ein Zeichen in der Art kenntlich zu machen, daß sie nicht mit andern verwechselt werde.

Wenn aber die Bedienten an dem Tischgeräth etwas verderben, vernichten oder gar entwenden; so muß die Herrschaft den Schaden sofort baar ersetzen, und der Bediente, welcher aus Absicht etwas verdirbt oder gar entwendet, von dem Brunnengerichte zur Untersuchung und Strafe gezogen werden. Solche Bedienten müssen, wenn die Brunnens-Direction es verlangt, weggeschafft, wenigstens von der Aufwartung ausgeschlossen werden. Diejenigen Bedienten, welche bei dem Auf- und Abtragen der Speisen etwas davon zu sich nehmen oder entwenden, sollen gebührend bestraft werden, da für den Tisch der Domestiken jetzt hinreichend gesorgt ist. Die von der Brunnens-Direction bestellte Bedienten müssen vorzüglich für die Aufwartung der nicht mit Bedienten versehenen Brunnengäste und Fremden besorgt seyn. Die Bedienten der Brunnengäste müssen sich übrigens aller vermeinten Hülfsleistungen bei dem Decken und Abnehmen der Tafel enthalten, und wenn etwas fehlt, als Teller, Böffel, Gläser u. s. w. sich solches nicht selbst vom Schenkstisch holen, sondern von dem dazu beständig bei dem Schenkstisch sich aufhaltenden Brunnens- Bedienten abfordern und geben lassen.

## §. 16.

Keinem billigen Brunnengast kann die Bemerkung entgehen, daß, wenn er auf die Vorrechte seines Ranges und Standes streng besteht, ihm dadurch das gesellschaftliche ungewollte Leben auf dem Brunnens selbst entzogen wird. Aus dem Grunde wird jeder Freund eines solchen ungenirten Vergnügens es gern billigen, wenn das bisherige eigenbeliebige Beschlagen der Plätze an dem Tische bei acht Groschen Strafe auf jeden Fall untersagt wird, zumal solches den Bedienten zu manchem Unfug und Zankereien über den Vorzug ihrer Herrschaften Gelegenheit giebt. Um daher hierunter allen Schwierigkeiten vorzubeugen, sollen die Brunnengäste nach ihrer Ankunft auf dem Brunnens, sie mögen dort oder in der Stadt oder Vorstadt wohnen, wenn sie gewöhnlich auf dem Brunnens speisen, welches sie sogleich zu erklären haben, ihre Plätze bei der Tafel einnehmen, dergestalt, daß der Tafeldecker auf jedes Couvert einen Zettel mit dem Namen des Brunnengastes hinlegt.

Wern

Abb. 14: Auszug aus dem Brunnensreglement für Freienwalde ...



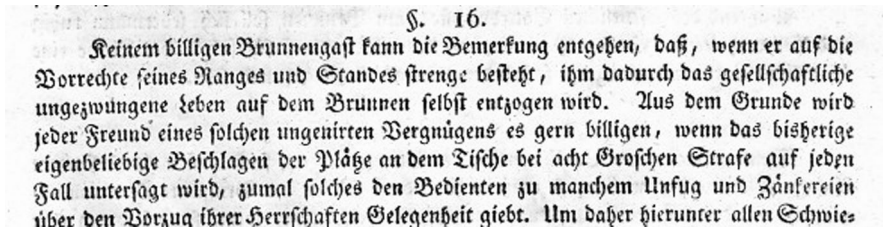


Abb. 15: ... mit der Bemerkung zur Wahrung der Standesgleichheit, 1792.

Nachbarn kennen, Hausgemeinschaften machten Ausflüge. Hitzel Fließ Boye Sparre erwähnte, dass sie mit einer Frau von Hacka in einem Haus wohne, Rahel Levin Varnhagen nannte als neue Bekannte daneben Madame Kirchhausen, Herrn von Poch, später einen Herrn O'Grady.<sup>547</sup> Auch einen Abé Hatzfeld und Familie Cesar mit der Tochter Pauline, die später ihre beste Freundin werden sollte, lernte Rahel Levin Varnhagen in Freienwalde kennen.<sup>548</sup> Im Jahr darauf wurden diese Bekanntschaften von Friederike Liman schnell erneuert, dazu kamen die des Schauspieldirektors Reck und verschiedener Offiziere und Aristokraten. Am Tage nach der Ankunft konnte sie schon berichten, dass man Blindekuh gespielt hätte – allerdings machte Liman auch deutlich, dass gemeinsame gesellige Aktivitäten nicht unbedingt Gefallen bedeuteten. So heißt es über die Hofdame von Retzow, „mit der ich zwar schon liirt bin [...]“: „[...] sie gefällt mir gar nicht“.<sup>549</sup> Über die Gesellschaft im allgemeinen schrieb „die Fließ“: „die Gesellschaft alhier kann werden, wenn sie ein reiferes Alter erhält“, und Friederike Liman erwähnt, dass man Ausflüge jetzt mit der „Elite der Gesellschaft“ mache.<sup>550</sup> Auch in Freienwalde gab es private Gastgeber, ein Herr von H. gab einen Tee, und zum Mittagessen war sie bei Frau Bernard, der Mutter von Hitzel Fließ Boye Sparre und Philippine Cohen.<sup>551</sup>

Die Ambivalenzen in der Volksnähe der Hohenzollern, denen das Bad gehörte, lassen sich laut heutigen Stadtführern am Beispiel des „Teehäuschens“ ablesen: Der quadratische Pavillon wurde inmitten des Schlossparks

<sup>547</sup> Hitzel Fließ Boye Sparre an Gustav von Brinckmann, 16. 7. 1794, in: Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 15. 7. 1794, in: GW I, S. 76 und an dens., 5. 2. 1795, SV 38.

<sup>548</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 25. 7. 1794, die betreffende Stelle, und nur diese in: Hahn / Bosold / Isstelstein 1998, S. 170.

<sup>549</sup> Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 5. 7. 1795, in: Bosold 1996, S. 21.

<sup>550</sup> Hitzel Fließ Boye Sparre, Nachschrift zum Brief der Friederike Liman, 5. 7. 1795, in: Bosold 1996, S. 22. Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 8. 7. 1795, in: Bosold 1996, S. 23.

<sup>551</sup> Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 5. 7. 1795, in: Bosold 1996, S. 21.

1794/95 für die Königinmutter Friederike Luise errichtet, die regelmäßig in Freienwalde ihre Sommer verbrachte und sich im Pavillon auch von Schauspieler- und Musikgruppen unterhalten ließ. Bei diesen Gelegenheiten wurden die Parktore für die Stadtbevölkerung und gemeine Kurgäste geöffnet, die dann von der Terrasse durch die Fenster zusehen durften. Nach der Veranstaltung wurde der Park wieder verschlossen.<sup>552</sup> Die Briefe Friederike Limans könnten auch dies Bild durchaus um einen interessanten Aspekt erweitern. Mehr unter ‚ferner liefern‘ erwähnt sie eine Einladung der Königin. „Gestren gab die Königin auf dem Brunnen ein deujeuner dansans; wozu alles invitirt und ich hatte das ‚Glück‘ der Königin vorgestellt zu werden“.<sup>553</sup> Zwar nicht im Pavillon, sondern am öffentlichen Ort des Brunnens war es dem gemeinen Badevolk damit durchaus möglich, in Kontakt zu den Hohenzollern zu kommen, anders als heute überliefert wird. Allerdings werden auch arrogante Gesten von Adligen überliefert, so von einem Graf von Kalckreuth: „[...] anfänglich nahm er sich sehr ekelicht, stolz und severe nicht allein gegen mich; (den er machte als kente er mich gar nicht) aber auch zu den übrigen Freileins“.<sup>554</sup>

### Teatime im Alaunwerk

Wenn mit dem Abstecher zum Alaunwerk an dieser Stelle ein Hinweis auf ein hartes, nicht ungefährliches Handwerk als eine Basis des Überbaus Salongespräch eingeflochten wird, geschieht es im doppelten Sinne cum grano salis: Alaun war ein in aufwändigem Prozess gewonnenes Salz, ein wichtiger Rohstoff für verschiedene Berliner Gewerke.<sup>555</sup> Das Alaunwerk in Freienwalde könnte für seinen Pächter Aaron Meyer, Vater der beiden Salonière Sara und Marianne, mit Lieferungen an Manufakturen und Fabriken in ganz Preußen und einem Gewinn von „einigen 20.000 Reichsthalern“ im Jahr als eine

---

**552** So die Recherche-Ergebnisse von Dr. Reinhard Schmook, Leiter des Oderlandmuseums Bad Freienwalde, mündlich mitgeteilt am 30. 6. 2005.

**553** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 23. 7. 1795, in: Bosold 1996, S. 26.

**554** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 23. 7. 1795, in: Bosold 1996, S. 26 und 29.

**555** Während der so genannte Neapolitanische Alaun direkt aus Lava in Bleipfannen zur Kristallisation gebracht werden konnte, mussten u. a. in Freienwalde Rohmaterialien verarbeitet werden, die monate- bzw. jahrelange Verwitterung und mehrere Laugeprozesse benötigten. Zu den zahlreichen Einsatzgebieten von Alaun siehe den Artikel „Alaun“ in: Meyers Großes Konversationslexikon, Bd. 1 (1903), S. 256–257. Alaun wurde von Apothekern, Malern und vor allem Färbereien abgenommen. Besonders für die Farbfixierung war das Alaunwerk in Freienwalde für die Berliner Manufakturen unentbehrlich.



wesentliche materielle Grundlage des familiären Reichtums und damit auch der Ausbildung der Töchter gelten.<sup>556</sup> Eine Kupferstich-Darstellung von 1789 verweist auf Anlagen und Unterkünfte für 177 Bergleute und 69 Arbeiter.<sup>557</sup>

Die Schwestern Sara und Marianne scheinen ihren Vater und nach dessen Tod die geschäftsführenden Brüder häufiger nach Freienwalde begleitet und dort auch Bekannte besucht zu haben, mehrere Briefe tragen den Absender „Alaunwerk bey Freyenwalde“.<sup>558</sup> Ein berühmter, wenn auch meist nur ausschnittsweise zitierter Brief Sara Meyer Grotthus' an Goethe wurde auf dem Alaunwerk verfasst. Über ein Jahr nach der Bekanntschaft mit Goethe in Karlsbad knüpfte sie neu Kontakt mit dem Dichter, indem sie ihm einen gestickten Talisman schickte und den aktuellen Religionskonflikt mit ihrer Familie schilderte. Dass in unmittelbarer Nachbarschaft zu schwefelsaurer Tonerde und Vitriolhütten die Erinnerung an Gespräche mit Goethe und die Lektüre des *Wilhelm Meister* „den größten Eindruck“ machten, ist vorstellbar.<sup>559</sup> Neben Goethe hatte ihr in ihrer Lebenskrise vor allem die Abgeschiedenheit des Ortes gut getan:

---

**556** 1717 gegründet von der Adelsfamilie Derfflinger, dann von König Friedrich Wilhelm I. erworben, gehörte das Werk 1738 bis 1811 dem Militärwaisenhaus in Potsdam. 1782 war es von diesem an den Kaufmann Aaron Meyer auf 20 Jahre verpachtet worden. Allerdings kam Meyer in finanzielle Schwierigkeiten und musste Geld aufnehmen. Die Söhne und Nachfolger Meyers führten jahrelange das Anwesen betreffende Prozesse. Vgl. Historisches Ortslexikon für Brandenburg: Teil VI: Barnim, bearbeitet von Lieselott Enders, unter Mitarbeit von Margot Beck, Weimar 1980, S. 5 f. Vgl. auch: Erika Herzfelde: Preußische Manufakturen. Großgewerbliche Fertigung von Porzellan, Seide, Gobelins, Uhren, Tapeten, Waffen, Papier u. a. im 17. und 18. Jahrhundert in und um Berlin, Bayreuth 1994.

**557** Johann Friedrich Nagel: Vue d'Aluniere Pris De Freyenwalde, Kolorierter Stich, 1789 Oderlandmuseum, Bad Freienwalde.

**558** Ein erster solcher Brief – mit Text in hebräischer Schrift [!] – ist aus dem Jahr 1786 überliefert mit der Aufschrift „abzugeben an Md Sara Wulff / Franco In des Major v Wolfrath Hause in der Neu Müntz Straße Berlin“; 24. 10. 1786, ungedruckt, SV 78. Vgl. auch Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 14. 12. 1796, GSA 28/15, teilweise gedruckt in: Geiger 1893, S. 46–50.

**559** Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 14. 10. 1796, zit. nach: Geiger 1893, S. 46–50, hier S. 47. Ihre Lektüre des „Meister“, die sie als „erschüttert“ und „in Thränen“ schilderte, wurde den Lesern des Goethejahrbuchs als höchst empfindsame, wenn nicht orgiastische Reaktion eines typischen weiblichen Anhängers geschildert. Silke Schlichtmann weist in ihrer Dissertation über männliches und weibliches Leseverhalten um 1800 u. a. nach, dass körperliche Reaktionen auf Goethewerke kein Frauenspezifikum waren. Auch wenn Grotthus mit Weinen und Exaltiertheit genauso reagierte, wie man es sich nach dem Polaritätsmodell vielleicht wünschte, (Schlichtmann S. 198–199) finden sich auch in Carl Friedrich Zelters Berichten Ausdrücke „übersteigter Körperlichkeit“. Ebd., S. 194.



**Abb. 16:** Das Alaunwerk in Freienwalde. Industrie, Sehenswürdigkeit und Salon-Ort.

Ich lebe bey meinen Brüdern [...] in der Nähe des Brunnens der so heilsam auf mich gewürkt und von den ich umerfort Bade, weil ich unsäglich von Gicht, [...] und von Krämpfen leide, 6 Meilen von Berlin auf dem Alaun Bergwerk dass ein niedliches Dörfchen in einer Paradiesischen Gegend Formirt, hier kann ich mich ungestört nach meiner Fantasie beschäftigen, meine Bücher, mein Stickrahm und Piano und Schreibtisch machen mir die Zeit Feilschnel verfließen.<sup>560</sup>

Ihre Berliner Freunde und Gäste hielten aber Verbindung dorthin. Gustav von Brinckmann schickte einen Brief an „die Fließ“, die in Freienwalde kurte, und bat, ihn im Alaunwerk mit Empfehlungen abzugeben, was diese zu einer Ausfahrt dorthin nutzte.<sup>561</sup> Die Kurende selbst sprach von wochenlangen Besuchen ihrer Berliner Freunde in Freienwalde. Für Teestunden vor Ort, direkt auf dem Werk, oder vermutlich im Wohnhaus der Familie Meyer reichte aber sogar die ‚spirituelle‘ Anwesenheit der als Salonièren bekannten Töchter. So schrieb Friederike Liman im Juli 1795 nach Berlin: „[...] grüsse Meyers und sage Ihnen ich

<sup>560</sup> Sara Meyer Grothhus an Johann Wolfgang von Goethe, 14. 10. 1796, Ebd., S. 48.

<sup>561</sup> „Noch diesen Morgen fahre ich nach dem Alauenwerk und werde eigenhändig Ihren Brief abgeben, verlassen Sie Sich darauf.“ Hitzel Fließ Boye Sparre an Gustav von Brinckmann, 16. 7. 1794, ungedruckt, BA F.

habe letzt mit einer grosse gesellschaft die ich mit brachte in ihren Hause auf den Alauenwerck thee getruncken; und ihr geist hat mich umschwebt“.<sup>562</sup>

Der Bezug zu Freienwalde hatte schließlich noch eine materielle Begleitscheinung für das Salonnetzwerk. Die Störzucht der an der Alten Oder gelegenen und von Fischhandel geprägten Stadt lieferte die Grundlage für den Kaviar, der im Briefwechsel der Schwestern Meyer mit Goethe eine nicht unwesentliche Rolle spielte. Ihre Brüder, später Oberhütteninspektoren, schickten auf deren Verlangen mehrere Fässchen des schwarzen Goldes nach Weimar.<sup>563</sup>

Trotz des Kaviars und der guten Erholung haftet den Berichten der Besucher in Freienwalde oft ein Hauch Langeweile an. Das Publikum wurde als „artig“, nicht als besonders fesselnd, geschweige denn mondän beschrieben. Oder, in der Kategorisierung Reinhold Kuhnerts: Eine gewissen „Urbanität“, die Karlsbad und Teplitz mit Blick auf das Kultur- und Freizeitangebot und gemessen an der hier verkehrenden Prominenz für sich in Anspruch nehmen konnten, blieb dem Provinzbad Freienwalde versagt. Insofern ist der Wechsel des Kurortes bei Rahel Levin Varnhagen möglicherweise auch strategisch zu verstehen. Einige andere Mitglieder der Berliner Salongesellschaft fuhren auch zur Kur nach Pyrmont. Beispielsweise begleitete Henriette Herz ihren Mann in den 1780er-Jahren nach seiner schweren Krankheit dorthin. Leider sind dazu aber keine Kommentare überliefert. Ende des 18. Jahrhunderts sahen sich viele Kurorte bei der wachsenden Mobilität der Gäste gezwungen, sich ein Profil zu geben. Kleinere Orte machten zunehmend mit der sie umgebenden Idylle oder dem eher „bürgerlichen Anstrich“ für sich Werbung. Was ein Brunnenarzt aus Bad Driburg 1792 schrieb, hätte auch für Freienwalde gesagt sein können: „Wer Bäder besucht, um sich in großen Cirkeln zu amüsieren [...] und abends gern verderbliche Spiele spielt, der findet hier nicht den Ort seines Vergnügens. [...Hier] versammelt sich eine kleine Zahl von Menschen vom guten Stande,

<sup>562</sup> Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 16. 7. 1795, in: Bosold 1996, S. 25.

<sup>563</sup> Ein begleitendes Billet ist überliefert: „Auf Verlangen seiner jüngsten Schwester, der Frau von Eybenberg verwitwete Reuß, hat unterzeichneter die Ehre Ew Excellence anbey 6 Fässer Caviar – in Ihrem Nahmen zu besorgen, und eilt nun so sehr, diesen angenehmen Auftrag zu erfüllen, da es ihm Gelegenheit verschafft auch unbekant, die wahre aufrichtige Hochachtung versichern zu können, die jeder Zeit gegen dieselbe gefühlt hat. Ew Excellence ganz ergebenster Dr Meyer K: Pr: Ober Hütten Inspector [unleserliches Kürzel] Alaun Bergwerk bey Freyenwalde an der Oder den 3: Febr 1800.“ Heymann Meyer an Goethe, 3. 2. 1800, ungedruckt, GSA 3/585. In den Einnahmen der Stadt 1792/93 nahm der „Stör-Lachs-Aalfang“ einen nicht unbedeutenden Platz ein. Vgl. [ohne Hrsg.]: Bad Freienwalde (Oder). Geschichte der Stadt in Einzeldarstellungen (Oberbarnimer Heimatbücher, 14), Bad Freienwalde 1935, 2. Bd., S. 184 f.

um das Landleben zu genießen“.<sup>564</sup> Das war 1794 kein Motiv mehr für die Badereise einer Berliner Salonière.

## 5.2 Teplitz und Karlsbad

Sah der Achtungswürdigen und angenehmen Menschen viel [...], glücklich und unterhaltend gemischt. Alle neuere Bücher aus Deutschl., Frankr., und Engl: im Hause, und zu unserm Gebrauch. Den besten Thee den ich kenne; spät wie ich ihn brauche; niedre Kanapeés, gemaches Gespräch; und Schweigen so viel man will.

Rahel Levin Varnhagen über einen Kuraufenthalt in Teplitz<sup>565</sup>

Teplitz, das älteste Bad Böhmens<sup>566</sup> muß für den Untersuchungszeitraum 1794/95 als ebenso berühmt und anerkannt wie das heute bekanntere Karlsbad gelten.<sup>567</sup> Nach einem Brand war es 1793 gänzlich dem Zeitgeschmack entsprechend im Empire-Stil neu errichtet worden und galt daher als sehr modisches Bad. Teplitz war Residenzstadt der Fürsten Clary-Aldringen, und die besondere Rolle der Stadt speiste sich auch aus deren „Hausherrenpflicht“, bei ausgesuchten und fürstlichen Gästen den König zu vertreten. Das frühe 19. Jahrhundert war die Blütezeit der Stadt, aus der noch der Name „Salon von Europa“ herrührt. Heute ist von den im 18. Jahrhundert verwandten Brunnen an den Quellen nur der älteste noch erhalten. Dass ihnen das Wasser hier von einem

---

**564** Brunnenarzt Brandis über Bad Driburg, zit. nach: Rolf Bothe: Kurstädte in Deutschland. Zur Geschichte einer Baugattung, Berlin 1984, S. 305 f., bzw. nach: Lotz-Heumann 2003, S. 33 f.

**565** Rahel Levin Varnhagen an Ludwig Robert, 11. 10. 1821, in: ERLV II, S. 365.

**566** Der Ort im südöstlichen Vorland des Erzgebirges wurde bis ins 19. Jh. meist „Töplitz“ geschrieben, heißt tschechisch „Teplice“. Die seit 762 bekannten Heilquellen waren und sind Haupteinnahmequelle der Stadt. Im 19. Jh. wurde Teplitz bekannt für Monarchenzusammenkünfte. Die Stadt schmückt sich heute vor allem mit den Namen ihrer berühmtesten Gäste: Peter der Große, Goethe, Beethoven und Chopin. Die Anziehungskraft für internationale Gäste außerhalb des Badebetriebs speist sich heute vor allem aus dem nahe gelegenen Schloss Dux (in Duchcov), auf dem Casanova seine letzten Lebensjahre (1785–1798) verbrachte. Die alten Badeanlagen zerfielen nach dem Krieg mangels Sanierung und wurden großenteils durch modernere Anlagen ersetzt. Restaurierte Gassen im alten Zentrum vermitteln einen Eindruck von der baulichen Nähe, in der sich Brunnen und Gästeunterkünfte befanden. Die Geschichte des Kurorts lebt vor allem weiter in dem im Schloss errichteten Teplitzer Heimatmuseum, Regionální muzeum v Teplicích.

**567** In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen jährlich 5.000–6.000 Kurgäste, deren Namen in, 1795 noch handgeschriebenen, Kurlisten gesammelt wurden. Ende des 19. Jahrhunderts zählte das statistische Lexikon bereits 10.000 Gäste jährlich. Ritters Geographisch-statistisches Lexikon [...], 8. Auflage, unter der Redaktion von Johs. Penzler, 2 Bde., Leipzig 1898, Bd. 2, S. 904.

Schweinekopf ausgespuckt wurde, wurde in den Briefen der jüdischen Kurgäste dieser Zeit nie thematisiert.<sup>568</sup>

Karlsbad, vom 19. Jahrhundert bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts als einer der berühmtesten Kurorte Europas bekannt,<sup>569</sup> war in der hier interessierenden Zeit vor 1800 für politische und Repräsentations-Zwecke noch nicht entdeckt und eher eines unter mehreren böhmischen Bädern.<sup>570</sup> Nicht nur Goethe nutzte Karlsbad und Teplitz mehrfach und oft in Kombination,<sup>571</sup> auch Rahel Levin Varnhagen besuchte beide Bäder.<sup>572</sup> Für einen schon professionalisierten Kurbetrieb sprechen ein differenziertes Abgabesystem, vor allem eine

---

**568** Das Schwein könnte auf die Sage anspielen, nach der die Quellen 762 durch eine Herde Schweine entdeckt worden seien.

**569** 1325 wurde der nach Kaiser Karl IV. benannte Badeort an der Tepl erstmals urkundlich erwähnt. Das erste öffentliche Badehaus entstand 1711. Mitte des 19. Jahrhunderts ‚überholte‘ Karlsbad die benachbarte Konkurrenz Teplitz an Popularität und Besucherzahl. Die Gästezahl stieg von 229 Parteien im Jahre 1756 auf 2.127 Parteien anno 1827. 1901 wurden 25.330 Parteien gezählt. Vgl. Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Auflage, Neue Revidierte Jubiläums-Ausgabe, Leipzig [u. a.] 1901–1908, Bd. 10 (1902), S. 167. Eine Partei bezeichnet eine Reisegesellschaft von etwa 1–3 Personen.

**570** Die am Kurbetrieb orientierte Entwicklung der böhmischen Stadt ist heute noch erkennbar an den großen Brunnen und Kolonnaden im Zentrum und den sie umgebenden Villenvierteln sowie alten Wanderwegen, die sich an den Bergen entlangziehen. Ihre prächtigsten, heute bekanntesten Bauten, wie das Kaiserbad und die Mühlbrunnenskolonnade, sind allerdings erst nach 1870 errichtet worden. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Karlsbad Austragungsort politischer Entscheidungen.

**571** Die Quellen der beiden böhmischen Städte wurden und werden gegen verschiedene Krankheiten angewandt und im 18. Jahrhundert, anders als heute, häufig im Wechsel genutzt. Die Karlsbader Quellen wurden bei Leber-, Galle- und Magenkrankheiten genutzt. Teplitzer Wasser galt als hilfreich bei Gicht, Ischias und rheumatischen Beschwerden, unter denen u. a. Rahel Levin Varnhagen zeitlebens zu leiden hatte. Auch wurde eine Kur in Karlsbad bei schweren psychischen Erschütterungen als heilsam erachtet. Der Salonière Dorothea von Kurland war die Badereise nach dem Verlust ihres Sohnes empfohlen worden. Die schnelle Wirkung bei Verletzungen und Knochenbrüchen trug Teplitz den Titel „Bad der Krieger“ ein. Zumindest für letztere galt die Brunnen-Freiheit: in Kriegszeiten hatte Teplitz Sonderstatus, Verwundete aller Parteien wurden hier geheilt.

**572** 1795 reiste sie erstmals nach Teplitz und von dort einige Tage nach Karlsbad, wo es zu einer ersten kurzen Begegnung mit Goethe kam. 1796 kam sie wieder, 1811 verbrachte sie erstmals gemeinsam mit Varnhagen einen Sommer in Teplitz, während dessen sie Clemens Brentanos und vermutlich Beethovens Bekanntschaft machte. Zur These, dass Rahel Levin Varnhagen dessen „unsterbliche Geliebte“ gewesen sei vgl. die lange Beweiskette bei Sigmund Kaznelson: Beethovens ferne und unsterbliche Geliebte, Zürich 1954. Nach dem Krieg traf sie Varnhagen 1814 in Teplitz wieder und verbrachte hier mit ihm den Sommer, an dessen Ende sie in Berlin heirateten. Während der Aufenthalte in Wien und Karlsruhe verbrachte Rahel Levin Varnhagen allsommerlich einige Wochen in den dortigen Badeorten. Erst 1821 und 1822 kam es noch einmal zu Aufenthalten in Böhmen.

nach Klassen unterschiedene, nicht geringe Kur- und Musiktaxe, sowie die bereits im 18. Jahrhundert verbreitete Mode, aus Karlsbad Andenken und Sprudelprodukte mitzubringen.<sup>573</sup> In dem hier untersuchten Jahr 1794/95 verfügte Karlsbad bereits über mehrere öffentliche Badehäuser und Promenaden, überdachte Wandelbahnen zu verschiedenen Brunnen und ein Theater. Das eigentliche Kurleben in Karlsbad spielte sich im Zentrum der Stadt, vor allem beim größten der Brunnen, Sprudel genannt, ab. Die beliebteste und schönste Straße Karlsbads war um 1790 bereits die „Alte und Neue Wiesengasse“. Hier lagen mehrere Geschäfte, Hotels, Cafés und „Lusthäuser“, das heißt Versammlungshäuser, in denen man sich zum gemeinsamen Mahl oder Tanz traf. Musikalische Unterhaltung des Kurbetriebes war eine Selbstverständlichkeit, die von den Gästen extra finanziert wurde. Ein Bild von den Karlsbader Kommunikationsstrukturen ergibt sich aus der Kostenwarnung zeitgenössischer Reiseführer. Für einen Aufenthalt in Karlsbad im gewählten Jahr mussten neben den Kosten für Wohnung, Essen und Badearzt folgende Posten mit einberechnet werden: Ab- und Aufpacken des Reisewagens, Brunnenweiber, Schlüssel zum Abtritt beim Brunnen, Aufwärter im Saal, Einlass zu Bällen. Bezahlt werden mussten auch der Türmer, der zur Ankunft blies, und die Bedienten, die Visitenkarten herumtrugen, um die Ankunft jedes Gastes anzuzeigen.

Ein wesentlicher Treffpunkt und Kommunikationsort für die Besucher waren auch in Karlsbad gemeinsame Spaziergänge und Ausflüge, auf denen, beziehungsweise am Rande derer, sich besonders für die Frauen neue Gesprächsmöglichkeiten ergaben. Nicht nur Goethe spielte mit dem Zusammenhang von Naturschönheit und Geselligkeit. Das Tagebuch von der Reckes belegt verschiedentlich den Zusammenhang von Ausflug und Gedankenflug in Karlsbad: „Ich hatte, indessen die gesamte Gesellschaft die Trümmer durchwanderte, mit Bode am Fuße des Berges ein interessantes Gespräch, welches meinen Blick über die geheimen Gesellschaften bei Staatsveränderungen sehr erweiterte“.<sup>574</sup> Umgekehrt schrieben Verehrer ihrer Schwester die Bewunderung deren geselligen Talents in die Landschaft bei Karlsbad ein: „Diesen Morgen wurden über 50 Personen durch die Anmut ihres Umganges so hingerissen, dass alle einstimmig beschlossen, die entfernte Wiese hinter dem

---

**573** Im Goethehaus am Frauenplan in Weimar sind noch einige solcher Andenken zu besichtigen, u. a. Goethes persönliches Karlsbader Trinkgefäß, zahlreiche geologische Funde und eine größere Sammlung geschliffener Sprudelsteine, d. h. Halbedelsteine aus dem böhmischen Gebirge.

**574** Elisa von der Recke, Tagebucheintrag 19. Juni 1790, in: Träger 1984, S. 78. Gemeint ist Johann Joachim Christoph Bode, Buchhändler und Übersetzer von Laurence Sterne, aus Weimar.

Böhmischen Saale solle meiner Schwester zu Ehren Dorotheens Aue genannt werden“.<sup>575</sup>

1794/95 war „Dorotheens Aue“ ein etablierter Platz und einer der möglichen Ausflugsorte für Goethe und die an ihm interessierten, ihn interessierenden Frauen.<sup>576</sup>

### Brunnenfreiheiten

Wie in Freienwalde oder Pyrmont fanden sich in Karlsbad gemischte Gesellschaften bei Mahlzeiten im Freien zusammen. Diese halbformellen Picknicks erweckten den Eindruck, dass ebenso wie auf die echten Wände auch auf die Zwischenwände der Gesellschaft verzichtet werden könnte.

Um die von ihr [Dorothea von Kurland] gewünschte Vereinigung der Landsmannschaften und Stände noch vollständiger herbeizuführen, gab sie eines Tages ein Frühstück am linken Ufer der Tepel, in dem anmutigen Tale zwischen den Bergen [...]. Meine Schwester, ihre Hofdame [...] und ich, wir hatten auf dieser von Felsen umschlossenen und von der Tepel durchflossenen Wiese jede einen Tisch, an welchem wir Wirtinnen waren.<sup>577</sup>

Dies ist eine der wenigen schriftlichen Absichtserklärungen einer Salonière, die Stände vorsätzlich zu mischen. Dass die Berliner jüdischen Salonièren solche Gesellschaften im Badeort arrangiert und sich als Gastgeberin vergleichbar inszeniert hätten, ist nicht bekannt. Ein Hinderungsgrund waren sicher die Preise in Karlsbad. Die Herzogin von Kurland, die sich an all ihren Wohn- und Kurorten als Gastgeberin von Dinern betätigte, investierte nicht wenig in die Details ihrer eigenen und der Empfänge Erscheinung.<sup>578</sup> Umgekehrt waren dem Gelingen des Experiments sicher die vornehme Herkunft der Gastgeberin ebenso förderlich wie die originelle Idee, die Kurgäste nach regionaler Herkunft

---

**575** Elisa von der Recke, Tagebucheintrag 22. Juni 1790, in: Träger 1984, S. 79. Dem Tag zum Andenken wurde 1791 sogar ein „Dorotheentempel“ im Südosten der Stadt auf einem Felsen in der Dorotheenaue errichtet.

**576** Vgl. den nostalgischen Eintrag von der Reckes, die den Ort am 29. 4. 1795 aufsuchte. Träger 1984, S. 323.

**577** Elisa von der Recke, 1790, zit. nach: Günter Elbin: Macht in zarten Händen. Dorothea Herzogin von Kurland, München 1968, S. 110. Leider arbeitet diese erste umfängliche Biografie Dorothea von Kurlands gänzlich ohne Quellennachweise und dieses Tagebuch Elisa von der Reckes ist im Original nicht mehr zugänglich.

**578** Vgl. dazu die Berichte ihrer Schwester, die sie 1790/91 begleitete und die fast stereotypen Einträge: „Unsere Daria gab heute im Saal verschiedenen Personen ein Diner“; „Den Abend war bei Daria zahlreiche Gesellschaft“; ebenso ist von reichen, mit echten Juwelen „wie übersäten“ Garderoben die Rede. Einträge August und September 1791, in: Werner 1927, S. 37, 55, 67.





**Abb. 17:** Dorothea, Herzogin von Kurland, Salonière in Berlin, Paris und Karlsbad. (1761–1821).

zusammensetzen: „Bode, Schulz, einige Berlinerinnen und Schlesierinnen waren meine Gäste, [...] meine Schwester bewirtete die vornehmen Prager und Polen, die Stock die Sachsen“.<sup>579</sup> Aber nicht notwendig alle Gäste schienen das

<sup>579</sup> Zit. nach: Elbin 1968, S. 110.



Ideal der Brunnenfreiheit verinnerlicht zu haben. Elisa von der Recke erinnert sich auch 1795 an den Standesdünkel eines Grafens, der bei einem gestürzten Kurgast erst nach dem Stand fragte, bevor er ihm aufhalf.<sup>580</sup>

Interessant im Zusammenhang mit den Freiheiten des böhmischen Badelebens sind die positiven Argumente, die Rahel Levin Varnagen für einen Aufenthalt in Teplitz anführte, nachdem sie mehrfach dagewesen war; sie lobte sowohl die „Lebensart, mit der jetzt möglichen belebendsten Gesellschaft“ als auch die „Möglichkeit, [...] ihr, soviel als Sie nur wollen, auszuweichen“.<sup>581</sup> Zur Brunnenfreyheit gehörte demnach das Aussuchen der Gesellschaft und auch wesentlich ein Genderaspekt des Kurens: Kurorte waren für Frauen paradoxerweise oft leichter zu erreichen als näher gelegene Großstädte. Esther Gad macht die Bedeutung des „Etiketts“ einer Reise deutlich, als sie erklären musste, dass der Bruder eine Reise nach Berlin nicht erlauben würde, eine ins Bad sehr wohl, denn

[...] der der ein Recht hat über meine Handlungen – mein Bruder, würde eine kostspielige, ohne *ihm wichtig* scheinende Motive, unmöglich *billigen* können. [...] Ganz was anders ist es mit einer Sommerreise, die entscheidenden Einfluß, entweder auf die Wiederherstellung, oder Befestigung meiner Gesundheit hat, die ihm theurer ist, als mir selbst. Inwiefern Berlin und die Angebethete auf meiner Gesundheit influiren würden, begreift er mit aller seiner Fühlbarkeit wohl nicht.<sup>582</sup>

### Treffpunkte im böhmischen Badebetrieb

Da sahen wir galante Herren auf den Wannen der badenden Damen sitzen und ihnen durch Scherzen die Zeit vertreiben. Das finden wir wirklich recht artig. Taschenbuch für Brunnen- und Badegäste, 1794<sup>583</sup>

Anders vermutlich als beim gesellschaftlichen Überbau des Kurlebens wurde in der eigentlichen Kur-Anwendung zwischen den Geschlechtern kaum ein Unterschied gemacht. Zur Kurpraxis in beiden Orten zählten um 1800 für alle Gäste sowohl Bade- als auch Trinkkuren. Der berühmte Badearzt Dr. Becher hatte darauf hingewiesen, dass die Wirkung des Wassers größer sei, wenn es

<sup>580</sup> Er wurde von Frau von der Recke ermahnt, „er ist ein Mensch und bedarf unserer Hilfe“, und ärgerte sich hinterher darüber, einem Diener aufgeholfen zu haben. Vgl. den Eintrag vom 9. 5. 1795, in: Träger 1984, S. 330.

<sup>581</sup> Rahel Levin Varnhagen an Alexander von der Marwitz, 28. 6. 1811, in: GW I, S. 521.

<sup>582</sup> Esther Gad an Rahel Levin Varnhagen, 13. 12. 1797, ungedruckt, SV 53. Die beiden Freundinnen trafen sich dann in diesen Jahren mehrfach in Kurorten.

<sup>583</sup> Zwierlein / Kühn 1794, S. 158 ff.

vor Ort getrunken würde, was dazu führte, dass am Brunnen Wandelhallen errichtet wurden und die Frequenz der Kontakte am Brunnen sich erhöhte.<sup>584</sup>

Das Baden fand in Karlsbad zu Hause mit vom Brunnen herbeigebrachtem Wasser oder gemeinsam in öffentlichen Bädern statt. Dazwischen sollten ausgiebige Spaziergänge oder -ritte, für Frauen Ausfahrten liegen. Ein interessantes Licht auf die herrschende Badepraxis wirft die Warnung, beim Bad nicht fette Speisen zu essen, sondern sich lieber unterhalten zu lassen. Die Unterhaltung beim Bad oder am Brunnen erfolgte, wie im Kur-Taschenbuch angedeutet, grundsätzlich geschlechterübergreifend, die empfohlene Kleidung drückte morgens noch Privatheit oder Standeslosigkeit aus: „Das erste Geschäft der Gäste ist im Negligé die benöthigte Anzahl Becher bey einem der hiesigen Brunnen zu trinken“.<sup>585</sup>

Nach ausgiebigen Spaziergängen am Brunnen wurde in öffentlichen Räumen gefrühstückt, hier scheint es allerdings Prioritäten der Geschlechter gegeben zu haben: Im „Sächsischen Saal“ frühstückten mehr die Damen, daher war hier das Tabakrauchen verboten, im „Böhmischen Saal“ mehr die Männer, dort war es erlaubt.<sup>586</sup> Das Mittagessen wurde hingegen auf seiner Stube oder bei einer bestellten Tafel mit ausgesuchten Gästen eingenommen, eine gemeinsame standesübergreifende Tafel als Ort arrangierter zufälliger Treffen, wie in Freienwalde, gab es in Karlsbad nicht.<sup>587</sup> Praktisch bedeutete das, dass Kurgäste eine eigene, recht repräsentative Unterkunft nehmen mussten oder auf Einladungen angewiesen waren, bevor man jemanden „bei Tische“ zwanglos näher kennenlernen konnte.

Zum Abend hin wurden die Veranstaltungen offizieller. Das Schauspiel begann bereits nachmittags um vier, um abends Zeit für einen Ball oder eine Assemblée zu lassen. Dies war für viele eine Gelegenheit, große Toilette zu machen. Eine nicht unwesentliche Rolle müssen privat organisierte Feiern gespielt haben, wie zum Beispiel das chinesische Fest, dass eine Gräfin in ihren Räumen für Goethes Geburtstag arrangierte.<sup>588</sup>

Anders als in Karlsbad war es in Teplitz auch (jüdischen) Kaufmannstöchtern möglich, sich auf einem Ball in einem Fürstenhaus zwanglos auf jeman-

---

**584** Becher empfahl die heute unwahrscheinlich klingende Menge von 12 bis 20 Bechern Sprudelwasser pro Tag – als Maximum. Vorher waren größere Mengen üblich gewesen und Klagen über die abführende Wirkung laut geworden. Karl Ludwig: *Med. Dr. David Becher. Badearzt in Karlsbad 1795–1792, Karlsbad 1925*, S. 8.

**585** Joseph Carl Eduard Hoser: *Beschreibung von Karlsbad*, Prag 1797, S. 128 f.

**586** Hoser 1797, S. 128 f.

**587** „Eine öffentliche Tafel giebt es im Karlsbad nicht, sondern man speiset allein oder wählt sich eine gewisse Anzahl von Personen, in deren Gesellschaft man auf seinem Zimmer ist.“ Zwierlein / Kühn 1794, S. 230 ff.

**588** Karell 1949, S. 16.

den zuzubewegen. Mehrfach werden Besuche beim Fürsten Clary erwähnt, dessen Bekanntschaft vermutlich über seinen Schwiegervater, den Prinzen de Ligne, gemacht wurde. Rahel Levin Varnhagen erwähnte, dass sie dort getanzt habe und nach dem Badeurlaub erhielt Friederike Unzelmann zumindest einen Privatbrief des Fürsten Clary.<sup>589</sup> 1800 beschwor Friederike Liman ein Treffen mit dem Aristokraten Burgsdorf auf der Duxschen Treppe und noch 1827 erinnerte sie sich genau an den „Clarischen garten“.<sup>590</sup>

Bevor gefragt wird, wo und wie jüdische Frauen 1795 die Bekanntschaft Goethes gemacht haben können, ist an dieser Stelle daher ganz allgemein festzuhalten, dass die größere räumliche Nähe und die vermehrte Überschneidung von privatem und öffentlichem Tun in den Badeorten nicht nur Bekanntschaften erleichterten, sondern auch die Abstände zwischen den Gesellschaftsschichten verringern konnten – wenngleich nicht notwendig alle Aristokraten diese neue Nähe suchten. In den Ereignissen des Jahres 1794/95 bebildert heißt das: während man als Tochter eines Levin oder eines Markus 1795 in Berlin von der Gräfin nur die Brillanten im Theater sah und sich als Ausgleich von einem bei Hofe verkehrenden Diplomaten wie Brinckmann Interna berichten lassen musste, tanzte man in Freienwalde beim Fest der Königin und war im böhmischen Bad bei Graf Waldstein Gast auf einem Schlossball!

### 5.3 „Ein kleiner Roman aus dem Stegreife“? – Begegnungen mit Goethe in Karlsbad

Nicht nur das Thema „Goethe und die Juden“, mitsamt der Gegenperspektive „Goethe in der Wahrnehmung der jüdischen Zeitgenossen“, muss als ein seit Jahrhunderten bearbeitetes Forschungsfeld gelten,<sup>591</sup> auch ist bereits, als Unterthema, der so genannten „Goethe-Kult“ in den Berliner Salons ein Topos

<sup>589</sup> Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 10. 10. 1795, in: Bosold 1996, S. 41.

<sup>590</sup> Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 6. 10. 1800 bzw. 14. 8. 1827, in: Bosold 1996, S. 46 bzw. 115.

<sup>591</sup> Bereits von Zeitgenossen kontrovers diskutiert, gilt das Verhältnis Goethes zum Judentum heute als rundum erforscht und wird doch zu jedem großen Goethe-Jubiläum wieder Anlass für eine multidisziplinäre Auseinandersetzung. Exemplarisch der Konferenzband zum 250. Geburtstag: Annette Weber (Hrsg.): „Außerdem waren sie ja auch Menschen“. Goethes Begegnung mit Juden und Judentum (Schriftenreihe des Jüdischen Museums Frankfurt/M. Bd. 7), Berlin [u. a.] 2000. Der Forschungskonsens geht heute dahin, die Einstellung Goethes zu Juden und Judentum als zumindest zwiespältig zu begreifen. Die meisten Forscher sind sich darin einig, dass zwischen Goethes Verhältnis erstens zum altes-

der Literaturgeschichte und der Goethebiografik geworden.<sup>592</sup> Der folgende Abschnitt kann sich daher mit einer notwendigen Mikroperspektive beschäftigen: dem Zusammentreffen dreier Berliner Salonnières mit Goethe in Karlsbad im Juli 1795, sowie den Folgen für beide Seiten. Da die Beziehung, oder genauer das Nichtvorhandensein einer Beziehung, zwischen „Rahel und Goethe“ mehrfach ausführlich diskutiert wurde,<sup>593</sup> konzentriert sich dieses Kapitel auf eine

---

amentarischen Judentum und dem Bibeltext, zweitens seiner Haltung gegenüber einzelnen Juden und drittens zu der politischen Situation der Juden unterschieden werden muss. Dazu zuletzt Günter Hartung: Goethes Verhältnis zu Juden und Judentum, in: Schoeps 2006, S. 205–219. Zur Gegenperspektive „Goethe in der jüdische Rezeption“ s. vor allem Wilfried Barner: Von Rahel Varnhagen bis Friedrich Gundolf. Juden als deutsche Goethe-Verehrer, Göttingen 1992. Die Frage, warum und inwieweit Goethe primäre Identifikationsfigur für das jüdische Bürgertum wurde, ist eigentlich noch nicht endgültig beantwortet. Mit Bezug auf spätere Goethe-Biografien hat Willi Jasper darauf hingewiesen, dass „innerhalb der jüdischen Klassikerverehrung Goethe gegenüber Schiller bewußt als Autor einer Elite bevorzugt“ worden sei. Willi Jasper: Faust und die Deutschen, Berlin 1998, S. 141f. Nach Marion Kaplan ist es das Bildungskonzept Goethes gewesen, das Juden angezogen hätte. Marion Kaplan: 1812. The German romance with Bildung begins with the publication of Rahel Levin's correspondence about Goethe, in: Sander L. Gilman / Jack Zipes (Hrsg.): Yale Companion to Jewish Writing and Thought in German Culture, 1096–1996, New Haven 1997, S. 124–128. Die jüngste Tagung, die das Verhältnis „Weimars“ zum Judentum behandelte, stellte vergleichend fest, dass Schiller in der populären Rezeption größere Bedeutung zukam: „Für manche jüdische Verehrer trägt Schiller messianische Züge, der ein neues Gesetz der Freiheit stiftet.“ Hans Herrmann Henrix: Nicht ihr Freund, aber auch nicht ihr Feind. Zum Verhältnis von Goethe und Schiller zu Juden und Judentum. Tagungsbericht zur Tagung des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts, 2005, unter: <http://sti1.uni-duisburg.de/veranstaltungen/2005/weimar-und-die-juden-tagungsbericht.xml> (29. 1. 2008).

**592** Der Goethe-Kult in Berliner und Wiener Salons wurde zuletzt und besonders detailliert untersucht von Seibert 1993(a), bes. S. 406 ff. Rahel Levin Varnhagen wird oft – und historisch nicht ganz korrekt – als die Begründerin des Goethe-Kults in Berlin bezeichnet. Die Beschäftigung mit Goethe hat de facto im früher „eröffneten“ Hause Herz eingesetzt. Florian Krobb sieht Rahel Levin Varnhagen als „Bahnbrecherin“ der jüdischen Goetherezeption. Florian Krobb: „Überdies waren die Mädchen hübsch“. Goethes Jüdinnen, in: Oxford German Studies 20/21 (1991/1992), S. 33–45, hier S. 34. Zur These, dass in den Berliner Salons tatsächlich um die richtige Goethe-Lesart gewetteifert wurde, s. Barbara Hahn: Streit um Goethe. Kontroverse Lektüren in den Berliner Salons, in: Osterkamp 2002, S. 121–132.

**593** 1930 erschien eine Dissertation, deren Titel die Einseitigkeit der Beziehung deutlich macht: Charlotte Albarus: „Rahel Varnhagens Goethe-Erlebnis“, Dissertation, Univ. Jena 1930. Eine sehr ausführliche, wenn auch in Einzelheiten streitbare Darstellung als kritiklose Goethe-„Priesterin“ findet sich bei Scuria 1962, besonders S. 294–338. Eine sachlichere Bewertung liefert Heidi Thomann Tewarson, die Levin Varnhagen als „Kennerin, Interpretin und unermüdete Befürworterin Goethes“ kennzeichnet, lange bevor sein Name Synonym für die deutsche Literatur geworden sei. Thomann Tewarson 1992, S. 39. Allerdings ist möglich, dass Rahel Levin Varnhagen selbst durch ihre Wortwahl, die Goethe mehrfach als

kurze Skizzierung der Entwicklung im Vergleich zu den beiden Freundinnen und auf die Bedeutung dieses Treffens. Die unterschiedlichen Konsequenzen der „Begegnung mit Goethe im Bad“<sup>594</sup> für die drei Frauen<sup>595</sup> werden mit den in der Forschung aufgestellten Thesen zur Goethe-Rezeption in literarischen Salons verglichen: In der Salonforschung *und* in der Goethebiografik wurde das Verhältnis bisher fast immer auf die Goethe-Verehrung in den Berliner Salons reduziert, die dem Dichter ein Publikum in der Hauptstadt gesichert habe. Oft wird dabei übersehen, dass die Saloniären mit ihrem Engagement nicht einer herrschenden Mode nacheiferten, sondern aktiv in einen fortdauernden literarischen Disput eingriffen. Zugleich wurden in der Summierung „der Berliner Jüdinnen“ als Hauptakteurinnen der Goethebewegung individuelle Unterschiede ausgeblendet, andererseits wurde nach den Konsequenzen ihrer Goethe-Verehrung für die Frauen selbst fast nicht gefragt.<sup>596</sup> Außerdem ist, obwohl die böhmischen Badeaufenthalte Goethes als bekannt und in allen Einzelheiten des sozialen Umgangs und des geografischen Aufenthalts belegt gelten, auf die Frage, wie und wo seine Bekanntschaft von jüdischen Kauf-

---

Gott und sie selbst als Anbetende darstellt, diese Metapher mit provozierte. Geiger nennt die Berliner Saloniären allgemein die „Verkünderinnen des Goetheschen Evangeliums in Berlin“. Ludwig Geiger: Goethe und die Juden, in: ders. 1910, S. 81–101, hier S. 92. Dass Goethetexte für Jüdinnen zu einer Art ‚Ersatzbibel‘ werden konnten, meint auch Silke Schlichtmann. Die Funktion Goethes im Akkulturationsprozess bestand demnach darin, dass seine Schriften einer Rahel Levin Varnhagen das eigene Leiden widerspiegeln und zugleich Sicherheit bieten konnten. Schlichtmann 2001, S. 267.

**594** Auch die Begegnung mit Goethe im Bade ist lange Zeit eher romantisiert als untersucht oder in den Zusammenhang „Goethe und die Juden“ eingeordnet worden. In der Sekundärliteratur finden sich sachdienliche Hinweise v. a. in Überblicksaufsätzen zu Goethe in Badeorten, Romanen und in der spärlichen biografischen Forschung zu den Schwestern Meyer.

**595** Erst in jüngerer Zeit erschienen einige literaturwissenschaftliche Aufsätze, die sich explizit und vergleichend mit der Bedeutung dieser (Bade-)Begegnungen beschäftigen. Die Goethelektüren verschiedener jüdischer Frauen beschreibt vergleichend Andrea Schatz: „freilich sagt Göthe nur was wir wissen.“ Sophie, Henriette, Dorothea und Rahel, in: Kalonymos. Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte aus dem Salomon Ludwig Steinheim-Institut 3 (1999), S. 1–3; Vermutlich in Fortschreibung der These Hannah Arendts vom Salon als exterritorialen Ort geht Barbara Hahn davon aus, dass die Freundschaft zwischen Goethe und jüdischen Kaufmannstöchtern „auf der Voraussetzung [beruhte], dass sie sich fast ausschließlich auf exterritorialem Gebiet trafen“. Barbara Hahn: Mit Goethe im Bad. Begegnungen im Exterritorialen. Rahel Levin Varnhagen, Sara und Marianne Meyer, in: Monatshefte, Vol. 92, Nr. 3, 2000, S. 336–350, hier S. 336. Florian Krobb fragt nach den Konsequenzen der Begegnung auf Goethes Seite. Krobb 1991/1992.

**596** So beispielhaft: „Von Berlin geht die stärkste Goethe-Bewegung aus und die Berliner Jüdinnen sind ihre Hauptträger.“ Richard Friedenthal: Goethe. Sein Leben und seine Zeit. München 1985, S. 428.

mannstöchtern praktisch gemacht werden konnte, noch keine Antwort gesucht oder gefunden worden.

### „Badeschwindel?“ Zur Rekonstruktion eines nicht festgehaltenen Treffens

„Ich habe nur gesehen und geschwätzt, was sonst noch werden und gedeihen wird, muß abgewartet werden“.<sup>597</sup> Mit diesem Satz verwies Goethe gleich nach Ankunft in Karlsbad auf ein Paradox, das die Geselligkeitsforschung zu Badeorten grundsätzlich erschwert: je ausgefüllter das Badeleben war, umso weniger fanden die Badegäste Zeit oder Lust, sich darüber in Briefen zu äußern. Die drei Berlinerinnen selbst haben sich überraschend wenig zu den Details des Monats Juli 1795 und speziell der ersten Goethe-Begegnung geäußert. Nur in späteren Briefen lassen sich rückblickend einige Hinweise auf den Umgang in Karlsbad finden. Auch die zahlreichen Darstellungen der Goetheschen Badeaufenthalte zehren für den Kuraufenthalt 1795 alle von denselben wenigen Quellen: Es gibt drei Briefe an Schiller, fünf Billets an Christiane Vulpius und vor allem das Tagebuch der Schriftstellerin Friederike Brun. Selbst bei den vorhandenen Quellen aber schlägt häufig die ‚Goethe-Falle‘ zu. Texte, insbesondere die letztgenannte Quelle, werden nur in den auf den Dichter bezüglichen Stellen gedruckt. Kommentare zu den anderen hier interessierenden Personen oder Alltagsgeschehen finden sich oft nur im Original und werden in der Forschung nicht immer berücksichtigt.<sup>598</sup>

Hand in Hand den Tanz zu schweben / Und der Freude hingeben [...]  
Ist auch unser das Vergnügen / und gesellig jede Lust.  
Johann Wolfgang Goethe, Gelegenheitsgedicht, Karlsbad 1795<sup>599</sup>

Die Schwestern Marianne und Sara Meyer kamen nach bisheriger Quellenkenntnis 1795 erstmals nach Böhmen zum Kuren. Später wurde Marianne

<sup>597</sup> Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich von Schiller, 8. 7. 1795, in: Beetz 2005, Bd. I, S. 91.

<sup>598</sup> Das Tagebuch von Friederike Brun ist als Ganzes noch ungedruckt. Die Auszüge Karlsbad betreffend wurden nur einmal, 1905, komplett veröffentlicht, danach wurden nur noch die auf Goethe bezüglichen Stellen tradiert und so einige interessante Eindrücke der Autorin unterschlagen. Die vielfach geäußerte Verwunderung, dass die bekannte Intellektuelle Brun sich nicht zu ihrer Bekanntschaft mit Rahel Levin geäußert habe, beruht nur auf fehlender Quellenkenntnis. Im Folgenden wird nach der Ausgabe von 1905 zitiert. Vgl. Louis Bobé: Aus Friederike Bruns Tagebuch, in: Deutsche Rundschau 123 (1905), S. 231–245.

<sup>599</sup> „Chor welcher am 21. Juli 1795 bei dem zur Ergötzung der hohen Kur- und Badegäste gegebenen Freiballe gesungen wurde. Von Herrn von Goethe“, Karlsbad, Separatdruck, 1795, zit. nach: Hlawacek 1883, S. 19.

Meyer Eybenberg mit Wohnsitz in Wien, ständiger Sommergast in Teplitz und Karlsbad. In der Familie Meyer hatten Kurfahrten allerdings seit mehreren Generationen Tradition. Der Großvater der Schwestern, Veitel Heine Ephraim, fuhr beispielsweise 1773 nach Pyrmont, in Begleitung Moses Mendelssohns. Im Folgejahr fuhr der Philosoph mit ihrer Mutter Rösl Meyer wiederum nach Pyrmont, wo sich die Brunnenfreiheit für ihn insofern bewahrheitete, als er einige einflussreiche Freundschaften schloss. „Er befindet sich mit Gottes Hilfe recht wohl bam [beim?] Gebrauch des Brunens, ein jeder sucht seine Bekantschaft zu machen“, schrieb seine Gastgeberin an seine Frau. Diese Fahrt muss bereits für eine der Schwestern Meyer die erste Badereise gewesen sein, denn Rösl Meyer fuhr fort: „[...] nun libe Fromet habe Sie keine Ursache auf meine Tochter eifersichtig zu sein[,] nun sein Sie es auf der Gräfin von Bükeburg“.<sup>600</sup>

Für ihren ersten Aufenthalt in böhmischen Bädern reisten die Schwestern Meyer am 14. Juni Richtung Karlsbad. Die Art des Reisens sprach für eine wohlhabende Herkunft: Sie reisten mit eigenen Pferden und planten einen längeren Aufenthalt in Dresden. Ihr Quartier in Karlsbad hatten sie sich wie Goethe auf der vornehmen „Alten Wiese“ gemietet,<sup>601</sup> sodass als erste Begegnung ein zufälliges Zusammentreffen von Nachbarn denkbar wäre.<sup>602</sup>

Keine der Getroffenen hat aber notiert, wie oder wo sie des „Olympiers“ zum ersten Mal ansichtig geworden sei. Lediglich das Tagebuch Friederike Bruns legt den Schluss nahe, dass sie, die den Dichter von Luise von Göchhausen vorgestellt bekommen hatte, Goethe ihrerseits gleich mit ihren neuen Freundinnen aus Berlin bekannt gemacht hat.<sup>603</sup> Anfang Juli, vor der Goethes, stand die Bekanntschaft mit „Mariane Mayer und Sara Wolff [sic]“ in Friederike Bruns Tagebuch verzeichnet.<sup>604</sup> Nicht untypisch für die Zeit, lernte sie die

**600** Rösl Meyer an Fromet Mendelssohn, Juli 1774, in: JubA, Bd. 24, S. 329.

**601** Goethe kam 1795 zum dritten seiner insgesamt dreizehn Besuche nach Karlsbad. Sein Aufenthalt begann am 4. Juli 1795. Im zentralen, vornehmen und teureren Wohngebiet auf der „Alten Wiese“ nahm er Quartier im „Grünen Papagei“, das ihm eine vorgereiste befreundete Hofdame, Luise von Göchhausen, reserviert hatte. Sein Bade-Biograf Karell kommentierte: „So entgeht dem Dichter keine schöne Frau, die am Sprudel auftaucht.“ Karell 1949, S. 20.

**602** Alle Informationen nach Friederike Liman, Brief an Rahel Levin Varnhagen, 13. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 8. Auf der Reise starb der sie begleitende Vater der beiden, Aaron Meyer, – ein Vorfall, der den Karlsbader Aufenthalt anscheinend nicht verhindert, nur verschoben hat. Der Formulierung Hahns, dass Goethe „in den von Aaron Meyer verlassenen Ort“ einrückte und u. a. deswegen symbolische Vaterfigur wurde, kann ich mangels Quellen nicht zustimmen. Hahn 2000, S. 337.

**603** „Abends brachte mir die brave Göchhausen den Goethe. [...] Ich sehe ihn seitdem täglich und versäume keine Gelegenheit, ihn zu sehen.“ Friederike Brun, Tagebucheintrag 7. Juli 1795, in: Bode 1999, Bd. 2, S. 34 f.

**604** Friederike Brun, Tagebucheintrag 4.–6. 7. 1795, in: Bobé 1905, S. 236.

Schwwestern als „ein paar verwandte Wesen“ kennen, da diese einen gemeinsamen Freund (und womöglich einen Brief von ihm) als Empfehlung anbringen konnten, vom in Berlin lebenden dänischen Grafen Bernstorff.<sup>605</sup> Man scheint sich bald gegenseitig die Lebensgeschichten anvertraut zu haben. Friederike Brun wusste nach kurzer Zeit von den unglücklichen Liebesaffären der beiden Schwestern, die diese ihr umso liebenswürdiger machten. Daneben notiert sie: „Die Älteste hat viel mit Mendelssohn, Lessing ec. in früheren Jahren gelebt“,<sup>606</sup> ein Umstand, den Sara Meyer anscheinend als positive Erfahrung ihrer Jugend gern erzählt hat, von dem sie auch Goethe mehrfach berichten sollte. Über Meyers machte Brun auch die Bekanntschaft Rahel Levin Varnhagens, an der die Dichterin, anders als an „Meiers“, etwas spezifisch Jüdisches erkannt haben wollte: „7.–8.–9. Juli. Viel mit Meiers gelebt u. ihre Freundin Levin kennen gelernt, ein gar lebendiges, sinnreiches Geschöpf, die aber ganz den interessanten Pli der jüdischen Weiber hat. Hübsch und so gutmütig wie klug“.<sup>607</sup>

Auf die nützliche Verbindung zu der dänischen Dichterin war Rahel Levin Varnhagen ihrerseits von David Veit aufmerksam gemacht worden, der sie selbst nur vom Hörensagen kannte. Sein Brief kann als ein typisches Beispiel der Kontaktanbahnung in dieser Gesellschaft gelten:

In Karlsbad selbst finden Sie einen Menschen, dem die holden Töne meines Namens sanft klingen, [...]. Hofmeister bei einem Jungen der Brun heißt, und ich nenne ihn erstlich um dieser Eigenschaft willen, und zweitens, um seiner Prinzipalin willen (die ich nicht persönlich kenne). [...]. Sie ist gewiß eine gescheidte Frau, und sie werden sie äußerst leicht kennen lernen.<sup>608</sup>

---

**605** Ebd. Christian Günther Bernstorff, späterer dänischer und preußischer Staatsminister, war in den 1790er-Jahren ein Verehrer Marianne Meyers. Sein Vater hatte die geplante Hochzeit untersagt. Womöglich fühlte sich Friederike Brun den Schwestern darin „verwandt“, dass sie beide als von unglücklicher Liebe gezeichnet fand.

**606** Friederike Brun, Tagebucheintrag 7.–9. 7. 1795, in: Bobé 1905, S. 236.

**607** Friederike Brun, Tagebucheintrag 7.–9. 7. 1795, in: Bobé 1905, S. 236. Diese hochinteressante Bemerkung wurde von der Forschung bisher kaum wahrgenommen. So schreibt Scurla fälschlich: „Über den Eindruck, den Rahel auf Friederike Brun machte, erfahren wir nichts.“ Scurla 1962, S. 303. Auch die Tatsache, dass Brun sie hübsch fand, hat keinen Einfluss auf die stereotype Darstellung „der Kleinen“ als unscheinbar oder sogar hässlich.

**608** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 15. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 156. Als wesentlichen Grund seiner Empfehlung nannte Veit die Beziehung der Brun zu Goethe. Er ging vermutlich mit Recht davon aus, dass seine Freundin mit allen neuen Bekannten über den Dichter sprechen würde: „[...] sie ist Dichterin mit ziemlichen Sukzeß. Der Original-Text zu dem ‚Ich denke Dein‘ ist von ihr; daher Sie ihr das Goethische nicht füglich zeigen können, ohne das zu wissen [...]“ Ebd.



Irgendwann zwischen dem 7. und 12. Juli muss die erste Begegnung zwischen Goethe und den Schwestern Meyer bzw. zwischen Goethe und Rahel Levin Varnhagen in Begleitung Friederike Unzelmanns stattgefunden haben. Eine folgende beschreibt die Brun so:

Am Abend war er hier bei uns mit der kleinen Levin und der Unzelmann, die sehr verständig tut und etwas treuherziges in ihrem Blick hat, welches mir gefällt. Sein Ton mit Frauen, die nicht streng auf sich halten, ist nicht fein, und an zarter Grazie fehlt's ihm überhaupt [...]. Nachmittags kam Goethe, um mit mir zu Sarah und Marianna [Meyer] zu gehen. [...] Bey Meyers war er gar hold Marianne, die holde Seele, geht ihm ans Herz.<sup>609</sup>

Das Zusammentreffen mit Goethe und den Berlinerinnen war anscheinend von der Brun geplant, denn misstrauisch verzeichnet sie: „Der Herr Rittmeister von Gualtieri war ungebeten dazu gekommen, ein *avantageuser* fât“.<sup>610</sup>

In der Sekundärliteratur wird meistens angenommen, dass sich bereits Goethes erste ‚Erfolgsmeldung‘ an Schiller, er habe am Brunnen „einen kleinen Roman aus dem Stegreife“ begonnen, auf Marianne Meyer Eybenberg bezogen hatte. Schiller gegenüber gab der Dichter seiner Hoffnung (den) Ausdruck, den „Roman“ so zu gestalten, „dass er vierzehn Tage aushalten kann“.<sup>611</sup> Christiane Vulpius gegenüber hielt er es ebenso allgemein: Er versicherte ihr neben anderen Annehmlichkeiten: „Äugelchen setzts auch genug“.<sup>612</sup> Die nachhaltige Wirkung der Begegnung mit Marianne Meyer Eybenberg sollte erst später sichtbar werden, in der auffallend liebevollen Korrespondenz, die dem Badeflirt folgte und der Intensität des Umgangs in späteren Badebesuchen.<sup>613</sup>

<sup>609</sup> Friederike Brun, Tagebucheintrag 12. 7. 1795, in: Bobé 1905, S. 238 f.

<sup>610</sup> Im Sinne von „ein billiger Geck“. Friederike Brun, Tagebucheintrag 12. 7. 1795, in: Bobé 1905, S. 238.

<sup>611</sup> Tatsächlich scheint Goethe, den wenigen Briefen gemäß, anregende weibliche Bekanntschaft als wesentlich für seine Gesundheit betrachtet zu haben. Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich von Schiller, 8. 7. 1795, in: Beetz 2005, Bd. 1, S. 91.

<sup>612</sup> Eine Woche später folgt das bekannte Zitat, es gäbe „Äugelchen die Menge“. Am 25. Juli versicherte er seiner Lebenspartnerin: „Die Äugelchen nehmen sehr ab, denn es kann von beiden Seiten kein Ernst werden.“ Johann Wolfgang von Goethe an Christiane Vulpius, 25. 7. 1795, in: Hans Gerhard Gräf (Hrsg.): Goethes Ehe in Briefen. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Christiane Vulpius. Mit zeitgenössischen Abbildungen. Frankfurt/M. 1994, S. 104 u. 106. Wie ernst es nach Goethes Geschmack mit den „Äugelchen“ aber in den zehn Tagen zwischen den beiden Briefen hätte werden dürfen, bleibt offen.

<sup>613</sup> Diese Intensität wird gern einseitig ausgelegt. 1808 schrieb beispielsweise August Goethe aus Teplitz an seinen Vater: „Frau von Eybenberg excellirt in Anhänglichkeit an Dich; Sie wird sehr geplagt, um ihr Gefühl für Dich in die richtige Classe zu ordnen.“ 4. 8. 1808, zit. nach: Hlawacek 1883, S. 64, Fn. 2.

Abgesehen vom eigentlichen Brunnenverkehr und öffentlichen Großereignissen wie Bällen spielte sich das gesellschaftliche Leben überwiegend in den einzelnen Privatunterkünften, bei Besuchen („Visiten“ und „Gegenvisiten“), gemeinsamen Frühstückten, Abendessen oder Nachmittagen mit spontanen Lesungen ab. Der Umgang zwischen Friederike Brun und Goethe gewann, wie sie im Tagebuch mit Stolz verzeichnet, beinahe familiären Charakter. Er lehrte die Tochter richtig lesen, nahm sich des Sohnes väterlich an, und auf gemeinsamen Spaziergängen sprach er, wie sie besonders betonte, sogar von seinen häuslichen Verhältnissen.<sup>614</sup> Vermutlich spielte sich auch der freundschaftliche Umgang mit den drei Berliner Jüdinnen wesentlich auf Spaziergängen und Besuchen ab, gemeinsam und à deux. So bat Marianne Meyer Eybenberg den Dichter im Oktober desselben Jahres: „Vergessen Sie unser Gespräch auf der Brücke beim Neubrunnen nicht, ich bitte, bitte“.<sup>615</sup> Mögliche Themen der Gespräche kann man ebenfalls nur aus dem Tagebuch der Brun herauslesen, die die lockere Bademischung der Konversation und andere Teilhabende daran getreu verzeichnete.<sup>616</sup> Der Kurrrhythmus scheint dabei der Konversation förderlich gewesen zu sein, denn Friederike Brun verzeichnet unter einer langen Liste der ‚Themen des Tages‘: „Kunst, Epigramme, Elegisches, Improvisiren, Liebe als Mittel zum Zweck über Hoffnung, die in ihm [Goethe, H. L. L. ] erstorben ist“, darunter das bezeichnende: „Dies ist alles beim Sprudeltrinken auf und ab geredet“.<sup>617</sup>

Es scheint so, als habe sich innerhalb der Badegesellschaft ein kleiner Kreis um Brun und Goethe zusammengefunden, der zu jeder Tages- und Abendzeit zum ruhigen Gespräch, gemeinsamen Frühstückten und Brunnen-gängen zusammenkam. „Mit Meyers, Diedes und Goethe abwechselnd gelebt“,

---

**614** Die Begeisterung beruhte nicht ganz auf Gegenseitigkeit. Bereits aus Karlsbad gab Goethe seiner Verwunderung Ausdruck, „welch eine sonderbare Mischung von Selbstbetrug und Klarheit diese Frau zu ihrer Existenz braucht“. Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich von Schiller, 19. 7. 1795, in Beetz 2005, Bd. I, S. 92. Später wurde „Madame B\*\*“ ein wenig schmeichelhaftes Xenion gewidmet: „Jetzt noch bist Du Sybille, bald wirst Du Parze; doch fürcht ich / Hört Ihr zuletzt grässlich als Furien auf.“ Johann Wolfgang von Goethe: An Madame B\*\* und ihre Schwestern, in: Goethe 1992, S. 61.

**615** Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 6. 10. 1795, dieser Teil des Briefes ungedruckt, GSA 28/306.

**616** Am Abend des 12. 7. 1795, an dem Goethe in ihrem Quartier Besuch machte und u. a. Levin Varnhagen und Unzelmann dort vorfand, ging es u. a. um „Theater und Kunst [...] über das Theater der Italiener [...] Vergleich mit dem Französischen.“ Friederike Brun, Tagebucheintrag 12. 7. 1795, in: Bobé 1905, S. 238.

**617** Friederike Brun, Tagebucheintrag 7.–9. 7. 1795, in: Bobé 1905, S. 237.

oder „Abend still und ruhig mit Goethen, Mariannen und Sarah“ lauten die Einträge.<sup>618</sup>

Zur selben Zeit waren nicht wenige Aristokraten in Karlsbad, die allerdings dem bürgerlichen Umgang nicht unbedingt aufgeschlossen waren, und von der dänischen Dichterin im Gegenzug summarisch charakterisiert wurden als „alte adelige Schachteln, die allen Schmelz der Wiesen an ihren dünnen Gestalten umhertragen und alle rostigen Vorurtheile auf Ihren Nasen“.<sup>619</sup> Apropos Vorurteile: Die genaue Beobachterin Brun, die Goethes verwöhnten Umgang mit Frauen mehrfach kritisch vermerkte, schrieb zu etwaigen Vorurteilen des Dichters gegenüber Jüdinnen oder Schauspielerinnen nichts. Es scheint im Bad davon nicht gesprochen worden zu sein. Aber nur einen Monat nach der Begegnung der Berliner Salonièren mit Goethe in Karlsbad kursierten in Berlin Gerüchte über den Erfolg „der Jüdinnen“: Wilhelm von Humboldt schrieb von seinen Berlinbesuchen an Schiller: „Er [Goethe] hat sich in Carlsbad mit einigen hübschen Judenmädchen, und einer actrice von hier amüsirt, wie wenigstens diese in Briefen rühmen. Wahrscheinlich ist das das artige Abenteuer von dem er schreibt“.<sup>620</sup> Briefe der Frauen sind in dieser Art nicht überliefert. Wie dieses „Sich-Rühmen“ aussah oder ob Humboldt davon ausging, dass sich ein „Judenmädchen“ der Bekanntschaft mit Goethe notwendigerweise rühmen müsse, bleibt daher unklar.

Im Oktober, nach der Rückkehr der Badereisenden nach Berlin, kam Humboldt noch einmal auf diese Begegnung zurück. Sein Kommentar wird in Aufsätzen über Goethes Badeurlaube zwar oft angeführt, aber nicht in Gänze. In der bekannten Fassung berichtete Humboldt:

Von Goethe höre ich hier allerlei possierliche Geschichten erzählen, die von zwei getauften Jüdinnen, die mit in Karlsbad waren, herkommen. Außerdem, dass er ihnen soll erstaunlich viel vorgelesen, in Stammbücher und auf Fächer geschrieben und ihre Produktionen korrigiert haben, erzählt auch die eine, die sonst ein sehr schönes Mädchen war, dass er ihnen die einzelnen Gelegenheiten erzählt habe, die ihn zu den „Elegien“ veranlasst, namentlich die zu dem Vers „Und der Barbar beherrscht römischen Busen

---

**618** Friederike Brun, Tagebucheintrag 12. und 20. 7. 1795, in: Bobé 1905, S. 239. An sonstigen Kurbekanntschaften der Brun – und damit auch der Meyers, mit denen sie drei Wochen lang fast täglichen Umgang hatte – werden genannt: der Präsident des Kammergerichts von Berlin Kirchseisen, Freiherr von Diede, der dänische Gesandte und seine Frau Louise, die mit Goethe gut befreundet war, und Theresie Brzozowska aus Polen. In Begleitung der Friederike Brun befand sich außerdem der Dichter Friedrich von Matthison.

**619** Friederike Brun, Tagebucheintrag 14.–16. 6. 1795, in: Bobé 1905, S. 235.

**620** Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 15. 8. 1795 in: Leitzmann 1900, S. 76.

und Leib!“ [...] Sie sollen auch, wie sie erzählen, bei dem erwarteten neuen Ankömmling in Weimar Patenstelle vertreten.<sup>621</sup>

Die erotische Konnotation dieser Gerüchte hängt vermutlich damit zusammen, dass gerade in diesen Monaten die *Römischen Elegien* die lesenden Gemüter in Berlin und Weimar erhitzen, aus denen Humboldt hier auch zitierte. Die Auslassung ist bemerkenswert, denn sie enthält nicht nur einen interessanten und typischen Seitenhieb Humboldts auf die Beherrschung von römischen Busen und Leib – „Dies lässt doch wohl auch auf die Unterwürfigkeit des Jüdischen schließen, nicht wahr?“ –, sondern auch eine treffende Charakteristik der literaturpolitischen Szene in Berlin:

Übrigens aber, obgleich dieser mit vieler Indiskretion herumgetragenen Geschichtchen Goethes Bild hier mit einigen neuen Zügen ausgestattet haben, finde ich es äußerst vernünftig, einige so genannten aufgeklärte Männer und denkende Köpfe von hier, die zugleich da waren und über ihre Zurücksetzung sehr missmutig schienen, vernachlässigt und diese Getauften erwählt zu haben, die in der Tat, viel Pretiöses und Affektiertes abgerechnet, recht geistvoll und angenehm sind.<sup>622</sup>

Humboldt sah damit voraus, dass Goethe sich mit diesem selbst „erwählten“ freundlichen Umgang in Karlsbad zwei nicht nur treue, sondern nützliche Lehrerinnen herangezogen hatte. Er billigte dies als literaturstrategischen Schachzug, insbesondere da die Schwestern Meyer, die er jetzt erst kennenlernte, Goethes Wert besser erkennen könnten als einige „so genannten aufgeklärte Männer“.<sup>623</sup> Zugleich fällt auf, dass Humboldt die beiden Goethefreun-

---

**621** Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 12. 10. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 177. Die Anmerkung der meisten Herausgeber, es handle sich bei diesen beiden um Marianne Meyer Eybenberg und Rahel Levin Varnhagen, ist falsch, da letztere 1795 keineswegs getauft war und Humboldt das wusste. Die zweite Getaufte ist die Schwester Sara, die allerdings in den Aufsätzen zu Goethes Badebekanntschaften fast immer vergessen wird.

**622** Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 12. 8. 1795, in: Siegfried Seidel (Hrsg.): Der Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, 2 Bde., Berlin 1962, Bd. 1, S. 177.

**623** Barbara Hahn, die als eine der wenigen das Zitat komplett wiedergibt, bemerkt, dass Humboldt hier eine Analogie zwischen der Unterwerfung des weiblichen und des jüdischen Körpers herstellt. Die beiden erwähnten Frauen seien dadurch verbal ausgegrenzt. „Ihre Taufe wird in der Parallelisierung mit der römischen Frau zum Unterwerfungsakt, der ihnen keinen neuen und anerkannten Platz in der christlich dominierten Kultur bietet. Sie repräsentieren weiter ‚das Jüdische‘, das in der Folge den aufgeklärten Männern der Berliner Gesellschaft entgegengesetzt wird.“ Hahn 2002 (b), S. 125 f. M. E. ist Humboldts Formulierung eher im Gesamtzusammenhang seines spezifischen Umgangs mit jüdischen Themen zu betrachten, die durchweg erotisch konnotiert sind. [Vgl. V]

dinnen als „getaufte Jüdinnen“ markierte, was Goethe in seinen Berichten nicht getan hatte.

#### 5.4 Nach 1795 – Goethe-Kult in den Berliner Salons? Drei Ausblicke

Insofern man aus den rückerinnernden Briefen Marianne Meyer Eybenbergs auf den Umgang im Bad schließen kann, hatte man „Freundschaft“ geschlossen, die durch kleine, zum Teil romantisierende Andenken, wie eine Locke von Goethes Haar, erhalten werden sollte. Auf intime Geständnisse etwaiger erotischer Erfahrungen, auf die Humboldt anspielte, gingen die Frauen in ihren Briefen nicht ein.

Auch den kontinuierlichen Klatsch zwischen Berlin und Weimar um das Treffen in Karlsbad und die daraus sich entwickelnde Freundschaft kann man, positiv gewendet, als Anzeichen einerseits für ein echtes Interesse des Dichters nehmen und andererseits dafür, dass eben dies den Frauen ein Zuwachs an Renommee verschaffte. Bereits 1797 wurden Bemerkungen über „die schöne Marianne Meyer“ im Briefwechsel zwischen Berlin und Weimar ein Epitheton „Korrespondentin des Herrn von Goethe“ angehängt. Als solche war sie eine zitierfähige Autorität.<sup>624</sup> Ihre weiteren Zusammentreffen mit Goethe wurden zwar mit ironischen Kommentaren, aber aufmerksam verfolgt. Zwischen den Verlegern Sander und Böttiger kam es dabei zu fantasievollen Ausschmückungen: „Die schöne Marianne Meyer u. der Herr von Göthe haben sich ein Rendezvous in Dresden gegeben u. werden von da zusammen weiter gehen“.<sup>625</sup> Auch Friedrich Schlegel musste seiner Schwägerin Caroline gegenüber bemerken: „Marianne tut dicke mit Goethe, ist übrigens sehr elegant, sehr artig und unbedeutend genug“.<sup>626</sup> Sein Bruder August Wilhelm fragte direkt bei Goethe nach und suchte sogar über die Bekanntschaft mit Marianne Meyer Eybenberg die Gunst des Dichters für sich zu gewinnen. Goethe bestätigte: „Die Bekanntschaft meiner werten Berliner Freundin wird Ihnen gewiß viel Freude gemacht haben. Ich schätze beide Frauenzimmer sehr hoch und habe alle Ursache, für die Gesinnungen dankbar zu sein, die sie für mich hegen“.<sup>627</sup>

<sup>624</sup> So z. B. im Brief von Johann Daniel Sander an Böttiger, 7. 2. 1797, in: Bode 1999, Bd. 2, S. 100.

<sup>625</sup> Johann Daniel Sander an Carl August Böttiger, 28. 3. 1797, in: Maurach 1990, Bd. 1, S. 136.

<sup>626</sup> Friedrich Schlegel an Caroline Schlegel Schelling am 29. 10. 1798, in: KFSa, Bd. 24, S. 190.

<sup>627</sup> Johann Wolfgang von Goethe an August Wilhelm Schlegel, 18. 6. 1798, zit. nach: Erna Arnhold: Goethes Berliner Beziehungen, Gotha 1925, S. 214. Die zweite erwähnte Frau war Karoline von Berg.

### „Erfrischende Goethe-Lektüren“ – Goethe und Meyer Eybenberg

Von einem späteren gemeinsamen Badeaufenthalt, währenddessen Goethe, im Unterschied zu 1795, Tagebuch führte, wissen wir, dass er Marianne Meyer Eybenberg präventionslos zu jeder Tageszeit besuchte oder ausfuhr, um sich mit ihr über aktuelle Arbeiten wie über Neuigkeiten aus ihrem Wiener Lebenskreis zu unterhalten. Die *Wahlverwandschaften* übersandte er ihr mit dem Hinweis: „Gedenken sie mein unter dem Lesen, gedenken Sie der guten Tage, in welchen diese Werkchen größtentheils in Ihrer Nähe entstand“.<sup>628</sup> Man kann sagen, dass sich die Freundschaft 1808 auf dem Höhepunkt befand, danach teilte sich Goethe mit seinem Freund und Reisebegleiter Riemer das Vergnügen und die Arbeit der Korrespondenz mit ihr. Dennoch spricht nichts dagegen, dass man sich das freundschaftliche Andenken nicht noch länger gegenseitig in Wort und Tat ausgedrückt hätte, wenn nicht Meyer Eybenberg 1812 einer langwierigen Krankheit erlegen wäre.<sup>629</sup>

Der Briefwechsel Goethes mit Marianne Meyer Eybenberg<sup>630</sup> umfasst vielfältige Themen und ist, den heute erhaltenen Teilen nach, unterhaltsam zu lesen, getragen von einem leichten Plauderton, der durch kritische Beobachtungen in der Gesellschaft einen besonderen Reiz erhält. Nicht von ungefähr haben die bisherigen Herausgeber des Briefwechsels sich jeweils das sie Interessierende aussuchen und so ein neues Licht auf ‚Goethe im Umgang mit Frauen‘ oder ‚Goethe und Österreich‘ werfen können. Dabei wurden die Briefe allerdings manchmal um die für die Schreiberin kennzeichnende Mischung aus Verehrung und Selbstbewusstsein gekürzt.<sup>631</sup>

---

**628** Johann Wolfgang von Goethe an Marianne Meyer Eybenberg, 1. 10. 1809, zit. nach: Hahn 1990(b), S. 64. In der Literaturwissenschaft wurde die Frage mehrfach diskutiert, welchen Einfluss sie dabei nahm und ob eine und welche Frauenfigur in diesem Roman nach ihr modelliert worden ist.

**629** Sie starb nach längerem Leiden, während dessen ihre Schwester sie pflegte, an Wassersucht.

**630** Der erste überlieferte Brief, der vermutlich die Korrespondenz auch eröffnete, ist der zitierte vom 22. 9. 1795. Der letzte Brief datiert vom 10. 12. 1810.

**631** Vgl. die unterschiedlichen Teilabdrucke der Korrespondenz bei Ludwig Geiger 1893 und Sauer 1904. Als ein weiteres typisches Beispiel für verkürzte Überlieferung sei hier ein Billet angegeben, das ihre Ankunft in Weimar vermeldet. (Das Kursive ist ungedruckt, die sehr gekürzte Fassung in: Goethe. Begegnungen und Gespräche. Begründet von Ernst Grumach und Renate Grumach, Band V: 1800–1805, hrsg. von Renate Grumach, Berlin u. a. 1985, S. 171 f., Fn.): */// „Ich habe dem Wunsch, Sie wiederzusehn mein verehrter Freund, nicht widerstehen können und befinde mich also, seit 5 minuten, würrklich in Weimar – Ihnen so nah zu sein und nicht einen kleinen Umweg machen um wieder einmahl eine reine Freude zu genießen, konnte ich mir unmöglich versagen – wenn es wahr ist, was ein Alter Schriftsteller sagt, „dass ein jeder der Gesellschaft gleicht, die Er liebt“ so bin ich es gewiß werth mich Ihnen zu nähern, wann nämlich das letztere die Ähnlichkeit bestimmt, den was ist mir lieber, was schätze ich höher als Ihre Gesellschaft; ich rechne mit der Fortdauer Ihres Wohlwollens,*

In einem scheinbar ungeordneten Stil, der in seinem Anspruch auf Natürlichkeit dem Gellertschen Ideal eines Frauenzimmerbriefes<sup>632</sup> gänzlich entspricht, behauptete Marianne Meyer Eybenberg Freundschaft und forderte sie zugleich ein. Bereits im ersten Brief vom September 1795 setzte sie sein Interesse an ihrer Gesundheit voraus, derer sie ihn versichert, nannte ihn „Guter Göthe“ und „Lieber Freund“ und gab vor, damit nur seinem Wunsch zu entsprechen: „Dass Sie mir antworten werden, dafür bürgt mir ihre Freundschaft, Ihr gegebenes Wort und so *lieber Freund* leben wir miteinander fort, ich schreibe Ihnen wie es aus dem Herzen kömmt, durch den Sinn fährt, damit *müssen* Sie zufrieden sein, und das werden Sie auch“.<sup>633</sup> Meyer Eybenberg behauptete ihre Briefe als Fortsetzung der Gespräche in Karlsbad, und die Erlaubnis dafür läge in der guten Wirkung, die der Umgang Goethe auf sie habe: „Fahren Sie fort liebster Goethe mich fortzuhelfen, so wie Sie in Carlsb. thaten, ich bin Ihnen viel viel schuldig“.<sup>634</sup>

Als sie trotz allem nicht sofort Antwort bekam, ließ sie sich nicht entmutigen, sondern kokettierte zwei Wochen später mit ihrer Hartnäckigkeit: „Da bin ich schon wieder *guter* Göthe – Sie sehen dass ich mich an keiner Regel binde, und dass *Sie* mich nicht loswerden, auch wenn Sie mir nicht antworten“.<sup>635</sup> Diese Hartnäckigkeit<sup>636</sup> unterstützte sie mit fantasievollen Aufmerksamkeiten,

---

*durch dass Sie mich so beglückten und verwöhnten, – und freue mich unendlich auf den Augenblick des wiedersehens, Sie werden bestimmen wann es mir so wohl werden soll einen so lieben Freund zu sehen. Marianne Eybenberg/// An Johann Wolfgang von Goethe, 16. 9. 1801, GSA 28/34.*

**632** Dazu passt auch die hier zum Ausdruck kommende Unbekümmertheit oder „Ungezogenheit“. Hier ist partiell Silke Schlichtmann zu widersprechen, die Meyers briefliches Verhalten als dem Geschlechtermodell nach untypisch betrachtet. Dem Ideal „weiblichen Schreibens“ entspricht sie durchaus. Schlichtmann 2001, S. 166 f. Hingegen hat Schlichtmann mit dem Hinweis Recht, dass Meyers Berichte darüber, wie sie anderen Lesern Goethe erklärt, durchaus nicht in das Schema einer weiblichen „rezeptiven“ Seele passe. Ebd., S. 168.

**633** Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe 22. 9. 1795, zit. nach: Geiger 1893, S. 27. Hervorhebungen im Original.

**634** Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe 22. 9. 1795, zit. nach: Geiger 1893 S. 27. Sowohl Florian Krobb als auch Barbara Hahn sehen in dem „Forthelfen“ eine Bitte um konkrete Hilfe beim Abschied vom Judentum. Hahn 2000, S. 339. Krobb 1991/1992, S. 40.

**635** Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 6. 10. 1795, diese Stelle erstmals gedruckt bei Hahn 1990, S. 63.

**636** Christiane Vulpius konstatiert bereits ein halbes Jahr nach der ersten Bekanntschaft in Karlsbad: „Hier folgt wie ich sehe wieder ein Briefchen von Mariannichen. Das ist eine fleißige Schreiberin, das wird am Ende noch gefährlich werden.“ Christiane Vulpius an Johann Wolfgang von Goethe, 2. 3. 1796, in: Gräf 1994, S. 122.



sie sandte mit demselben Brief versprochene Schriften von Brinckmann, ein Gedicht vom Prinzen de Ligne, eine Vertonung Goethescher Gedichte von ihrem Freund Fürst Reuß und kündigte ein Andenken aus ihren eigenen Haaren an.

Das primäre Thema in den erhaltenen Briefen blieb ihre Verehrung seines dichterischen Schaffens – „Das nennen Sie also ein Wagestück? Mir sind seitdem, Meisterstück und Wagestück, Synonyme geworden“<sup>637</sup> –, Kommentare zu seinen Werken und Äußerungen des Glücks, wenn er sie damit bedachte, häufig noch vor Drucklegung. Daneben finden sich viele Äußerungen zu gemeinsamen Treffen oder die Erinnerung daran, immer die Sehnsucht, mit ihm zu sprechen, brieflich oder mündlich. Sie adressierte Goethe durchweg als „Freund“, sprach zu ihm manchmal als Beichtvater bzw. Vertrauten, sogar in Familiendingen. Materielle Aufmerksamkeiten, Genussmittel wie Schokolade, aber auch klug ausgewählte Gegenstände für seine Sammlungsinteressen, wie Münzen, Kupferstiche oder Steine, schickte sie mit dem Hinweis: „[...] mich aber nicht zu kräncken und mir von contos zu sprechen; wollen Sie mir den Genus rauben, Sie mit einer solchen Kleinigkeit zu versorgen“.<sup>638</sup> Für diese Kombination von Freundlichkeit und Klugheit revanchierte Goethe sich mit freundlichen Komplimenten, einem Ring (der ihr zum „Talisman“ wurde) oder eben mit Manuskripten.<sup>639</sup>

Nicht ohne Stolz merkte sie bald, dass ihre Freunde sie als etablierte Korrespondentin Goethes schätzten und einige ihren guten Draht zu Goethe ausnutzen wollten. Und nicht ohne Spott berichtete sie nach Weimar, zum Beispiel über ihren Bekannten Brinckmann: „Der Narr hat mir einen langen brief über das bekenntnis der schönen Seele geschrieben ein wahres untereinander, von dem er glaubt es athme reine Begeistrung. [...] obendrein glaube ich hat er in der Absicht geschrieben, es würde Ihnen vielleicht unter die Augen kommen; wenn Sie es wollen schicke ich es Ihnen“.<sup>640</sup> Zwei Monate später verstärkte sie diese Kritik zu einer boshaften Charakteristik:

B. ist so ein Verstandskrämer der affectirt oft von seinem Gefühl hingerißen zu sein, und sich alle Mühe giebt einen weis zu machen, die reine heilige Flamme des Enthusiasmus

---

**637** Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 29. 10. 1796, dies auch bei Hahn 1990, S. 62.

**638** Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 4. 12. 1798, dies ungedruckt, GSA 28/306.

**639** Dank für den Talisman in: Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 2. 2. 1796, dies ungedruckt, GSA 28/306

**640** Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 11. 12. 1795, GSA 28/306, erstmals gedruckt bei Hahn 2002(b), S. 121.

habe ihn ergriffen, [...] und dadurch, bey einer ausgezeichneten Bildung, Scharfsinn und talent, doch höchst fade und lästig, nur weil er die Kunst aufzuhören nicht kennt, und das topic, sein klein einziges-Ich, ewig ist, und bleibt dies zu *Ihnen* gesagt.<sup>641</sup>

Der Kult-Betreibende war nach ihrer Darstellung eindeutig Brinckmann, sich selbst schilderte sie dabei als kritische rationale Leserin. Möglicherweise ahnte sie, dass Goethe solche deutlichen, klatschenden Charakterisierungen durchaus zu schätzen wusste. Zugleich aber erhob sie, indem sie Brinckmanns Goethe-Lektüre diskreditierte, Anspruch darauf, den Dichter selbst besser zu verstehen.<sup>642</sup> Was sie dazu trieb, über ihren Gast, mit dem sie zumindest seit 1793 in freundlichem Kontakt stand, herzuziehen, kann bei der spärlichen Quellenlage nur vermutet werden: Im Brinckmannschen Nachlass findet sich das Konzept eines Briefes an sie, in dem er ihr seitenweise seine Lektüre-Erfahrung des „Wilhelm Meister“ nahebringen wollte, nicht ohne sie als „schöne Seele“ zu komplimentieren. Tatsächlich nutzte er die Lektüre vor allem für eine Analyse seiner selbst: „Was kein Mensch, der mich blos in Weltverhältnissen kennt, erahnden oder glauben möchte, darf ich Ihnen, als einer *schönen Seele*, ja wol gestehen, dass *Religiosität* noch diesen Augenblick den Grundzug *meines Charakters* ausmacht“!<sup>643</sup> Wenn es dieser Brief war, auf den sie anspielte, war sie durch Brinckmanns Anspruch erzürnt, Goethe am besten zu verstehen, denn er schrieb mehrfach in diesem Brief: „Wie ich denn [...] dies alles unstreitig noch besser verstehe als Goethe selbst“.<sup>644</sup>

Wenn sie auch in ihrem Zugang konkurrierten, glaubten doch sowohl Brinckmann als auch Marianne Meyer Eybenberg sich allerdings in ihrer jeweiligen Goethe-Verehrung von derselben Person am besten verstanden, von Rahel Levin Varnhagen. Letztere wurde in den Briefen Meyer Eybenbergs an Goethe mehrfach als „Mitgenießende“ seiner Werke präsentiert, ohne dass sie selbst ihm darüber Auskunft gäbe: „Meinen Enthusiasmus für das Produkt und

<sup>641</sup> Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 2. 2. 1796, GSA, 28/306, ungedruckt, teilweise zitiert bei Hahn 2002(b), S. 122.

<sup>642</sup> Diesen scheint die Beschreibung seines Verehrers amüsiert zu haben. Auf einen nicht überlieferten Brief antwortet Marianne Meyer Eybenberg noch einmal: „Nicht leicht hat mich etwas mehr amusirt als was sie über Brinckmann sagen, mit ein paar Worten haben Sie den kleinen Spreßel besser, richtiger, gezeichnet als alle die klugen Herrn hier.“ Marianne Meyer an Johann Wolfgang von Goethe, zit. nach: Geiger 1893, S. 30. Spreßel bezeichnet laut Auskunft des Herausgebers einen Heuschreck.

<sup>643</sup> Gustav von Brinckmann an Marianne Meyer Eybenberg, o. D. [vermutlich 1795], BA E. Ohne Unterstreichungen und leicht modernisiert auch in Wachtmeister 1871, S. 2.

<sup>644</sup> Gustav von Brinckmann an Marianne Meyer Eybenberg, o. D. [vermutlich 1795], BA E. Einen Schlüssel zu diesem Verständnis sah Brinckmann in seiner fundierten religiösen Erziehung bei den Herrnhutern.

seinen Schöpfer haben sogleich 3 Wesen mit mir theilen müssen, ich gönnte mir diesen Genuß nicht allein, und diese Menschen machten sich deßen würdig, durch die Art wie sie es genießen und verstehen; [...] Reuß, die Berg, und die kleine Levy“.<sup>645</sup>

### Kein geistiger Vater – Sara Meyer Grotthus und Goethe

Für die ältere Schwester Meyer, 1795 geschiedene Sara Wulf, hatte das Zusammentreffen mit Goethe 1795 keine unmittelbaren Folgen. Ihre Korrespondenz mit ihm begann zögerlich Ende 1796 und trat erst während der Abwesenheit und nach dem Tod der Schwester Marianne in eine intensive Phase.<sup>646</sup> Diese Verzögerung war allerdings mehr in ihrer persönlichen Familiengeschichte<sup>647</sup> begründet als in einem geringeren Interesse am Dichter – im Gegenteil. Wie Sara Meyer Grotthus Goethe später mehrfach gestehen sollte, war sein Werk eine Art ‚Katalysator‘ für ihre eigene Entwicklung gewesen: Ein junger Hamburger, in den sie mit 13 Jahren verliebt gewesen sei, habe ihr „den göttlichen Werther“ geschickt, den sie „mit 1000 unterstrichenen Stellen und einem sehr glühenden Billet“ zurücksenden wollte.<sup>648</sup> Dieser Brief von ihr wurde abgefangen und führte zu kontroversen Reaktionen in der Generation der Väter und Aufklärer: „Mendelssohn der mein Mentor war, erschien und machte mir bittre Vorwürfe, ob ich Gott und Religion vergessen könnte und was der Alfanserei mehr war, nahm den lieben W. [...] und warf ihn [...] aus dem Fenster.“ Mendelssohns Freund Lessing hingegen habe ganz anders reagiert: „Ausser sich

---

**645** Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 20. 3. 1798, Teildruck des Briefes bei Geiger 1893, S. 35, diese Stelle ungedruckt.

**646** Der Beschenkte ließ sich das Teamwork bzw. die Konkurrenz der Schwestern nicht ungern gefallen: „Wie sehr freut mich’s, dass Sie noch an mich denken, und jetzt nicht verschmähen, als Marianens Stellvertreterin, mir die gewohnten fremden Leckerbissen zuzusenden.“ Johann Wolfgang von Goethe an Sara Meyer Grotthus, 1. 2. 1806, in: Goethes Werke, Weimarer Ausgabe [im Folgenden WA], Bd. 19, S. 100 f.

**647** Sie war 1778 im Alter von 15 Jahren nach Wahl der Eltern mit dem Kaufmann Jacob Isaac Wulf(f) verheiratet worden, worauf nach ihrer Aussage Goethe gegenüber ihre Existenz „10 Jahre lang zur Hölle Qual“ wurde. 1788 wurde die Ehe kinderlos geschieden. Die Zeit nach ihrer Scheidung und vor ihrer Eheschließung mit dem Baron von Grotthus 1797 scheint ihr von ihrer Familie sehr schwer gemacht worden zu sein. Mehrfach berichtete Marianne Meyer Eybenberg an Goethe, dass Sara ihrer Lage wegen nicht schreiben könne bzw. sich hysterisch benehme. Dieser Kampf war ihr auf die Gesundheit geschlagen, sodass sie „mager und hässlich“ nach Karlsbad kam. Sara Meyer Grotthus rückblickend an Goethe, 31. 1. 1801, ungedruckt, GSA 28/32.

**648** Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 20. 3. 1797, zit. nach: Geiger 1893, S. 51.

über meine Erzählung, bot er mir seinen Schutz an, im Fall ich den jungen Menschen heiraten wollte, [...] war indignirt gegen Mendelsohn und brachte mir ein ander Exemplar von Werther (das ich aber lange nicht ohne Schauer ansah) sagte mir alles was er darüber dachte“.<sup>649</sup>

Die für Sara Meyer Grotthus wesentlichste Konsequenz dieser Liebesgeschichte war vermutlich, „dass diese Epoque in meinem Leben die Ursache war, warum ich zu 15 Jahren durch Moses Gewalt und der Mutter Zwang an einen Elenden verheiratet wurde“.<sup>650</sup> Zehn Jahre nach Beendigung dieser Ehe mit einem jüdischen Kaufmann war es ein wesentlicher Anlass für ihre Briefe, Goethe diesen Widerspruch zu schildern, zwischen ihrer Begeisterung für seinen Roman und der radikalen Abwehr durch Mendelssohn und ihre Eltern. Dabei sind zwei Unterschiede bedeutsam, der zwischen Vater und Mutter und der zwischen den Freunden Mendelssohn und Lessing. Durch der „Mutter Zwang“ wurde sie verheiratet, während der Vater über die Affäre mit dem Werther selbst desolat gewesen sei, denn „durch wie viel Liebe hat er diese Misshandlung bezahlt, ach er liebte mich über alles, der ewig geliebte Selige“!<sup>651</sup> Sara Meyer Grotthus war sich des Paradoxes bewusst und entschuldigte es, dass die Männer, die ihr die Bildung und den Zugang zu Goethes Werk erst ermöglichten, sich vor den Konsequenzen fürchteten.<sup>652</sup> Die Mutter wurde hier zur Repräsentantin des zu überwindenden traditionellen Judentums, zumindest aber der Familie, die ihr auch nach der Ehescheidung ihr Verhältnis zu Baron Grotthus jahrelang erschwerte. Nach diesem Geständnis, das mit der Bitte endete, sie doch gelegentlich etwas von ihm lesen zu lassen, bevor es das „gemischte Publikum“ bekäme, setzte der Briefwechsel offenbar erst 1801 wieder ein. Goethe hatte auf ihren Lebensbericht nicht geantwortet.

Bemerkenswert ist, dass Sara Meyer Grotthus 1814, ganz am Ende des Briefwechsels, noch einmal auf diese *Werther*-Episode zurückkommen sollte, sie allerdings mit leicht anderer Wertung erzählte. Diesmal hatte sie den Roman nur versehentlich im Comptoir, in dem sie als Übersetzerin arbeitete,

---

**649** Dies und das folgende Zitat: Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 20. 3. 1797, zit. nach: Geiger 1893, S. 51.

**650** Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 20. 3. 1797, zit. nach: Geiger 1893, S. 53.

**651** Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 20. 3. 1797, zit. nach: Geiger 1993, S. 51.

**652** Während Sara Meyer Grotthus Mendelssohn als unbelehrbaren Alten darstellte, wurde Lessing zu ihrem Ritter, dessen wahrhaftes Verständnis des „Werther“ sie Goethe durch lange wörtliche Zitate glaubhaft machen möchte. „Du wirst einst erst fühlen, sagte er, was für ein Genie Goethe ist.“ Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 20. 3. 1797, zit. nach: Geiger 1893, S. 52.

liegen lassen, „weil mich die Sendung gar nicht sehr interessierte. [...] Mendelssohn (der wie Sie wissen mein Mentor war) kam mit Strafpredigten, sagte man müsse das Buch aus dem Fenster werfen. [...] Mendelssohns Religionseigensinn war das Hauptmotiv; er fürchtete ich würde den Christen lieben“.<sup>653</sup> In der Folge habe Lessing dem Vater „das Versprechen abgelockt, mich so oft als möglich nach Wolfenbüttel zu senden, um meine Fortschritte zu leiten und zu beurtheilen“, er habe sie auch die Druckfahnen von *Nathan dem Weisen* sehen lassen, dessen Hauptfigur „als liberaler Kaufmann nach meinem Vater, als Denker nach Mendelssohn“ geformt sei.<sup>654</sup> Mit einigem Abstand wurden sowohl Mendelssohn als auch die – in der Zwischenzeit verstorbene – Mutter, sanfter beurteilt, auch sich selber stellte Sara Meyer Grotthus nicht mehr als verschreckte Empfindsame, sondern gelehrige verständige Schülerin Lessings dar. Möglicherweise versuchte sie tatsächlich, über ihren Umgang mit den Geistesgrößen der Aufklärung rückwirkend „in der deutschen Literaturgeschichte einen Platz zu beanspruchen“,<sup>655</sup> allerdings antwortete Goethe auf diese biografische Ausführung ebenso wenig wie auf die erste Version.

Warum Goethe ihre Schwester bevorzugte, erschließt sich nicht aus den Briefen. In der Sekundärliteratur gilt die ältere oft als die weniger hübsche, weniger gewandte der beiden Schwestern, was sich mangels einer bildlichen Überlieferung nicht überprüfen lässt.<sup>656</sup> Das Diktum Rahel Levin Varnhagens, Frau von Grotthus gehöre unter die vier eitelsten Menschen, die sie kenne, hängt dieser ebenfalls noch in der Forschungsliteratur an.<sup>657</sup> Allerdings blieben Levin Varnhagen und Meyer Grotthus lebenslang befreundet. Auch andere intellektuelle Frauen scheinen sie besonders geschätzt zu haben, wie etwa Madame Genlis, die eigens für sie Theaterstücke schrieb. Wie ihre Schwester las und zitierte Sara Meyer Grotthus in mehreren Sprachen, schrieb selbst auf Deutsch und Französisch und erhielt von ihren Gästen lobende Kommentare zu ihrem Schreiben. Anders als ihre Schwester Marianne richtete sie an Goethe

---

**653** Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 25. 5. 1814, zit. nach: Hahn 2002(a), S. 45 f.

**654** Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 25. 5. 1814, zit. nach: Hahn 2002(a), S. 46.

**655** Hahn 2002(a), S. 47

**656** Geiger charakterisiert sie als „weniger hübsch und weniger begabt als jene“. Hingegen erinnert sich Zelter, dass sie viele Verehrer gehabt habe und „ein hübsches Wesen“ gewesen war. Geiger 1893, S. 97; Carl Friedrich Zelter an Johann Wolfgang von Goethe, 15. 7. 1824, in: Hecker 1987, Bd. 2, S. 325.

**657** „Die vier eitelsten Menschen, die ich gekannt habe, sind Frau von Gr., Doktor Böhm, Major von Gu. und Graf Tilly“. Tagebucheintrag 1805, in: GW I, S. 274. Der Zusammenhang ist unklar. Dennoch schreibt Hannah Arendt von einer „pathologischen Eitelkeit“, an der Grotthus auch gestorben sei. Arendt 2001, S. 47.

tatsächlich nie kokette Anmerkungen zu seinen Werken, sondern immer nur Reflektionen ähnlich den obigen. Sie baute an dem Gegensatz zwischen traditioneller jüdische Lebens- und Familienordnung und deutscher Literatur, die ihrem Wesen viel mehr entspräche. Goethe antwortete nicht unfreundlich, bedankte sich aber vor allem für ihre Anteilnahme, ihre Empfindungen und Aufmerksamkeiten sowie ihr Interesse an seinen Schriften. Überspitzt könnte man formulieren, Goethes Interesse an der Beziehung zu Frau Groththus werde im fröhlichen Nebeneinander der Wünsche in seinen Briefen deutlich; ihn interessierten Gerüchte – und Gerichte: „Lassen Sie von Zeit zu Zeit etwas von sich hören und geben uns einige Nachricht, besonders auch wie es mit dem academischen Wesen in Berlin aussieht. [...] Nun aber empfehle ich Ihnen meine Küche, und meine Tafel, für welche Sie mir zu rechter Zeit einige Leckerbissen zu senden versprochen haben, als da sind: Caviar, Sander und Dorsche“.<sup>658</sup> Diese Überspitzung würde aber den Fakt ausblenden, dass sie ihm auch als Gastgeberin eines gemischten Literaturzirkels von Interesse war. Durch ihre Vermittlung von Goethes Werken in ihrem „Zirkel“ trat sie schließlich in wirkliche Verbindung mit dem Weimarer Dichter.<sup>659</sup> Bei späteren Begegnungen in Badeorten muss es dann zu intensiverem, freundlicherem Umgang gekommen sein. Goethes Reisebegleiter Riemer schrieb 1811 höflich: „Gar schön wäre es, wenn Teplitz der Versammlungsort werden, und Sie, verehrte Frau, wieder den Vorsitz führen könnten“.<sup>660</sup> Nach dieser Begegnung fand auch Sara Meyer Groththus selbstbewusstere Formulierungen für ihre „Anbetung“: „[...] es gibt hier in *Berlin*, ein Häuflein Gläubiger, die Sie anzubethen verstehen, [...] ich liebe Berlin nicht, aber wie ich Sie mit Herz Kopf würdigen höre, in dem kleinen circle den ich mir gebildet, davon hatte ich keine Ahnung“.<sup>661</sup>

Ludwig Geiger sieht in dem Umstand, dass Goethe sich bei beiden Schwestern mit der Übersendung seiner neuesten Werke bedankte, „nicht blos die

---

**658** Johann Wolfgang von Goethe an Sara Meyer Groththus, 28. 10. 1810, in: WA, Bd. 2, S. 409–411.

**659** Dass Goethe ihr 1797 überhaupt antwortete, lag weniger an einer von ihr für ihn selbstgestickten Weste, sondern daran, dass er ihr ein gerade fertiggestelltes episches Gedicht schicken wollte, „dem ich eine so gute Aufnahme, auch in Ihrem Zirkel wünsche als die Neigung stark ist womit ich es angegriffen habe“. Johann Wolfgang von Goethe an Sara Meyer Groththus, 9. 2. 1797, in: WA, Bd. 12, S. 36–38. Auch als „Literatur-Agentin“ wurde sie ernst genommen. Sie hatte Goethe ein Stück des jungen Autors Ludwig Roberts gesandt mit der Bitte um Kommentar und womöglich Aufführung. Goethe antwortete – ihm durch sie – mit detaillierter Kritik.

**660** Friedrich Wilhelm Riemer an Sara Meyer Groththus, 2. 1. 1811, zit. nach dem Manuskript, SV 71.

**661** Sara Meyer Groththus an Johann Wolfgang von Goethe, 13. 1. 1811, ungedruckt, GSA 28/54.

Quittungen für substantielle Tafelgenüsse, die ihm von Wien und Berlin aus bereitet wurden, auch nicht bloß galante Aufmerksamkeiten, sondern eine Anerkennung der geistigen Stellung der Beschenkten“.<sup>662</sup> Auch Peter Seibert bestätigt mit seiner Analyse, dass Goethe durch die Schwestern Meyer in Berlin und Wien Terrain gewonnen habe. Goethe habe seiner positiven Aufnahme in Berlin sogar gelegentlich „beinahe erpresserisch“ nachzuhelfen verstanden, wenn er zum Beispiel darauf hinwies, dass der Bruder Rahel Levin Varnhagens, Ludwig Robert „einige Gefälligkeiten“ gegen das Schauspielerpaar Wolf hätte und dass er und Sara Meyer Grotthus deshalb sicher für eine gute Aufnahme dieser Goethefreunde sorgen würden.<sup>663</sup> Dass wie Wilhelmy schreibt, „Goethes Antworten auf Sara von Grotthuß' Briefe [...] stets sehr herzlich“ ausfielen, stimmt so nicht.<sup>664</sup> Bedeutsam ist vielmehr, dass und wo in dieser schließlich Jahrzehnte überspannenden sonst freundlichen Korrespondenz Goethe eindeutige Grenzen zog. Als Gastgeberin und Vermittlerin von Dichtern und Künstlern nahm er Sara Meyer Grotthus durchaus ernst. Als „Beichtvater“ ihres persönlichen Akkulturationsprozesses fühlte er sich anscheinend nicht angesprochen – oder überfordert? Sein Nichtantworten auf so persönliche Geständnisse kann man, in der Formulierung Florian Krobb, als Weigerung deuten, die ihm zugedachte Rolle des „Emanzipationsbefürworters“ zu übernehmen.<sup>665</sup>

Mit Schweigen antwortet er auch auf Sara Meyer Grotthus' zweiten Emanzipationsversuch, als Autorin.<sup>666</sup> Vermutlich im Badeort hatte sie sich ihm erstmals als Schreibende präsentiert.<sup>667</sup> Als politische Leserin hatte er sie selbst adressiert und eine ernsthafte Debatte über die Ansichten Madame de Staëls mit ihr begonnen.<sup>668</sup> Auf ihre Bitte jedoch, ihn in einem eigenen politischen Aufsatz zitieren zu dürfen, schwieg er. Dabei war das Ansinnen ebenso höflich wie dem Zeitgeschmack entsprechend national gesinnt und ‚weiblich devot‘ formuliert:

---

**662** Geiger 1893, S. 101.

**663** Seibert 1993(a), S. 413.

**664** Wilhelmy 1989, S. 68.

**665** Krobb 1991/1992, S. 42.

**666** Bereits zu Salonzzeiten hatte sie Dramen auf Deutsch und Französisch geschrieben.

**667** Ein Hinweis, dem die Forschung bisher noch nicht nachgegangen ist, findet sich in Goethes allerdings nur stichwortartigem Tagebuch: An einem Nachmittag verzeichnet er sich zu Hause allein und „Fr. v. Grothus Erzählungen“. Da er in diesem Sommer mit beiden Schwestern in Teplitz war, ist gut möglich, dass sie ihm Texte überreicht hat. Johann Wolfgang von Goethe, Tagebucheintrag 30. 8. 1810, zitiert nach: Sauer 1904, S. 383.

**668** Zur Staël-Rezeption in der Korrespondenz zwischen Grotthus und Goethe und den Versuchen des Dichters, Grotthus einen vergleichbar ‚ausländischen‘ Blick zu bescheinigen vgl. ausführlich Anderson 2006 und 2008.



Dürfte ich wohl an Riemer einige Aufsätze zur Durchsicht schicken, die er wenn er sie nicht ganz unwerth findet Ihnen zur Beurtheilung vorlegen dürfte?, [...] so habe ich zum Beyspiel einen Aufsatz gegen die hier herrschende Vorliebe der Franzosen & ihre Sitte und Sprache geschrieben, der sich blos fürs weibliche Geschlecht eignet, auch ziemlich schwächlich ist, aber doch ein Wort zu seiner Zeit enthält, wenn Sie mir erlauben, so schicke ich es Riemer, [...] dass aufrichtig mir sagt, ob das Gesandte sich zur Publicität oder zum Verbrennen eignet.<sup>669</sup>

Als Goethe einen Monat lang nicht antwortete, obwohl auch dieser Brief von Schokolade, Zander und Gänsen begleitet war, verzichtete sie sofort auf den ganzen Plan:

Verehrungswürdiger Freund! Ob es zwar scheint dass ich in meinem letzten Brief etwas Ihnen misfälliges geschrieben, so halte ich's für Pflicht Ihnen darüber etwas zu sagen dass ich nie indiscret sein kann noch werde daher bitte meine Anfrage als nicht geschehen anzusehen. ich habe auf dieses Project etwas zu schreiben renoncirt, nur bitte ich entziehen Sie mir Ihr schätzbares Vertrauen nicht.<sup>670</sup>

Versöhnlich bot ihr der Dichter daraufhin an, er würde ihre Veröffentlichung gern unterstützen – in seinem Weimarer Kreis: „Mögen Sie von Ihren Empfindungen und Gedanken irgend etwas schriftlich mittheilen, so senden Sie es nur grade an mich, damit in dem Kreise unserer Weimarischen Natur=, Kunst=, und Sittenfreunde wir uns an diesen noch immer langen Abenden erbauen“.<sup>671</sup> Möglicherweise war diese gönnerhafte Haltung für sie ein Grund, den Briefwechsel hier abzubrechen. Zehn Jahre später nahm sie ihn wieder auf, mit dem Hinweis auf gemeinsame Tage in Teplitz, ihren schweren Verlust durch den Tod ihres Ehemannes und ihre Einsamkeit. Vom Schreiben hatte sie sich nicht abbringen lassen und anders als in der Sekundärliteratur behauptet, sich nicht primär als Goethe-Freundin definiert. Vielmehr zählte sie ihm 1824 mehrere eigene erfolgreiche, da gedruckte Versuche in verschiedenen Gattungen auf, anonym gedruckte Übersetzungen und Dichtungen: „Wenn Ihnen vielleicht eine Erzählung Die 12 Worte und ein Roman Julie von Fiorabella und ein Lust-

---

**669** Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 25. 11. 1814, hier nach dem Manuskript zitiert, gedruckt bei Geiger 1893. S. 59.

**670** Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 26. 12. 1814, ungedruckt, GSA 28/375.

**671** Johann Wolfgang von Goethe an Sara Meyer Grotthus, 2. 2. 1815, in: WA, Bd. 25, S. 127 f. Hier nach Manuskript zitiert, SV 71. Die Empfängerin kommentierte den Inhalt auf dem Umschlag: „Als ich ihm Vorwürfe über seine Schweigen gemacht und die *Manuscripte* die ich geschrieben ihm zu senden versprochen.“ Ebd.

Ü  
 „Überzeugung und tiefes Gefühl...“:  
 „Ansichten einer deutschen Frau.“

Übergangung und tiefes Gefühl haben diese Ansichten und Lust  
 gebracht, nicht mit dem Eiferworte geseh zu werden, um das Eiferworte und  
 nichtbräunse abzumachen, dann Wurzeln daraus blauen werden, da  
 die Lustigkeit so wie nichtbräunse Gewalt nur ausdrückt, und  
 halten das Lust. Entzünden zuweilen, nicht durch declamatorische  
 Bildungsverse kann oder will ich den Wurzeln von dann, ich durch  
 können bin Lust warhaben. Die nicht sich nicht, das Nichtdenken  
 zu verwirklichen, die Überzeugung sein zu überzeugung, und ein Gefühl  
 eine Überzeugung Bild muß die Wurzeln unentwurzelt und gibt  
 Anzulegen das ganze, indem die ganze die Lust überdrückten  
 und davon ganzlich beiseite zu werden. Klar und nicht wie  
 ich so Lust, will ich meine Gründe darzulegen, nicht blauen von  
 dem Lustlich machen; nicht glücken sondern überzeugung. O, müßte  
 meine Lustigkeit mit meinem nichtigen Willen nicht fallen, und  
 mein freies Willen nichtig zu sein, das Lust, das Glück, meine  
 Nachdenken (das so ganzlich mit der Lustigkeit der Lust zu  
 Verneinung in etwas Lust zu begründen, nicht bloß Lustlich blauen.  
 — Auch schreibst du, Lust haben ich keine Lust von Lust  
 Lust. In dieser Lust Zeit bedarf es nicht, nicht; jetzt  
 ich Lust bezeugen zum Lust die Lust von Lust Lustigkeit  
 bezeugen. Das Lustige ist jetzt das Lust oder Lust ab Lust.

**Abb. 18:** „Überzeugung und tiefes Gefühl...“: „Ansichten einer deutschen Frau“.  
 Eine der Schriften von Sara Meyer Grothhus, die Goethe nicht drucken lassen wollte.

spiel die Wahl zur Ansicht kömt, so seyn Sie nachsichtig, denn sie sind in  
 doloribus scripta“.<sup>672</sup>

<sup>672</sup> Sara Meyer Grothhus an Johann Wolfgang von Goethe, 19. 2. 1824, ungedruckt,  
 GSA 28/375. Die hier erwähnten Werke sind leider nicht aufzufinden.

Goethe antwortet freundlich, ein Treffen in Teplitz wurde nicht ausgeschlossen. Als sie ihn jedoch bat, sie in ihrem Schreiben zu unterstützen, nämlich bei Cotta ein freundliches Wort für sie einzulegen, antwortete er nicht mehr. Eines ihrer letzten Präsente beendete den Briefwechsel metaphorisch: Sara Meyer Grotthus schickte „einen Korb von Zuckerblumen so täuschend die Natur nachahmend gemacht“.<sup>673</sup>

**„[...] ein Bad ist immer ein Medizin, die man nimmt, nicht trinkt“ – Verehrung aus der Distanz: Rahel Levin Varnhagen und Johann Wolfgang von Goethe**

Im Nachhinein bezeichnete Rahel Levin Varnhagen ihr Zusammentreffen mit Goethe 1795 als puren Zufall: „[...] ich mußte mich Dienstag entschliessen, Mittwoch nach Karlsbad zu gehen, mußte plötzlich einen neuen Charakter bekommen, Goethe, der in elf Jahren nicht in Karlsbad war, muß’ auch denken, und hinreisen, in diesen kleinen Berg-Einschuß, wo ich grade bin, und die Welt ist so breit, so groß. Und das ist nicht Wunder, ist nicht Glück“?<sup>674</sup> Obwohl sie es aber ein „Wunder“ nannte, war die Möglichkeit eines Zusammentreffens schon vorher überlegt und mit ihrem Freund David Veit erörtert worden. Goethes Person und Werk können bekanntlich als ein Leitmotiv im Jugendbriefwechsel dieser beiden jüdischen Intellektuellen gelten.<sup>675</sup> Bereits 1794 glaubte Rahel Levin Varnhagen, ein besonderes Verständnis für Goethes Schaffen zu besitzen, das sie von anderen unterschied: „Dass ich aber Goethe nicht kenne, ist wirklich niedlich; denn wie Viele hat der nicht schon umsonst gekannt (das weiß ich, das seh’ ich aus jedem Gedicht), und dafür hätt’ er mich doch lieber kennen können“.<sup>676</sup> Zwei Gründe sprachen aber ihrer Meinung nach dagegen, dass Goethe sie wirklich in einem persönlichen Gespräch kennenlernen könne: „Niedlicher als alles aber ist, dass ich ein Mädchen bin, und in meiner Situation, ein Judenmädchen. Sie haben Recht; *lächerlich*

---

**673** Sara Meyer Grotthus an Johann Wolfgang von Goethe, 18. 5. 1824, ungedruckt, GSA 28/375.

**674** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 14. 8. 1795, gedruckt in und viel zitiert nach: GW I, S. 148. Das Zitat in der Überschrift: David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 15. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 158.

**675** Anders als Barbara Hahn würde ich aber nicht davon ausgehen, dass sich alle Debatten des Briefwechsels „in Goethes Namen bündeln“. Eine Analyse der Diskussion Lessings oder jüdischer Autoren im Briefwechsel wäre zusätzlich lohnend. Hahn 2002(b), S. 128.

**676** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 31. 10. 1794, in: GW VIII/I, S. 264.

könnte ich mich wohl machen [...]: aber was sollte der *Mann* denken, als was ich mich ihm präsentiren“?<sup>677</sup>

Im Juni 1795 hatte sich bei Rahel Levin Varnhagen eine Notwendigkeit zur Kur bemerkbar gemacht.<sup>678</sup> Anscheinend kam der Vorschlag für Karlsbad von der Mutter. „Seit Montag früh wußt ich, dass ich Mittwoch früh aus Berlin reisen würde“.<sup>679</sup> Im folgenden Brief wies Veit sie umgehend darauf hin, dass Goethe ebenfalls nach Karlsbad zu reisen plane. Er versuchte, sie auf ein potentielles Treffen so gut wie möglich vorzubereiten: „Berlin haßt er ziemlich-chermaßen. Dies für's Gespräch! Sollte die Vulpus mit ihm sein? Die Bekantschaft mit ihr dürfte wohl von ihm ganz entfernen. Doch hierüber weiß ich nichts Gewisses“.<sup>680</sup>

Rahel Levin Varnhagen fuhr Anfang Juni mit ihrer Freundin, der Schauspielerin Friederike Unzelmann nach Dresden und weiter nach Karlsbad und Teplitz. Die vielen Kontakte der Schauspielerin waren für Levin Varnhagen ein Glücksumstand, den sie reichlich genoß. Veit ging davon aus, dass ihr diese Freundschaft auch das Knüpfen von Kontakten im Bad, beispielsweise zu Goethe, erleichtern werde, „da er ohne Zweifel begierig sein wird, die Unzelmann kennen zu lernen“.<sup>681</sup> Wichtig für diesen Badeaufenthalt ist, dass der Name „Robert“ den Rahel Levin Varnhagen bis zu ihrer Ehe synonym verwandte, hier zum erstenmal auftauchte, quasi als Bade-Incognito.<sup>682</sup>

---

**677** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 31. 10. 1794, in: GW VIII/I, S. 264. Hervorhebung im Original. David Veit hatte seinen letzten Brief mit dem Hinweis geendet: „Kommen Sie einmal hieher, so gehen Sie zu ihm, und wagen Sie eine Lächerlichkeit, die sich gewiß belohnt.“ David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 23. 10. 1794, in: GW VIII/I, S. 255. Hier ist möglicherweise der These Charlotte Albarus' beizupflichten, dass Levin Varnhagen kein wirkliches Interesse an einer persönlichen Zusammenkunft gehabt habe, da sie befürchtete, sich im Gespräch allein mit dem verehrten Mann nicht von ihrer besten Seite zeigen zu können. Vgl. Albarus 1930. Als sich die Gelegenheit aber zufällig bot, muss stärker als diese Furcht die Aussicht gewirkt haben, Goethe selbst sehen zu können.

**678** Ursprünglich scheint eine Wiederholung des vorjährigen Aufenthalts in Freienwalde geplant gewesen zu sein, im Juni hieß es, dass sie „den andern Monath gar nicht schreiben werde wegen Freienwalde“. Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 1. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 131. Ein Grund für die Planänderung ist nicht überliefert.

**679** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 6. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 154.

**680** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 5. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 152.

**681** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 5. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 152.

**682** In einem Brief an Veit bat sie, seine Briefe „an Mlle. Robert“ zu senden. Die Briefe wurden in einen weiteren Umschlag gesteckt, der an „Mad. Unzelmann Karlsbad“ adressiert werden sollte, mit der sie dort zusammen wohnte. Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 6. 6. 1795, in: GW VII/II, S. 154. Allerdings muss hinzugefügt werden, dass Friederike Liman ihre Briefe aus der Zeit noch an „Mlle. Levy“ adressierte.

Eine Schilderung ihres ersten Zusammentreffens mit Goethe ist nicht überliefert, die Briefe an die nächsten Freunde, in denen sie vermutlich davon gesprochen hat, müssen als verloren gelten. Aus den Antwortbriefen ist ersichtlich, dass ihre Freunde die Nachricht, in unterschiedlichem Grade, erfreut aufnahmen. Brinckmann schrieb zwar: „Und Sie haben Göthe kennen gelernt! [...] meine Freude darüber ist so groß, bei weitem größer als wenn das Glück mich selbst getroffen hätte [...]. Sie von Göthen gekannt zu wissen!“ Allerdings reagierte er auf die Nachricht dieses Treffens in einem Brief, in dem er seine Themen durchnummerierte, erst bei Nummer 8, nach einigem irrelevanten Stadtklatsch.<sup>683</sup> Friederike Liman hingegen stellte ihren Antwortbrief ganz unter das Motto eines erreichten Lebenszieles: „*Einzige!* welch einen Brief habe ich heut von Dir erhalten der *erste* den du mir in deinem Leben schriebst; den es stand drin dass du dich *Glücklich* fühlst – also hast du doch *Göthe* kennen gelernt“.<sup>684</sup> Der Herzenswunsch scheint im Kreis ihrer Freunde als solcher bekannt gewesen zu sein. Liman las den Brief sogleich der befreundeten Henriette Mendelssohn vor und versprach, sogar auf die Bekanntschaft der „*Einzigen*“ zu verzichten, wenn diese immer so glücklich sein könnte.<sup>685</sup>

Weitergereist nach Teplitz machte Rahel Levin Varnhagen kurz darauf eine neue Bekanntschaft, die für sie zunächst viel folgenreicher war als die Goethes, und von der sie begeistert und ausführlich berichtete, die der böhmischen Gräfin Pachta.<sup>686</sup> Man lernte sich kennen, indem man nebeneinander wohnte, und war bald von einander so begeistert, dass man gemeinsames Quartier nahm. An Brinckmann erging die Warnung, Gräfin Pachta sei „eine der liebenswürdigsten Creaturen, blond, blauäugig, mit Phisiognomie u Wuchs, Gra-

**683** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 25. 7. 1795, ungedruckt, SV 38.

**684** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 16. 7. 1795, in: Bosold 1996, S. 24. Schreibung im Original.

**685** In den folgenden Briefen – Rahel Levin Varnhagen verlängerte ihren Aufenthalt in Teplitz bis Anfang September – wurde dann allerdings die Person Goethes gar nicht mehr erwähnt. Das Briefgespräch der beiden Freundinnen dreht sich um gemeinsame Bekannte, die jeweiligen Kurerfolge und Pläne für Berlin. Allerdings blieb der Dichter in Form von Zitaten und Anspielungen auf seine Werke präsent, beispielweise wenn die Unzelmann „filinenstreiche“ erzählte – eine Anspielung auf die Philine in „Wilhelm Meister“. Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 21. 8. 1795, in: Bosold 1996, S. 32.

**686** Josephine Gräfin von Pachta, geb. Gräfin Canal-Malabaila (?–1834). Karl August Varnhagen schildert sie als „ein reines, wahrhaftes, treues Naturkind [...] mit regem Geist“, von ausgesprochener Schönheit, ihren zahlreichen Verehrern gegenüber aber unbestechlich. Varnhagen 1836, S. 57. Mit Rahel Levin Varnhagen verband sie eine jahrelange Freundschaft, deren wenige überlieferten Dokumente, zärtliche Du-Briefe, für eine große persönliche Nähe sprechen. In den darauffolgenden Jahren gibt es zahlreiche Wiedersehen. Noch 1811 heißt es: „Eigentlich meine beste Freundin, meine verehrteste.“ Rahel Levin Varnhagen an Karl August Varnhagen, 2. Weihnachtstag 1811, in: GW I, S. 580.

zie. Charakter, Ausdruck, kurz wenn sie länger in Berlin bliebe als 2 Tage, so wären Sie den unbequemsten Gast, das so genannte Herz, auf *einmal* los“.<sup>687</sup> Gräfin Pachta war nach Rahel Levin Varnhagens eigener Aussage ein wesentlicher Grund, die Kur fortzusetzen, man teilte unter anderem die Begeisterung für Musik und Tanz, sodass Levin Varnhagen, von sich selbst und dem Kurserfolg bei ihrem Rheuma überrascht, nach Berlin schreiben konnte, sie tanze wie eine „Pikniks-Mamsell“.<sup>688</sup> Die Gräfin machte, späteren Briefen nach zu urteilen, selbst einen großen Unterschied zwischen Gleichgesinnten, als die sie Rahel Levin Varnhagen ansah, und anderen Personen, die sie nur um ihres Titels wegen kontaktierten. Zu letzteren zählte sie zum Beispiel Marianne Meyer Eybenberg, der sie auf Briefe nicht antworten wollte: „[...] sie ist doch nur neugierig zu wissen, wie ich schreibe: zu ungeschminkt, um ihr zu gefallen, zu alltäglich, um mich zu nutzen, und zu wahr, um ihr zu schmeicheln“.<sup>689</sup> Im Falle der Gräfin Pachta blieb die Freundschaft nicht an den Badeort gebunden. Nicht nur wurde die Gräfin während ihrer Berlinaufenthalte häufiger Gast bei Levins, sie lud selbst Rahel Levin Varnhagen so nachdrücklich nach Prag ein, dass diese im Jahr darauf heimlich hinreiste.<sup>690</sup> Der Herrnsitz der Grafen Pachta wurde eines der wenigen gräflichen Häuser, das Rahel Levin Varnhagen vor ihrer Ehe von innen sah.

Auch von David Veit ist leider kein Brief mit Kommentar zu der Begegnung Rahel Levin Varnhagens mit Goethe überliefert, vermutlich weil er zusammen mit seinem Freund Horn seine Freundin in Teplitz selbst besuchte. Wie sehr aber Rahel Levin Varnhagens Neugier auf Goethe in Karlsbad gerichtet war, zeigt die Bitte an den rückreisenden Veit, ihr „ausführlich von Karlsbad, und *alles*, jede Kleinigkeit die Sie von Goethe wissen“ sofort zu schreiben.<sup>691</sup> Er

---

**687** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 14. 8. 1795, in SV 38, modernisiert in GW I, S. 146.

**688** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 4. 9. 1795, in: GW I, S. 155.

**689** Josephine von Pachta an Rahel Levin Varnhagen, 2. 3. 1796, in: Varnhagen 1836, S. 60. Auch die Schwestern Meyer hatten ihren Badeurlaub 1795 in Teplitz beendet und dort die Gräfin kennengelernt. In den Folgejahren mäßigte sich das Urteil der Gräfin zusehends und sie scheint am Teetisch der Meyers Gast gewesen zu sein.

**690** Dieser Besuch ist wegen seiner Heimlichkeit auch nicht in vielen Biografien erwähnt. Ein Beleg ist ein Billet Burgsdorfs, der seine Freundin nach Prag begleitete: „Sagen Sie es keinem, bester B., daß ich mit der Kleinen hierher zur Gräfin Pachta gereist bin, sie will es nicht.“ Wilhelm von Burgsdorf an Gustav von Brinckmann, 25. 9. 1796, in: Cohn 1907, S. 10. Ein weiterer: „Morgen früh reis’ ich zur Gräfin Pachta nach Prag. Ich mache, zum erstenmal, einen von den Streichen, die Sie mir immer wünschen; und vielleicht, billigten Sie diesen doch nicht.“ Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 21. 9. 1796, in: GW I, S. 165. Ein Grund für die Heimlichkeit wird nicht angegeben.

**691** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 1. 8. 1795, in: GW VII/II, S. 161. Hervorhebung im Original.



erfüllte diese Bitte prompt und schrieb stolz, dass er „denn Goethe oft gesprochen, in der ersten Viertelstunde über Sie gesprochen“ habe. In direkter Rede kolportierte er Goethes Kommentar: „[...] o die Levin hat sehr viel gedacht, hat Empfindungen und Verstand, es ist was Seltenes; das muß ich sagen – wo findet man das? Wir haben auch so vertraut zusammen gelebt, wir waren beständig zusammen. Ja – das ist gewiß“.<sup>692</sup> Da Veit nicht wusste, ob sie den Brief mit dem Bericht über ihren „Triumph“ erhalten habe, schrieb er ihr die Goetheschen Worte zwei Wochen später in leichter Modifikation noch einmal: „Ja es ist ein Mädchen von außerordentlichem Verstand, die immer denkt, und von Empfindungen – wo findet man das? Es ist etwas Seltenes. O wir waren beständig zusammen und haben sehr freundschaftlich und vertraulich mit einander gelebt“.<sup>693</sup> Ein drittes Mal hörte sie Goethes Worte von ihrem und Veits Freund Horn: „Ja es ist ein liebevolles Mädchen; sie ist stark in jeder ihrer Empfindungen und doch leicht in jeder Äußerung; [...]“ Horn erinnerte die Worte Goethes anders als Veit, er erwähnte dessen Kompliment an ihre „Originalität“ – womit diese ihr im Nachhinein immer wieder zugestandene Qualität von Goethe erstmals erwähnt worden wäre – und den prägnanten Nachsatz: „[...] kurz, sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte“.<sup>694</sup> Hier ist allerdings zu fragen, ob darin Goethes eigenes oder Horns Kompliment zum Ausdruck kommt, da es unwahrscheinlich ist, dass David Veit ein Kompliment mit Bezug auf *Wilhelm Meister*, ein Topos in der damaligen Zeit, vergessen hätte.<sup>695</sup>

Zugleich ist dieser Bericht Veits und Horns der Beginn von Rahel Levin Varnhagens konsequent indirekter Kommunikation mit Goethe. Bis zu einem eher zufälligen Wiedersehen anno 1815 sollte sie den verehrten Dichter nur noch indirekt adressieren, über gemeinsame Bekannte und eigene Veröffentlichungen zu seinen Werken.<sup>696</sup> Goethes Kommentare erreichten sie ebenfalls nur über Dritte, vor allem über ihren späteren Mann Karl August Varnhagen, der Goethe ihre Kommentare vor Veröffentlichung zuschickte.

<sup>692</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 14. 8. 1795, in: GW VII/II, S. 167.

<sup>693</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 3. 9. 1795, in: GW VII/II, S. 179.

<sup>694</sup> Anton Ludwig Ernst Horn an Rahel Levin Varnhagen, 3. 9. 1795, zit. nach: de Bruyn 1985, S. 68.

<sup>695</sup> Dieser Begriff entfaltete Breitenwirkung nach Veröffentlichung des 6. Bandes von *Wilhelm Meister*, mit den dort enthaltenen „Bekanntnissen einer schönen Seele“.

<sup>696</sup> 1812 erschienen Auszüge aus ihrem Briefwechsel mit Karl August Varnhagen Goethe betreffend im „Morgenblatt für gebildete Stände“. 1815 kam es zu einem kurzen Besuch Goethes bei Frau von Varnhagen in Frankfurt, bei dem diese mit ihrer Selbstpräsentation nicht zufrieden war. Von zwei weiteren Besuchen des Ehepaars Varnhagen in Weimar 1825 und 1829 finden sich überraschend wenige Nachrichten in den Schriften Rahel Levin Varnhagens.



Die – vielleicht etwas stilisierte – Begründung für ihre Distanz formulierte Rahel Levin Varnhagen selbst so:

grüßen Sie ihn von dem Menschen, der ihn *immer* angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn *niemand* rühmte, verstände, bewunderte. Und wenn er sich wunderte, dass ein gemäßigtes Mädchen ihm eine anscheinende Extravagance sagen ließe, so soll er's nicht thun, und lieber bewundern, dass sie ihn so respektirte, dass es einen *Respekt* gäbe, der sie allein zurück hielte, [...]. Sagen Sie ihm, es wäre nicht Affectation, sondern Pflaumenweichheit.<sup>697</sup>

### 5.5 Badeschwindel: Salons und Kurbäder – Emanzipation auf Zeit

Alle drei hier genannten Frauen erhoben mit Recht Anspruch auf eine besondere Kennerschaft der Goetheschen Werke. Allen dreien kann ein Verdienst an der Verbreitung und vertieften Diskussion seiner Werke sowie eine besondere Beziehung zum Autor selbst nachgesagt werden. Dennoch wäre es vereinfacht, von *dem* Goethe-Kult *der* Berliner Salons zu sprechen. Die drei Frauen versuchten ihre Verbindung zum Dichter auf sehr unterschiedliche Weise zu knüpfen und zu halten. Marianne Meyer Eybenberg erwies sich als angenehme Begleitung im Bad, beide genossen den täglichen Umgang, die Diskussion von Literatur bis zum Austausch von Klatsch. In der Zeit zwischen Badebesuchen ließ es Meyer Eybenberg an klugen Komplimenten und geschickter Herausforderung seines Charmes nie fehlen. Goethe erlaubte sich in den Briefen an sie einen verbindlicheren Ton als in den an die meisten anderen Bekannten, der manchmal ins Verspielte ging. Sara Meyer Grotthus hatte durch Goethes Kenntnis ihrer schwierigen Ehegeschichte und ihres angegriffenen Zustandes einen schweren Start im Kampf um die Anerkennung des Dichters. Ihre anhaltende Verbindlichkeit in Worten und Sachwerten, ihr Engagement für ihn in Berlin und die Treue gegenüber ihrer Schwester gewannen ihr schließlich höfliche Aufmerksamkeiten aus Weimar. Ihre Verbindung zu Goethe blieb aber insgesamt etwas eindimensional. Mehrfach wurde er ihr zum Beichtvater ihrer innerlichen religiösen Kämpfe. Auf diese Selbstdarstellungen und ihre schriftstellerischen Ambitionen reagierte der angebetete „Olympier“ nicht.

Rahel Levin Varnhagen erhob schließlich den Anspruch auf eine besondere Beziehung zu Goethe, die in einem tiefen, fortdauernden Verständnis seiner Persönlichkeit bestand, in den Worten der Zeit in einem Gleichklang der Seelen, die sich einander indirekt kommunizierten. Dieser Anspruch war, unabhängig von der Umsetzung, folgenreich für die Rezeption: Da in der Lite-

<sup>697</sup> Rahel Levin Varnhagen an A. E. L. Horn und David Veit, 8. 9. 1795, in: GW VII/II, S. 185.

raturgeschichte des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts die Bedeutung und der Geschmack der mit Goethe bekannten Frauen daran gemessen wurde, wie schnell und tief sie die Bedeutung des Klassikers erfasst hätten,<sup>698</sup> wurde Rahel Levin Varnhagen deswegen zur „bedeutendsten Frau Berlins“ stilisiert, weil sie eine lebenslange Begeisterung für Goethe mit der damenhaften Zurückhaltung verband, ihm davon nie direkt zu sprechen.<sup>699</sup> Im Vergleich wurde Sara Meyer Grotthus' anmaßendes oder anstrengendes Verhalten kritisiert. Und Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel, die ihre Begegnungen mit Goethe relativ kurz und humorvoll fasste, bekam unter anderem mangelnde literarische Unabhängigkeit attestiert.<sup>700</sup>

In der Sekundärliteratur ist es weiterhin üblich, darauf hinzuweisen, dass die Bekanntschaft zwischen Goethe und Meyer Eybenberg für ihn nur eine Marginalie des Kurlebens, für sie aber von zentraler Bedeutung für ihr Leben gewesen sei.<sup>701</sup> Tatsächlich haben die meisten hier genannten Frauen umfassendere Erwähnungen in der Literatur und Marianne Meyer Eybenberg ihre Überlieferung überhaupt zum nicht unwesentlichen Teil ihrer Bekanntschaft mit Goethe zu verdanken, da sie „Mitwiserin seines Lebens und Thuns“ wurde, und ihre Korrespondenz mit ihm „uns Goethe durch das Medium dieses Weltkinds sehen lässt“.<sup>702</sup> Diese Form der Wertung verdeckt aber leicht das wahre Vergnügen, das beide 1795 am gegenseitigen Umgang gefunden haben müssen und

---

**698** Um ein wirkliches Bild von Goethes Begegnungen mit gebildeten jüdischen Frauen zu gewinnen, müsste man diesen Goetheerlebnissen solche Zeitgenossinnen entgegensetzen, in deren Leben er keine zentrale Rolle spielte. Mit Recht vergleicht z. B. Andrea Schatz das Goethe-Erlebnis von Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel mit dem oft analysierten der Salonièren und kommt zu dem Ergebnis, dass sie dem Dichter eigentlich „befremdet“ gegenüberstand und dennoch die einzige war, die „die alte göttliche Excellenz“ unbefangen schildern konnte. Schatz 1999, S. 2. Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 15. 11. 1799, ebd.

**699** Paradigmatisch für diese Wertung: Arnold 1925, bes. S. 216 ff.

**700** „Ihr, der leidenschaftlichen, subjektiven, romantischen Natur konnte das klare, objektive, klassische Wesen Goethes im tiefsten Grunde nicht zusagen.“ Arnold 1925, S. 213.

**701** Ein Artikel zu ihrem Todestag stand unter dem Tenor: „Über der Hälfte ihres kurzen Daseins leuchtete die Sonne Goethes und gab ihrem Leben Schönheit und Sinn.“ Jakob Seifensieder: Marianne von Eybenberg. Zum 125. Todestag am 26. Juni 1937, in: Der Morgen, Heft 3 (1937), S. 123–127, hier S. 124. Prägend für die Rezeption war vermutlich die Formulierung Ludwig Geigers, dass Goethe sich „einen ‚kleinen Liebesroman‘ gemacht hat. Im Leben der Schwestern bildete die Bekanntschaft dagegen Epoche.“ Geiger 1893, S. 105. Ähnliche (Ab-)Wertungen finden sich auch in Darstellungen über Goethes Frauenkontakte. Vgl. Christina Kröll: Begegnungen – Kontakte – Geselligkeit, in: Göres 1982, S. 121–141. Demnach habe Goethe ein Verliebtsein im Bad einfach als Teil seines Kurerfolges gewertet. Ebd. S. 126.

**702** Geiger 1893, S. 95, Hervorhebung H. L. L.; Seifensieder 1937, S. 124.

das noch 13 Jahre später beim Wiedersehen in Karlsbad dazu führte, dass Frau von Eybenberg Goethes täglicher Kontakt wurde. Man kann zusammenfassend mit einiger Berechtigung behaupten, dass die enge Beziehung der beiden an den Ort Karlsbad geknüpft blieb. Trotz gemeinsamer Kuraufenthalte und gelegentlicher Höflichkeitsbesuche in Weimar lebte die jahrelange Brieffreundschaft wesentlich, neben der Diskussion Goethescher Werke, von der Erinnerung an und Vorfreude auf einen gemeinsamen Badeaufenthalt.<sup>703</sup>

Grundsätzlich wird der Dichter sich die tiefreichende Kenntnis und Schätzung seiner Werke der drei Berlinerinnen gern gefallen lassen haben. Denn beides war auch beim gebildeten Badepublikum nicht selbstverständlich, und wie er Schiller berichtete, wurde er manchmal mit anderen Autoren verwechselt und „überhaupt hat das Publikum nur den dunkelsten Begriff vom Schriftsteller. [...] Doch muß ich billig sein und sagen, dass ich einige gefunden habe die hierin eine merkwürdige Ausnahme machen“.<sup>704</sup> Eine dieser Ausnahmen war Marianne Meyer Eybenberg, die er um Kommentare zu seinen jeweiligen Texten bat. Eine andere war Rahel Levin Varnhagen, der er hohe Empfindsamkeit attestiert hatte.

Am Beispiel des Karlsbader Aufenthaltes der drei jüdischen Salonièren zeigt sich, dass Badeorte durchaus darin Salons verglichen werden können, dass sie Orte sind, an denen Grenzen zwischen Ständen und Schichten leichter übertretbar *erscheinen*. Der Weg zum verehrten Dichter war kürzer. In beiden Fällen blieb aber diese Übertretung oder Aufhebung der Schranken an den Ort gebunden und war temporärer Natur. Die Augenhöhe auf der Brücke in Karlsbad war über die Entfernung Berlin-Weimar kaum zu halten.

In Karlsbad und Teplitz und ihren eigenen Salons konnten die drei hier erwähnten Frauen als Kennerinnen und Freundinnen Goethes gelten, denen er einiges Renommee in den Berliner Kreisen verdankte. Außerhalb dieser Kreise bis in die Forschungsliteratur hinein waren sie bald wieder „getaufte Jüdinnen“, die dem verehrten Meister sogar die eigene Überlieferung schuldeten. Goethe selbst, der sich weder in Karlsbad noch später, nach deren Eheschließung mit Adligen, für die jüdische Herkunft seiner Bekannten interes-

---

**703** Zumindest für Goethe war die Einrichtung eines, modern gesprochen, „Badeflirts“ nicht unüblich. Neben den naturwissenschaftlichen Studien ziehen sich seine „romantischen Badebekanntschaften“ wie ein roter Faden durch die 15 Besuche in böhmischen Bädern. Andere Frauen sind in diesen Zusammenhang bekannter geworden, wie Sylvie von Ziegesar und besonders natürlich Ulrike von Levetzow, der Anlass zur „Marienbader Elegie“. Keine andere aber war über einen Zeitraum von 15 Jahren wiederholt Anlass für „Äugelchen“, wie ein Flirt in der Sprache des Ehepaars Goethe genannt wurde.

**704** Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich von Schiller, 8. 7. und 19. 7. 1795, in: Beetz 2005, Bd. 1, S. 91 und 94 f.

sierte, wurde allerdings durch diese Bekanntschaften auch nicht in seiner Haltung zum Judentum irgendwie beeinflusst. Im kleinen Ausschnitt der Beziehung Goethes zu Marianne Meyer Eybenberg spiegelt sich sowohl das ambivalente Verhältnis des Dichters Juden gegenüber als auch die auf den Widersprüchen aufbauende, zum Teil verzerrende Rezeptionsgeschichte.<sup>705</sup> 1797 konnte Goethe in persona Marianne Meyer Eybenbergs seinem Herzog eine jüdische Bankierstochter vorbehaltlos als angenehme Gesellschafterin empfehlen. Zum Ende seines Lebens fürchtete er kaum etwas mehr, als dass jüdische Frauen bei Hofe tätig würden.<sup>706</sup>

## 6 „Freymüthige Kaffeegespräche“ – Die Freiheiten des Sprachraums Salon

Bei dem Brunnen soll keiner fluchen oder ärgerliche Discourse führen.  
Brunnen-Reglement Bad Freienwalde

Schreiben Sie mir bald wieder ein Billet; es gehört zu meinen größten Ergötzlichkeiten, Ihre Billets aufzumachen; es steht immer soviel drin; sie riechen so gut.  
Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann <sup>707</sup>

**705** Im persönlichen Umgang war Goethe die jüdische Herkunft keineswegs immer präsent. Allerdings hatte kein noch so positiver Eindruck von jüdischen Bekannten Einfluss auf seine zumindest konservativ zu nennende politische Haltung, die in der vehementen Ablehnung des Gesetzes zur Ehe zwischen Juden und Christen als „skandalös“ gipfelte. So unterhielt sich Goethe zwar gern mit David Veit, fand aber die Einrichtung, dass kein Jude in Jena übernachten dürfe, eine „löbliche Anordnung“. Johann Wolfgang Goethe an Johann Sulpiz Boisseree, 24. 6. 1816, zit. nach: Schramm-Häder 2001, S. 243.

**706** So der Bericht des Weimarer Kanzlers von Müller über einen Besuch 1823, „als der alte Herr seinen leidenschaftlichsten Zorn über unser neues Juden-Gesetz, welches die Heirath zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. [...] alle sittlichen Gefühle [...] würden durch solch ein skandalöses Gesetz untergraben; überdies wolle er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin werde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption des Gesetzes begreiflich zu finden; wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinter stecke.“ Zit. nach: W. Daniel Wilson: Goethes Haltung zur Judenemanzipation und jüdische Haltungen zu Goethe, in: Weber 2000, S. 19–46, hier S. 36.

**707** Brunnenreglement von 1706, in: Hagen 1784, S. 123 f., hier S. 123; Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 5. 3. 1802, in: Wittichen 1910, S. 90. Das Zitat aus der Überschrift bezieht sich auf Markus Herz' „Freymüthiges Kaffeegespräch“ aus dem Jahr 1771, das allerdings im Wesentlichen vom Theater handelt und einen anderen Tonfall abbildet. Als höchst variantenreicher Text aber, der unverdient schwer zugänglich ist und das selbst für Ludwig Geiger war, verdiente er dringend eine Neuauflage. Herz 1771. Vgl. dazu Ludwig Geiger: Kleine Beiträge zur Geschichte der Juden in Berlin, in: ders.: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. 4. (1890), S. 29–65, bes. S. 46–49.

## 6.1 „Salon-Ton“?

Den Tonfall eines oder gar *des* Berliner Salongesprächs um 1800 bestimmen zu wollen, ist – historisch unmöglich.<sup>708</sup> Der Tatsache der verlorenen Mündlichkeit ungeachtet, gibt es in der Salonforschung zahlreiche – und nicht immer als Vermutung formulierte – Charakterisierungen des *Salongesprächs*, auch gegensätzliche. Beispielsweise wird der Berliner Salon-Ton ebenso als in „französischer Tradition“<sup>709</sup> stehend, wie „aufgeklärt“,<sup>710</sup> „romantisch“,<sup>711</sup> auch „frühromantisch“ definiert.<sup>712</sup> Am häufigsten finden sich Begriffe wie „originell“, „geistreich“ oder „gebildet“. Immer wieder wird auch von einer

---

**708** Schon im Bereich der zeitgeschichtlichen Oral History wird beklagt: „Wenn etwas Gesprochenes zum Geschriebenen wird, geht etwas Essentielles verloren: Nebengeräusche, Zwischentöne, Stockungen, Kunstpausen. [...] Ein mehrdimensionales kommunikatives Netz wird auf eine einzige Dimension reduziert.“ Carlo Moos: „die Zeit gehet nicht, sie steht still“, in: *unimagazin*. Die Zeitschrift der Universität Zürich, Nr. 4/98, unter: <http://www.kommunikation.uzh.ch/static/unimagazin/archiv/4-98/zeit.html> (22. 1. 2008). Betonung im Original. Frappierend ähnlich hatte Brinckmann formuliert, was beim Niederschreiben verloren ginge: „*Ton und Blick und Seufzer und Aufschreien*, oft bei einem einzelnen Wort, ohne welche doch Rahels *Schrift* für den fremden Leser oft eben so unverständlich wird, als eine *unpunktirte hebräische Bibel* für den ungeübten Anfänger.“ Brinckmann 1876, S. 246. Betonung im Original.

**709** Horst Möller: *Aufklärung in Preußen*. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai, (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 15), Berlin 1974, S. 234 f. Nicht selten findet sich auch der, nie belegte, Zusammenhang der Berliner mit den Pariser Salons, nach dessen urbanen, galanten, espritvollen Vorbild man sich gerichtet habe.

**710** An verschiedenen Stellen werden die Ursprünge der Salonkultur in der (jüdischen) Aufklärung verortet, die eine Vorläuferrolle der Gelehrtengespräche im Hause Moses Mendelssohns suggeriert, u. a. Ingrid Lohmann: *Über die Anfänge bürgerlicher Gesprächskultur*. Moses Mendelssohn (1729–1786) und die Berliner Aufklärung. In: *Pädagogische Rundschau* 46 (1992) 1, S. 35–49. Allerdings verrät der Aufsatz mehr über Mendelssohns schriftstellerische Tätigkeit und tatsächlich wenig über diese Anfänge und Übergänge in die Salongespräche.

**711** Basis dieser Urteile sind dabei mehr oder minder pauschale Einordnungen nach Epochen, die allerdings zwischen verschiedenen Salons und auch bei derselben Salonière differieren können. So wird, wie erwähnt, oft von „romantischen Berliner Salons“ gesprochen. Für das Kapitel „Rahel – die Romantik selbst“ und zum romantischen „Klima“ s. Anny Latour: *Kulturgeschichte der Dame* (Das Moderne Sachbuch 14), o. O. 1963, S. 155. Die Einordnung von Levin Varnhagen und von Arnim als „romantische Salons“ in: Schultz 1997.

**712** Gelegentlich wird ihr auch alles zugleich attestiert: So wie Sabina Becker im selben Atemzug (d. h. auf nur einer Druckseite) die Salons „ein Produkt der jüdischen Aufklärung“ und ein „romantisches Phänomen“ nennt, so konnte nach ihrer Deutung Rahel Levin Varnhagen die frühromantische *Maxime* vom Gespräch als Kunstwerk umsetzen, noch bevor Schlegel sie formuliert hatte. Becker 2001, S. 19 bzw. 29.

nie definierten „weiblichen Kultur“ des Umgangs ausgegangen.<sup>713</sup> Nicht selten drückt sich die Faszination durch die Salons eben darin aus, dass ihnen gegensätzliche Stilformen zugleich attestiert werden. Demnach sei die „Salongesprächskultur“ gekennzeichnet durch „Intrigen und spöttische Betrachtungen einerseits, und andererseits Ausdruck von Toleranz und geistiger Freiheit“.<sup>714</sup>

Es wird vermutlich nicht mit einem Wort zu beschreiben sein, was die Attraktivität dieses Umgangs ausmachte. Auch eine der Hauptzeuginnen brauchte für eine Annäherung eine ganze Briefseite. Man kann es nostalgisch lesen, aber als Nostalgie einer Dabeigewesenen: An einer Stelle charakterisierte Rahel Levin Varnhagen 1819 das, was ihr an der Salongesellschaft der 1790er-Jahre typisch erschienen war bzw. was sie „in unserm Viertel, wo sonst Unsrige wohnten“ erinnernd vermisste: „Die ganze Konstellation von Schönheit, Grazie, Koketterie, Neigung, Liebschaft, Witz, Eleganz, Kordialität, Drang die Ideen zu entwickeln, redlichem Ernst, unbefangenen Aufsuchen und Zusammentreffen, launigem Scherz – ist zerstreut.“ Schon in ihrer eigenen Lebenszeit hatten sich die Begriffe für einzelne Elemente der Geselligkeit nachhaltig gewandelt: „Alles Rez-de Chaussées sind Laden, alle Zusammenkünfte Dinés oder Assemblées, alle Diskussionen beinah – Sie sehen am Ausstreichen meine Verlegenheit um ein Wort“, und sie konstatiert abschließend: „Eine fade Begriffsverwirrung“.<sup>715</sup> Ebenso skeptisch äußerte<sup>716</sup> sie sich zu der Möglichkeit einer Veröffentlichung dieses Umgangs: „Meine Briefe, oder abgerissenen Zettelchen an Sie und wirkliche Vertraute, sind nur – *ein Stückchen Leben mit Euch*; Papier und Federn sind nur ein *Reisebehelf* damit wir schneller zusammenkommen. Dann plaudern wie bei verschlossenen Thüren. – Für die heißhungrige Lesewelt sollte ich mich abmühen?“

Diese Indizien mögen ausreichen, um anzudeuten, dass schon die Beteiligten große Zweifel daran hatten, dass ihre Sprache im Schriftlichen aufgehoben oder abgebildet werden könne, geschweige denn, dass Nicht-Eingeweihte sie wirklich verstünden.

Des Umstands der verlorenen Mündlichkeit eingedenk, besteht daher die fundiertere Forschung zum Gespräch und zur Gesprächskunst im 18. Jahrhun-

<sup>713</sup> So das titelgebende Motto bei Heyden Rynsch 1995, oder als positives Gegenbeispiel die klassisch gewordene Untersuchung zum frühen französischen Salon durch Lougee 1976.

<sup>714</sup> So die Zusammenfassung eines Vortrags der Henriette-Herz-Biografin Marjanne E. Goozé im Rheingau-Echo vom 12. 7. 2007, zit. nach: Gazzetino. Mitteilungen der Varnhagen-Gesellschaft e. V., No. 20 (2007), o. S.

<sup>715</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 30. 11. 1819 in: GW II, S. 609 f.

<sup>716</sup> Um genau zu sein, erinnerte sich Gustav von Brinckmann daran, dass sie das Folgende gesagt habe. Akzeptiert man diese Erinnerung als Quelle, hieße sie: Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, mündlich, o. D., überliefert in dessen Nachruf. Brinckmann 1876, S. 244. Hervorhebung im Original.

dert überwiegend in der Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Konversations*theorien*, der Analyse präskriptiver Texte oder der Widerspiegelung der Gespräche in der Literatur.<sup>717</sup> Darunter gibt es zum Thema Salon einige gut begründete Näherungswerte, die vom Briefstil auf den Gesprächsstil schließen.<sup>718</sup> Vor allem in der Literatur zu französischen Salons und Salonieren ist über die mögliche Wechselwirkung zwischen gesprochenem und geschriebenem Dialog viel gearbeitet worden.<sup>719</sup>

Auch wenn in der Forschung wie von den Beteiligten die Bedeutung des (Brief-)Gesprächs als Medium der Bildung und Selbstbildung explizit oder implizit fortwährend bestätigt wurde, gibt das keinen Aufschluss über das eigentlich Mündliche. Lediglich Rahel Levin Varnhagens Gesprächskunst ist viel beschrieben worden, nicht zuletzt von ihr selbst. Ihr sokratisches Talent<sup>720</sup> hat mehrere, auch fürstliche Zeugen, und ihr dialogisches Anliegen kann als ebenso nachweisbar wie bereits vielfach erforscht gelten, wenn es auch wechselweise als typisch „jüdisches“ oder bürgerliches Bildungsgespräch, als „geschmackvoll“, „hemmungslos“ oder „psychoanalytisch“, auch als „kritische Intersubjektivität“ charakterisiert wird.<sup>721</sup>

---

**717** Als Grundlagenwerk ist exemplarisch zu nennen: Markus Fauser: Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland, Stuttgart 1991.

**718** Da in der vorliegenden Arbeit Billets primär als Quellen für Salongeschehen gelesen wurden, möchte ich an dieser Stelle auf ein ebenso risikobehaftetes wie interessantes Forschungsfeld hinweisen, das erst kürzlich eröffnet wurde: die literaturwissenschaftliche Analyse derjenigen Brief-Dispute im Salon, die jetzt kritisch ediert vorliegen. Einen interessanten Weg geht hier Conrad Wiedemann, der mit einer literaturwissenschaftlichen Analyse des Briefwechsels zwischen Pauline Wiesel und Prinz Louis Ferdinand überraschende Einsichten zur strategischen Nutzung der Zweisprachigkeit gewinnt. Conrad Wiedemann: Deutsch-französische Rederaiison. Louis Ferdinand, Pauline Wiesel und Rahel Levin führen einen Brief-Disput über die Liebe, in: Ute Tintenmann / Jürgen Trabant: Sprache und Sprachen in Berlin um 1800 (Berliner Klassik, 3), Hannover-Laatzten 2004, S. 67–87.

**719** Vgl. Brunhilde Wehinger, Conversation um 1800. Salonkultur und literarische Autorschaft bei Germaine de Staël, Berlin 2002. Grundlegend zum früheren französischen Salon Baader 1986. Dass diese Wechselbeziehung für Frankreich besser untersucht ist, liegt u. a. daran, dass einige französische Salonieren selbst sich theoretisch mit der Konversation auseinandergesetzt haben.

**720** Der explizite Vergleich mit Sokrates stammt von Brinckmann, der damit allerdings auch seiner eigenen Theorie von ihrem Selbst-Nicht-Veröffentlichen-Wollen ein gewichtiges Argument verlieh. „Sokrates, wie Rahel, theilte sich eigentlich nur mit durch mündliche Gespräche, und diese sind immer berechnet auf bestimmte Zuhörer. [...] ‚Ich bin keine Schriftstellerin‘ sagte sie mir einmal, ‚und wozu?‘“ Brinckmann 1876, S. 242 f.

**721** Beispielsweise meinte Gottfried Keller im Hinblick auf die Dialoge zwischen David Veit und Rahel Levin Varnhagen: „Die übertriebene Haarspalterei im Wahrsein, Gegenseitig-Verstehen, [...] diese Art Luxus in tugendhaftem Scharfsinn ist jüdisch [...], besonders was die äußere Form, den Jargon und die besagte Kümmelspalterei dieser Briefe betrifft.“



Über das Wie des Miteinander-Sprechens gibt es aber kaum Aussagen. So ist es beispielsweise unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich, dass Brinckmann im Haus Levin die erste Stunde immer erst geschwiegen oder gelesen hat. Zwar schreibt Rahel Levin Varnhagen, dass Gentz spräche wie Humboldt, was das aber für einen Abend bedeutete, wieviel sie sprachen und wie, welche Komplimente die Damen bekamen, ob durcheinandergesprochen wurde – weiß man nicht. Sätze wie „Humboldt gestern wieder prächtig mit Metaphern wie ...“ sind nicht überliefert. Auch die Frage, ob und von wem im Salon jiddische Begriffe verwendet oder satirisiert wurden, ist noch nicht untersucht.<sup>722</sup> Schließlich ist die Frage noch unbeantwortet, ob eventuell im Schriftlichen etwas möglich war, das im mündlichen Salongespräch, vor mehr potentiellen Mithörern, nicht angezeigt war.<sup>723</sup> Von Henriette Herz heißt es beispielsweise in der Literatur oft, sie sei zwar klug, aber nicht geistreich oder charmant gewesen,<sup>724</sup> was sich für ihre Billets der 1790er-Jahre so gar nicht bestätigen lässt. Hier ließe sich fragen, ob sie schriftlich und quasi privat formulieren konnte, was vielleicht im Salon ihres Mannes nicht passend gewesen wäre?

Im Paradox gesprochen geht dieser Ausblick einen anderen Weg und konzentriert sich auf den *Tonfall* der *Korrespondenzen* im Untersuchungszeitraum. Gefragt werden kann eigentlich nur, welche Stilelemente und Sprachformen in den untersuchten Briefen und Billets zu finden sind und was das über den

---

Gottfried Keller an Ludmilla Assing, Himmelfahrtstag 1861, in: SV 16, zit. nach: Gottfried Keller: Gesammelte Briefe in vier Bänden, hrsg. von Carl Helbling, Bern 1950–1954, Bd. 2, S. 99. Heidi Thomann Tewarson sieht die Gespräche in der Dachstube als die einer geschmackvollen Gesellschaft. Thomann Tewarson 1992, S. 32 f. Von „hemmungloser Aussprache“ spricht Hannah Arendt. Arendt 2001, S. 34. Eine „psychologisierende Gesprächs- und Briefkultur von hoher Emphase“ sieht Wiedemann 2004, S. 45. Die These der kritischen Intersubjektivität entfaltet Irmgard Roebling 1993.

**722** Dies könnte ein Forschungsprojekt an dem gerade edierten Familienbriefwechsel und weiterer innerjüdischer Korrespondenzen sein. Als interessanten Forschungsansatz bietet Roland Gruschka eine Analyse der zeitgenössischen satirischen Theaterstücks „Reb Henoch“ an und zeigt auf, wie sich in eingebildetes Hochdeutsch und Französisch jüdische Formulierungen schleichen. Roland Gruschka: Der Sprachenkosmos in Isaak Euchels Aufklärungskomödie Reb Henoch, in: Tinternmann / Trabant 2004, S. 89–113.

**723** Hier sei nochmals auf zwei Arbeiten verwiesen, die auf die Disparität zwischen Brief und Salongespräch hinweisen. Dass der Brief einen freien Umgangston vor-entworfen habe, bevor er in der Realität anzutreffen gewesen sei, vertreten Gert Mattenklott / Hannelore Schlaffer / Heinz Schlaffer: Einleitung der Herausgeber, in: dies. 1988, S. 7–18, hier bes. S. 13. Den Brief als Erbe der Kommunikationsepoche sieht Schmolders 1986.

**724** Häufig wird beispielsweise der Kontrast zwischen Rahel Levin Varnhagen und Henriette Herz auch im Gesprächsstil gespiegelt gesehen, der etwa bei ersterer intelligent, bei letzterer nur gebildet und nahezu kühl gewesen sei. Exemplarisch Valerian Tornius 1929, S. 287 ff.

Umgang der Sprechenden bzw. Schreibenden aussagt. Zugleich möchte dieser Ausblick mit einigen ausgewählten Funden zur eingehenderen Beschäftigung mit dem *Sprachraum Salon* anregen. Es werden daher am Quellenmaterial des Querschnittsjahres solche Stilmittel aufgezeigt, die überraschen können bzw. in der Sekundärliteratur nicht genannt oder anders gewertet werden. Dabei sei noch einmal Gustav von Brinckmann in Erinnerung gerufen, der nach einem Besuch an Rahel Levin Varnhagens Teetisch ihr von seinem Schreibtisch solche Worte schrieb, „die sich *zuvor nicht* auf die Lippen wagten“. Briefe, Billets, weitere erwähnte Textsorten und Gespräche waren, wie in diesem Kapitel dargelegt, unterschiedliche Kommunikationswege zwischen diesen Personen. Dass dieselben Themen diese Wege berührten, ist wahrscheinlich. Dass derselbe Ausdruck für die Gedanken gewählt wurde, ist – möglich. Die Frage des folgenden Abschnitts ist daher nur: Gibt es ein Gemeinsames, etwas Salon-Spezifisches in den Billets der ausgewählten Personen untereinander anno 1794/95? Und welche Bedeutung maßen die Beteiligten ihrer schriftlichen und mündlichen Unterhaltung bzw. dem Unterschied zwischen beiden Formen bei?

## 6.2 Reflektionen der Salongesellschaft über das Verhältnis von Brief und Gespräch

[...] wer sollte wohl den Brief Verstehen wo von der cousine die sich kämt die rede ist.  
 Waß soll man dagegen sagen wen Jemand über die briefe  
 wo von Ifland die rede ist sich wundert; diese briefe die der Augenblick erzeugte [...] waß gar beynah nicht zu glauben ist dass eine Frau die Fichte, und Goethe so Verstanden, und Vergöttert hat so über diesen Gegenstand schreiben soll.<sup>725</sup>  
 Friederike Liman über die Briefe Rahel Levin Varnhagens

Unter denjenigen Gästen Rahel Levin Varnhagens, die die Veröffentlichung der Briefe ihrer Salonière im *Buch des Andenkens* noch erlebten, war die Meinung deutlich geteilt. Varnhagen erhielt begeisterte Rückmeldungen und Dank für die Erinnerung. Seine ebenso vehementen Kritiker und Kritikerinnen fürchteten aber, dass er seiner Frau ein schlechtes Denkmal gesetzt habe. Möglicherweise spricht die Empörung, dass Varnhagen seiner Gattin kein „rein erhabnes Monument“<sup>726</sup> gesetzt habe, dafür, dass seine Herangehenweise „wahrheitsge-

<sup>725</sup> Friederike Liman an Gustav von Brinckmann, 25. 5. 1835, in: Bosold 1996, S. 136.

<sup>726</sup> Friederike Liman an Gustav von Brinckmann, 18. 2. 1835, in: Bosold 1996, S. 133. Vgl. die Analyse der Mediendiskussion zwischen Varnhagen und Brinckmann bei Isselstein 2002.

treu“ war, soweit eine Briefauswahl dies überhaupt sein kann. Bemerkenswert sind die grundsätzlichen Bedenken, die zwei der langjährigsten Freunde und Salongäste, Liman und Brinckmann, *gegen eine Veröffentlichung ihrer gemeinsamen Sprache* äußern: „Solche Briefe, wie diese, drucken zu lassen, heißt doch im eigentlichsten Sinne des Wortes: den Geist durch den Buchstaben ermorden“.<sup>727</sup>

Ich habe so viel auf dem Herzen, daß Sie mir schon erlauben müssen, manchmal, wie sonst Ihnen *Bücher* statt *Briefe* zu schreiben. Ewig Ihr Br.  
Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen<sup>728</sup>

Es gibt, zusammenfassend, in der höchst selbstreflexiven Salongesellschaft viele Kommentare zu Schreib- und Lesesituationen, aber nicht viele zum Sprechgeschehen.<sup>729</sup> Stattdessen wurde der Zusammenhang beziehungsweise Vergleich zwischen Schriftlichem und Mündlichem von den Beteiligten auffallend häufig thematisiert und spielerisch ironisiert. Durchgängig wurde viel Energie darauf verwandt, einander die Bedeutung des jeweiligen gemeinsamen Briefaustauschs zu bestätigen. Individuelle Korrespondenzen wurden ausführlich charakterisiert, manchmal personalisiert: „[...] wie unendlich lieb ich diesen Briefwechsel habe“!<sup>730</sup> Einerseits bestätigte man sich, dass briefliche Schilderungen einen „täuschend auf die Jägerbrücke versetzen“ und das Briefe zu Gesellschaftern werden könnten.<sup>731</sup> Andererseits wurde der Unterschied zwischen den Kommunikationsformen betont, das Unvollständige jedes einzelnen Mediums. Während Brinckmann manchmal lieber schrieb, wenn seine Adressatin von Besuch umlagert war, gab es umgekehrt Billets, die „nur mündlich“

<sup>727</sup> Gustav von Brinckmann an Karl August Varnhagen, 10.–12. 5. 1835, zit. nach: Isselstein 2002, S. 202.

<sup>728</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 1. 7. 1796, ungedruckt, BA V.

<sup>729</sup> Dies mag verwundern angesichts der umfänglichen Literatur zum Gespräch auch und gerade aus dem 18. Jahrhundert, angesichts der Bedeutung, die dem Dialog zugemessen wurde und vor allem dem Umstand, dass viele Personen aus dem Umfeld der Salons sich theoretisch oder literarisch mit dem Gespräch und dem Sprechen auseinandergesetzt haben. Neben dem Gespräch als literarische Form, wie im *Kaffeegespräch* von Markus Herz, sind beispielsweise zu nennen Karl Philipp Moritz: Vom richtigen deutschen Ausdruck oder Anleitung, die gewöhnlichsten Fehler im Reden zu vermeiden. Für solche, die keine gelehrte Sprachkenntniß besitzen, Berlin 1792, und Friedrich de la Motte-Fouqué: Gespräch zweier Preußischer Edelleute über den Adel, Berlin 1808.

<sup>730</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 4. 3. 1794 und 23. 10. 1794, in: GWVII/I, S. 190 bzw. 253.

<sup>731</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 23. 12. 1793, in: GWVII/I, S. 96.

zu beantworten waren.<sup>732</sup> Auch bestätigt man sich schriftlich, dass diese mündliche Unterhaltung miteinander exzeptionell sei, etwa wenn ein Gast wirkliche Lektüreerlebnisse am liebsten im Haus Levin besprach, „weil ich immer verzweifelte, den *feinen* Weltleuten begreiflich zu machen, daß es noch etwas weit schöneres als Lebensart und Eleganz gäbe“.<sup>733</sup>

Wichtig ist auch festzuhalten, dass Schreiben und Reden ineinander übergangen, Briefe schreiben und lesen nicht nur Konkurrenzsituationen zur Geselligkeit waren, sondern wesentlicher Teil des geselligen Lebens. Folgende Darstellung Brinckmanns, vom eingangs gewählten Datum 21. 8. 1795 gibt einen kurzen Eindruck in das hektische Leben eines Diplomaten, ist aber eigentlich vorrangig ein Kompliment an die Briefschreibekunst Rahel Levin Varnhagens:

Ganz fürchterlich ermüdet von einem Ritt von Tegel, wobei ich mich und mein Pferd ruiniert hatte, um nach einem Humb. Dinner noch zurechten Zeit nach Bellevue zu kommen, erhielt ich Ihren Brief, setzte mich auf die Rampe vor meinem Hause, u las u wiederlas so gründl. dass [...] meine Bediente mich noch darauf aufmerksam machte, dass der Wagen schon da sei.<sup>734</sup>

Auch das vielbeschriebene dialogische Schreiben der Salonièren war früh von einem ihrer Gäste wörtlich genommen worden. Alexander von Humboldt imaginierte einen Dialog zwischen seiner Gastgeberin Henriette Herz und ihrer Freundin Dorothea Veit Mendelssohn Schlegel, über die vermeintliche Untreue seiner eigenen Person und sandte diesen als Brief an das Haus Herz: „Fr[au] Hofräthin Herz: ‚Hab ich nicht immer gesagt, dass der Humboldt ein rechter Windbeutel sei?‘ // Mad[ame] Veit: ‚Er verspricht so viel und hält so wenig [...]‘“.<sup>735</sup> Humboldts Brief zitierte das Modell, dem er folgte, Wielands *Dialoge im Elysium*, eine im 18. Jahrhundert sehr beliebte literarische Gattung, und er stand unter dem Motto: „Wer des Scherzes Feind ist, trete nicht in unser Heiligthum“.<sup>736</sup> Dementsprechend scherzhaft, also scheinbar unernst und ironisch, verhandelte Humboldt seinen eigenen Charakter und die Briefwut der

---

732 S. a. VI „Der Inhalt Ihres Billets ist von der Art dass ich glaube es sey besser für mich ihn mündlich zu beantworten, so bald ich die Ehre haben werde Sie zu sehen soll es geschehen. MM.“ Marianne Meyer Eybenberg an Gustav von Brinckmann, o. D., ungedruckt, BA E.

733 Über die Lektüre des *Woldemar*. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 20. 5. 1794, ungedruckt, SV 38.

734 Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 21. 8. 1795, ungedruckt, SV 38.

735 Alexander von Humboldt an Henriette Herz, 4. 9. 1788, in: Landsberg 2000, S. 198.

736 Dies ist auch eine Gattung, in der international betrachtet, mehrere Salonièren brillierten. Von den englischen Bluestockings verfasste Elizabeth Montagu beispielsweise drei Totengespräche, die als „by another hand“ gekennzeichnet im Band ihres Freundes erschienen. Georg Lyttelton: *Dialogues of the Dead*, London 1760.



**Abb. 19:** Alexander von Humboldt (1769–1859), Salongast in Berlin und Paris.

Freunde: Während die Damen noch über Humboldts Faulheit im Briefschreiben spotteten, ließ er ein Schreiben von ihm ankommen, einen Brief im Brief. Anders betrachtet hat Humboldt seinen eigenen Brief in diesem imaginierten Dialog versteckt. Um die Spielerei auf die Spitze zu treiben, ließ er Henriette

Herz komplementierend sagen: „Der Brief ist wie ein Gespräch“, und „Der gute Humboldt! Wenn er unser voriges Gespräch gehört hätte. [...] Und hätt er’s auch gehört! Unter all seinen Eigenschaften ist das mit die Beste, dass er Scherz mit Scherz erwiedert“.<sup>737</sup>

### 6.3 Vehikel auf der Kommunikationsstraße – pragmatisch-funktionale Aspekte der Billets

Aus den zahlreichen und vielfältigsten Anlässen zu Kurznachrichten 1794/95 können drei wesentliche und spezifische Funktionen von Billets innerhalb der Salongesellschaft ermittelt werden: Billets übermittelten in erster Linie Einladungen, Zu- oder Absagen, enthielten Details zu Treffen oder deren Änderungen, waren damit Bestandteil oder Mittel des Geselligkeitsmanagements. Zweitens traten sie als elegante Begleitung und Kommentatoren ausgeliehener oder zurückgesandter Bücher, übersandter Medizinen oder privater Gegenstände auf, wie etwa eines vergessenen Handstocks, und bewirkten durch die Herausforderung, viel Bildung und persönliches Gepräge auf wenig Papier zu bringen, einen eigenen Stil. Hier wurden Billets Begleiter der materiellen Verbindlichkeiten der Salonkommunikation. Im folgenden Billet drückte eine Gastgeberin zugleich Mitgefühl für einen erkrankten Gast und ihren Geschmack aus, da sie Kotzebue als Schlafmittel übersandte:

///Ich bezeuge hiermit das Bedauern der Familie über Ihre Schmerzen, Sie Aermster! Kann es Sie heilen– Hier ist Kotzebue, ich hoffe Sie sollen nicht über die ersten drey Seiten kommen und schlafen sans compassion wie eine Katze. – Buona notte, Ich hoffe wir sehen Sie bald, u ohne Schmerzen. Jetty///<sup>738</sup>

Drittens konnte das Billet *selbst* eine Verbindlichkeit, Aufmerksamkeit oder ein Kompliment werden. David Veit verglich das Billet einmal mit dem „reinen Theer“, mit dem man die Kommunikationsstraße schmieren müsse.<sup>739</sup> Es konnte als verschriftlichter Ausdruck einer spontanen Idee, einer Assoziation oder Neckerei dienen, die zumeist als Kompliment gemeint war, und erfüllte damit den Zweck eines verbalen Handkusses. Andere Billets enthielten, wie das nachstehend zitierte von Lea Mendelssohn, elegante ‚Kopfnüsse‘, Ausdrücke gespielter Empörung und damit auch eigentlich indirekte Komplimente:

<sup>737</sup> Alexander von Humboldt an Henriette Herz, 4. 9. 1788, in: Landsberg 2000, S. 198.

<sup>738</sup> Henriette Arnstein Pereira an Gustav von Brinckmann, 3. 12. 1801, ungedruckt, BA P.

<sup>739</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 3. 11. 1794, in: GW VII/I, S. 267.

///Sie sind so unbeschreiblich schlecht, dass ich Ihnen weder über Jettens wirkliche Krankheit, noch über T. E. vielleichtige Niederkunft ein Wort sagen werde. – Zum Thee bei meiner Cousine Friedländer *will* ich Sie auch nicht mitnehmen, obgleich ich's *könnte*, u essen mag ich morgen auch nicht mit Ihnen. *Ich* habe einen Brief v. 14 Seiten, Ihnen lese ich aber kaum in 14 Tagen 14 Silben daraus vor. Ich ersterbe in höchstem Grimm Miß Lilla, aber gar nicht Ihre Miß.

Unter *dies* Billet lasse ich Ihnen Platz den Datum zu schreiben; ewig möge Ihnen diese Epoche des comble d'horreur bleiben.///<sup>740</sup>

Obwohl oder weil sie leichter einsehbar und so ‚öffentlicher‘ zugänglich waren, konnte man sich im Billet inhaltliche Wagnisse leisten, da sie durch die inoffizielle Form relativiert wurden.

#### 6.4 „Extraordinaires“ – inhaltlich-stilistische Aspekte der Billets

Mit Blick auf die für das 18. Jahrhundert als typisch geltenden bzw. auf die dem Berliner Salon pauschal attestierten Stilelemente finden sich in den untersuchten Briefen und vor allem den Billets der Salongesellschaft eine Natürlichkeit, die kunstvoll appliziert wurde, ein durchaus ambivalentes Verhältnis zum viel gepriesenen Witz, ein ausgeprägter Hang zur Galanterie und eine handfeste Prise Klatsch.

##### Esprit versus Ennui

Es hieße Goethe einen großen Dichter nennen, wenn man dem Salon noch einmal Geist attestieren wollte. Interessant ist hier vielmehr, welchen *Wert* oder welche *Bedeutung* die Beteiligten dem Witz zumaßen. Witz im Sinne des 18. Jahrhunderts meint, ähnlich wie „wit“ oder „esprit“, zunächst das Talent einer Person, „eine Leichtigkeit, die Ähnlichkeiten wahrzunehmen“ zwischen scheinbar entfernten Dingen, Worten oder Theoremen. Als Produkt bezeichnet der Witz „den glücklichen und sinnreichen Vergleich selbst“, der gegen Pedanterie und Schwerfälligkeit helfe und daher im 18. und 19. Jahrhundert als Teil

---

<sup>740</sup> Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 6. 3. 1802, ungedruckt, BA M. Als Ausdruck höchster Empörung (vor der wirklichen Empörung, die meist zum Einstellen des Briefkontaktes führte), sandte ihre Cousine einmal ein quadratisches Stück Papier, dass allseitig nur mit zahlreichen „Ph“s als Ausruf der Empörung bezeichnet war. Henriette Arnstein Pereira an Gustav von Brinckmann, o. D., BA P.



einer gepflegten Geselligkeit empfohlen wurde.<sup>741</sup> Im Unterschied zur Komik bezeichnet Witz ein bewusst eingesetztes intellektuelles Mittel.<sup>742</sup> Witz setzt ein Publikum voraus und entfaltet sich am besten im Dialog.<sup>743</sup> Wortwitz galt als unterste Stufe des Witzes.<sup>744</sup>

Zu dem in den untersuchten Billets der Salongesellschaft vorhandenem Witz gehören kühne oder abwegig scheinende Analogien, etwa wenn Brinckmann seine Zähne der Revolution gegen ihren Oberherren verdächtigte oder Gualtieri sich fragte, ob Musen lügen können: „Ich war vor meiner Abreise 10 Minuten oben in Ihr kleines Carnappe, die Muse war glaub’ ich ausgeflogen, ich suchte Sie bey der Grazie (und wo hätt ich Sie sonst gesucht?) die eine kann ja nicht ohne die andere existiren – und fand Sie bey ihr nicht – denn, da verleugnen, eine höfliche Art zu lügen ist lässt sich dies vom Göttlichen Geschlechte nicht denken“.<sup>745</sup>

Sinnreiche oder doch mindestens amüsierende Metaphern und Metonymien sind regelmäßiger Bestandteil der Billets 1794/95, sie wurden als solche anerkannt und eingefordert. Auch witzige, streichähnliche Einfälle wurden erwähnt, leider nicht näher beschrieben.<sup>746</sup>

Witz wurde grundsätzlich anerkannt, geschätzt und weiterverbreitet, als eine Art Gebrauchsgut, wie auch Brinckmann seiner Freundin im Scherz vor-

---

**741** Vgl die Einträge unter „Witz“ bei Johann Heinrich Zedler: Großes vollständiges Universal-Lexikon, (Photomechanischer Nachdr. der Ausgabe Leipzig und Halle) 64 Bde. und 4 Supplementbände, Graz 1993–1999, Bd. 57 [1748], 1998, S. 1987–1990, hier S. 1989 und in: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon, 5. Auflage, 10 Bde., Leipzig 1819–1820, Bd. 10, 1820, S. 772–773.

**742** Da der Großteil der Protagonisten in jüdischem Umfeld groß geworden ist, stellt sich die Frage, ob es sich bei dem im Salon angebrachten Witz um den in der Forschung so bezeichneten „jüdischen Witz“ handelt. Dazu ist zu bemerken, dass einerseits auch aristokratische oder bürgerliche nichtjüdische Gäste sich dessen bedienten und andererseits aber die Definition dieses Witzes als „seelische Waffe des Mannes, der den realen Kampf für aussichtslos hält“, eine eigene Antwort auf die Frage nach dem Emanzipationspotential des Salons darstellte. Landmann, der die Soziologie des jüdischen Witzes verfasste, ergänzte noch, dass die besten jüdischen Witze nicht nur weltkritisch, sondern auch selbstkritisch seien, „Kampf für die richtige Forderung gegen die falsche“. Salcia Landmann: Jüdische Witze, München 1973, S. 24 und 36.

**743** Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch (Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1960), 33 Bde., München 1984–1991, Bd. 30, S. 874 ff.

**744** Nicht dazu gerechnet wurden bei Zeitgenossen ebenfalls die von Cornelia Saxe gelobten „witzigen Anekdoten“ der Salons. Saxe 1999, S. 11.

**745** Peter Albert Samuel Gualtieri an Rahel Levin Varnhagen, o. D., ungedruckt, SV 79. Die Muse ist Rahel Levin Varnhagen, die Grazie vermutlich eine befreundete Schauspielerin.

**746** So bestätigt Friederike Liman Rahel Levin Varnhagen, dass sie über ihre „Witzigen einfälle und filinenstreich“ in Teplitz gehört habe. 14. 8. 1795, in: Bosold 1996, S. 32.

warf, sie habe bei ihm Witz geordert, „gerade wie man einen Digestiv bestellt“.<sup>747</sup> Er beantwortete diese Anfrage mit einem Gedicht über seinen Versuch, ein dummes Pferd zu verkaufen:

Zwar kauft ein *dummes* Vieh kein rechtlicher Philister  
wenn es mit *Frömmigkeit* auch noch so albern prahlt,  
ich aber rathe Dir, verkauf es als – Minister  
denn *Wöllner* wird nicht schlecht bezahlt.<sup>748</sup>

Als Gegenteil von Witz galt „Ennui“, „wie ich [mich] [...] mit Wess: F und die F anuirt habe könnte ich bogens schreiben von die *elende* discoure“<sup>749</sup> – bzw. war Witz das Gegenmittel gegen diese gesellschaftliche Langeweile: „Damit aber dieser Brief auch, wie Sie dem vorigen Schuld geben, *Ernst* und *Scherz* enthalten mag, so wissen Sie doch nun in allem Ernst, daß ich mich ein wenig vor dem steifen ennui fürchte, der bei Herzens ausgegessen sein möchte“.<sup>750</sup> Deswegen wurde Witz auch mehrfach verwendet, vorgelesen<sup>751</sup> bzw. weitergetragen. So bestätigte Henriette Mendelssohn Brinckmann ein besonders gutes Exemplar von Brief: „Ich habe ihn (verstehst sich mit versionen) allen unseren Bekannten mitgetheilt, u eine jede von ihnen wußte Ihnen dank dafür. – Sie sollen der Levy einen sehr witzigen Brief geschrieben, manche Stelle daraus, klingt in unserem Zirkel immer wieder, aber ich sehe diese Levy jetzt so selten, dass ich noch nichts näheres davon erfahren konnte“.<sup>752</sup> Bezeichnend für die Salongesellschaft ist die Rhetorik im Kreis, sodass Brinckmann an „die Levy“ zurück schrieb: „Henriette sagt mir, ich hätte einen sehr witzigen Brief an Sie geschrieben“, womit er eine ebensolche Antwort einfordern wollte.<sup>753</sup>

Bezeichnend ist aber auch, dass nicht jeder den spezifischen Witz verstand und einige, besonders ältere, religiöse Personen davor ‚beschützt‘ werden mussten: „Aber doch mus ich Ihnen noch sagen daß ich gestern Abend recht viel Menschen durch ihren witzigen Brief erfreut habe, ich habe ihn sogar meiner Mutter vorgelesen, wo ich nur freylich Ihre schreckliche Verachtung der Juden u ihres Gottes gemildert habe, u so ist sie ihnen sehr gewogen“.<sup>754</sup>

<sup>747</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, o. D. [1794 einsortiert], SV 38.

<sup>748</sup> Dies bezog sich auf den bigotten Justizminister Johann Christoph von Wöllner, der die Religions- und Pressefreiheit einzuschränken suchte.

<sup>749</sup> Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 20. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 13.

<sup>750</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 29. 1. 1793, ungedruckt, SV 38.

<sup>751</sup> So dankt Rahel Levin Varnhagen Gustav von Brinckmann für seine „wizigen Billette“, die sie bei der Unzelmann auch vorgelesen habe, 3. 10. 1802, ungedruckt, SV 207.

<sup>752</sup> Henriette Mendelssohn an Gustav von Brinckmann, o. D. [1799], ungedruckt, BA M.

<sup>753</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 6. 3. 1799, ungedruckt, SV 38.

<sup>754</sup> Henriette Mendelssohn an Gustav von Brinckmann, o. D. (aus Strelitz), ungedruckt, BA M.

Im Bereich des Witzes galt, laut Brinckmann, ganz besonders, was über die Verschriftlichung von Gesprächen gesagt wurde. Rahel Levin Varnhagen galt Eingeweihten als Verkörperung des Witzigen, „aber von wem lernte ich auch bestimmter, als von ihr, die feine Gränzlinie zu gewahren zwischen dem *schriftstellerischen*, dem *brieflichen* u. dem *mündlichen*, ja selbst dem *mahlerischen Witz*; der bloß durch *Blick* u. *Ton* flüchtig hingespield wird“.<sup>755</sup>

Friedrich Schleiermachers empfahl besonders zwei Gattungen, die der Unterhaltung eigentlich sehr förderlich seien: die Persiflage und die Anspielung. Letztere sei anzuwenden, um Ähnlichkeiten zwischen getrennten Sphären zu schaffen, erstere, um Ernstes heiter zu sagen. In idealer Form angebracht diene beides dem von ihm angestrebten freien Ton in der idealen Geselligkeit. Aber man müsse sich davor hüten, durch diese Anspielungen eine „geheime Gesellschaft“ zu bilden.<sup>756</sup>

Witz wurde von den hier untersuchten Schreibenden als Charakteristikum der eigenen Berliner Gesellschaft verstanden. In Hannover konnte man im Vergleich „viele solide Äußerungen“, aber keinen Witz hören.<sup>757</sup> Die jüngere Generation verstand ihn überhaupt als das, was sie von den Aufklärern unterschied: „Meinen so genannten *Witz* müssen Sie überhaupt mitgenommen haben, denn ich bin seitdem so *deutlich*, *platt* u vernünftig geworden, dass man mich zum *Aufklären* brauchen könnte“.<sup>758</sup>

Bemerkenswerterweise scheinen schon Zeitgenossen Berliner Jüdinnen bzw. ihre Salons mit „Witz“ verbunden zu haben, nicht immer im positiven Sinne. So behauptete etwa Caroline Schlegel Schelling, Bettina von Arnim sähe aus „wie eine kleine Berlinerjüdin [...], die] sich auf den Kopf stellt, um witzig zu sein“.<sup>759</sup> Anders formuliert war Witz eine Erwartung, die auch von außen an die Salonteilnehmer herangetragen wurde, bzw. man ging davon aus, dass man sich in dieser ‚Szene‘ witzig zeigen *wolle*. So berichtete Rahel Levin Varnhagen David Veit leicht irritiert, dass man ihre gemeinsame Korrespondenz für besonders „witzig“ halte.<sup>760</sup> Da sie aber keine Lust habe, viel davon zu erklären, habe sie es einfach geleugnet. Von gewissen Leuten wollte man nicht für *nur* witzig gehalten werden. Als David Veit diese Meinung bei Humboldt fürch-

<sup>755</sup> Brinckmann 1876, S. 247, Hervorhebung im Original.

<sup>756</sup> Schleiermacher 1984, S. 61

<sup>757</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 116.

<sup>758</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 30. 7. 1795, ungedruckt, SV 38.

<sup>759</sup> Caroline Schlegel Schelling an Luise Wiedemann, Februar 1809, in: Buchwald 1923, S. 431.

<sup>760</sup> Rahel Levin Varnhagen über Henriette Herz an David Veit, 25. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 132.

tete, las er ihm die Briefe seiner Freundin im Original vor, damit sie nicht „bloß witzig“ scheine.<sup>761</sup>

### Natürlichkeit, Erotik, Galanterie

*An Eulalia, als sie um 12 Uhr Mittags den Verf. noch nicht annahm  
weil sie noch nicht aufgestanden wäre  
Den Göttern in der Oberwelt /  
gönn ich Unsterblichkeit und Cypris trunkne Freuden /  
mehr als sie alle scheint mir Morfeus zu beneiden /  
der Dich so lang in seinen Armen hält.*<sup>762</sup>

Die Epoche der *Galanterie* war literaturhistorisch betrachtet 1794 natürlich bereits vorüber.<sup>763</sup> Da aber mit dem französischen Salon Galanerien in jeder Form assoziiert wurden und selbiger in der Forschung als Vorbild der Berliner genannt wird, ist hier ein ausführlicheres Nachfragen berechtigt, ob der galante Umgangston der Franzosen für die Berliner als vorbildlich galt, auch inwieweit er das Verhältnis der Geschlechter charakterisierte.

In den zwei wesentlichen Anwendungsbereichen des Begriffs, dem Umgang bei Hofe<sup>764</sup> und dem Umgang mit Frauenzimmern bedeutete galantes Wesen ein bewusstes Gefallenwollen, eine Reihung von scheinbar zweckfreien

<sup>761</sup> David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 20. 12. 1794, in: GW VII/II, S. 40.

<sup>762</sup> Gustav von Brinckmann an Marie Cock geb Hesse, o. D. ungedruckt, BA H. Das Gedicht ist auf den Anfang der Bekanntschaft zu datieren, als sich die anderweitige Vermählung Marie Hesses noch nicht abzeichnete. Obwohl vielfach Verse zitiert oder beigelegt werden, ist Gustav von Brinckmann der einzige, dessen Texte der galanten Dichtung zugerechnet werden könnten. Dies Billet, das er zu dieser Zeit bei einem vergeblichen Besuch der Dame des Hauses hinterließ, dient als Beispiel für seine zahllosen Gelegenheitsgedichte.

<sup>763</sup> Das Galante als Stil- und Modeideal des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts umfasst neben einem galanten Verhalten auch eigene Textgattungen und eine Richtung der Komposition. In der Dichtkunst ist besonders eine Hinwendung zu kleinen Formen und Gelegenheitsdichtungen damit verbunden, vornehmlich Liebesliedern, die auch ins Anzügliche spielen konnten. Als Literatursammlung vgl. Conrad Wiedemann: *Der galante Stil. 1680–1730*, Tübingen 1969.

<sup>764</sup> Ausgehend vom französischen Hof wurde mit galant primär ein neues Ideal des höfischen Lebens verbunden, eine kluge elegante Höflichkeit und ein geschliffener Umgang zwischen den Geschlechtern. Galant bezeichnet im weitesten Sinne gefällig, wobei in den deutschen Sprachgebrauch sowohl Elemente des englischen „gallant“, tapfer und herrlich, als auch der französischen „Galanterie“, im Sinne von urbanitas und elegantia eingeflossen sind, immer auch in der negativen Konnotation von Stutzertum und übertriebener Höflichkeit. Vgl. Ferdinand Wächter: „Galant“, in: *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, Bd. 52, Leipzig 1851, S. 257–286, bes. S. 260.

Aufmerksamkeiten, eine „Geschmeidigkeit ohne Niederwürfigkeit“.<sup>765</sup> Im Zusammenhang der hier untersuchten Briefe wird galant verstanden als Haltung, sich anderen, besonders dem weiblichen Geschlecht gegenüber, gefällig zu erweisen, ohne dass damit auf den ersten Blick eine Absicht verfolgt werden musste.

Tatsächlich lassen sich in den Schreiben einiger Beteiligter Galanerien im zeitgenössischen Verständnis finden: Gustav von Brinckmann liest sich, wenn man seine Briefwechsel mit mehreren Salonièren nebeneinander legt, wie eine personifizierte Definition des Galanten, mit seiner „beständigen Aufmerksamkeit auf die Wünsche und kleinen Bedürfnisse aller Frauen ohne Unterschied“.<sup>766</sup> Viele Adressatinnen wurden zur „Muse“ stilisiert, kein Brief kam ohne Handkuss aus und, wenn dieser selbst noch als Höflichkeitsfloskel durchgehen könnte, so muss als Beispiel der Galanterie ein Billet gelten, das nichts wollte als für ein anderes Billet danken, denn „ich kann mir das Vergnügen nicht versagen Ihnen selbst noch die Hände dafür zu küssen. Es ist doch recht hübsch von Ihnen dass Sie trotz des *schlechten* Herzens, das Sie doch allerdings besitzen, mir doch diese Freude gönnten“.<sup>767</sup>

Die Salonfrauen bekamen von vielen beteiligten Männern oft unaufgefordert die neuesten Drucke zugesandt, und dies nur selten ohne beiläufiges Kompliment. Beide Geschlechter erwiesen einander und untereinander Aufmerksamkeiten. Es gibt neben dem Lektüreversand beispielsweise Bitten um und Dank für frisch geschnittene Schreibfedern, diese allerdings vorrangig von Männern gespitzt. Apropos genderspezifischem Schreiben wurde im Abschnitt zu Karlsbad dargelegt, dass Marianne Meyer Eybenberg Strategien des so genannten natürlichen Briefstils nutzte, wenn sie ihre Gedanken scheinbar unsortiert präsentierte oder sich mit ihrem Geschlecht als neugierige „Tochter Evas“ dafür entschuldigte, unaufgefordert an Goethe zu schreiben. Diese Entschuldigungen für den eigenen Briefstil finden sich in den untersuchten Schriftstücken tatsächlich nur bei Frauen, aber auffallend wenig. Stattdessen

---

**765** Wächter 1851, S. 264. Ratgeber zu galanter „Conduite“ behandelten Themen wie erlaubte Gesprächsthemen, wie man Komplimente oder Gelegenheitsgedichte verfasste oder entgegennahm. Zeitgenössische Lexika warnten allerdings zugleich vor der negativen Seite der Galanterie, indem sie auf die abfälligen Bezeichnungen eines „schein-galanten“ Menschen oder der „Galanterie-Seuche“, einer Geschlechtskrankheit, hinwiesen. Ebenso kam es zu einer Übernutzung des Wortes in unpassenden Bereichen, so erwähnt ein Universallexikon die Unsitte „des Pöbels“, auch ein Pferd, das gefällt, als galant zu bezeichnen. Vgl. den Eintrag „Galanterie“ bei Zedler 1993–1999, Bd. 10 [1735], Graz 1994, S. 78–79, hier S. 79.

**766** Wächter 1851, S. 286.

**767** Gustav von Brinckmann an Friederike Liman, 24. 5. 1794, in: Bosold 1996, S. 122.

wurde oft mit Selbstbewusstsein kokettiert und die eigene Rolle etwa gegen den Hof gesetzt, denn: „*Alle soupés in der Stadt, fürchte ich nicht*“.<sup>768</sup>

Einladungen zum Tee wurden generell an und von Männern und Frauen ausgesprochen, wobei der Überlieferung zufolge bei Ehepaaren es öfter die Frauen waren, die die Einladungen schrieben bzw. die Kontakte pflegten. (So wie Henriette Herz ihren „verdrüsslichen“ Gatten entschuldigte und Sara Levys Mann sich nur in deren Abwesenheit selbst an Brinckmann wandte.) Geschlechterspezifische Unterschiede der Formulierung sind hierbei nicht pauschal auszumachen: Zwischen denselben Briefpartnern lassen sich kokette wie sachlich informative Einladungen finden. Henriette Herz wandte gegenüber Gustav von Brinckmann mal den koketten mal den sachlichen Ton an. Ähnlich hielt es Friedrich von Gentz. Auch Gefälligkeiten waren gegenseitiger Natur: Gustav von Brinckmann versorgte anscheinend seinen gesamten Berliner Kreis mit gutem Tee und Literatur. Seine Freunde und Freundinnen ‚revanchierten‘ sich mit medizinischen Hausmitteln und Ratschlägen oder geheimen Rezepten. An Brinckmann gingen gleichermaßen Vermittlungswünsche und Empfehlungsbriefe wie an die Gastgeberinnen der Salons. Umgekehrt ist es natürlich als Kennzeichen der guten gesellschaftlichen Vernetzung einer jüdischen Frau zu sehen, wenn sie ebenso sehr als Vermittlerin beansprucht wurde wie ein Diplomat, und es muss festgehalten werden: diese Mittlerposition der jüdischen Häuser war um 1794 allen Beteiligten bewusst.

Obwohl Männer und Frauen einander Gefälligkeiten erwiesen und auch Männer untereinander sich Komplimente machten, nutzen die Salonteilnehmer selbst den Begriff Galanterie nur für Kommunikation zwischen den Geschlechtern. David Veit galt als galant, wenn er Rahel Levin Varnhagen kluge Komplimente machte,<sup>769</sup> und Gustav von Brinckmann wurde wegen seiner „abominablen“ Galanterie scherzhaft getadelt, weil er bei dem Unterfangen, alle Damen eines Zusammentreffens am Arm nach Hause zu geleiten, sich eine heftige Erkältung holte.<sup>770</sup> Überhaupt wurde Galanterie keineswegs nur positiv betrachtet, jedenfalls nicht, wenn eine Seite ein ernsthaftes Anliegen hatte: Als Friedrich von Gentz später die Briefe der Rahel Levin Varnhagen in Prag nicht ernst genug nahm, sollte sie ihn enttäuscht einen „galanten Notenverfertiger“ schimpfen.<sup>771</sup> In derselben Zeit, unter dem Eindruck der nationalen Wende, verfasste Sara Meyer Grotthus ihr Drama *Die deutsche Erzieherin*, in

<sup>768</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 6. 3. 1795, ungedruckt, BA V.

<sup>769</sup> Rahel Levin an David Veit, 25. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 134.

<sup>770</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 18. 1. 1794, ungedruckt, SV 207.

<sup>771</sup> „Interesse nennt der galante Notenverfertiger die Liebe die ich ihm ausgedrückt habe.“ Rahel Levin Varnhagen an Caroline von Humboldt, 26. 12. 1813, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 144.

dem ein galanter Mann zumindest ironisch kritisiert wurde, „seine unbestrittenen Vorzüge in Rücksicht der *galanterie*, sein Auffassen jeder Kleinigkeit, um einen Gegenstand des Gesprächs daraus zu dreheln, das den Damen zeitverkürzend ist; und was noch mehr“.<sup>772</sup> Dies war zugleich als Mahnung zu verstehen, sich vom französischen Vorbild abzuwenden.<sup>773</sup>

Zusammenfassend ist festzuhalten: Galanterie wurde in den Berliner Salons zitiert und kurzzeitig genossen, aber nicht als nachzueiferndes Modell verstanden, geschweige denn als haltbare Grundlage von Freundschaftsbeziehungen. Auch war es weder Voraussetzung noch angestrebtes Modell der Gesprächsbeziehungen. So wird etwa von der Salonière Sara Levy berichtet, dass sie den gesellschaftlich ungehobelten Philosophen Maimon regelmäßig zu Gast hatte und ihm sein ungalantes Verhalten gegenüber Frauen nicht nur nicht übelnahm, sondern auch nicht verwehrte.<sup>774</sup>

Während Vergleiche und Metaphern aus dem Reich der Musen in Briefen zwischen den Geschlechtern häufig eingebaut wurden, sind Galanterien im Sinne von wirklich erotischen Anspielungen in den Briefen kaum zu finden. Am deutlichsten kommen Sinnlichkeit<sup>775</sup> und Erotik in den Briefen eher der

---

**772** Sara Meyer Grotthus: Die deutsche Erzieherin, Manuskript, SV 78. Deutlicher noch wird der verderbliche französische Einfluss in ihren „Ansichten einer deutschen Frau“ kritisiert, als Warnung vor „der reizenden Galanterie, womit leichtsinnige Franzosen ihre Jugend vergiftet und sie zu Sprachkundigen gemacht; denen kein Laster mehr grell erscheint; denn seit Galanterien einheimisch geworden, giebt's keinen Ehebruch mehr.“ Dies.: Ansichten einer deutschen Frau, Manuskript, SV 78.

**773** Dass Galanterie keineswegs immer als zweckfrei verstanden bzw. gegen Franzosen zweckvoll eingesetzt wurde, zeigt eine parallele Briefstelle von Goethe, der mit Schiller plante, mit seiner Übersetzung der *Stäel* sie und das französische Publikum zu gewinnen: „Ich wünschte, dass Sie sich die Mühe gäben in Ihrer Arbeit so klar und galant als möglich zu sein, damit man es ihr in der Folge zuschicken und dadurch einen Anfang machen könnte den Tanz der Horen auch in das umgeschaffne Frankreich hinüber zu leiten.“ Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich von Schiller, 6. 10. 1795, in: Beetz 2005, Bd. 1, S. 114.

**774** „Madame Levy schätzte er sehr hoch und achtete sie als eine sehr kluge Frau, auch suchte man sich hier, nach seinem eigenen Geständnisse, in ihn zu schicken. In diese Hinsicht sagte er selbst, daß es ihn wundere, wenn Mad. Levy so manches in seinem Benehmen nicht übel genommen hätte. So behauptete er einst in ihrer Gegenwart, es wäre ein Mißbrauch, der sich von den Franzosen beschriebe, daß man den Frauenzimmern Hochachtung schuldig sei, – sie verdienen in mancher Hinsicht eher unser Mitleiden. Bei einer anderen Gelegenheit, wo Maimon einst ebenfalls in der Gegenwart der Mad. Levy etwas gelinder vom anderen Geschlecht sprach, rief ihm Mad. Levy zu: „Sparen Sie Ihre Mühe, Herr Maimon, wie Sie gegen unser Geschlecht denken, ist schon bekannt!“ Sabattia Joseph Wolff: *Maimoniana oder Rhapsodien zur Charakteristik Salomon Maimons*, hrsg. von Martin L. Davies und Christoph Schulte (Jüdische Geistesgeschichte, hrsg. von Christoph Schulte, 4), Berlin 2003, S. 67.

**775** Und auch Verklemmung wie in den Briefen Humboldts und Gentz untereinander. [Vgl. V]





Abb. 20: „Conversation“. Salonkarikatur aus dem 18. Jahrhundert.

Männer untereinander zum Ausdruck, z. B. denen Wilhelm von Humboldts oder auch Friedrich Schlegels an Brinckmann, die einen freien Umgang mit Affären durchaus andeuteten. [Vgl. IV]. Vor der Benennung erotischer Verwicklungen und außerehelicher Liebesbeziehungen hingegen scheuten sich die Schreibenden aller Geschlechter nicht. Dass Wilhelm von Burgsdorf Vater eines der Humboldtschen Kinder werden sollte, war ein offen diskutiertes Geheimnis. Hierbei kam es gelegentlich zu einem fließenden Übergang von freimütigem Umgang mit galanten Abenteuern zu handfestem Klatsch. Nur wenige Tage nach dem 21. 8. 1795 schrieb Brinckmann über das Ehepaar Humboldt, mit dem er fast täglich verkehrte: „Übrigens müssen Sie wissen, daß B. [Burgsdorf] förmlich in die Humb. verliebt ist, u. daß ein förmliches Verhältnis zwischen ihnen existiert, freil. wie Humb. mich versichert, ein solches, wo der Amor von einem Kuß 10 Jahre lebt.“ Den klatschenden Brinckmann freute diese Geschichte, weil es die Humboldt menschlicher mache. Aus demselben Grunde freute ihn eine Verliebtheit des Ehemanns: „Humb. ist derweile in die Mühlheim verliebt [...]. Sie wissen ich glaube an die *Wahrheit* von Humb. *Liebe* ungefähr eben so wie an die seiner gewöhnlichen Behauptungen.“ Der Brief ging schließlich nahtlos über in einen Kommentar zu den zahlreichen Liebchaften der Hitzel Fließ Boye Sparre: „Meine Doktorn gedenkt, nachdem sie hier u. in Freienwalde ungefähr alles ausgeliebt hat, was mitzunehmen war,

ihren Zirkel gar sehr zu erweitern, u. nach England, Frankreich u. Holland zu gehen“.<sup>776</sup>

## Die Dialektik der Klatschsucht

Eine böse Zunge – heißt es bei den Rabbinern – tötet drei:  
den Verleumder, den Zuhörer und den Verleumdeten.  
Jüdisches Sprichwort<sup>777</sup>

Klatsch war kein zentraler Begriff, aber durchaus ein Phänomen dieser Zeit und dieses Ortes.<sup>778</sup> Von Interesse sind in dieser Arbeit die speziellen Funktionen, die der Klatsch als „Sozialform der diskreten Indiskretion“ erfüllt: „Im unerlaubten Überschreiten der Grenze zu einer Sphäre, die die Person, über die gesprochen wird, als ihre ‚private‘ reklamieren würde, wüsste sie nur von diesem Gespräch, liegt ein konstitutives Element und zugleich ein wesentlicher Reiz des Klatsches“.<sup>779</sup> Mit Blick auf die in der Literatur diskutierten unterschiedlichen Funktionsanalysen von Klatsch ist zugleich festzuhalten: Im Zusammenhang mit jüdischen offenen Häusern um 1800 ist Klatsch nicht primär als weibliches Ausdrucksmittel und auch nicht als Kampfmittel Niedriggestellter zu verstehen, allerdings auch nicht als frauenspezifische Gegenkultur, sondern eher als eine weit verbreitete, situativ von allen Beteiligten verwandte Gattung der Alltagskommunikation.<sup>780</sup>

---

**776** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 27. 8. 1795, ungedruckt, SV 38. Zu „Mühlheim“ merkt Varnhagen an: „nachherige Frau des Oberstallmeisters von Knobelsdorff“.

**777** Abraham Tendlau: Jüdische Sprichwörter und Redensarten. Als Beitrag zur Volks-, Sprach- und Spruchwörterkunde, Köln 1998, S. 437.

**778** In Konversationslexika des 18. und 19. Jahrhunderts taucht der Begriff nicht auf, und erst seit den 1980er-Jahren gibt es wissenschaftliche Untersuchungen zu dieser Kommunikationsform, die doch für Gruppenbildung oft ausschlaggebend ist. Mit Blick auf das gelesene Briefmaterial wird Klatsch hier nach der soziologischen Definition als Gattung der alltäglichen Kommunikation gefasst. Vgl. Karl Heinz Hillmann, Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1982, S. 415. Grundlegend ist hier die Habilitation von Jörg Bergmann, der eine Theorie des Klatsches als kommunikativer Praxis entworfen hat. Zwar arbeitet Bergmann vorrangig auf der Grundlage mündlicher Quellen der Jetztzeit, die von ihm ermittelten Funktionen des Klatsches für die Gruppenbildung sind jedoch abstrakt und zeitübergreifend anwendbar. Bergmann 1987.

**779** Bergmann 1987, S. 73.

**780** So war und ist es Konsens in der populären Literatur. Vgl. die Beschreibung des Kaffeeklatsches auf dem Lande in der Tagespresse 2005: Fanny Müller: „Aber bitte mit Sahne. Die Kaffeetafel kennt keine Tabus“, in: Der Tagesspiegel, 30. 10. 2005. Übertrieben scheint jedoch auch die Theorie, dass Klatsch eine weibliche Strategie gegen männlich dominierte Öffentlichkeit sei. Vgl. Birgit Althans: „Halte Dich fern von den klatschenden Weibern“ Zur Phänomenologie des Klatsches, in: Feministische Studien 4/2 (1985), S. 46–53.

Von den drei wesentlichen Funktionen, die Jörg Bergmann dem Klatsch zuschreibt, können aus der Salongesellschaft 1794/95 nur zwei bestätigt werden: Durchaus diente er der „Netzwerkaktualisierung“, das heißt er brachte Neuigkeiten für eine Gruppe. Etwa wenn der Redakteur Humboldt den Herausgeber Schiller darüber informierte, dass Goethe sich über die „Judenmädchen“ einen guten Draht nach Berlin und zum dortigen Lesepublikum verschafft habe. Zweitens diente Klatsch nach Bergmann zur Erhaltung dieser sozialen Gruppen, er bestätigte gemeinsame Normen, indem er Aggressionen abbaute und Verbindlichkeiten schaffte. Dies traf auf verschiedene Untergruppen der Salons zu, insofern sich Brinckmann und Levin Varnhagen über die neue Menschlichkeit Humboldts, der beiden oft auch ‚mephistophelisch‘ vorkam, freuten, oder David Veit seiner Freundin riet, die Naivität Henriette Herz auszunutzen.<sup>781</sup> Der nachlebende Leser kann in der Zusammenschau auch feststellen, dass Salonière und Salongast extern gegeneinander klatschten, etwa wenn Marianne Meyer Eybenberg und Gustav von Brinckmann sich Goethe gegenüber als jeweils einzig wahre/r Leser/in präsentierten, indem sie den jeweils anderen als „Narr“ oder „Jüdin“ bezeichneten. Deutlich versuchte Meyer Eybenberg, mit ihrem lästerlichen Kommentar über Brinckmann eine Ebene der Vertrautheit zwischen sich und Goethe einzuziehen, trotz dessen eingestandener Nützlichkeit: „mich protegierte er übrigens ausgezeichnet, das kann mich aber wirklich nicht abhalten, ihn *Ihnen* zu zeichnen wie er ist. und nun Basta –“.<sup>782</sup>

Demgegenüber kann die von Bergmann benannte dritte Funktion des Klatsches als soziale Kontrolle – vor allem in präventiver Hinsicht, wonach man sich aus Angst vor Klatsch in bestimmter Weise benehme – aus dem Zusammenhang der Salongesellschaft nicht bestätigt werden. Rahel Levin Varnhagen beispielsweise wehrte sich explizit gegen diese Auswirkung, indem sie die „erhabenen Klatscher“ offen diskutierte und deren Meinung dann ignorierte [vgl. V].<sup>783</sup>

Dass die Kontrollfunktion fehlt, mag einerseits daran liegen, dass man sich sowieso dessen bewusst war, sich in einem klatschgefährdeten Grenzraum der Gesellschaft zu bewegen. Eine andere Erklärung wäre, dass es zwischen den gesellschaftlich doch sehr ungleich Gestellten im Ernstfall des Klatsches nicht wirklich bedurfte. Wie sich später in Wien oder Prag zeigen sollte, brauchten

<sup>781</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 29. 1. 1793, ungedruckt, SV 38. David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 10. 11. 1794, in: GW VII/I, S. 272.

<sup>782</sup> Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang von Goethe, 2. 2. 1796, GSA, 28/306, ungedruckt, teilweise zitiert bei Hahn 2002(b), S. 122.

<sup>783</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 15. 7. 1794, in: GW I, S. 78.

ein Wilhelm von Humboldt oder Friedrich von Gentz keinen Klatsch, um Rahel Levin Varnhagen auszugrenzen.

An dieser Stelle soll daher betont werden, dass nicht nur christliche Männer über Berliner Jüdinnen lästerten, und ebenso soll angemerkt sein, dass letztere sich über die Lästereien im Klaren waren. Über einen Besuch der Verlegergattin Frau Sophie Sander in Weimar und Jena sollte Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel 1800 das Folgende berichten:

Sagen Sie doch der Herz: Die Sander hatt hier brillante Fortune gemacht, besonders bey Goethe; [...] Dafür hat sie aber auch hier in Gesellschaft brav auf die Berliner Jüdinnen geschimpft. Dies ist aber wie ich gehört habe ziemlich kaltsinnig aufgenommen worden; auf jeden Fall ist es aber sehr malicieuse von der Dame, so viel ich weiß, hatte sie niemals in Berlin beßre Gesellschaft als die Jüdinnen.

Sie schloss mit einem klugen Vorschlag, wie sich die Berliner Jüdinnen gegen diese Klatschoffensive wehren könnten: „Wenn die Herz sie sieht, so sollte sie doch sehen daß sie mit ihr auf die alte Unger zu sprechen kömmt und mit gehöriger Verachtung von deren Schimpfen auf die Jüdinnen etwas sagen“.<sup>784</sup> Helene Friederike Unger war für antijüdische Äußerungen stadtbekannt und dieser Vergleich eine elegante Möglichkeit, Frau Sander wissen zu lassen, was man von ihren Klatschereien hielt.

Bestätigen lässt sich in Salonzusammenhängen daher folgende soziologische Definition des Klatsches: Man veriet privates Wissen, aber nur an ausgewählte Zuhörer, und stellte damit eine gemeinsame Basis her, die man nicht naturgegeben hatte. (Dass Klatsch seine Wirkung entfalten kann, setzt eine gewisse Distanz zwischen Klatschproduzent und Klatschrezipient voraus).<sup>785</sup> Es lässt sich innerhalb der Salongesellschaft von einer *Dialektik der Klatschsucht* sprechen: man grenzte brieflich einige Personen kurzzeitig aus, verband sich dadurch aber andererseits dem Adressaten. Beispielsweise versicherten sich Brinckmann, Veit und Levin Varnhagen gegenseitig einer aufgeklärten Grundhaltung, indem sie über Jeannette Ephraim, frisch nach Hannover verheiratete Stieglitz, und ihre bigotte Hausfrauenrolle klatschten. (Alle verkehrten dennoch freundschaftlich mit ihr).<sup>786</sup> Es handelt sich um jene Jeannette, die

---

**784** Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 9. 6. 1800, in: KFSA, Bd. 24, S. 120. Damit ist Wilhelmys Aussage, dass Sophie Sander keine antijüdischen Vorurteile gehabt habe, in dieser Pauschalität nicht zu halten. Wilhemy 2000, S. 82. Umgekehrt kann solche Lästerei, die ein Ausdruck für Konkurrenz oder empfundene Konkurrenz sein kann, ein Zeichen für den Stellenwert der jeweiligen Geselligkeiten sein.

**785** Eheleute „klatschen“ per definitionem nicht, sie informieren sich oder „lästern“. Vgl. Bergmann 1987.

**786** „Jeannette spricht ganz rasend viel von Gutmütigkeit und Häuslichkeit.“ David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 115.

gemeinsam mit ihrer Schwester am oben zitierten Herzschen Freitag anwesend war und dort nur von ihrer glücklichen Ehe geschwätzt hatte. Nicht ihre vorherigen Affären nahmen ihre Berliner Freunde ihr übel, sondern dass sie ihr Vorleben jetzt als Gattin gänzlich leugnete: „nicht daß ich nicht schon wüsste, daß aus diesem Schmetterling eine moralische Raupe gekrochen wäre, [...] aber daß sie ihre staubige Moral jedem Fremden an den Kopf werfen würde“, das konnte man nicht glauben.<sup>787</sup> Die eigene, problematisierende Haltung gegenüber der Ehe und der Tonfall, indem diese verhandelt wurde, sahen die Klat-scher als Ausweis einer freieren Einstellung an. In den bezeichnenden Worten David Veits, der das Ehepaar in Hannover besuchte: „Die Stieglitz hat sich überhaupt nie in den freien, spitzen Ton in Berlin finden können“.<sup>788</sup> Darüber muss Brinckmann informiert worden sein, denn er eilte sich zu bemerken, dass die Stieglitz im Privatgespräch ihre „Tugendfirniß“ verlöre und noch „*Canaille* genug“ sei. Sie habe lediglich ein „nützliches Benehmen“, wenn sie mit den Besuchern des Hauses Herz anders rede als mit ihnen.<sup>789</sup> Es ist bezeichnend für den „freien, spitzen“ Ton in den hier untersuchten Kreisen, dass Brinckmann seine Leserin mit folgenden Worten beruhigen konnte: „Nun werden Sie mir zugeben, daß wenn jemand selbst gesteht, wie er die *Tugend* nur als einen Regenmantel anzieht, so ist nicht viel verloren. Auch hat sie über die gepriesene *eheliche Liebe*, [...] so *prächtigt gottlos* und *skandalös* mit mir gesprochen, daß ich mir gar nicht einreden lasse, daß der Himmel an ihr viel gewonnen hätte“.<sup>790</sup>

### Berliner Ton und Berliner Gesellschaften

Die Geschichte des Berliner Tons zu schreiben,  
den Nachweis, wie er sich gebildet, das wäre ein Kapitel für sich  
und wäre ziemlich gleichbedeutend mit einer Kulturgeschichte unserer Stadt.  
Theodor Fontane<sup>791</sup>

**787** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 25. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 135. Dennoch hielt sie ihre Freundin für eine „gute Kreatur, [...] nur in eine andere Stadt eingesperrt“. Ebd., S. 136.

**788** David Veit an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1794, in: GW VII/I: S. 116.

**789** Sie habe ihn gefragt: „Ob ich es denn gewünscht hätte, daß sie vor Kiesewetter, u [x] und Friedländer und Herz eben so hätte sprechen und sein sollen wie vor mir?“ Ein Name unleserlich. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 14. 7. 1794, ungedruckt, SV 38.

**790** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 14. 7. 1794, ungedruckt, SV 38.

**791** Theodor Fontane: Berliner Ton [aus dem Nachlass], in: ders.: Das Ländchen Friesack und die Bredows. Unbekannte und vergessene Geschichten aus der Mark Brandenburg, hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler (Theodor Fontane. Große Brandenburger Ausgabe. Wanderungen durch die Mark Brandenburg, 7), Berlin 1997, S. 23–32, hier 24.

Die Frage schließlich, wem dieser so genannte freie Ton Berlins um 1800 gehörte und welche Möglichkeiten sich dahinter verbargen, führt zurück auf Lessings berühmte Formulierung zur Ambivalenz „der Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben“. Selbige beschränke sich „allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will.“ Wollte man aber politisches Unrecht öffentlich machen oder gar „dem vornehmen Hofpöbel“ die Wahrheit sagen, erführe man schnell „welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist“.<sup>792</sup> Ganz unironisch wurde Lessing darin sekundiert von Friedrich Nicolai, der mehrere Seiten seiner Stadtbeschreibung der Verteidigung der religiösen Sittlichkeit Berlins widmete: Religionsgleichgültigkeit, schreibt er, sei ein „grobes Vorurtheil, welches jeder unbefangene Mann für falsch erkennen wird, wenn er Berlins Einwohner näher kenn lernt. [...] es gibt andere große Städte in Deutschland, wo Irreligion, Lasterhaftigkeit und Verderbnis der Sitten viel weiter als hier gehen“.<sup>793</sup> Allerdings schrieb Nicolai dies in der Absicht, die (Vor-)Urteile über die lasterhaftige Religionsfreiheit seiner Heimatstadt zu beschwichtigen.

Während Freiheit sich um 1770 vorrangig auf Religionsfreiheit bezog – religiöse Toleranz bzw. intellektuelle Zusammenarbeit mit Juden hatte in berlinkritischen Schriften der Aufklärungszeit der Stadt den Titel „Berlin-Jerusalem“ oder „Aufklärungssynagoge“ eingetragen<sup>794</sup> –, erfuhr der Begriff in Stadtbeschreibungen der Jahrhundertwende eine leichte Verschiebung. Frei wurde zunehmend im Sinne von „sich etwas herausnehmend“, frei-mütig, geistreich verstanden, aber auch als moralisch oder politisch ungeniert oder ungezwungen in Gesellschaften. Reiseführer sprachen etwa allgemein vom freien Ton und der Gastfreiheit der Stadt,<sup>795</sup> erwähnten aber auch die „freye Denkungsart der Einwohner und freye Lebensart“.<sup>796</sup> „In Gesellschaft lachte ein Witzling [sic!] über die Dreyeinigkeit“, und ein Fremder hörte mit Erstaunen „die dreusten [dreistesten] und freimütigsten Gespräche über die ersten Bedienten des Staats“.<sup>797</sup>

---

**792** Gotthold Ephraim Lessing an Friedrich Nicolai, 25. 8. 1769, zit. nach: ders. *Sämmtliche Werke*, 30 Bde., Karlsruhe 1823–1825, Bd. 27: Briefwechsel. Ersther Theil (1824) (Sammlung der vorzüglichsten deutschen Classiker, 177), S. 269 f.

**793** Nicolai 1786, Bd I, 603. Er hält aber auch Eifer für schädlich und lobt die Wohlthätigkeit im stillen und „das unschätzbare Glück einer völligen Gewissensfreiheit“. Ebd., S. 604.

**794** Ursula Goldenbaum nennt als so formulierende Berlinkritiker Zimmermann, Hamann und Jacobi. Ursula Goldenbaum: Friedrich II. und die Berliner Aufklärung, in: Lottes / d'Aprile 2006, S. 123–142, hier S. 138.

**795** Krögen 1986, S. 32 und 44.

**796** Friedell 1987, S. 30.

**797** Krögen 1986, S. 44.

Diese ‚freimütige Denkungsart gegenüber Personen von Stand‘ in den Jahren um 1800 ist aus mehreren Zusammenhängen belegbar: Bekannt ist die Anekdote von Frau Nicolai, die, als Elisa von der Recke sie besuchen wollte, zu ihrem Mann laut sagte: „Ich will von Deinem adligen Pack nichts wissen“, worauf die Aristokratin charmant entgegnete, sie wolle ja bloß Freundin sein und so dazu auch wurde.<sup>798</sup> Der Arzt Heim äußerte sich mit ähnlichem Bürgerstolz in seinem Tagebuch: „In Bellevue gewesen, wo mir die Frau Landgräfin von Hessen einen Kuß gab. Vielleicht wird sie mich nun dafür desto schlechter bezahlen“, und er versah jemanden, der der Eigenliebe der „Vornehmern“ schmeichelte, mit einem „Pfui“!<sup>799</sup>

Es gibt auch einige Hinweise in den Schriften von Personen aus dem Salonumfeld, dass sich der gesellschaftliche Umgangston zwischen Lessings Aufenthalt in Preußen und ihrer Lebenszeit um 1800 bzw. auch das Verständnis vom „freien Ton“ möglicherweise geändert hat – zumindest in einigen Gesellschaften: Sophie Becker, Freundin und Reisebegleiterin der Salonfrau Elise von der Recke, hatte noch 1784 festgehalten: „Der Konversationston ist übertrieben steif. Der Grafenstand will nicht einmal mit dem kleineren Adel zu thun haben“.<sup>800</sup> Und Alexander von Humboldt beschwerte sich 1788, „ich size in dem großen *aufgeklärten* königlichen Berlin [...]. Der eine ist gelehrt, der andere klug, der dritte witzig [...]“, aber niemand sei so offen wie der Adressat.<sup>801</sup>

Aus dem Jahr 1801 hingegen stammt das viel zitierte Wort Jean Pauls, der diesen Winter auch in Berliner Salons verbrachte: „Gelehrte, Juden, Offiziere, Geheime Rätthe, Edelleute, kurz alles was sich an andern Orten (Weimar ausgenommen) die Hälse bricht, fället einander um diese, und lebt wenigstens freundlich an Thee- und Estischen beisammen“.<sup>802</sup> Interessant ist die sehr ähnliche Bemerkung an einen anderen Freund, mit einem Focus auf dem Ton in eben den gemischten Zirkeln, in denen er verkehrte: „Unter allen gesellschaftlichen Tönen stell’ ich den hiesigen am höchsten. Juden, Minister, Offiziere, Gelehrte, Weiber, diese macht das gesellige Band oft zu Einem Straus; in Dresden hätten sie in einem ganzen Garten nicht Plaz“.<sup>803</sup>

<sup>798</sup> Parthey 1907, Bd. 1, S. 38 f.

<sup>799</sup> Heim 1989, S. 87 und 90.

<sup>800</sup> Sophie Becker: Vor hundert Jahren: Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland 1784–86 nach dem Tagebuch ihrer Begleiterin Sophie Becker, hrsg. und eingeleitet von G. Karo und M. Geyer. Stuttgart o. J., zit. nach: Seibert 1993(a), S. 134.

<sup>801</sup> Alexander von Humboldt an Wilhelm Gabriel Wegener, 12. 12. 1788, in: Jahn / Lange 1973, S. 31.

<sup>802</sup> Jean Paul an Karoline Herder, 12. 1. 1801, in: Jean Pauls Sämtliche Werke [im Folgenden JPSW], Bd. 3.4, S. 41.

<sup>803</sup> Jean Paul an Paul Emil Thierot, 17. 1. 1801, in: JPSW, Bd. 3.4, S. 39.



Zu *frei* durfte man sich in politischer Hinsicht außerhalb eines Salons oder Privathauses allerdings auch in Berlin und auch nach dem Tode Friedrichs II. nicht äußern. Als Graf Kalckreuth, der Gönner des Philosophen Maimon, 1795 aus Berlin verwiesen wurde, hieß es, er solle sich zu frei über politische Dinge geäußert haben.<sup>804</sup> Hingegen, in seinem spitzen mokanten Ton an Lessing gemahnend, kommentierte ein Salongast, allerdings nur in einem Privatbrief, den Vorgang so, dass Kalckreuth und seine Freunde „schon öfters so *öffentliche* Beweise einer sehr vorurtheilsfreien und aufgeklärten Denkart abgelegt haben, daß S. Majesät keine nützlicheren Werkzeuge glaubt anwenden zu können, um auch in den am wenigsten kultivierten Winkeln seiner Staaten das Licht der Aufklärung und einer liberalen Denkart zu verbreiten“.<sup>805</sup>

Mochte auch die Freiheit in privatem Rahmen größer geworden sein, die Freiheit der politischen Äußerung hatte vergleichbare Grenzen wie zu Lessings Zeiten.

## 6.5 „Schaumspritzer der Freiheit“ –

### Fazit der Zusammenschau. Der Salon als Sprachraum

Die inhaltliche und stilistische Zusammenschau der 1794/95 getauschten Briefe führt noch einmal zu der vielleicht naheliegenden, aber wichtigen Feststellung, dass kein einzelner Briefwechsel einen gültigen Eindruck von Themenspektrum oder Tonfall der Salongesellschaft oder nur dem des Salons Rahel Levin Varnhagen vermitteln kann. Der berühmte Jugendbriefwechsel mit David Veit verrät nicht, wie intensiv Rahel Levin Varnhagen mit Künstlerinnen wie der Unzelmann oder der Marchetti befreundet war, geschweige denn den fast täglichen Umgang mit ihnen, wie er aus den Briefen der Friederike Liman heraus scheint. Umgekehrt gibt es in der Korrespondenz mit Liman kaum einen Hinweis auf den Umfang oder die Varianz der Lektüre Rahel Levin Varnhagens, die von Homer bis zur zeitgenössischen Dichtung reichte. Beide Briefwechsel enthalten Anmerkungen zum Diplomaten Gustav von Brinckmann, der hier aber überwiegend als Kommissionär und funktional erwähnt wird. Aus der zeitgleichen Korrespondenz mit ihm selbst ergibt sich aber ein ganz anderer Eindruck: Wie im Briefwechsel mit David Veit erweist sich Levin Varnhagen auch dem schwedischen Adligen gegenüber als gleichberechtigte und anteilnehmende Brieffreundin. Ihre Charakterisierung Brinckmanns als bloß „lauffertig“ im Brief an Veit, hinderte sie nicht, ihn fast täglich zu empfangen und

<sup>804</sup> Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 4. 8. 1795, in: Leitzmann 1900, S. 69.

<sup>805</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 17. 5. 1795, ungedruckt, SV 38.

mit ihm ernsthafte Auseinandersetzungen über Literatur und Philosophie zu führen.<sup>806</sup>

So besteht Grund zur Annahme, dass jeder neu dazukommende Briefwechsel die Kommunikation innerhalb der Salongesellschaft um eine Tonlage oder ein Thema reicher scheinen lässt. Andererseits ist festzuhalten, dass die Salonfrauen und -männer verschiedene Sprachebenen bzw. Konversationsstile zeitgleich nebeneinander pflegen konnten: Friederike Liman gegenüber wurden vermehrt jiddische Begriffe und familiäre Anspielungen gebraucht, Brinckmann erhielt gleichermaßen französische wie deutsche Billets.

Aber und apropos freier Ton: Gemeinsam sind allen hier untersuchten untereinander gewechselten Briefen und Briefwechseln der Salongesellschaft des Jahres 1794/1795, unabhängig von Geschlecht, Stand oder Religion der Schreibenden, eine sich meist in Ironie kleidende Distanz zu religiösen Begriffen, Riten und Instanzen, eine fast konstante Politikferne (trotz des politischen Engagements einiger Salonteilnehmer und der nachweislichen politischen Lektüre vieler) sowie eine umfassende Kenntnis der zeitgenössischen Literatur, die in zahllosen Zitaten zum Ausdruck kommt. Die Briefe sind fast durchweg zwei- oder mehrsprachig. Vornehmlich bei Schreiberinnen findet sich, zumindest im ungedruckten Original, die vielfach angemerkte orthografische oder grammatikalische Unordnung, die aber nachweislich auch bewusst und kreativ eingesetzt wurde, im Sinne eines „natürlichen“ Briefstils. Unterschiedliche Namensschreibungen (Goethe, Göte, Göthe) sind bei Männern und Frauen, auch innerhalb eines Briefes, die Regel, ebenso die Angewohnheit, Namen abzukürzen oder gemeinsame Spitznamen zu verwenden, die für heutige Leser oft nur in Parallelektüre mehrerer Korrespondenzen auflösbar sind.

Trotz der stilistischen und thematischen Vielfalt wird ein weiteres gemeinsames Merkmal der Briefe und Billets erkennbar. Vergleicht man Salonbriefe mit solchen Briefen, die an Außenstehende gerichtet sind,<sup>807</sup> etwa die in Kapitel V beleuchteten Briefe Brinckmanns an adlige Freundinnen, so findet man in den Briefen der Salongesellschaft intern überwiegend eine bewusste Lockerheit, eine auch in Abmahnungen bewahrte *Leichtigkeit* des Tons. Unzuverlässigkeiten wurden als „Windbeuteleien“ geziehen, den Schwächen des jeweili-

**806** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 13. 12. 1793, in: GW VII/1, S. 72.

**807** Der Vergleich der hier untersuchten quasi salon-internen Billets mit nach außen gerichteten Schreiben kann nur eklektisch ausfallen. Um zu zeigen, dass der ungenierte Ton nicht der der Zeit oder der Generation ist, sei exemplarisch auf Caroline und Wilhelm von Humboldts Briefe aus diesem Jahr verwiesen, die gleichermaßen liebevoll, höflich und detailreich, aber im Eigentlichen unironisch sind. Auch die oben erwähnten Briefe zwischen Humboldt und Schiller enthalten neben einer ironischen Sicht auf Berlin vor allem sachliche und verehrende Äußerungen, gelegentlich ein ungebrochenes Pathos.

gen Geschlechts oder etwa einer Krankheit angelastet. Nirgendwo finden sich schmeichlerische Annäherungen ‚von niedrigerer Position aus‘, eine gleiche Ausgangsebene wird immer *behauptet*. Äußerst selten und fast nur unter engen Freunden findet sich eine ernsthafte Auseinandersetzung, bei der sich der Charme verlöre. Selbst biografisch einschneidende Erlebnisse wie Taufe oder Scheidung wurden eher mit einem Sprüchlein pariert denn tiefschürfend besprochen: „So warf ich mich denn zum Verteidiger des Teufels und der Christen wechselseitig auf.“

Anders formuliert gibt es, nach dem hier angestellten Querschnitt zu urteilen, keinen durchgehend gehaltenen, für die Salongesellschaft spezifischen freien Tonfall, *aber durch jedes und in jedem in oben skizzierten Tonfall abgefassten Billet manifestiert sich ein freier Sprach-Raum*, den die Mitglieder der Salongesellschaft nutzen konnten.<sup>808</sup> Anders formuliert kann man mit Fug und Recht behaupten, dass, wer so ein Billet verfasste, sich in einen Sprachraum begab, in welchem gesellschaftliche Schranken irrelevant waren. Billets dieses charmant verbindlichen bis provokant mokanten Stils wurden zwischen den Geschlechtern wie innerhalb desselben Geschlechts gewechselt, zwischen Vertretern des Adels, des Bürgertums, Angehörigen der jüdischen Gemeinde oder bekennenden Agnostikern unterschiedlicher Herkunft. Da lästerte die Gattin eines Maskil mit einem Ex-Herrnhuter über christliche Handküsse, da nannte ein jüdisches Mädchen einen Freiherrn einen schlechten Charakter, er verglich sie mit Friedrich II. – was besonders pikant wird, wenn man dessen Einstellung zu Juden *und* Frauen bedenkt.

Aber: Dieser charmante, fast frech zu nennende Ton war vielleicht der einzige, dessen sich eine jüdische Haustochter und ein preußischer Junker im gemeinsamen Gespräch bedienen konnten, wenn sie weder nur Höflichkeiten austauschen noch ein Liebespaar werden wollten. Um ihre Beziehung zu charakterisieren, nannte Gustav von Brinckmann Rahel Levin Varnhagen seine Freundin, Lehrerin oder Muse. Zugleich aber schuf er mit jedem Brief eine sprachliche Ebene der gleichberechtigten Kommunikation.

Hierzu passt auch der inhaltliche Befund der relativen Politikferne der schriftlichen Salonkommunikation: An dieser Stelle muss noch einmal betont

---

**808** Hier muss nochmals verwiesen werden auf Garves Definition der Wirkung und Bedingung einer „Gesellschaft“: eine gemeinsame Sprache: „Conventionen und eine eigene Sprache des Umgangs“. Diese bestünde aus allen „Formeln und Gebräuchen der Politesse“. Garve 1792, S. 157. Beides sei den Moden unterworfen und regiere nur in gewissen „Perioden“ durch Beispiele und Nachahmung. Zu den Konventionen zählt er die Regeln, wer wem zuerst einen Besuch macht oder welche Erfrischungen gereicht werden. Das sei den Moden unterworfen, werde dann stillschweigend aber angenommen (oder entstehe durch Beispiel einer Person von Rang).

werden, dass das Hinterlassene an schriftlicher Kommunikation keineswegs eindeutige Hinweise auf das mündliche Geschehen in den Salons liefert. Es ist durchaus möglich, dass Gustav von Brinckmann bei den Levins die Treppen hochstürmte und begeistert von der Emanzipation der Juden in Frankreich berichtete, aber es ist weder wahrscheinlich noch belegbar. Statt diese Befunde aber rein defizitär zu deuten, kann ebenso positiv angenommen werden, dass die Schreibenden als Themen bewusst solche wählten, die als gemeinsame Basis taugten, sozusagen als verbindende Ebene. Mit dem Theater, der Literatur, der menschlichen Natur im Allgemeinen und dem Charakter gemeinsamer Bekannter im Besonderen waren Themen gegeben, in deren Beurteilung es allen gleichermaßen zur Meisterschaft gereichen konnte und bei denen unterschiedliche Meinungen der Debatte auch förderlich sein konnten. Wenn es hier zur „Partheiung“ kam, musste es für die Geselligkeit nicht wirklich eklatante Folgen haben. Dies hätte durchaus der Fall sein können, wenn die Rechte der jüdischen Bevölkerung debattiert worden wären. So banal es klingt: Es war ein Unterschied, einem Prinzen moralische Dachstubenwahrheiten zu sagen oder politische Privilegien von ihm zu fordern.

Im Vergleich zu langen analytischen Briefen können Billets zwar einerseits mit Heinrich Heine als „Briefe im Negligé-Gewand“<sup>809</sup> gelten, andererseits war das artifizielle Element des Billets bzw. die Tatsache, dass man den Ton selbst gestalten konnte, den Mitgliedern der Salongesellschaft durchaus bewusst. An einer Stelle beschreibt Friederike Liman Rahel Levin Varnhagen, wie sie der Sängerin Marchetti ein passendes „ordentlich ein françoisisches Billet“ verfasst habe, „nicht allein ein ordinaires sondern ein exagerirtes, wie man eigentlich mit Italiener reden muss, den was in unserer sprache schon Süden ist; ist bey sie noch Norden“.<sup>810</sup> Leider ist das erwähnte Billet an die Italienerin nicht überliefert, sodass die Kriterien des „Exagerirten“, also Aufgeregten oder Übertriebenen, nicht mehr festzustellen sind. Für heutige Leser mögen allerdings die Billets der Liman und ihrer Freunde durchweg exagiert klingen, wurden aber nicht so empfunden.

Die erwähnten Stilelemente des Klatsches, der Galanterie und des Witzes haben einen Effekt gemeinsam. Sie können Distanzen bzw. scheinbar Unvereinbares überbrücken und sie schaffen eine gemeinsame Ebene. Nicht ohne

---

**809** Ihm war „der Brief im Negligé-Gewand tausendmal lieber als der Galla-Brief“. Heinrich Heine an Rudolf Christiani, 7. 3. 1824, zit. nach: Christian Liedtke / Bernd Füller (Hrsg.): „... und grüßen Sie mir die Welt“. Heinrich Heine. Ein Leben in Briefen, Frankfurt/M. 2005, S. 121. Dabei ist Negligé nicht als Unterwäsche, sondern im Sinne des 18. Jahrhunderts als bequemes Hauskleid zu verstehen.

**810** Friederike Liman an Rahel Levin Varnhagen, 6. 6. 1795, in: Bosold 1996, S. 6.

Grund sah Kant in dem Scherz die höchste Stufe der Konversation.<sup>811</sup> Indem Brinckmann Rahel mit Friedrich II., „dem Einzigen“, verglich, ihr Einzigartigkeit attestierte, enthob er sie beide der Notwendigkeit, sie mit anderen Frauen oder Nichtjuden zu vergleichen oder sich darüber zu definieren. Wenn sie beide über Humboldts mangelnde Menschlichkeit klatschten, attestierten sie sich selbst eine solche als verbindende Gemeinsamkeit.

Der Brief und *vielleicht* das Salongespräch waren im doppelten Sinne Kommunikationsorte mit emanzipatorischem Gehalt: Zum einen waren diese Kommunikationsformen so definiert, dass sie jedem die Möglichkeit gaben zu exzellieren: Jüdische Kaufmannstöchter durften sich im Briefeschreiben internationalen adligen Bestsellerautoren ebenbürtig fühlen. Zum anderen ergaben sie die Möglichkeit, sich durch einen speziellen Tonfall eine eigene Verbindung zu schaffen, einen eigenen Sprachraum. Man *erschrieb sich* ein Terrain, auf dem man sich begegnen konnte.

Wann und inwieweit dieses Terrain von einzelnen Schreibern und Schreiberinnen wieder verlassen wurde, ist eine wesentliche Frage an die folgenden Längsschnitt-Kapitel.

---

**811** Markus Fauser sieht Kants „1) Erzählen, 2) Räsonieren, 3) Scherzen“ als Verlaufsmodell, in dem die „launichte Atmosphäre der Originalität als Vorstufe des Ästhetischen“ erreicht werden soll. Fauser 1991, S. 34.



# **IV „Eine eigene Species plantarum“ – Die Diskussion über jüdische Freundinnen im Dreiecksbriefwechsel Friedrich von Gentz – Wilhelm von Humboldt – Gustav von Brinckmann**

## **1 Freunde der Salons – eine Rekonstruktion**

Wilhelm von Humboldt, Friedrich von Gentz und Gustav von Brinckmann wären jeder für sich als langjähriger Stammgast eines oder mehrerer Berliner Salons für diese Arbeit interessant. Sie waren alle mit mehreren der Berliner Salonièren befreundet und mit einem Großteil derer Gäste bekannt. Jeder der drei pflegte, auch über die „Blütezeit“ der Salons hinaus, lebenslange Beziehungen zu mehreren Frauen aus diesen Kreisen. Wie in I.2 dargestellt, gelten alle drei dazu in der Forschungsliteratur als Beweis für die gelungene Annäherung von Juden und Christen im Berlin um 1800, als personifizierte Beweise für die guten Verbindungen der Salonièren.<sup>1</sup> Einzelne ihrer prägnanten Kommentare zu den Salonfrauen werden in Salonhistoriografien als Belege für die gute oder schlechte Rezeption der Salons herangezogen.<sup>2</sup> Als politisch und literarisch interessierte sowie publizistisch tätige Männer mit viel Freizeit in den 1790er-Jahren könnte man sie für diese Zeit als ‚typische Salongäste‘ bezeichnen. Ihr späterer Karriereverlauf brachte alle drei Männer verschiedentlich an politische Schnittstellen, von denen aus sie auf das Leben ihrer Freundinnen oder der jüdischen Bevölkerung als solche Einfluss nehmen konnten. Humboldt und Gentz waren beide mit Fragen der Rechtstellung der Juden in den deutschen Ländern beschäftigt, Brinckmann war für viele seiner Freunde ein Verbindungsmann bei Hofe. Die Auswahl dieser gleichaltrigen Politiker, darunter

---

1 Salonberichte im Modus des „Männer wie ... verkehrten bei“ enthalten oft die Namen der drei Freunde. Diese Tradition begann schon im Todesjahr Rahel Levin Varnhagens 1833 mit dem „Buch des Andenkens“: „Männer, wie Gentz und Friedrich Schlegel, und beide Humboldt, waren diesem Kreise beeifert zugetan [...]. Graf Tilly, Gustav von Brinckmann, Hans Genelli, von Burgsdorf [...] und so viele andere Diplomaten [...]“. Karl August Varnhagen, unbetitelter Einführung, in: ders. (Hrsg.): Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde [1833], Berlin 2010, S. 25 f. Das Zitat aus der Überschrift: Friedrich von Gentz an Adam Müller, 15. 12. 1818, in: ders.: Briefwechsel zwischen Friedrich von Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800–1829, Stuttgart 1857, S. 267.

2 Vgl. zuletzt Barbara Hahn über die Anmerkungen zum „egyptischen Styl“, in dies. 2002(a), S. 69 ff. bzw. Rosenstrauch 2009. Vgl. auch Kapitel V.





**Abb. 21:** Wilhelm von Humboldt, Staatsmann, Theoretiker, Salongast (1767–1835).

ein Vertreter des preußischen Adels, ein Sohn aus der großbürgerlichen Schicht des Finanzkapitals und ein Ausländer, könnte man daher auch als „Probandengruppe“ en miniature für die langfristige Salonrezeption bezeichnen.

Von besonderem Interesse für diese Arbeit sind die speziellen Verbindungen, die zwischen diesen Männern untereinander bestanden. Alle drei Männer



**Abb. 22:** Friedrich von Gentz, Staatsmann, Publizist, Salongast (1764–1832).



**Abb. 23:** Der Diplomat, Dichter, Salongast und Sammler Carl Gustav von Brinckmann (1764–1847).

verband eine lebenslange Freundschaft, die man in ihrer Anfangszeit als wirkliche Dreiecksfreundschaft bezeichnen kann. Gentz, Humboldt und Brinckmann standen, wenn auch mit Unterbrechungen, bis an ihr Lebensende miteinander im Briefwechsel und informierten sich immer ausführlich über den jeweiligen Dritten.<sup>3</sup> Solange alle drei in Berlin wohnten, zogen sie gemeinsam

<sup>3</sup> Humboldts erster Brief an Brinckmann stammt von 1790, sein letzter Brief an Gentz datiert von 1828. Gentz und Brinckmann schrieben sich von 1790 bis ins Jahr 1824. Damit

durch die Straßen und Etablissements der Stadt und besuchten auch die Häuser befreundeter jüdischer Familien. Musste einer die Stadt verlassen, wurde er brieflich auf dem Laufenden gehalten und nicht selten durch detaillierte Schilderungen der Streifzüge in das Geschehen mit einbezogen. Es war üblich, einander Briefe vom Dritten mitzuschicken oder ausführlich zu zitieren. Für die 1790er-Jahre lässt sich von ihnen als einem in Berlin stadtbekannten Dreiergespann sprechen. Nicht nur sie selbst und ihre Familien nahmen Brinckmann, Gentz und Humboldt als „Clique“ wahr, sie wurden auch von den besuchten Frauen als „Triumvirat“ betrachtet. Unterschiedliche Nuancen in der Beurteilung jüdischer Freunde bei den drei Männern wurden aber durchaus wahrgenommen.<sup>4</sup> Diese Nuancen ebenso wie potentiell verstärkende Auswirkungen des Miteinanders sind Thema dieses Kapitels.

Ein wesentlicher und regelmäßiger Bestandteil der Korrespondenz aller drei Briefschreiber war der Informationsaustausch über Dritte. Aus diesem Komplex, der stilistisch zwischen Nachrichten und Grüßen, Satire und Klatsch changiert, stammt ein Großteil der nachstehend analysierten Kommentare zu jüdischen Freunden. In der Gegenperspektive vertritt dies Kapitel die These, dass die Information über gemeinsame Bekannte und hier vor allem explizit über jüdische Bekannte einen Teilanlass der gesamten Korrespondenz bildete. In einem der ersten Briefe erklärte Humboldt die Juden zum „stehenden Punkt“ ihrer Korrespondenz und noch in einem der letzten schrieb Brinckmann an Gentz, er sei mit Humboldt wieder „in einen sehr gelehrten Briefwechsel über Juden geraten“.<sup>5</sup>

---

umspannen die Briefwechsel nicht nur mehrere politisch-historische Epochen, sondern fast die ganze Lebenszeit der Beteiligten nach Beendigung des Studiums. Bemerkenswert ist, dass die Briefdichte zwischen Gentz und Brinckmann auch über die Distanz Berlin-Wien und trotz Gentz' Entscheidung, Berlin nie wieder zu sehen, so hoch wie möglich gehalten wurde. Am überlieferten Material ist erkennbar, dass man sich mit jedem möglichen Posttag, das bedeutete mitunter wöchentlich, ausführliche Briefe schrieb und oft noch Kurieren die privateren Gedanken separat mitgab. Der Briefwechsel und Nachrichtenaustausch war beiden derart zum Bedürfnis geworden, dass sie daran festhielten, obwohl sie einander jahrelang nicht wiedersahen.

<sup>4</sup> Beispielsweise lud die Mutter Humboldts seine beiden Freunde gelegentlich nach Tegel ein, Gentz' Schwiegermutter bat Humboldt und Brinckmann „zu einer kleinen Familiengesellschaft“, und ein typisches Billet an Brinckmann aus dieser Zeit lautet: „Die Humbolde sind heute abend um 10 Uhr bei mir. Es ist doch wohl keine Frage, daß ich auch Sie sehe, wenn ich, wie hiemit geschieht, geziemend darum bitte?“. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann und vice versa, undatiert [Spätsommer 1793]. Beide Zitate in: Wittichen 1910, S. Bd. 2, S. 39 f. Vom „Triumvirat“ sprach Gustav von Brinckmann selbst in einem Brief an Rahel Levin Varnhagen, 14. 7. 1794, ungedruckt, SV 38.

<sup>5</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 2. 19. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 36; Gustav von Brinckmann an Friedrich von Gentz, 13. 9. 1818, in: Wittichen 1910, S. 323.

Wie in Kapitel II dargelegt, war das Verhältnis der drei Männer zur jüdischen Bevölkerung bzw. ihre Einstellung zum Judentum trotz der historischen Bedeutung von Humboldt und Gentz bisher nicht Gegenstand längerer Untersuchungen. Die Ambivalenzen in ihrer jeweiligen Haltung wurden eher als ironische Anmerkungen zur Zeitgeschichte formuliert, weniger analysiert. Dabei lässt sich schon aus der oberflächlichen Betrachtung ihrer Berufsbiografien eine widersprüchliche Entwicklung ablesen, die neugierig auf die Beweggründe machen müsste: Humboldt und Gentz durchliefen in unmittelbarer Nähe scheinbar gegensätzliche Prozesse. Wilhelm von Humboldt war an der Vorbereitung des Emanzipationsedikts von 1812 beteiligt, das zu diesem Zeitpunkt die weitest reichenden Verbesserungen in den bürgerlichen Verhältnissen der Juden in deutschen Ländern vorsah.<sup>6</sup> Im Privaten distanzierte sich Humboldt aber zunehmend von den meisten jüdischen Freunden seiner Jugend, insbesondere von den Salonièren. Friedrich von Gentz galt schon Zeitgenossen in der „Judenfrage“ als höchst ambivalent, sodass einige Biografen ihn pauschal als „Judenfeind“ apostrophierten.<sup>7</sup> Er hielt aber lebenslang an einigen jüdischen Freundinnen fest. Diese im doppelten Sinne widersprüchliche Haltung zweier enger Freunde und Kollegen wurde bisher nur flüchtig vermerkt, im Zusammenhang mit ihrem Umgang in Salons jedoch nicht untersucht. Die Haltung der Männer zur Situation der Juden im Verhältnis zu ihren häufig gemeinsam unternommenen Salonbesuchen, und insbesondere in der möglichen Wechselwirkung der besonderen Beziehung der Männer untereinander wurde noch nicht hinterfragt. Dieses Kapitel untersucht die Diskussion über die jüdischen Bekannten und Freunde, einzeln und möglicherweise als Gruppe, im Briefwechsel der drei Freunde. Sämtliches überlieferte Briefmaterial aus diesem beinahe 40 Jahre überspannenden Dreiecksbriefwechsel wird daraufhin befragt, inwiefern die zeitgenössische „Judenfrage“ für die Männer Thema war und unter welchen Prämissen sie diskutiert wurde.

Die Dreiecksfreundschaft wird in den Biografien der drei Männer nur benannt, nie beschrieben. Ausgehend davon, dass für die Wertung eines Briefzitats das Verhältnis des Schreibers zum Adressaten von Bedeutung ist, wurden die Freundschaften für dieses Kapitel in ihrer Entwicklung rekonstruiert [IV.1]. Die anschließende Untersuchung wird geleitetet von drei Fragekomplexen: Festgehalten werden erstens Informationen über die Salons, dasjenige,

<sup>6</sup> Gemeint sind die nicht unter französischer Besetzung stehenden Länder. Wirkliche rechtliche Gleichstellung wurde erst 1869/71 erreicht. [Vgl. III.3]

<sup>7</sup> „Judenfeind“ nennt ihn Henry Vallotton, in: ders.: Metternich. Napoleons großer Gegenspieler, München 1976, S. 295. Allerdings kontrastiert Vallotton in dieser pathetischen Biografie Gentz mit seinem Chef Metternich als „Jude und Judenfeind – sehr kultiviert“, und Metternich war keineswegs jüdischer Herkunft.



was aus diesem Quellenkorpus über die Geselligkeit in jüdischen Häusern zu erfahren ist [IV.2]. Damit verbunden ist die Frage nach der Rezeption der Frauen: Wie wurden die heute als Salonièren bekannten Frauen von diesen Besuchern primär wahrgenommen, als Freundinnen, Gastgeberinnen, Jüdinnen? Zu fragen ist hier auch nach Wendepunkten der Rezeption, ob das Verhältnis zu den einzelnen Frauen sich im Laufe der Bekanntschaft änderte und gegebenenfalls nach den Gründen dafür. Welchen Einfluss hatten biografische Ereignisse (wie Taufe oder Eheschließung) oder politische Strömungen (wie beispielsweise der aufkommende Nationalismus in den antinapoleonischen Kriegen)? Die drei Männer können auch hier als „Probandengruppe“ in politischer Hinsicht insofern als repräsentativ gelten, da ein nominell neutraler Diplomat, ein Vertreter Preußens und ein Agent Österreichs vertreten sind.

Im Vergleich der Briefe ergibt sich schließlich die Frage nach dem Sprachmodus der Gäste, nach einem dieser Briefbeziehung möglicherweise eigenen Tonfall [IV.3]. Zu fragen ist nach dem Stellenwert, den die jüdische Herkunft einer Rahel Levin Varnhagen oder einer Marianne Meyer Eybenberg für ihre Gäste hatte. Machte man(n) einen Unterschied zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Frauen, zwischen jüdischen Frauen und jüdischen Männern? Gab es ein gemeinsames Vokabular, in dem ihre Erfahrungen gefasst wurden? Welche der im Salon vorhandenen Sprachebenen zwischen Galanterie, Klatsch und Information wurden gewählt? Kann man Zeitpunkte benennen, ab denen die Einschätzungen der Männer voneinander abwichen? Im Hinblick auf die Entwicklung der Freundschaft, mögliche gegenseitige Beeinflussung und auch Elemente des Klatsches stellt sich abschließend die Frage: Welche Funktion hat, welchen Regeln folgt die Diskussion der jüdischen Frauen in diesem Dreiecksbriefwechsel?

Ausgehend von der bereits oben erwähnten These, dass ein Salonbesuch keine eindeutigen Effekte auf ein Engagement für oder wider die Emanzipationsbestrebungen der Juden zeitigte, soll hier im Vergleich nach Hinweisen gesucht werden, ob die Bekanntschaft mit diesen gebildeten jüdischen Frauen die politische oder publizistische Arbeit der Männer beeinflusst hat. Am Beispiel Friedrich von Gentz' und seiner Beziehungen zu jüdischen Freundinnen wird der Einfluss des jeweiligen geografischen und biografischen Standortes der Gäste auf ihre Meinung zum Judentum untersucht [IV.4].

## 1.1 Forschungsstand und Quellen

Da es zu Gustav von Brinckmann kaum selbstständige Sekundärliteratur gibt, steht auch die Untersuchung seines Verhältnisses zu jüdischen Freundinnen

noch am Anfang. Die Herausgeberinnen der Edition Rahel Levin Varnhagen haben in mehreren Aufsätzen ausgewählte, überwiegend antijüdische Zitate Brinckmanns angeführt und auf die Widersprüche zwischen dem getreuen Sammler und dem hemmungslosen Kritiker jüdischer Frauen hingewiesen.<sup>8</sup> Diese Befunde, auf die im Folgekapitel detailliert eingegangen wird, sollen hier durch einen Vergleich mit Gentz und Humboldt in Relation gesetzt werden.

Überraschenderweise nehmen auch in der sehr umfangreichen Forschungsliteratur zu Wilhelm von Humboldt Untersuchungen zu seinem Engagement in der „Judenfrage“ nur einen kleinen Raum ein.<sup>9</sup> Humboldts Überlegungen zur Frage der Emanzipation der Juden sind einzeln, aber noch nicht im Zusammenhang ediert.<sup>10</sup> Während die Biografen Humboldts eher wenig auf dieses Arbeitsgebiet eingehen,<sup>11</sup> erschienen aus der jüdischen Historiografie früh Untersuchungen der Frage, aus welchen Motiven er sich für die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden einsetzte.<sup>12</sup> Bereits parallel zur Veröffentlichung des Ehebriefwechsels Anfang des 20. Jahrhunderts veröffentlichte

---

**8** Vgl. Hahn 1997(a) oder dies. 2002(a), S. 69 ff.

**9** In den zahlreichen Darstellungen der Emanzipationszeit in Preußen spielt Humboldt je nach Standpunkt des Verfassers mal die Haupt-, mal eine Nebenrolle. Seine Mitarbeit am Emanzipationsedikt von 1812 wird zwar, anders als im 19. Jahrhundert, in allgemeinen Nachschlagewerken zunehmend zu seinen großen Leistungen gezählt, nicht selten wird er sogar, historisch nicht korrekt, als dessen Verfasser genannt. 1808 erhielt Staatsminister Schrötter den Auftrag vom König Friedrich Wilhelm III., einen Entwurf für die zukünftige rechtliche Behandlung der Juden vorzulegen. Zu seinem Entwurf äußerten sich verschiedene ministerielle Abteilungen. Humboldts Stellungnahme als Leiter der Sektion Kultus im Innenministerium war die progressivste. [Vgl. II] Konsequenzen hatte die Umfrage zunächst nicht, erst 1810 wurde unter Hardenberg die Gesetzesvorlage wieder aufgenommen, die 1812 im Emanzipationsedikt mündete. Humboldt war zu diesem Zeitpunkt bereits Gesandter in Wien.

**10** Humboldts Gutachten „Über den Entwurf zu einer neuen Konstitution für die Juden“ von 1809 ist z. B. abgedruckt in Humboldt 2002, Band IV: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, S. 95–112.

**11** Eine Ausnahme bildet die Biografie von Tilman Borsche von Humboldt als Philosophen, die die Juden-Emanzipation als politische Idee Humboldts vorstellt. Humboldts Ablehnung des Etappenmodells zugunsten einer einheitlichen Regelung habe den Staat überfordert. Tilman Borsche: Wilhelm von Humboldt, München 1990, S. 54. Borsche sieht einen direkten Zusammenhang zu den Salons als Forum gesellschaftlicher Emanzipation. Ebd., S. 52.

**12** Um 1900 erschienen in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums“ (AZJ) gleich mehrere Artikel zum Thema Humboldts Verhältnis zu Juden, ausgelöst von der Veröffentlichung seines Ehebriefwechsels. Anna von Sydow: Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. 7 Bde., hrsg. v. Anna von Sydow, Berlin, 1906–1918; Ludwig Geiger: Wilhelm von Humboldt über die jüdischen Frauen Berlins, in: AZJ, Jg. 69 Heft 52 (1905), 29. 12. 1905, S. 620–622; ders.: Wilhelm von Humboldt und die Juden, in: AZJ, Jg. 76, Heft 6 (1912), 9. 2. 1912, S. 69–70.



Ludwig Geiger kritische Analysen der darin zum Ausdruck kommenden „Sonderbarkeiten“ die Juden betreffend,<sup>13</sup> fand darin aber lange keinen Nachfolger.<sup>14</sup> Die nachstehend diskutierten Briefe an Brinckmann, die erst später erschienen, wurden bisher noch kaum unter diesem Aspekt gelesen. Die einzige Monografie über „Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden“ stammt bezeichnenderweise aus dem Jahr 1935 und disqualifiziert sich durch die darin enthaltene „Verführungstheorie“ ebenso wie durch die Berufsbiografie des Verfassers.<sup>15</sup> Eine Geiger vergleichbare detaillierte Analyse bietet jetzt Hazel Rosenstrauch, die Wilhelm von Humboldts Unbestechlichkeit gegenüber der stärkeren „Judaephobie“ seiner Frau Caroline betont.<sup>16</sup> Wie erwähnt, ist schließlich besonders das Verhältnis Humboldts zu den Personen und dem Ideengut der Haskala noch ein lohnendes Forschungsfeld. Anmerkungen zu Humboldts Umgang im Salon und seinem Verhältnis zu den Berliner Salonieren gibt es zwar verschiedentlich, allerdings sind die Deutungen meist widersprüchlich und selten belegt.

Auch die Biografie Friedrich von Gentz' müsste, als die eines ehemaligen libertinären Salongastes, der sich dann dem Konservativismus zuwandte, ein interessantes Forschungsfeld für die Entwicklung eines Intellektuellen um

---

**13** Ludwig Geiger las und rezensierte jeden der jährlich erscheinenden Bände unter dem Aspekt, wie der „Begünstiger und Beförderer der Juden“ sich privat zu ihnen äußerte. Parallel zum Fortschreiten der Ehe wuchs Geigers Verwunderung über die zwischen den Eheleuten geäußerte Kritik an jüdischen Freunden. Bewertete er die ablehnenden Bemerkungen aus den 1790er-Jahren noch als „Sonderbarkeiten“, so ist in der letzten Rezension von „Judenhaß“ in der Familie Humboldt die Rede. Geiger 1905, S. 622 und ders. 1912, S. 69 f.

**14** 1917, anlässlich des 150. Geburtstages, verwies Adolf Kohut noch einmal darauf, dass es sich „verlohen [würde], einige besonders bezeichnende Briefe Humboldts an seine jüdischen Freunde zu veröffentlichen“. Adolf Kohut: Wilhelm von Humboldt in seinem Briefwechsel mit Juden und Jüdinnen, in: Neue jüdische Monatshefte, 10. 7. 1917, S. 557–559, hier S. 557.

**15** Wilhelm Grau: Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden, Hamburg 1935. In diesem Jahr – zu Humboldts 100. Todestag – erschienen zwar mehrere Publikationen, die seine politischen Leistungen neutral zu würdigen vermochten. Vgl. beispielsweise Albert Leitzmann: Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller, in: Preußische Jahrbücher 239, Januar–März 1935, Berlin 1935, S. 201–222. Der Verlag Graus, die Hanseatische Verlagsanstalt, war aber später Hausverlag des „Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands“, mit einer großen Forschungsabteilung zur „Judenfrage“. Grau wurde mit der Studie zu Humboldt 1936 in München habilitiert und Leiter dieser Forschungsabteilung.

**16** Rosenstrauch sieht das Thema Juden als „die einzige größere Differenz in den Auffassungen der Eheleute“ an. Rosenstrauch 2009, S. 227. Mit „Judaephobie“, als Kapitelüberschrift der ausführlichen Analyse, wird die allgemeine zeitgenössische Geisteshaltung bezeichnet. Ebd., S. 227.

1800 sein, wurde aber im Vergleich viel seltener untersucht.<sup>17</sup> Der Salongast Gentz muss als weitere wichtige personelle Überschneidung zwischen den Salons und der Debatte über jüdische Emanzipation gelten, da er sich zwar nicht in seiner Rolle als politischer Publizist auf dem Höhepunkt der Debatte zu dem Thema äußerte, als enger Mitarbeiter Metternichs jedoch an der Formulierung von Gesetzestexten beteiligt war. Über Gentz' Haltung zur „Judenfrage“ finden sich in der Literatur auffallend widersprüchliche Kommentare.<sup>18</sup> Dazu beigetragen haben mag Gentz' spezielle Arbeitshaltung, die man als ‚publizistisches Engagement für viele, gern gegen Bezahlung‘ umschreiben könnte. Darstellungen seiner Geschäftspolitik mit jüdischen Bankiers sind mindestens ambivalent.<sup>19</sup> Sein langjähriger Umgang in den Salons wurde bisher wenig berücksichtigt. Die ausführlichste Untersuchung zu Gentz' Verhältnis zum Judentum mit Bezug zu Salons findet sich in Hilde Spiels Biografie über Fanny

---

**17** Ein Grund dafür könnte seine politische Karriere sein. Gentz, obzwar bis 1802 in Preußen tätig, durchlebte seine eigentlich politische Karriere in Österreich, daher wird in der Sekundärliteratur am ehesten sein Verhältnis zu den österreichischen Juden thematisiert. So widmet im „Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa“ Erika Weinzierl in einem nur acht Seiten langen Aufsatz über modernen Antisemitismus Friedrich von Gentz einen interessanten Absatz. Erika Weinzierl: *Moderner Antisemitismus von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus*, in: Kotowski / Schoeps / Wallenborn 2001, Bd. 1, S. 379–387, hier S. 384.

**18** Dem Aufsatz Weinzierls, die Gentz exemplarisch für modernen Antisemitismus diskutiert, steht beispielsweise die jüngste Überblicksdarstellung zum Thema „Das Haus Habsburg und die Juden“ gegenüber, dort fehlen Name und Einfluss Gentz' ganz. Vgl. Weinzierl 2001; Klaus Lohrmann. *Zwischen Finanz und Toleranz. Das Haus Habsburg und die Juden*, Graz [u. a.] 2000. Die immer noch umfassendste Biografie Gentz' von Golo Mann kommt bei der Frage nach seinem Verhältnis zu Juden zu keinem eindeutigen Ergebnis. Einerseits erwähnt er Gentz' oft pauschale Verurteilungen „der Juden“, weist aber darauf hin, dass Gentz „nie ernsthaft Antisemit“ gewesen sei, und lobt ihn als „Kenner und lachenden Kritiker des Judentums“, vergleicht ihn darin sogar mit Heinrich Heine. Golo Mann: *Friedrich von Gentz. Gegenspieler Napoleons. Vordenker Europas*, Frankfurt/M. 1995, S. 92 und 383 ff. Der jüngste biografische Aufsatz zu Gentz charakterisiert ihn als „Dandy“ auch in politischer Sicht, geht auf sein Verhältnis zu Juden aber nicht ein. Harro Zimmermann: *Friedrich von Gentz – Schriftsteller, Dandy, politischer Agent*, in: *die horen* 236 (2009), S. 97–114.

**19** So lässt sich beispielsweise die Kurzfassung Manns: „Als Journalist und Beamter tat er für die Juden was er konnte (sie bezahlten ihn auch dafür)“, sowohl für Gentz als auch die jüdischen Petenten ungünstig auslegen. Mann 1995, S. 92. Manns Formulierungen über dieses Verhältnis sind selbst alle ambivalent. Für die Wiener Zeit heißt es klischeehaft: „Rüstig nahm er auch die Interessen der Juden wahr, und es scheint, dass sie seine Gunst auf ‚interessante Weise‘ erwiderten.“ Ebd., S. 267. Dass Gentz sich für sein Engagement auch von jüdischen Bankiers bezahlen ließ, hätte Mann nicht als Vermutung formulieren müssen, da es schon den Zeitgenossen bekannt war und Gentz selbst aus seiner „Schmeicheleibarkeit“ und seinen Preisen keinen Hehl machte. Aktuelle Internet-Recherchen zu „Gentz“ bringen als Ergebnis u. a. verschiedene antisemitische Seiten, die ihn als „Agent Rothschilds“ diffamieren wollen. Diese Seiten werden hier nicht zitiert.

von Arnstein. Ihre These, dass Gentz in seiner Haltung zum Judentum zeittypisch war, wird in dieser Arbeit durch einen Vergleich mit anderen Salonbesuchern relativiert. Eine erste vergleichende Untersuchung zu der Frage, inwieweit Gustav von Brinckmanns Verhältnis zu jüdischen Salonièren als zeittypisch gelten kann, unternimmt das Folgekapitel.

Die wesentliche Analysegrundlage für dieses Kapitel bilden die jeweiligen Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und Gustav von Brinckmann, Brinckmann und Friedrich von Gentz sowie Gentz und Humboldt. Die Briefwechsel der Männer werden nicht nur untereinander verglichen, sondern jeweils vor ausgewählten anderen persönlichen Zeugnissen aus der Zeit gelesen. Ergänzend und vergleichend zu Gentz' Korrespondenz werden seine Tagebücher herangezogen, als Vergleichshintergrund für Humboldts Briefwechsel mit den beiden Jugendfreunden dient die Korrespondenz mit seiner Braut und Gattin Caroline aus derselben Zeit.<sup>20</sup> Diese werden insbesondere dann herangezogen, um die im Briefwechsel mit den Jugendfreunden gefällten, zum Teil drastischen Urteile in einen größeren Kontext zu bringen und auf ihre Haltbarkeit zu prüfen. Wo sie überliefert sind, werden die Gegenstimmen der besprochenen Frauen dazu gezogen. Ihre Kommentare sind oft nicht gedruckt. Die Entwicklung der Freundschaften zwischen den drei Männern und einzelnen Salonièren wie Henriette Herz, Rahel Levin Varnhagen oder Marianne Meyer Eybenberg anhand der Briefe in allen Wechselfällen und Ambivalenzen nachzuzeichnen, wäre eine reizvolle Aufgabe, würde aber, da jede der Freundschaften wiederum bis zu 30 Jahre umspannt, den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Beispielhaft werden in diesem Kapitel die unterschiedlichen Freundschaftsentwicklungen Gentz' zu drei Salonièren skizziert. Im folgenden Kapitel wird die Freundschaft Rahel Levin Varnhagens mit Gustav von Brinckmann im Längsschnitt untersucht.

Die Briefe der drei Männer sind, obzwar größtenteils gedruckt, keineswegs vollständig, geschweige denn kritisch ediert.<sup>21</sup> So muss der Briefwechsel zwischen Gentz<sup>22</sup> und Humboldt, zwei der bedeutendsten politischen Publizisten

**20** Für die Entwicklung des „Judenbildes“ beider Ehepartner im Verlauf dieses Briefwechsels s. Rosenstrauch 2009, bes. S. 225–238.

**21** Der Plan der Berliner Akademie der Wissenschaften, die Briefe Wilhelm von Humboldts in einem Gesamtkorpus mit den Werken zu veröffentlichen, scheiterte an deren finanziellen Möglichkeiten nach dem Ersten Weltkrieg und wurde seitdem nicht wieder aufgenommen. Nur einzelne Briefsammlungen, darunter auch Briefe an Brinckmann, sind gedruckt. Leitzmann 1939; hier auch der Hinweis auf die unvollendete Edition, ebd., S. IV.

**22** Von Friedrich von Gentz, einem der bedeutendsten politischen Publizisten des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts und einem der erklärtesten Gegner

um 1800, für diese Untersuchung aus mehreren Gelegenheitseditionen zusammengesetzt werden.<sup>23</sup> Für die Intensität der Dreiecksfreundschaft spricht in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass einige verschollene Briefe von Humboldt aus Zitaten des Briefwechsels zwischen Gentz und Brinckmann<sup>24</sup> rekonstruierbar sind.

Alle drei Briefwechsel waren wesentlich umfangreicher als das überlieferte Quellenmaterial, das dennoch in zeitlichem Umfang und Dichte ausreichend ist, um Aussagen über Interessenschwerpunkte, Übereinstimmungen und Divergenzen der Freunde treffen zu können. Man erfährt, en passant, vieles über gemeinsame Treffen, Orte und Zeiten der Geselligkeiten, politische Zeitergebnisse sowie über die Fortschritte der jeweils eigenen schriftstellerischen

---

Napoleons, gibt es bis heute keine kritische Edition der Werke oder Briefe. Allerdings versammelt die neue Reprintausgabe die wesentlichsten Ausgaben des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Friedrich von Gentz: *Gesammelte Schriften*. Mit einem Vorwort herausgegeben von Günther Kronenbitter. Nachdruck, 12 Bde., Hildesheim [u. a.] 1997–2004. Ein umfangreicher Forschungsbericht zu Gentz in Bd. 1.

**23** Überliefert sind wenige Jugendbriefe Humboldts, von denen einer bereits zu Lebzeiten gedruckt wurde, vgl. Alfred Leitzmann: *Jugendbriefe Wilhelm von Humboldts*. Zum hundertjährigen Gedächtnis seines Todestages (8. April 1835), in: *Preußische Jahrbücher* 240 (April–Juni 1935), Berlin 1935, S. 10–48; und Wilhelm von Humboldt: *Ideen über Staatsverfassung, durch die neue Französische Constitution veranlaßt*. Aus einem Briefe an einen Freund (Fr. v. Gentz), vom August 1791. in: *Berlinische Monatsschrift* 19, Jan. 1792, S. 84–98. Aus ihrer politisch aktiven Zeit sind vor allem Zitate in Briefen an andere, v. a. Brinckmann, zu finden. Dazu kommen mehrere Altersbriefe beider aus den Jahren seit 1827. Wilhelm von Humboldt an Gentz, in: Gustav Schlesier (Hrsg.): *Ungedruckte Denkschriften, Tagebücher und Briefe von Friedrich von Gentz* (*Schriften von Friedrich von Gentz*. Ein Denkmal, Bd. IV), Mannheim 1840, S. 290–301.

**24** Der Briefwechsel zwischen Friedrich von Gentz und Gustav Brinckmann ist nach Angaben des Herausgebers überlieferungsgetreu und fast vollständig gedruckt, wenn auch fast ohne Kommentar. Obwohl die gedruckten Briefe leider um Informationen gekürzt sind, die Kommunikationswege im weitesten Sinne (Postwege, Briefüberbringer, Zensur etc.) betrafen, werden die wesentlichen Anlässe der Korrespondenz deutlich. Wittichen 1910. Gedruckt sind hier 183 Briefe von Gentz und 6 von Brinckmann aus dem Zeitraum 1790–1824. Da Gentz den Eingang der Brinckmannschen Briefe, die er leider nicht verwahrt hat, immer erwähnt, und auch zahlreiche eigene benennt, die nicht erhalten bzw. gedruckt sind, muss die ursprüngliche Korrespondenz ein Vielfaches des überlieferten Materials betragen haben. Der Nachlassverwalter des Brinckmannschen Nachlasses zählte 2002 mindestens 314 Briefe von Gentz an Brinckmann, d. h. deutlich mehr als gedruckt vorliegen. Nilsson 2004. Eigene Untersuchungen an dem im Brinckmanska Arkivet vorhandenen Material lassen annehmen, dass ca. 25 % nicht gedruckt sind, wobei die Auslassungen vor allem ähnliche Inhalte und dichte Billetfolgen betreffen. Dennoch kann die Aussage des Herausgebers Wittichen, er habe nichts, was für den Leser von Interesse sei, gekürzt, für heutige Standards, und insbesondere für die Kommunikationsforschung nicht mehr gültig sein. Hier wartet noch ein ungehobener Schatz der Buchgeschichte auf Hebung.

Arbeiten. Auch Brüche und Wendepunkte in den Freundschaften können benannt werden, da sie von den Autoren selbst thematisiert, wenn auch nicht immer begründet wurden.

## 1.2 „Was macht unser gemeinsamer Freund“ – zur Rahmengeschichte der Freundschaft 1790 bis 1832

Der Beginn der fast 40 Jahre währenden Freundschaftsverhältnisse zwischen den drei Männern lässt sich nur aus den erhaltenen Briefen, aber ziemlich genau auf Frühsommer 1790 datieren.<sup>25</sup>

Friedrich von Gentz und Wilhelm von Humboldt lernten sich als junge Berufsanfänger in Berlin näher kennen.<sup>26</sup> Der 26-jährige Gentz hatte nach dem Abschluss seines Studiums in Königsberg als Sekretär beim „Generaldirektorium“ angefangen, der drei Jahre jüngere Humboldt wurde nach dem Studium in Göttingen in diesem Jahr Referendar am Kammergericht. Aus dem Briefwechsel Humboldts mit seiner Frau Caroline bzw. Gentz' mit dem Dichter Garve lässt sich rekonstruieren, wie sich aus anfänglicher gegenseitiger Abneigung Begeisterung für die Gespräche und die Gesprächskunst des anderen entwickelte. Von Anfang an war die Wirkung aufeinander wesentliches Thema ihrer Briefe.<sup>27</sup>

---

**25** Im ältesten überlieferten Dokument dieser Freundschaft vom Mai 1790 lud Humboldt Brinckmann zu einer „Vertegelung“, d. h. auf einen Ritt nach Tegel ein. Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 12. 5. 1790, in: Leitzmann 1939, S. I. Das erste überlieferte Billet von Gentz an Brinckmann stammt vom Juli dieses Jahres, im August ist aber bereits von „dem gewöhnlichen Rendezvous“ die Rede. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 6. 8. 1790, in: Wittichen 1910, S. 17. Ebenfalls im August bestellt Humboldt über Brinckmann die ersten Grüße an Gentz, sodass von ersten gemeinsamen Unternehmungen zu dritt in diesem Sommer ausgegangen werden kann.

**26** An dieser Stelle ist allen Biografen zu widersprechen, die die erste Begegnung zwischen Gentz und Humboldt auf 1790 datieren. Bereits 1788 war Gentz Humboldt „vom Ansehn“ bekannt, allerdings schien er kein Bedürfnis gehabt zu haben, ihn näher kennenzulernen. Wilhelm von Humboldt: Brief an Henriette Herz, Brendel Veit sowie Carl von LaRoche, 11. 11. 1788, in: Landsberg 2000, S. 197.

**27** Über ihr erstes Gespräch schrieb Humboldt: „Dieser Abend, hat er mir erzählt, hat eine sehr große Wirkung auf ihn gehabt. Es hat ihn sehr gekränkt, aber, weil er mich sehr überlegen zu fühlen glaubte, auch mit größeren Ideen von mir erfüllt. Ich suchte ihn bald darauf auf und wir sprachen nun öfter. [...] Er nahm ein so warmes Interesse, ging so tief in die Ideen ein, daß wir uns fester verbanden und fast täglich sahen.“ Gentz resümierte nach kurzer Bekanntschaft: „Es schmeichelte mir unendlich zu fühlen und zu merken, daß Humboldt mich achtete, und diese Eitelkeit, verbunden mit der Lust an einem ewig unterhaltenden Gespräch, zog mich näher zu ihm.“ Wilhelm von Humboldt an Caroline von Humboldt, 5. 1. 1791, in: Sydow 1906–18, Bd. 1, S. 354. Friedrich von Gentz an Christian

Ebenfalls von 1790 datierte beider Männer Bekanntschaft mit Gustav von Brinckmann. Der Schwede lebte 1790 ein Dreivierteljahr in der preußischen Hauptstadt als freier Autor (er hatte 1789 einen ersten Gedichtband herausgebracht). Nach bestandem Kanzleiexamen in Schweden ließ er sich 1792 als Legationssekretär der schwedischen Botschaft langfristig nach Berlin versetzen.<sup>28</sup> Von diesem Jahr an lassen sich in jedem Fall wöchentliche, zum Teil tägliche Treffen zu zweit und zu dritt rekonstruieren. Wenn er in der Stadt war, zog auch der jüngere Bruder Alexander von Humboldt mit ihnen durch Berlin.

Diese erste intensive Phase der Dreiecksfreundschaft zwischen Humboldt, Gentz und Brinckmann währte damit von 1790/1792 auch über Humboldts externe Aufenthalte hinaus bis etwa 1797. In diesem Jahr gingen Humboldt und Brinckmann zeitgleich nach Paris, wo sie ihren täglichen freundschaftlichen Verkehr fortsetzten und, soweit möglich, die Verbindungen zu den Berliner Freunden aufrechterhielten. Dass der Briefverkehr mit Gentz in dieser Zeit ausdünnte, lag zu nicht geringem Teil an der französischen Zensur, die Briefe satirisch-politischen Inhalts, wie die Freunde sie schätzten, nicht gestattete. Sie empfanden es als Herausforderung, diese Maßnahmen durch ‚Geheimformeln‘ oder lange lateinische (!) Zitate zu umgehen.<sup>29</sup>

Mit der Rückkehr der beiden Parisbesucher nach Berlin 1801 kam es aber bald zur Wiederaufnahme des freundschaftlichen, fast täglichen Umgangs bis

---

Garve, 19. 4. 1791, hier zit. nach: Mann 1995, S. 32 f. Dass es seiner Eitelkeit schmeichelte, Humboldt für sich gewinnen zu können, nannte Gentz noch Jahre später als eine Grundlage dieser Freundschaft: „[...] der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben – diese Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu stark.“ Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen vom 21. 9. 1810, SV 66. Modernisiert in: Kemp 1979, Bd. III, S. 130.

**28** Aus der rudimentären Quellenlage bis 1792 heraus ist zu erklären, dass die Biografen sich widersprechen, ob die Freundschaft Brinckmanns zu Gentz und Humboldt bereits 1790 oder erst mit der endgültigen Niederlassung des Schweden in Berlin als „eng“ zu bezeichnen sei. Humboldt schrieb bereits Ende 1790 sehr offene Briefe nach Schweden über seine Streifzüge mit Gentz, den er seit Brinckmanns Abreise als seinen „häufigsten“ und „einzigen“ Umgang bezeichnete. Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1. 2. 1791, in: Leitzmann 1939, S. 15.

**29** In der Parallelektüre der Briefwechsel wird noch eine andere Ursache für die Abkühlung der Freundschaft sichtbar. Humboldt, der 1791 aus dem Staatsdienst ausgetreten war, um sich privaten Studien zu widmen, äußerte gegenüber Brinckmann mehrfach sein Bedauern, dass Gentz so zum „politischen Abenteurer“ verkomme. Wenig später konnte Brinckmann bei Gentz lesen, dass Humboldt durch seine Studien „gesunken“ sei: „[...] er hat sich in seinem Lebensplane vergriffen.“ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 6. 12. 1799, in: Wittichen 1910, S. 69. Der Briefwechsel lief in dieser Zeit über Brinckmann, der als Diplomat mit literarischen Interessen eine Mittlerposition einnahm.

1802. Als wirklicher Bruch wurde die Pariser Zeit nicht empfunden. Als Humboldt 1801 einen Empfehlungsbrief für seinen Freund an Schiller schrieb, bürgte er für diesen mit den Worten: „Ich habe mit Gentz seit ungefähr 12 Jahren in sehr enger Verbindung gelebt“.<sup>30</sup>

Die Jahre 1801/02 – die zweite Phase des „Triumvirats“ in Berlin – weisen wieder viele Unternehmungen zu dritt und Besuche in den jüdischen Häusern Berlins auf. Ende des Jahres 1802 wurde Humboldt preußischer Resident in Rom, Gentz verließ im selben Jahr Berlin endgültig für eine Karriere im österreichischen Staatsdienst. Der Briefwechsel setzte sich vorübergehend auf nur zwei Achsen fort. Diesmal war es Brinckmann, der beide Männer über die Ereignisse in der Berliner Gesellschaft auf dem Laufenden hielt, bis er selbst in den Kriegswirren die Stadt verlassen musste. Humboldt, frisch ernannter Vertreter Preußens, wollte mit dem „politischen Abentheurer“ Gentz nichts mehr zu tun haben, ließ sich aber bald durch einen Brief von Gentz, den dieser „im üblichen zerknirschten Ton“ verfasst hatte, umstimmen, er war „gerührt“.<sup>31</sup>

Der intensive Briefwechsel zwischen Humboldt und Brinckmann währte bis mindestens 1804; die Korrespondenz wurde 1818, nach unerklärter Lücke, noch einmal in sehr freundlichem Ton wieder aufgenommen. Auch die Korrespondenz zwischen Brinckmann und Gentz kam 1810 zum Erliegen, vermutlich wegen Brinckmanns Rückberufung nach Schweden oder Gentz' zunehmender Einbindung in den Kampf gegen Napoleon. Dank ihrer gemeinsamen literarischen Interessen und ihres gemeinsamen Sinns für Satiren konnten sie sie aber problemlos wieder aufnehmen. Während die briefliche Konversation zwischen Gentz und Humboldt durch politische oder moralische Missverständnisse oft und lange unterbrochen war, wurden persönliche Begegnungen nach der Berliner Zeit, gemeinsame Dienstzeiten in Wien ab 1810 und insbesondere auf den Kongressen in Prag 1813 und Wien 1814/15 von beiden als sehr genussbringend verzeichnet. Nächtelange Spaziergänge durch die Straßen von Prag erinnerten sie an ihre gemeinsame Zeit in Berlin. 1827 schloss sich der Kreis zum letzten Mal, als Gentz an Humboldt schrieb, er habe einen Brief von Brinckmann erhalten.

---

**30** Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 1802, in: Leitzmann 1935, S. 219.

**31** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 30. 4. 1803, in: Leitzmann 1939, S. S. 151. Gentz hatte Brinckmann zuvor geschrieben, dass ihm beim Abfassen dieses Briefes selbst die Tränen gekommen seien. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 9. 4. 1803, in: Wittichen 1910, S. 116.



### 1.3 Zur Charakterisierung des Briefwechsels

Wenn Sie etwas Neues von Erheblichkeit *hören* oder *lesen*,  
so denken Sie doch ja immer an Ihren Freund Gentz.<sup>32</sup>

Um die Thematisierung der Salonbesuche im Briefwechsel einordnen zu können, sollen die anderen Schwerpunkte des Briefwechsels hier kurz skizziert werden.

In die umfänglichen politischen Diskussionen<sup>33</sup> flossen durchgängig soziologische Betrachtungen ein: Gentz' Briefe beispielsweise sind sehr aufschlussreich betreffs der Unterschiede zwischen Wiener und Berliner Gesellschaftsstrukturen. Alle drei ‚sammelten‘ während der gesamten Zeit kontinuierlich Beobachtungen über den französischen und deutschen „Nationalcharakter“. Personifizierter Anlass für solche Überlegungen war immer wieder Madame de Staël,<sup>34</sup> als deren kritische Verehrer sich alle drei Männer bekannten. Alle drei Korrespondenten nutzten ihre humanistische Bildung nicht nur als Zitatenschatz für politische Kommentare, sondern die Antike als Bezugspunkt für ihre tagespolitischen Überlegungen. In dem Maße, wie die Politik nicht nur Interesse, sondern auch Betätigungsfeld für Gentz und Brinckmann wurde, wurden brieflich auch Gebrauchsinformationen zwischen Diplomat und Publizist ausgetauscht – soweit es die Zensur zuließ.<sup>35</sup> Der sehr sprachbegabte Brinckmann wurde häufig um Übersetzungen aus dem Schwedischen und Französischen gebeten.

Einen etwa gleichgroßen Raum wie die Politik nahm in der brieflichen Debatte die Literatur ein. Wie aus vielen Briefwechseln aus der Berliner Salongesellschaft ließe sich auch aus den Korrespondenzen zwischen den drei Män-

---

<sup>32</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 19. 5. 1794, in: Wittichen 1910, S. 48.

<sup>33</sup> Die umfänglichen Diskussionen zum Hauptthema Tagespolitik und zu den daraus entwickelten politischen Theorien jedes einzelnen können hier nicht ausführlich wiedergegeben werden. Als Paralleldiskurs zu den öffentlich geäußerten politischen Ansichten der drei Männer wären die brieflichen Debatten allerdings eine eigene Untersuchung wert. Wesentliche politische Themen des Briefwechsels waren, in chronologischer Reihenfolge: die Auswirkungen der Französischen Revolution, besonders auf die Nachbarstaaten, die Theorie Edmund Burkes, die Friedrich von Gentz übersetzte, die Rolle Österreichs und Preußens in den Koalitionskriegen sowie alle Einzelheiten des Kampfes gegen Napoleon.

<sup>34</sup> Germaine de Staël (1766–1817) war als Autorin und politisch aktive Salonière interessant. Zur Zeit des Aufenthalts von Humboldt und Brinckmann in Paris empfing sie politische wie literarische Prominenz im Haus ihres Gatten, des schwedischen Botschafters Staël-Holstein.

<sup>35</sup> Gentz schrieb für Brinckmann gelegentlich eine Kurzbiografie Napoleons, bat ihn später um ‚Insiderinformationen‘ über den schwedischen König. Daneben las und korrigierte man sich gegenseitig mehrfach diplomatische Noten.

nern ein Katalog der jeweiligen neu erschienenen Literatur erstellen.<sup>36</sup> Lese-tipps und Kommentare zu gelesenen Büchern sind ein zentrales Thema auf allen drei Briefachsen. Der Briefwechsel Gentz – Brinckmann erlaubt einen Einblick in die Modalitäten dieses Büchertausches und in eine beeindruckende Lektüreintensität. Bücher wurden oft nach Stunden returniert, manchmal ‚karrenweise‘ ausgeliehen.<sup>37</sup> Im Ton der Zeit verlieh Brinckmann Heilmittel gegen „die Bibliomanie, an welcher wir laborieren“.<sup>38</sup> Dabei fällt auf, dass Brinckmann mit jedem der Freunde immer jeweils dessen Favoriten diskutierte, nicht ohne den gelegentlichen Hinweis, dass der Dritte ja davon nichts verstehe.<sup>39</sup> Goethes Neuerscheinungen wurden von allen dreien wie selbstverständlich rezipiert, ausführlich diskutiert wurde aber vor allem über Fichte, Adam Müller und „die neue Schule“, in persona Leben und Werk der beiden Brüder Schlegel.<sup>40</sup> Brinckmann und Gentz teilten darüber hinaus die Begeisterung für die Kritik, aber auch den Besitz moderner internationaler Literatur. Ein großer Teil der Briefe bis 1802 handelt von Buchgeschäften, bei denen keine Seite verhehlte, einen guten Schnitt machen zu wollen.

Eine wichtiges Bindemittel der Freundschaft war auch die Auseinandersetzung über und die überwiegend positive Kritik für die jeweiligen eigenen Werke. Gentz und Humboldt schätzten die Verskunst Brinckmanns hoch. Sie waren nicht selbst häufig nur die Adressaten von Gelegenheitsversen, sondern bekamen viele andere Produkte vor der Veröffentlichung zur Kritik vorgelegt und bestätigten ihn darin, sie zu veröffentlichen. Humboldt machte Gentz und Brinckmann zu den ersten Lesern seines Aufsatzes über *Ideen zu einem Versuch*

---

36 Texte zur Philosophie und Politik wurden ebenso diskutiert wie literarische und belletristische Texte, antike und neuzeitliche Lyrik. Eine Auszählung der am häufigsten genannten Autoren enthielte alle Werke, die in einem heutigen Kanon zum 18. Jahrhundert aufgezählt würden. Daneben finden sich immer wieder heute vergessene Einzelschriften und Sonderschriften zu den ‚Lieblingsthemen‘ des jeweiligen Schreibers.

37 So schickte Gentz zum Büchertausch seinen Bedienten gleich mit einem „Karren“ zum Freund. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 2. 9. 1792, in: Wittichen 1910, S. 19.

38 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 31. 5. 1793, in: Wittichen 1910, S. 37.

39 Während er mit Gentz englische Klassiker und moderne politische Texte tauschte, war man sich darüber einig, dass Humboldt davon wenig Ahnung habe. Zwischen Humboldt und Brinckmann kam es immer wieder zu Diskussionen über antike Schriftsteller, von denen Gentz schauerlich wenig verstünde. Ein weiteres wesentliches Bindeglied zwischen den Letztgenannten war das gemeinsame Interesse an Verskunst bzw. klassischer Metrik. Über viele Seiten erfragte und erläuterte Humboldt griechische Versfüße und deren Umsetzung ins Deutsche.

40 Dieser Befund lässt sich übrigens für alle Briefwechsel der Salongesellschaft bestätigen. In höchst unterschiedlicher Wertung wurden die Schlegelschen Übersetzungen, Zeitschriftenprojekte und v. a. die theoretischen Beiträge zur Literatur diskutiert. Zur Rezeption Friedrich Schlegels s. a. V.

die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Gentz' Übersetzung von Edmund Burke wurde Prüfstein der Freundschaft.<sup>41</sup> Noch im Alter nahm man höflichen Anteil, allerdings zunehmend an den nicht-politischen Schriften der anderen.

Im Zusammenhang mit dieser Arbeit ist die Auseinandersetzung dieser Salongäste – drei gebildete Vertreter der zwischen 1760 und 1770 geborenen Generation – mit den älteren Aufklärern von Bedeutung. Die Werke und Weltanschauung der „Aufklärerei“, die häufig summarisch benannt und verurteilt wurde, waren ein großes Thema in den Briefen der frühen 1790er-Jahre und dann wieder in den Altersbriefen, in denen ihre Auswirkungen gegen die der weitgehend verabscheuten Romantik abgewogen werden.<sup>42</sup> Ein ‚Lieblingsfeind‘ war der Prediger Daniel Jenisch,<sup>43</sup> dessen Epos *Borussias* 1792 Auslöser zahlreicher spöttischer Bemerkungen war, in die die anderen beiden bereitwillig einstimmten. Gentz fand nicht nur den persönlichen Umgang mit ihm unerträglich, er beschwerte sich auch, dass er neben ihm gedruckt würde. All das sollte ihn allerdings nicht davon abhalten, Jenisch 1795 zur Mitarbeit an seinem *Historischen Journal* einzuladen.<sup>44</sup>

Nicht alle Abneigungen wurden von den Freunden geteilt. David Friedländer, Freund und Mentor von Humboldt, brachte Friedrich von Gentz dazu, seine Vorurteile vor Brinckmann im Plauderton auszubreiten:

Es ist doch in der Tat schändlich, daß man *Humboldts* Namen nicht mehr genannt sehen kann, ohne ihn entweder mit einem *Franzosen* oder mit einem *Juden* gepaart zu sehen. [...] Und wer ist denn dieser *Deutschland so bekannte* Gelehrte Friedländer? Gewiß irgendein entsetzlicher Hund, der die Berliner Aufklärung unter den Pariser Philosophen spazieren führen wollte? – Sie sehen, ich suche meine Korrespondenz mit Ihnen auf alle Weise wieder zu eröffnen. Ich sehe Sie doch wohl in diesen Tagen gewiß? Gentz<sup>45</sup>

---

<sup>41</sup> Der Text wurde im Briefwechsel nur „das grüne Buch“ genannt. Es ist allerdings anzunehmen, dass Gentz' offene Kritik an diesem Buch Auslöser der späteren Entfremdung gewesen ist. Brinckmann scheint nur Bewunderung geäußert zu haben.

<sup>42</sup> Der Begriff fällt erst in einem Brief von Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 19. 9. 1804, in: Wittichen 1910, S. 227. Die Kritik wird aber durchgängig formuliert.

<sup>43</sup> Daniel Jenisch (1762–1804) war in Berlin als Prediger und Popularphilosoph tätig, mit umfangreichem schriftstellerischem Werk. Er gab u. a. Mendelssohns kleine philosophische Schriften heraus, gilt in der Haskala-Forschung aber als Autor „mit ausgeprägt antijüdischen Vorurteilen“. Vgl. Schulte 2002, S. 204.

<sup>44</sup> Auch die Nachricht vom Tode Jenischs, der sich vermutlich selbst in der Spree ertränkte, wurde von Gentz ausdrücklich bedauert.

<sup>45</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 23. 6. 1801, in: Wittichen 1910, S. 73. Hervorhebungen im Original. Jüdische Aufklärer wurden in den Briefwechseln sonst nicht genannt. Eine Ausnahme bildete Markus Herz, der als Arzt, aber nicht als Autor diskutiert wurde. Mehrfach wurden „Juden und Gelehrte“ in einem Schriftzug genannt.

#### 1.4 „[...] verborgene tiefen des realen lebens“ – zum Tonfall

Der Briefwechsel Wilhelm von Humboldts mit Gustav von Brinckmann<sup>46</sup> enthält das damalige Berlin en miniature. Genauer gesagt bietet er einige aufschlussreiche Querschnitte durch die Themen und Vergnügungen männlicher Intellektueller in Berlin um 1800. Ein Großteil der gewechselten Billets diente Verabredungen oder dem Austausch von Informationen über verpasste Geselligkeiten. Auffallend ist der offene Umgangston zwischen den Männern. Der herausragende Kenner Humboldts und Herausgeber seiner meisten Briefe, Alfred Leitzmann, stellte fest, dass Humboldt sich in keinem anderen Briefwechsel „so allseitig frei und offen freundschaftlich wie hier dem jugendgenossen gegenüber“ geäußert habe. Auch Friedrich von Gentz gab sich nach Aussage seines Herausgebers Wittichen in den Briefen an Brinckmann „freier“ als in denen an den vergleichbar engen Freund Adam Müller.<sup>47</sup> Wenn Leitzmann allerdings in der Diktion des 19. Jahrhunderts hinzufügte, dass sich der Briefwechsel „von der höchsten arena geistigen austauschs durch alle zirkel der gesellschaft hin bis zu den verborgenen tiefen des realen lebens und seiner bedürfnisse erstreckte“,<sup>48</sup> so bedeutet das, dass in diesem Briefwechsel im schnellen Wechsel mit aktueller Literaturpolitik, Philosophie oder intellektuellen Vergnügungen – Gentz und Humboldt nahmen gemeinsame Hebräischstunden – die jeweiligen Liebschaften und sexuellen Erfahrungen erörtert wurden. Ein nicht unwesentliches Bindemittel zwischen Humboldt und Gentz waren in den Anfangsjahren gemeinsame Besuche in Bordellen und bei Prostituierten. Humboldt berichtete detailliert an Brinckmann in Stockholm über diverse „nächtliche Expeditionen“ und „närrische Nächte mit Genz, oft in einem Bette erlebt“.<sup>49</sup> Als sie 1801 wieder zu dritt in Berlin waren, schien Humboldt den alten Rhythmus wieder aufnehmen zu wollen und wunderte sich, dass Gentz „nach der Revolution, gar nicht mehr zu H... gehen will“.<sup>50</sup> Noch

---

<sup>46</sup> Überliefert sind fast ausschließlich die Briefe Humboldts an Brinckmann mit einigen, allerdings aufschlussreichen Billets Brinckmanns. Der Briefwechsel umspannte den Zeitraum 1790–1818.

<sup>47</sup> Leitzmann 1939, S. VI; Kleinschreibung im Original. Wittichen 1910, S. 13.

<sup>48</sup> Albert Leitzmann, unbetitelte Einleitung, in: ders. 1939, S. VII–XIII, hier S. IX.

<sup>49</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 9. 11. 1790, bzw. 1. 2. 1791, in: Leitzmann 1939, S. 11 und 15 f. Die Vor- und Nachteile dieser Expeditionen wurden, wenn auch durch lateinische Zitate geschmückt, deutlich diskutiert: „Genz hat von einer dieser Gesellschafterinnen den Tripper bekommen, und an mir hat sich die Prophezeiung wahr gemacht, die Sie mir oft sagten, – die Filzläuse. Bald wird beides vorbei sein, und dann wollen wir cursus iterae relictos.“ Ebd.

<sup>50</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 1. 1. 1802, in: Wittichen 1910, S. 84. Pünktchen im Original.

1827 nutzte Humboldt die gemeinsamen erotischen Vorlieben als einen von drei Fäden, mit denen er den Kontakt zu Gentz wieder knüpfen wollte. Nach einem Kompliment an dessen Gesprächskultur und einem Hinweis auf seine aktuellen Studien berichtet er, dass er seine Wohnung mit Marmorstatuen ausgestattet habe: „Jetzt wandelt man unter lauter schönen Gestalten umher, von denen besonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden. So, liebster Gentz, bin ich den alten Ideen und alten Späßen treu und gewiß auch den alten Freunden“.<sup>51</sup> Brinckmann, obgleich Begleiter auf einigen dieser Exkursionen und Adressat der Geständnisse verschiedenster Leidenschaften, scheint sonst in erotischen Fragen nicht ganz ernst genommen worden zu sein.<sup>52</sup> Hier waren es Gentz und Humboldt, die Brinckmann ‚echte Männlichkeit‘ absprachen und sich zugleich in ihrer bestätigten.<sup>53</sup>

Obwohl die meisten Biografen Humboldts Briefe an Brinckmann als Quelle für die Jugendzeit erwähnen, geht kaum einer auf diesen Teil der Biografie ein, bzw. man verbucht ihn unter „Kavaliersleben“.<sup>54</sup> Möglicherweise ist dies eine Nachwirkung der Warnung Friedrich Meineckes vor dem ikonoklastischen Effekt, nicht „zu handeln wie jemand, der unzufrieden mit dem magischen Oberlicht, das ihn bisher beleuchtete, die Lampe [...] gleich auf den Fußboden setzt und von da aus dann auch die Unterhosen Humboldts entdeckt“.<sup>55</sup>

Die drei Männer korrespondierten sowohl über kurze Billets wie über längere Briefe, die den Charakter kürzerer politischer Essays oder ausführlicher Selbstbetrachtungen annehmen konnten. Fast alle Texte enthielten ironische

51 Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Gentz, 27. 5. 1827, in: Schlesier 1840, S. 292.

52 Humboldt dankte z. B. Brinckmann für die Bekanntschaft mit „einer Edlen“, zweifelte aber daran, dass dieser mit ihr etwas anzufangen gewusst hätte. „Ich war auch gutmüthig genug zu glauben, Ihre Lust käme von Ihrem Schw- (vorausgesetzt nemlich, daß Sie einen haben [...]).“, 26. 9. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 30 f.

53 Es spricht viel dafür, dass mit dieser Freundschaft in Humboldts Leben eine neue Phase begann bzw. Gentz anfangs Humboldt zu diesen Streifzügen animiert hat. Noch 1788 hatte Humboldt sich von dem Ruf, der Gentz vorausseilte, distanziert: „Gentz ist ein Windbeutel, der jedem Weibe den Hof macht.“ Wilhelm von Humboldt: Brief an Henriette Herz, Brendel Veit sowie Carl von LaRoche, 11. 11. 1788, in: Landsberg 2000, S. 197.

54 Golo Mann vertritt die These, dass die Freunde „im Geistigen wie im Natürlichen genüsslich“ sich der „weltoffenen, wollüstigen, geistig-aufregenden Stadt Berlin“ angepasst hätten. Mann 1995, S. 30 f. Ein leises ‚Erschauern‘ formulierte Scurla, als er in den Jugendbriefen Hinweise fand, dass Humboldt ein „Leichtfuß war; manche halten ihn sogar für einen Wüstling“. Scurla 1976, S. 78. Interessant für den Vergleich der drei Männer ist die Biografie Kählers, der Gentz und Brinckmann lediglich ein „elegantes Kavaliersleben“ und „gedankenarmes Genießertum“ zugesteht, für Wilhelm von Humboldt die „Idee des Genusses“ und die Erotik als „geistiges Phänomen“ erkennt. Wie sich dieser Unterschied im Umgang mit den Frauen äußert, wird nicht deutlich. Kähler 1963, S. 61–63.

55 Friedrich Meinecke an Siegfried A. Kähler, 11. 12. 1927, in: Kähler 1963, S. IV.

Elemente, alle aber auch einnehmende oder sogar bewundernde Formulierungen, Komplimente an das Übersetzungstalent, die umfangreiche Bibliothek, das Fachwissen des anderen. Insbesondere Gentz komplimentierte meistens unverhohlen die Dinge, die er gerade in Anspruch nehmen wollte. Neben dem Inhalt scheinen alle die Formulierungskünste der anderen überaus geschätzt zu haben. Als Humboldt nach Paris ging, bedauerte er aufrichtig, jetzt auf Gentz' scharfe Analysen verzichten zu müssen, die nicht durch die Zensur kommen würden. Beide schätzten Brinckmanns Talent zur ebenso ausführlichen wie amüsanten Berichterstattung, gaben ihm Auftrag für „eine ordentlich depechenartige Korrespondenz“, die spätestens alle 14 Tage eintreffen sollte.<sup>56</sup>

Neben den Gemeinsamkeiten des Stils gab es deutliche Unterschiede. Zwischen Gentz und Brinckmann waren politische Metaphern an der Tagesordnung, beispielsweise wurden körperliche und politische Zustände miteinander verwoben: „Ich bedaure Sie unendlich, liebster Freund, und wünsche nur, daß die Revolution in Ihrem Innern nicht wie die französische, in *Anarchie* ausarte“.<sup>57</sup> Zwischen Humboldt und Brinckmann überwogen Anspielungen aus dem Wortfeld „Jude“ / „jüdisch“, auf die nach einer inhaltlichen Auswertung detaillierter eingegangen werden soll.

## 2. „Gestern abend hätten Sie bei der Levi sein sollen ...“ – Informationen über die Salongesellschaft

### 2.1 „In gewissen Häusern“ – Rhythmen des Umgangs

///Lassen Sie mir doch sagen, liebster Freund, ob Arnsteiners morgen noch reisen, und ob man sie heute abend noch besuchen kann. Wenn *beides* der Fall ist, so würde ich Ihnen vorschlagen, daß wir uns zwischen 7 und 8 Uhr bei *Humboldts* treffen, und von da miteinander zu *Levis* gehen wollten.

---

<sup>56</sup> Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Gentz, 14. 9. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 24 f. Gentz gab genaue Anleitung für Berichte nach Wien: „Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir [...] ganz regelmäßig korrespondieren. [...] Wenigstens alle 14 Tage einmal schreibt jeder von uns an den andern, und meldet ihm (außer was unsre Privatrelationen angeht) die etwa vorgekommenen politischen Merkwürdigkeiten, insofern solche der offenen Post anvertraut werden können. – Geht an einem beider Orte etwas Wichtiges vor – wovon die Nachricht, oder brauchbare Details dem andern sehr interessant sein könnten, sie wird zur Stelle geschrieben. – Endlich werden von Zeit zu Zeit solche Briefe fertig gehalten und expediert, die man dem gewöhnlichen Postlauf nicht anvertrauen kann.“ An Gustav von Brinckmann, 8. 2. 1803, in: Wittichen 1910, S. 105 f.

<sup>57</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, Ende Dezember 1793, in: Wittichen 1910, S. 43.

Antworten Sie mir hierauf; Sie sind gar nicht mehr so diplomatisch prompt wie sonst; es ist die Revolution aus der Friedrichs- und letzten Straßenecke. Adieu.///  
Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 1802<sup>58</sup>

Ein ‚erster Tag im Salon‘ lässt sich für keinen der drei Männer exakt rekonstruieren. Vermutlich war es Humboldt, der Gentz mit den jüdischen Salonièren bekannt machte. Anders als seine Freunde war Wilhelm von Humboldt 1790 im Haus von Markus und Henriette Herz ein schon lang bekannter Gast. Mehr noch: eine erste Phase der intensiven Bekanntschaft und Verehrung der Salonière Herz betrachtete er bereits als abgeschlossen. Es ist für den Tonfall der Briefe der Männer untereinander nicht unwichtig, dass Wilhelm von Humboldt die enge Beziehung zu Henriette Herz der Vergangenheit anrechnete und sie, trotz fortgesetzter Besuche, nicht länger seine Hauptbezugsperson war.<sup>59</sup> Der Schwede Brinckmann lernte Henriette Herz 1790 kennen. Von 1792 datiert vermutlich der Beginn seines intensiven Umgangs in weiteren Häusern der vornehmen jüdischen Gesellschaft. In diesem Jahr beginnen unter anderen die überlieferten Briefwechsel Brinckmanns mit Sara Meyer Grotthus, Marianne Meyer Eybenberg und Rahel Levin Varnhagen.

Wenn man die vorhandenen Briefwechsel auf die Namen der ‚bekannten‘ Berliner Salonièren hin durchsieht, lassen sich folgende Rhythmen erkennen: In den 1790er-Jahren verkehrten die drei Männer regelmäßig bei „der Herz“, wo man häufig auch „die Veit“ traf, bei den Schwestern Meyer – der Name Mariannes wird vorzüglich genannt, aber auch die ältere Schwester Sara schrieb sich zumindest mit Brinckmann –, bei Sara Levy, ihrer Schwester Cäcilie, noch verheiratete Wulff, und später bei Rahel Levin Varnhagen. Es fällt auf, dass Levys und Herzens auch im Plural, als gastgebende Ehepaare, genannt werden, bei den anderen nur von den Frauen die Rede ist.<sup>60</sup>

Die in Kapitel III formulierte These zu den Umgangsformen der Salongesellschaft treffen auch auf die Beziehungen dieser drei Männer zu ihren jüdischen Bekannten Anfang der 1790er-Jahre zu. Man tauschte Billets, Bücher und

<sup>58</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 16. 1. 1802, in: Wittichen 1910, S. 85. Hervorhebung im Original. Das Zitat in der Überschrift: Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 13. 2. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 130. Das „gewissen“ war doppelt unterstrichen.

<sup>59</sup> Auch seinem Tagebuch ist wachsende Distanz abzulesen. Ende 1788 vermerkte er anlässlich eines Briefs der Herz, „Nr. 83“, verwundert, dass sie ihm jetzt vorkämen wie „Zuckerbrodten, denen es an Würze fehlt“. Tagbucheintrag 9. 12. 1788, in: Albert Leitzmann (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Tagebücher, 2 Bde., Berlin 1922, Bd. I, S. 69.

<sup>60</sup> Die Levys scheinen auch gemeinsam eingeladen zu haben, einige Billets an Brinckmann sind unterzeichnet „das Levynsche Ehepaar“. Sara und Salomon Levy, undatiert, ungedruckt, BA L.



medizinische Ratschläge aus. Vor allem Brinckmanns Bibliothek wurde von seinen Freunden und Freundinnen freizügig genutzt. Einladungen wurden an den Teetisch, zu Kaffee und Kuchen, aber auch zu Ausfahrten und Spaziergängen ausgesprochen. Mehrsprachige Billets waren selbstverständlich.<sup>61</sup> Der geschilderte spezifische Ton, der zwischen Witz, Vertrautheit, Ironie und Galanterie changierte, findet sich auch im folgenden Billet von Sara Levy:

Wie wohl es mir hier geht, wenn ich bey meiner Schwester Eskeles Wochen bette sitze, oder mit unser Jette ein trauliches Stündchen genieße, davon können Sie sich einen Begriff machen, wenn Sie auch nie gehört haben, dass hier hinterm Ofen auch Leute wohnen [...]. Was ein wenig dazu beygetragen hat, dass ich den Muth nicht fassen konnte Ihnen zu schreiben, war die Beschämung auf meiner langen, weiten über Berg u Thal führenden Reise ganz u gar auf keine Frau für Sie gestoßen zu sein [...]. Ich weiß es recht wohl, dass die Ehe mit meiner Schwester Recha Ihnen unmöglich sein kann, aber ich rathe Ihnen doch noch eine Weile darin zu verharren.<sup>62</sup>

Levy ironisierte hier die Selbstherrlichkeit der Berliner, die Wien für Provinz hielten, zugleich spielte sie elegant auf Brinckmanns zahlreiche Schwärmerien an, die sich bis zu spielerischen Heiratsanträgen steigern konnten.

Seltener sind Billets des zweiten, funktionalen Typs: „Wollen Sie mich vor meiner Abreise noch sehen, so kommen Sie doch morgen das heißt Mittwoch den 24ten zum Thee, Humboldt wird den Mittag hier bei der Herz sein, u hat der Veit seine Gesellschaft zum Thee versprochen“.<sup>63</sup> Hier lockte Henriette Mendelssohn klug mit dem Hinweis auf die übrige Gesellschaft. Die Frauen nutzten diese Kontakte zu den Männern auch, um ihren Bekannten-Kreis zu erweitern, schrieben z. B. einen Werbebrief an Brinckmann, er möge sie mit Friedrich Schlegel bekannt machen.<sup>64</sup>

Die Leichtigkeit und das Selbstbewusstsein der Billets verschleiern die trotz allem vorhandenen Spielregeln in dieser Geselligkeit. Passend zum galanten Ton gibt es wenig Hinweise darauf, dass Ehepaare paarweise eingeladen wurden. Caroline von Humboldt befreundete sich selbst mit Rahel Levin Varn-

---

**61** Brinckmann schreibt sich beispielsweise mit Sara Meyer Grotthus auf Deutsch, Französisch und Englisch.

**62** Sara Levy an Gustav von Brinckmann, 10. 3. 1801, ungedruckt, BA L. In mehreren Billets der Zeit wurde scherzhaft auf eine Hochzeit zwischen Brinckmann und der – blinden – Schwester Sara Levys, Recha Itzig, angespielt, als wäre es eine Art ‚Scherz unter Eingeweihten‘ in der Salongesellschaft gewesen.

**63** Henriette Mendelssohn an Gustav von Brinckmann, Anfang der 1790er-Jahre, ungedrucktes Billet, BA M. Schreibung im Original.

**64** Rahel Levin Varnhagen und Hitzel Fließ Boye Sparre an Gustav von Brinckmann, 2. 8. 1797, SV 207. Dies ist einer der Briefe, aus denen im Druck die mehrfache Autorschaft, i. e. der Text von „der Fließ“, gekürzt wurde. [Vgl. VI]

hagen Mitte der 1790er-Jahre und besuchte sie auch allein. Für Gentz' Ehefrau Minna, geb. Gilly, eine verheiratete Bürgerliche, scheint es hingegen keineswegs selbstverständlich gewesen zu sein, einer Einladung zu einer Geselligkeit zu folgen, bei der auch Juden gebeten waren. Brinckmann gegenüber erklärte Gentz: „Ich bin erstlich zu einem Tee gebeten, den ein gewisser Moser der Levi=Arnsteinschen Familie gibt, und auf welchen ich (unter andern Ursachen) auch deshalb notwendig gehen muß, weil nur unter dieser Bedingung meine Frau sich entschließen will auch hinzugehen, welches der gedachte Moser sehr wünscht.“

Nachdem Gentz überlegt hatte, nachzukommen, verdeutlichte er nochmals im PS: „Alles oben Geschriebne gilt nichts, weil meine Frau mir eben erklärt, daß sie unter keiner andern Bedingung zu Moser und unter die Juden geht, *als, wenn ich sie daselbst einführe*“.<sup>65</sup>

Die Kommentare der drei Männer über die verschiedenen Gastgeberinnen waren keineswegs einheitlich. Vielfach bestätigten sich die Männer in ihren Meinungen über die Frauen, es gab aber auch eindeutige Vorlieben und Abneigungen. Die Begeisterung für *Rahel Levin Varnhagen* teilten beispielsweise nur Brinckmann und Gentz. Während der Schwede ab 1792 als Habitué im Hause Levin gelten kann, begann der engere Umgang mit Gentz aus ungeklärtem Grund erst Jahre später, Ende 1801.<sup>66</sup> Um 1802 war Gentz aber ebenfalls regelmäßig zu Gast bei Rahel Levin Varnhagen und berichtete begeistert von den Wortgefechten:

Gestern abend hätten Sie bei der Levi sein sollen. Ich traf zufällig mit Burgsdorf zusammen, und wir waren alle drei vorzüglich gestimmt. Da erscheint Gualtiery, und erklärt und kommentiert uns alle unsre Worte, bringt mich zur Verzweiflung, reizt die andern beiden zum leichten Spott, und wird endlich so weit getrieben, daß er in einem Ungewitter von Wut davon läuft. Nachher wurde es dann noch ganz herrlich; die Kleine stellte sich zwischen unsre beiden heterogenen Naturen, und bildete, recht im eigentlichen Verstande, ein Ganzes, das heißt die Welt, daraus. NB: Sagen Sie Humboldt nichts hievon!<sup>67</sup>

<sup>65</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 15. 12. 1801, in: Wittichen 1910, S. 80. Hervorhebung im Original. Der genannte Moser ist ein Kollege eines Bruders von Gentz.

<sup>66</sup> Eine einzige Quelle ist mir bekannt, die gegen diese Datierung spricht, auf die aber in der Sekundärliteratur nicht eingegangen worden ist. 1794 schrieb Rahel Levin Varnhagen vergleichend über Humboldt und Gentz, von denen es heißt: „Ich hab ihn [Humboldt] noch nie so lang und hintereinander sprechen hören, und mit so viel Feuer und rechtem Griff, als Gentz.“ Im weiteren Verlauf des Briefwechsels stimmt ihr David Veit mehrfach darin zu. Das könnte darauf hindeuten, dass beide Gentz durchaus in den 1790er-Jahren bereits in Gesellschaft erlebt bzw. gehört haben. Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 27. 1. 1794, in: GW VII/I, S. 136.

<sup>67</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 25. 1. 1802, in: Wittichen 1910, S. 86.

Gentz bescheinigte hier Rahel Levin Varnhagen das Talent, Gegensätze zu verbinden. Eben ihre manchmal wohl explosive Mischung der Gäste war es, die Humboldt irritierte. Er selbst erwähnte keine Besuche bei ihr, dabei kannte er sie von allen dreien am längsten. Bereits 1787 hatte er sie im Haus einer anderen jüdischen Familie getroffen und Henriette Herz berichtete: „Es ist ein amüsanter, kluges Mädchen. Was wir geredet haben, wird sie Ihnen wohl selbst morgen erzählen“.<sup>68</sup> Auf Humboldts distanzierendes Verhältnis zu Rahel Levin Varnhagen, insbesondere während und nach dem Wiener Kongress, ist mehrfach hingewiesen worden. Schon Ende der 1790er-Jahre war bei seinen Freunden, scherzhaft aber deutlich, von seinem „Haß“ auf sie die Rede.<sup>69</sup> Brinckmann und Gentz vereinbarten, einige Berichte und Anekdoten, vor allem aber die Details ihrer unglücklichen Liebesgeschichten, nicht Humboldt weiter zu erzählen: „Welche Nahrung für seinen Haß auf die Kleine“.<sup>70</sup> Wie in Kapitel III gezeigt wurde, tauschten Humboldt und Levin Varnhagen allerdings Meinungen und Kritiken aus, hauptsächlich aber über dritte Personen. In späteren Jahren war gelegentlich von gemeinsamen Spaziergängen die Rede, in periodischen Abständen beklagte sie aber, wenn auch ironisch, seine distanzierte Haltung: „Humboldt hasst mich jetzt wieder“.<sup>71</sup>

Mit Henriette Mendelssohn waren Brinckmann und Humboldt auch bereits in den 1790er-Jahren bekannt. 1797 bedankte sie sich bei Brinckmann für die Freundschaft, die er ihr „nun schon so lang unwandelbar erhalten“.<sup>72</sup> Auch für sie war Brinckmann eine Quelle gegen Bücherdurst: „Fahren Sie fort lieber Freund, mir so ästhetische Nahrung zu schicken [...], ich möchte so gerne Göthes Diät nehmen“.<sup>73</sup> In den Billets diskutierten sie vor allem über die Charakterentwicklung gemeinsamer Freundinnen. Henriette Mendelssohns Urteil galt als ausgewogen und fundiert. Während einer kurzzeitigen Abkühlung im

---

**68** 1787 war Rahel Levin Varnhagen 16, und noch nicht selbst Gastgeberin von Geselligkeiten. Wilhelm von Humboldt an Henriette Herz, 1787, in: Landsberg 2000, S. 177.

**69** Im Ehebriefwechsel fallen zu diesem Zeitpunkt, Anfang der 1790er-Jahre, noch keine Hinweise auf „Haß“ in dieser Beziehung.

**70** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 25. 6. 1803, in: Wittichen 1910, S. 132.

**71** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 11. 1. 1813, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 110. Äußerungen von Humboldt bestätigen die gewachsene Abneigung. Ende der 1790er-Jahre schrieb er mehrfach von seiner „Überwindung“, zu ihr zu gehen und als Frau von Varnhagen schien sie ihm zeitweilig gänzlich unerträglich. Er zählte sie zu den „Fliegennaturen, die nicht nachlassen“. Wilhelm an Caroline von Humboldt, 26. 11. 1817, in: Sydow 1906–1918, Bd. VI, S. 59. Anders gestaltete sich in den späteren Jahren die Beziehung Rahel Levin Varnhagens zu Alexander von Humboldt, den auch mit Karl August Varnhagen eine innige Freundschaft verband.

**72** Henriette Mendelssohn an Gustav von Brinckmann, 15. 5. 1797, ungedruckt, BA M.

**73** Henriette Mendelssohn an Gustav von Brinckmann, undatiert, ungedruckt, BA M.

Verhältnis zwischen Brinckmann und Humboldt versuchte sie zu vermitteln und drückte dabei Verständnis für beider Persönlichkeiten aus.<sup>74</sup> Sie berichtete später den Berlinern aus Wien und dem Haus Arnstein, verkehrte mit Humboldt in Paris und ist während des Wiener Kongresses gelegentlich als Gast bei Gentz privaten Dinern in seinem Tagebuch verzeichnet. Wirklich lästerliche Äußerungen gegen diese Tochter Mendelssohns sind in den Briefen der drei Männer kaum zu finden.

Auch am Schicksal ihrer Schwester *Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel* nahmen die Männer ernsthaften Anteil. Ihre unglückliche Ehe wurde aufrichtig bedauert.<sup>75</sup> Ihr Leben und Schreiben beunruhigte die Briefschreiber aber weit weniger als das ihres Liebhabers. Über ihr Werk äußerten sie sich gar nicht, obwohl sie von der Autorschaft Dorotheas wussten. Die Trennung vom jüdischen Ehemann Veit kam eher erwartet als überraschend – nach ihrer eigenen Aussage fand die frisch Geschiedene bei ihren Bekannten, sogar bei Schleiermacher, „keinen Respekt für meine Gründe, mich *nicht* taufen und trauen zu lassen“.<sup>76</sup> Die Tatsache, dass sie sich nicht umgehend wiederverheiratete, weil sie nur so gemäß der Absprache mit ihrem Ehemann ihren Sohn bei sich behalten konnte, scheint als Argument nicht präsent(abel) gewesen zu sein. So viel Verständnis sie für ihre Scheidung fand, so wenig Respekt bekam sie für ihre Entscheidung, zwischen den Welten zu leben. Die spätere Ehe mit Friedrich Schlegel wurde als „monströs“ vermerkt, aber unter den drei Männern nicht weiter diskutiert.<sup>77</sup>

---

**74** Es ist nicht zu ermitteln, worum der einige Monate währende Streit ging, in dem sich Humboldt sehr abweisend benommen haben muss, da selbst Gentz ihn zur Rede stellte. Brinckmann wandte sich schließlich selbst an Humboldt, der ihn darüber aufklärte, er habe ihn nur sehr verändert gefunden und das „Französische Versemachen“ würde ihn an Wesentlichem hindern. Danach setzt sich die Korrespondenz anscheinend unverändert fort.

**75** „Sie wissen, dass sie in dem Zustand ist, in dem nichts schlimmer wird.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 9. 11. 1790, in: Leitzmann 1939, S. 12. Detaillierter geht Humboldt in seinen Briefen an seine Frau auf ihren Zustand ein.

**76** Sie fragte daraufhin Schleiermacher und sich selbst: „Wie so das? verdient die Absicht, wenigstens noch mittelbar Einfluß auf die Erziehung meiner Kinder zu haben keine Achtung, so weis ich doch nicht wodurch ich sie sonst bey Ihnen erhalten könnte, besonders da ich ein solches Glück mir versage bloß dieser Absicht zu gefallen. Ich habe es Veit versprochen, mich nicht zu verheyrathen, so lange ich Philipp behalte, oder vielmehr ich behalte ihn nur solange bis ich mein Versprechen zurück nehme.“ Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 11. 4. 1800, in: KFSa, Bd. 25, S. 92. Hervorhebung H. L. L.

**77** „Von der monströsen Heirat meldet man nichts und es soll mich wundern, wie es mit dieser Auswanderung ein Ende nehmen wird.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 15. 1. 1803, in: Leitzmann 1939, S. 146. Anders verhielt es sich bei Brinckmanns Korrespondenzen mit Frauen, in denen die Scheidung und neue Ehe zwar meist ironisch behandelt, aber nachhaltig zum Thema wurde.

Über *Henriette Herz*, obgleich regelmäßig von allen dreien besucht, wurde wenig debattiert. Humboldt distanzierte sich mit seiner Kritik an ihr zugleich von dem Anspruch des ehemals heiß beworbenen Tugendbundes: „[...] dass Sie nicht denken, ich habe die Herzisch und die Veitische Sucht zu wirken und zu bessern, was nur irgend neben mir athmet.“ Er ging sogar soweit, dass er sich verbat, dass Brinckmann seine Frau Lina nenne: „Mir ist das Vornamen Nennen bis in den Tod verhaßt. Es ist so Herzisch“.<sup>78</sup> Zwei Jahre zuvor hatte er dem entsprechenden Paragraphen der Tugendbund-Satzung begeistert zugestimmt.

Während *Henriette Herz*, dieser Kommentare ungeachtet, in den meisten Biografien Humboldts als prägend für seine Jugendzeit und sein Bild von gelehrten Jüdinnen betrachtet wird, wurde die Frage, welchen Einfluss *Fanny von Arnstein* auf seine Anschauungen hatte, bisher wenig untersucht. Humboldt verkehrte 1797 erstmals im Haus Arnstein in Wien, las dort einen Brief Brinckmanns vor und berichtete diesem über die Frauen des Hauses:

Das Arnsteinersche Haus ist sehr angenehm. Sie ist eine feine, wenn Sie wollen geistreiche Frau, wie man dieß Wort nehmlich in der Itzigschen Familie nimmt. [...] Ich habe neulich in ziemlich großer Gesellschaft dort einen Brief von Ihnen, die Fliegenwasser-TheeGeschichte betreffend, vorlesen müssen. [...] Übrigens ist aber das Arnsteinersche Haus wirklich uns sehr lieb gewesen, sie haben uns mit Höflichkeiten überhäuft und ich kann nicht läugnen, daß die Fanny mich in sehr hohem Grade für sich gewonnen hat.<sup>79</sup>

Humboldt verkehrte bei *Fanny Arnstein* wieder 1811 und mit der ganzen preußischen Delegation auf dem Wiener Kongreß 1814/15, als das Haus Arnstein Sammelplatz für preußische Patrioten wurde. Es ist anzunehmen, dass der Patriotismus der Hausherrin, die der Geheimdienst als „scandaleusement prussienne“ einstufte, ihm gefallen hat.<sup>80</sup>

## 2.2 Wiederzuentdeckende Salons?

Neben den bekannteren Salons hinaus besuchten die drei Freunde noch mindestens drei weitere Teetische jüdischer Frauen, die bisher in der Forschung

<sup>78</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 3. 9. 1790 und 11. 10. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 8 bzw. 35.

<sup>79</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 25. 9. 1797, in: Leitzmann 1939, S. 104. Die Fliegenwassergeschichte lässt sich leider nicht rekonstruieren.

<sup>80</sup> Zit. nach: Spiel 1992, S. 433. Spiel sieht Humboldt als die treibende Kraft hinter dem Engagement Hardenbergs auf dem Wiener Kongress und nennt ihn durchweg Schüler von Markus Herz und Freund Henriettes. Ebd., S. 439.

kaum berücksichtigt wurden. Der entsprechende Befund aus dem Jahr 1794/95 bestätigt sich in der Langzeitanalyse: Mehrfach genannt im Zusammenhang mit Besuchen werden „die Fließin“, „die Fränkel“, gelegentlich auch „Jeanette“ (Ephraim Stieglitz).

Insbesondere erstere, *Hitzel Fließ Boye Sparre*, „Fließin“ oder auch freundschaftlich „unsere Doktorn“ genannt, scheint für Freunde ein offenes Haus geführt zu haben, in dem man unangemeldet erscheinen konnte. Ebenso wie man sich im Ton der Zeit „verherzte“ oder „vertegelte“, konnte man sich anscheinend auch unkompliziert und ohne vorherige Anmeldung „verdoctern“:<sup>81</sup> Humboldt, Gentz und Brinckmann luden sich bei ihr zum Tee ein, gemeinsame Ausflüge und Abende im Tiergarten werden erwähnt. Nicht nur weil sie ihren Lebensabend außerhalb des deutschen Forschungsbereiches verbrachte, ist von dieser Salonfrau und ihren Reminiszenzen an Berlin fast nichts bekannt.<sup>82</sup> Paradoxerweise ist ein Grund dafür, dass die Fließ wenig berücksichtigt wird, darin zu sehen, dass sie eine Karriere durchlief, die für Salonfrauen als typisch gilt: Hitzel Fließ Boye Sparre heiratete dreimal und taucht in den Quellen und der Sekundärliteratur unter vier verschiedenen Namen auf, die nicht immer zusammengedacht werden. Dafür symbolisch werden ihre nachgelassenen Briefe unter verschiedenen Namen verwahrt.<sup>83</sup> Die Biografie „der Fließ“ wurde ungerechtfertigter Weise von der Forschung bisher vernachlässigt. In den nachgelassenen Quellen der Salongesellschaft ist sie viel präsenter als ihre Schwester, die heute bekanntere Salonière Philippine Cohen. Die Ehe-Karriere „der Sparre“ – materiell gesprochen gewann sie jedes Mal an Ranghöhe und finanziellen Mitteln – wurde von der Salongesellschaft eher beiläufig und durchweg wohlwollend zur Kenntnis genommen. Die brieflichen Kommentare zu dieser Frau können als Hinweis dafür dienen, dass Konversion

---

**81** „Ich denke heute Abend mich zu *verherzen*; Sie? Br“. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 9. 7. 1801, ungedruckt, SV 38. „Vertegelung“: Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 12. 5. 1790, in: Leitzmann 1939, S. I; „Ich habe Lust, nach der Taufe zur Herzogin von Oels zu fahren, oder verdoctern wir uns in der Zwischenzeit bis zum Diner?“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 29. 12. 1801, in: Leitzmann 1939, S. 129.

**82** Eine einzige Charakteristik als gebildeter, nicht hübscher, aber sehr anregender Dame der Gesellschaft ist von Karl August Varnhagen überliefert, der sie als Madame Boye kennenlernte, als sie kein offenes Haus in Berlin mehr führte, allerdings im Hause ihrer Familie in Berlin Mittelpunkt größerer Gesellschaft war. Vgl. Karl August Varnhagen, *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*, in: ders. 1987–1995, Bd. 1, passim, besonders S. 242–247 und 250–254.

**83** In der Sammlung Varnhagen beispielsweise sind ihre Briefe in Kisten einer Frau Boye und einer Frau Sparre zu finden, ohne Querverweise. In Registern zu zeitgenössischen Briefwechseln taucht sie unter allen Namen auf.

und Verbesserung durch Verheiratung ihrer jüdischen Gastgeberinnen von den nichtjüdischen Gästen durchaus erwartet wurde. Brinckmann beschwerte sich 1799 aus Paris nur scherzhaft, dass sie „ohne mein Zutun“ getauft sei. Als die Freunde nach ihrer Rückkehr sie wiedersehen wollten, nannte Humboldt an Brinckmann den Anlass in einem Billet „gemeinschaftlich die Taufe der Doctörin zu prüfen“. Er fuhr fort im typisch lakonischen Tonfall der Freunde: „Aber vor  $\frac{3}{4}$  auf 11 Uhr kriegt mich niemand aus dem Hause, und wäre es auch um alle Judenkinder und Frauen auf einmal zu wässern“.<sup>84</sup> 20 Jahre später sollte es eher ein Zuviel an Christlichkeit bei ihr sein, das die Männer monierten.<sup>85</sup>

Innerhalb der jüdischen Gemeinschaft scheint die ehemalige Frau Fließ mit ihrer Konversion auf weniger Verständnis gestoßen zu sein. Brinckmann deutete einen Konflikt an, den er nicht ernst nahm, wenn er schrieb:

Die ächten Diener des alten Gesetzes sehen diese Heirath wohl als einen förmlichen *Tod* an, denn Fränkel, der einen Brief an sie von mir bekam, mit der schon überlebten Adresse, schickte mir ich ihn gleich nach Paris zurück, mit dem bedeuten: *Die Dr. Fließ sei nicht mehr!* Es war doch schier natürlicher, das Eigenthum der Verstorbenen an ihre Erben zu übergeben.<sup>86</sup>

Ihre verschiedenen Eheschließungen wurden wenig kommentiert, die Ehemänner wenig erwähnt. Rahel Levin Varnhagen erwog die Vorzüge der jeweiligen Gatten kurz in Briefen an andere, so galt Boye als hübsch und gesellig, bei Sparre hieß es, sie „verbessert sich wenigstens pecuniar sehr“.<sup>87</sup> Auch in punkto Geselligkeit stieg sie auf. In Stralsund präsierte sie Feste bis zu „100 Gedecken“, wie sie ihren Freunden berichtete.<sup>88</sup> Trotz oder wegen ihrer bekannten zahlreichen Liebschaften scheinen die Männer sie besonders geschätzt zu haben. Es gibt, anders als über andere Salonfrauen, keine Äußerung des Übelnehmens oder -wollens. Sie verkehrte bei Humboldt in Paris und mit Brinckmann in Stralsund und später, in beider letzten Lebensjahrzehnt, mit ihm in Schweden. Beide schrieben nach Berlin, wie oft sie an die alten

**84** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 29. 12. 1801, in: Leitzmann 1939, S. 129.

**85** Gustav von Brinckmann schrieb 1819, er sähe sie nicht mehr oft, denn sie „scheint es mit der *Christlichkeit* ganz ernst zu meinen“. Hier fielen erstmals kritische Äußerungen: „[...] unvermögend, sich mit irgend etwas Höherem eigentlich zu *verschmelzen*, *häkelt* sie sich doch gern an alles an.“ Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 10. 3. 1819, ungedruckt, SV 38.

**86** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 26. 4. 1799, ungedruckt, SV 38.

**87** Rahel Levin Varnhagen an. Karl Graf Finck von Finckenstein bzw. an Alexander Graf zu Lippe, 8. 1. 1799 und 10. 10. 1811, in: GW VIII/I, S. 94 und GW IX, S. 130.

**88** Hitzel Fließ Boye Sparre an Rahel Levin Varnhagen, 2. 1. 1800, ungedruckt, SV 237.



Zeiten dachten und sich die Freunde dazu imaginierten. Als echtes ‚Souvenir‘ dieser alten Zeiten diene ihnen eine Teemaschine, ein Erbstück der Familie Humboldt, das Wilhelm von Humboldt an „die Fließ“ verschenkt hatte. Humboldt, der sich 1819 sehr freute, von ihr und seiner Teemaschine zu hören, fasste seinen Eindruck von ihr rückblickend zusammen: „Es ist so menschlich, drei Männer zu heirathen ohne einen einzigen sterben zu lassen“.<sup>89</sup>

Ludwig Robert, Bruder Rahel Levin Varnhagens, der nach eigener Aussage ein „tendre“ für sie empfand, widmete ihr eins seiner Akrostichen:<sup>90</sup>

Ja, lachet nur, ich bin mit Recht so stolz verwogen  
Ich bin der Blume gleich, aus der viel Bienen sog'en;  
That mehr als sie, ich bin den Bienen nachgeflogen,  
Zerrissen hab' ich so das Band der Synagogen  
Erwählte mir den Mann, der mich, den ich betrogen.-  
Leicht schwimm ich nach Paris nun auf der Mode Wogen.<sup>91</sup>

„Bei Fränkels“ ist eine weitere Adresse, bei der die Männer Anfang der 1790er-Jahre mehrfach verkehrt haben. 1792 bestellte Humboldt beispielsweise bei Brinckmann „die Bonbons mit rothen Aufschriften, wovon wir oft bei Fränkels aßen“.<sup>92</sup> Besonders Humboldt scheint eine besonders enge Bindung zur Dame des Hauses, *Sophie Meyer Fränkel*,<sup>93</sup> gehabt zu haben, der er noch aus seinen ersten Ehemonaten versicherte, dass er die gemeinsamen Spaziergänge und „Zusammenkünfte“ vermisste, ihren Teetisch nicht vergesse. In ihr sah er „alle weibliche Sanftheit, alle mitfühlende Güte“.<sup>94</sup> Im darauffolgenden Jahr

<sup>89</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 11. 6. 1818, in: Leitzmann 1939, S. 174.

<sup>90</sup> Ludwig Robert schrieb auf viele Mitglieder der Salongesellschaft Akrostichen, i. e. Gedichte, deren einzelne Zeilen mit Buchstaben beginnen, die von oben nach unten gelesen den Vornamen der bedichteten Person ergeben.

<sup>91</sup> Ludwig Robert, undatiertes Gedicht, SV 237. Die Anfangsbuchstaben der Zeilen ergeben JITZEL (für Hitzel). Wegen des Hinweises auf Paris muss das Gedicht um 1801 entstanden sein. Hervorhebung H. L. L.

<sup>92</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7. 12. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 47.

<sup>93</sup> Sophie Fränkel, geb. Freude Meyer aus Strelitz (1767–1857), verheiratet seit 1787 mit Jechiel (Michael Joseph) Fränkel (1746–1813), von dem sie 1796 geschieden wurde. Später heiratete sie den Kaufmann Pobe(ch)heim. Der Vater Sophie Meyers Fränkels war Nathan Meyer, ein Freund Moses Mendelssohns. Angaben nach Jacobson 1968, S. 305, Lebensdaten nach ERLV III, S. 1524. Weiterführende biografische Literatur zu ihr gibt es nicht. Eine interessante, wenn auch sehr subjektive Quelle ist ein Rückblick Brinckmanns auf die Bekanntschaft 1790. Während er sie zum Ertragen ihrer ehelichen Situation ermuntert habe, hätten Humboldt und Gentz ihr so zugesetzt, dass bald nur noch „schöne Ruinen“ von ihr dagewesen wären. Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 3. 3. 1800, ungedruckt, GSA 5/26,3.

<sup>94</sup> Vier Briefe von „Humboldt an frau Fränkel“ im Anhang bei: Leitzmann 1939, S. 238–242, hier [August 1790 oder Juli 1791], S. 239.

schenkte er ihr sein Relief – allerdings, wie er Gustav von Brinckmann versicherte, nicht ohne doppelten Hintersinn: „Das letztere [das Relief] geben Sie IHM, sie wird wohl verstehen, daß es ihr ist. Indeß geschieht es auch nicht eigentlich ihres holden Geruchs wegen, sondern nur *par contrecoup* alle übrigen Juden, vorzüglich aber Herzens zu ärgern“.<sup>95</sup> Ob es Humboldt wirklich darum ging, die ehemals verehrte Henriette Herz zu ärgern oder aber darum, die Distanz zu früheren Gefühlen zu betonen, ist nicht mehr zu entscheiden. Brinckmann hingegen fand Humboldts Umgang mit der Fränkel zu leichtfertig und sollte rückblickend bedauern, dass „ein pr. meiner sehr geistreichen Freunde“ – gemeint waren Humboldt und Gentz – Sophie Meyer Fränkel unmögliche Optionen vorgespiegelt hätten, „sie so rücksichtslos aus ihrer ganzen sittlichen und bürgerlichen Lage emporgerissen – daß es nicht ohne revolutionäre Katastrophe abgehen konnte“, i. e. ihre Ehe in Scheidung endete.<sup>96</sup> Interessant an dieser Formulierung ist nicht nur, dass Gustav von Brinckmann anderen Quellen zufolge, durchaus an der „Entbildung“ der Fränkel beteiligt war [s. u.]. Vor allem ist dies einer der ganz wenigen Momente in der Salongesellschaft, in der ein Beteiligter sich über den Einfluss „geistreicher“ Nichtjuden auf die Ehesituation der jüdischen Frauen äußert, noch dazu versteckt selbstkritisch. In den meisten Briefen wurde der Umstand, dass die jüdischen Gastgeberinnen ehelich gebunden waren, als irrelevante Größe höchstens verlästert. Um 1800 gehörte „die Fränkel“, dort verheiratete Pobeheim, allerdings wieder zu Humboldts Umgang in Paris, war eine der Frauen, die Brinckmann in seinen Gedichten 1804 verewigte und eine der wenigen Personen, über die auch Gentz Nachrichten aus Paris erbat.

Ein dritter Name, der bisher in der Salonforschung nur am Rande erwähnt wurde, in der Korrespondenz der drei Männer aber häufig genannt wird, ist der von *Jeannette Ephraim Stieglitz*.<sup>97</sup> Der Befund aus Kapitel III von „Jeanette“ oder der „Stieglitz“ als wiederzuentdeckender Salonfrau wird hier bestätigt. Sie war den Briefen zufolge zu Beginn der 1790er-Jahre häufiger Gast in verschiedenen Salons und befreundet mit allen drei Männern. Die Analyse der Briefwechsel Gustav von Brinckmanns mit mehreren jüdischen Freundinnen gibt eine erste Antwort auf Fragen, die die Chronistin der Familie Stieglitz 2001 als noch ungelöst formulierte: „Mit welchen Verwandten Jeannette Kontakte vor und während ihrer Ehe gepflegt hatte oder aufrechterhalten konnte [...]“.

<sup>95</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 23. 10. 1792, in: Leitzmann 1939, 35. 8.

<sup>96</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 3. 3. 1800, ungedruckt, GSA 5/26,3.

<sup>97</sup> In der umfassenden Salon-Monografie von Wilhelmy wird sie nicht erwähnt. Hertz verzeichnet sie und ihren Mann als „Steiglitz“ und von ihr keine Konversion. Hertz 1991, S. 330.

Besonders interessant wäre zu wissen, welcher Art der Kontakt zu ihren Cousinen Sara und Marianne Meyer war“.<sup>98</sup> Mit ihren Schwestern war sie Gast im Haus Herz, befreundet mit Rahel Levin Varnhagen und mindestens gut bekannt im Haus Mendelssohn. Mit den Cousins Meyer stand sie in freundlicher Verbindung.<sup>99</sup> Auch nach ihrer Vermählung 1792 und ihrem Wegzug nach Hannover war das Schicksal Jeannette Ephraim Stieglitz' und ihre angebliche „Verwandlung“ zur Häuslichkeit immer wieder Thema in den Briefen der Berliner Salongesellschaft. Sie blieb mit einigen Mitgliedern, wie Gustav von Brinckmann, eng befreundet.

### 3 „Scherzende Verhöhnung“? – wie man(n) über Juden spricht

Über diesen ernsthafteren Dingen  
werden Sie hoffentlich die scherzhaften nicht vergessen  
und die Beschnittenen werden noch immer  
einen großen Theil ihrer Sorgfalt fordern.  
Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann<sup>100</sup>

Wenn man die beiden Briefwechsel, die Brinckmann mit Gentz und Humboldt führte, vergleicht, fällt sofort auf, dass ein Thema Wilhelm von Humboldts bei Gentz zunächst fast völlig ausgespart bleibt: „die Juden“. Während Humboldt seit 1790 in jedem der überlieferten Briefe an Brinckmann über seine jüdischen Freunde und Bekannten sprach, nach ihnen fragte oder aber über die Juden des Ortes, an dem er sich gerade aufhielt, referierte, enthalten Gentz' Briefe bis 1800 keine Hinweise auf seinen nachgewiesenen Umgang in jüdischen Häusern. Die zeitgleichen oder sogar gemeinsamen Besuche in den jüdischen offenen Häusern wurden offensichtlich verschieden wahrgenommen oder unterschiedlich bewertet.

Auch unabhängig davon, in welchem Fokus man sich den Briefen Humboldts an Gustav von Brinckmann nähert, fällt die Faszination, die der Schreiber für Juden und „das Jüdische“ in ihnen ausdrückt, ins Auge. Unter den

<sup>98</sup> Stieglitz 2001, S. 464 f.

<sup>99</sup> Vgl. zu einem Besuch bei Herz: Gustav von Brinckmanns an Rahel Levin Varnhagen vom 28. 6. 1794, ungedruckt, SV 38. Henriette Mendelssohn diskutierte mehrfach mit Gustav von Brinckmann über die Freundin so wie Levin Varnhagen mit Veit über das Ehepaar. Vgl. BA M. In der Sammlung Varnhagen ist ein sehr herzlicher Geburtstagsbrief von Jeannette Ephraim Stieglitz an ihre Cousine Sara Meyer Grotthus aus dem Jahr 1789 überliefert, SV 239.

<sup>100</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 140. Das Zitat in der Überschrift ist eine Formulierung von Scurla 1976, S. 78.

längeren Briefen in dieser Sammlung ist keiner, der nicht jüdische Freunde oder Juden im Allgemeinen thematisiert. Aber auch die kürzeren Billets enthalten fast durchweg inhaltliche Anspielungen oder Wortspiele zum jüdischen Umfeld. Die jüdische Identität genannter Bekannter wurde ironisiert, verlästert oder für ein Wortspiel genutzt, immer aber explizit betont.

Die Auseinandersetzung mit seinem jüdischen Umfeld findet auf zwei Ebenen statt. Zum einen waren „die Juden“ ein Fixpunkt in der Korrespondenz der beiden Freunde. Humboldt forderte während seiner Abwesenheit die Berichterstattung darüber sogar ein: „Ja in jedem Brief, lieber Freund, drei stehende Artikel, 1., die Schlegels, 2., die Juden und 3., unser Freund, der Graf“.<sup>101</sup> Zu anderen wurden auch in oder zwischen anderen Themen Anspielungen auf jüdische Zusammenhänge oder Wortspiele aus dem Begriffsfeld eingeflochten. Der Briefwechsel zwischen Humboldt und Brinckmann eignet sich daher paradigmatisch für eine Analyse, mit welchen sprachlichen Mitteln man sich zum jüdischen Umfeld ins Verhältnis setzte bzw. davon distanzierte. Die Schreiber müssen sich unter anderem messen lassen an der auch für diese Zeit festgestellten „Sprache der Judenfeindschaft“.<sup>102</sup>

### 3.1 Zwei verschiedene Gruppen

Humboldts politisches Engagement lässt sich in dieser Zeit mit der Redewendung „Tue Gutes und rede darüber“ beschreiben. Er half und engagierte sich häufig für jüdische Bekannte – immer aber für „den Juden ...“. Er lobte David Veit als klugen Denker, sprach aber immer nur von ihm als „der Jude“. Wenn Juden im Briefwechsel auftauchten, fügte er einen Kommentar hinzu, der die Ubiquität von Juden andeuten sollte: „Abrahamson hier (Juden sehn Sie müssen überall dabei sein)“ oder „Geben Sie der Veit die Inlage; daß man die Juden nie loswird“!<sup>103</sup>

In den früheren Briefen von Friedrich von Gentz wurde die jüdische Herkunft seiner Freunde und Bekannten hingegen nicht immer sofort mitgedacht.

---

**101** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 2. 10. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 136. „Graf“ steht für Gentz und ist eine Anspielung auf dessen Versuche, einen Adelstitel zu bekommen. Oft mokierten sich die beiden geborenen Aristokraten in ihrem Briefwechsel über die „Adelssucht“ ihres Freundes.

**102** Vgl. die hervorragende Analyse von Nicoline Hortzitz: *Die Sprache der Judenfeindschaft*, in: Julius H Schoeps / Joachim Schloer (Hrsg.): *Antisemitismus. Vorurteile und Mythen*, München 1995, S. 19–40.

**103** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, März 1796 bzw. 25. 9. 1797, in: Leitzmann 1939, S. 83 und 106.

Bei einigen Personen spielte sie während der gesamten Freundschaft keine Rolle. Angelegentlich einer Verärgerung, eines Streits oder auch angeregt durch politische und satirische Lektüre zur „Judenfrage“ verfiel der kritische Publizist aber wieder in antijüdische Stereotypen [s. u.].

Zugleich markierte „jüdisch“ für Gentz Handlungsweisen, die auch von Nichtjuden übernommen werden konnten. Freund Brinckmann wurde jüdischen Tuns im doppelten Sinne geziehen, wenn er Gentz nach dessen Einschätzung Bücher zu teuer verkaufte.<sup>104</sup> In ihrem Briefwechsel waren sowohl finanzielles Geschick als auch „Bücherdurst“ jüdisch konnotiert.<sup>105</sup> Auch Humboldt nannte es „jüdisch handeln“, wenn man bei einem Geschäft viel rausschlug.<sup>106</sup>

Ebenso wurden gewisse literarische Vorlieben oder Praktiken als „jüdisch“ bezeichnet, die aber für nichtjüdische Autoren galten: „Nächst unmittelbaren Juden, gibt es nichts Schrecklicheres, als diese *mittelbaren*, die Tyrannen der Literatur“.<sup>107</sup> Gemeint war Friedrich Schlegel. Golo Mann deutet dies Zitat in dem Sinne, „dass Gentz sowohl die rasche Blüte sowohl wie die Volksferne der deutschen Literatur mit der Emanzipation der Juden in Zusammenhang brachte“.<sup>108</sup> Das Zitat aber kann auch dahingehend interpretiert werden, dass Gentz „Jude“ hier als Schimpfwort benutzte, für einen Schriftsteller, dessen Werke ihn oft verärgerten.

Da im gesamten Briefwechsel Spötteleien mit politischen oder Religionsmetaphern üblich waren, finden sich auch Formulierungen wie „beim Gott der Juden und der Christen“ häufiger. Humboldt ließ sich ankündigen mit „Melden Sie die Ankunft des Antichristen“ oder entschuldigte sein Fernbleiben mit den Worten: „So gern ich, lieber Freund, als ein guter Christ mich noch von den

---

**104** In einem umfassenden Tausch wehrte sich Gentz gegen die Einschätzungen des Bücherwertes verschiedener Werke und nennt Brinckmanns Wertungen: 1) *unerhört* [...], 2) *Rasend* [...] 3) *mehr als jüdisch* [...]. Hervorhebungen im Original. Wobei anzumerken ist, dass auf beiden Seiten fortwährend mit Vergnügen und Geschick um Bücher gefeilscht wurde. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, undatiert [Dezember 1793], in: Wittichen 1910, S. 44.

**105** Über einen Mann, der bei ihm nach Büchern fragte: „Einen solchen Durst nach Büchern, [...] habe ich auch noch nicht erlebt. Oder ist der Mensch vielleicht ein verlarvter *Jude*, der mit Büchern handelt, und durch einen Kunstgriff die Bücher ganz umsonst – *Sie* wollen sie doch nur halb umsonst – zu erhalten sucht?“ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 30. 9. 1797, in: Wittichen 1910, S. 60.

**106** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 9. 11. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 40.

**107** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 21. 7. 1801, in: Wittichen 1910, S. 76.

**108** Mann 1995, S. 92. Belege sind dafür in der Biografie leider nicht angeführt. Mann übernimmt die Sicht Gentz', wenn er „die Juden“ undifferenziert als „eigentliche Meister des literarischen Betriebes“ charakterisiert. Ebd.

Juden geduldig kreuzigen lassen möchte, so muß ich doch bitten, daß der Kelch Mittwoch an mir vorübergehe. Entschuldigen Sie mich so gut Sie können bey [der] Levy, aber es ist mir unmöglich“.<sup>109</sup> Dazu muss einerseits erwähnt werden, dass auch die jüdischen Gastgeberinnen gegenüber den Männern in diesen Tonfall mit einstimmen, beispielsweise Henriette Herz mit ihrem scherzhaften Tadel dafür, ihr nur „mit Christlicher Liebe die Hand zu küssen“.<sup>110</sup> So en passant diese Billets aber formuliert sein mögen, so muss doch andererseits festgestellt werden, dass diejenigen Humboldts mit dem Gottesmordvorwurf eines der ältesten und meistgebrauchten antijüdischen Klischees enthielten.<sup>111</sup>

Es fällt auf, dass die Männer in ihren Berichten über Geselligkeiten diese in zwei Gruppen teilten.: Man ging mit Juden und Christen um – aber es blieben eben Juden und Christen: „Für Sonntag Mittag, oder Abend arrangiren Sie doch eine vernünftige wo möglich Christen- wenn nicht anders Judenparthie.“ Auch auf dem Schreibtisch wurde getrennt: „Ich habe heute noch soviel an Juden- und mitunter auch an Christen zu schreiben, daß ich Sie schon bitten muß, Sich heute mit diesen Zeilen zu begnügen“.<sup>112</sup> Vor allem Gentz war es, der eine Hierarchie in den Gruppen betonte: „Sie lassen ja Ihre Sonne scheinen über so manchen Hund und Juden; sie werden ja einen Christen, Prediger und Gelehrten nicht verfolgen“.<sup>113</sup> Humboldt kaschierte seine Neugier: er wollte zwar alles von den Juden wissen, machte Brinckmann aber deutlich, dass sie in die Rubrik Vermischtes oder Unterhaltung gehören.

Alle drei Männer warfen sich zu verschiedenen Gelegenheiten gegenseitig vor, zuviel mit Juden zu verkehren bzw. lästerten über den jeweiligen Dritten, dass er ‚vor lauter Judenkontakt‘ nicht mehr zu erreichen sei. Diese Vorwürfe häuften sich in der zweiten Phase der Dreiecksfreundschaft 1801/02, in der zugleich die Besuche in adligen Häusern zunahmen. In dieser Zeit thematisierte auch Gentz zunehmend „die Juden“/„das Jüdische“. Gustav von Brinckmann verkehrte mehr und länger bei jüdischen Familien als andere und wurde mit diesem Umgang besonders aufgezogen. Schon 1792 schien es Gentz

**109** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 9. 7. 1792 und 31. 8. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 17 und 134.

**110** Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 3. 5. 1793, ungedruckt, BA H.

**111** Das Argument wurde stereotyp durch die Jahrhunderte wiederholt und kann als Grundlage aller späteren Anfeindungen betrachtet werden. Vgl. Julius H. Schoeps, Die Flucht in den Haß. Vom Antijudaismus zum Antisemitismus, in: ders. 2002, S. 151.

**112** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 20. 7. 1790 und 20. 1. 1797, in: Leitzmann 1939, S. 18 und 95.

**113** Empfehlungsschreiben Friedrich von Gentz' für einen Konsistorialrat Brüggemann an Gustav von Brinckmann, 30. 8. 1797, in: Wittichen 1910, S. 53.

ein „Rätsel“, dass „Brinckmann immer noch an den 5000 klebt, da er doch nun endlich mit Sonnenklarheit eingesehen haben muß, daß ein langweiliger Jude, was man auch sagen mag, tausendmal schrecklicher ist, als ein langweiliger Christ“.<sup>114</sup> Und als Brinckmann 1801 aus Hamburg wiederkehrte, mahnte ihn Gentz scherzhaft:

Lassen Sie fürs erste – die verfluchten Juden aus dem Spiel; die Gelehrten fürchte ich nicht; denn sie sind so nüchtern, daß Ihnen der Appetit nach diesen Rackern noch vergehen wird. Will aber das Schicksal, daß Sie sich in irgendeine Jüdin verlieben – dann freilich bin ich verloren. [...] Leben Sie wohl, und verderben Sie nur nicht durch die ersten Schritte, die ganze Laufbahn unseres künftigen Lebens. Die Warnung der kleinen Levy tönt schrecklich in meinen Ohren: ich setze ihr die meinige entgegen: Fuge, o fuge Judaeos!<sup>115</sup>

Dieser Kommentar fiel in die Zeit, als Fanny von Arnstein in der Stadt war. Brinckmann verkehrte viel mit ihr und vor allem mit ihrer Tochter Henriette, mit der er anschließend einen jahrelangen Briefwechsel führte.<sup>116</sup> Da die erste Warnung anscheinend nicht fruchtete – Gustav von Brinckmann ließ sich von seinen Besuchen nicht abbringen –, schwenkte Gentz ein, nicht ohne aber nochmals nachzusetzen: „Erfahre ich aber je, daß Sie in Ihre alten Verirrungen zurücksinken, mich schlechter Gesellschaft aufopfern, und an Juden und Judengenossen verschwenden, was ich ganz anders zu schätzen wissen würde, dann ereilt Sie meine Rache gewiß“.<sup>117</sup>

Humboldt hingegen spielt in demselben Winter auf die häufigen Besuche Brinckmanns bei jüdischen Freundinnen in dem für ihn typischen erotisierten Tonfall an: „[...] ich hörte zwar wohl von Ihnen, aber nur immer in gewissen Häusern; [...] Endlich beschloss ich eine gewisse Operation mit mir vornehmen zu lassen, um Ihnen gefälliger zu sein, und bereitete mich jetzt eben dazu vor. Wollen Sie mich aber noch christlich wieder aufnehmen, so komme ich heute oder morgen“.<sup>118</sup>

Humboldt war allerdings auch der einzige, der die gesellschaftliche Situation der Juden thematisierte. Er nahm lebhaftes Interesse an der politischen

<sup>114</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 15. 7. 1792, in: Wittichen 1910, S. 18 f.

<sup>115</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 18. 6. 1801, in: Wittichen 1910, S. 72.

<sup>116</sup> Brinckmann wurde viel damit aufgezo- gen, dass er in die „Zauberjette“ verliebt sei. Ihre Hochzeit im Jahr darauf machte ihn, wie er mehreren Freundinnen gegenüber klagte, regelrecht krank. Wie ernst seine Absichten waren, lässt sich nicht mehr ermitteln.

<sup>117</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 3. 7. 1801, in: Wittichen 1910, S. 74. Hervorhebungen im Original.

<sup>118</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 13. 2. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 130.



Lage der Juden in den Ländern, die er bereiste. Mal hieß es in ironischem Kontext: „In Stralsund und Greifswalde ist schlechte Polizei. Trotz des Verbotes sollen doch einige heimliche Juden hier sein.“ Mal schrieb er ernsthafter aus Rom: „Hier ergeht es ihnen übel. Sie wohnen, wie in Frankfurt, in Einer Straße, und zu größerer Zierde läßt man sie einen gewissen rothen Lappen tragen, von dem sie gar nicht enchantiert sind“.<sup>119</sup>

Als distanzierter Beobachter bemerkte er auch, wie sich der gesellschaftliche Ton den Juden gegenüber veränderte. Bereits 1804 berichtet er Gustav von Brinckmann: „Die Leuchsenring ist auch zu dem ci-devant Ton zurückgekehrt. Denn neulich hat sie ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, wo die arme Adelaide Ephraim ihr ein unschuldiges Geschenk machen wollte, ihr einen Louisd'or vor die Füße geworfen und gesagt: croyez-vous Mlle. de Bielfeld puisse accepter quelquechos des mains d'une juive“?<sup>120</sup>

Selten, aber deutlich wurden Nützlichkeitsabwägungen ausgesprochen. Gentz freute sich beispielsweise am Netzwerkcharakter des Hauses Arnstein, den er als Dienstleistung begriff, und auch Humboldt wollte sich mit gewissen Leuten nur abgeben, solange er Nutzen daraus ziehen könne, so „daß ich in eben dem grade, in dem sich Salmon ausbreitete, ich mich zusammenziehe, und daß ich es noch mehr thun werde, wenn ich erst nicht mehr überzeugt seyn werde, daß man auch in diplomatischer Hinsicht durch diese Gesellschaft nichts gewinnt“.<sup>121</sup>

An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass auch die jüdischen Salonteilnehmer den weltlichen Nutzen ihrer Gäste untereinander gelegentlich thematisierten. So ermunterte David Veit seine Freundin Rahel Levin Varnhagen, Herrn von Brinckmann, den sie als „lauffertigen“ Weltmann kritisierte, eben als solchen auszunutzen. Jahre später beratschlagte sie mit Pauline Wiesel, wieviel Geld diese von Gentz für ein Rendezvous verlangen könne.<sup>122</sup>

**119** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, August 1796 und 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 85 und 140.

**120** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 18. 8. 1804, in: Leitzmann 1939, S. 169. Diese Wandlung ist insofern bemerkenswert, als der Gatte der Leuchsenring in den 1790er-Jahren dafür bekannt gewesen war, primär mit Juden zu verkehren. Vgl. Landsberg 2000, S. 40.

**121** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 140 f.; Gemeint ist der Kunstsammler Jakob Salomon Bartholdy.

**122** Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 13. 12. 1793, in: GW VII/I, S. 71 f.; Und an Pauline Wiesel: „Er hat das Geld welches uns fehlt; er wirfft damit: laß' er ein wenig davon nach Ihnen werffen [...]“ 4. 6. 1817, in: ERLV I, S. 196. Schreibung im Original.

### 3.2 Satire und Parodie

Eine Textgattung, in der die Juden innerhalb des Briefwechsels eine Hauptrolle spielen, oder zu der sie sogar den Anlass gaben, ist die satirische Parodie. Mehrfach wurden von allen drei Schreibern Redewendungen oder Zitate umformuliert oder bestehende Versdichtungen umgeschrieben und dabei mit neuem Inhalt versehen. Vielleicht zufällig ist von jedem der drei Männer eine solche satirische Versdichtung bzw. Parodie mit Bezug auf das jüdische Umfeld überliefert. Aus dem Briefwechsel ist erkennbar, dass sich die Männer in dieser Versproduktion gegenseitig animierten und, salopp gesagt, „hochschaukelten“. Da keine dieser antijüdischen Parodien bisher in der Sekundärliteratur analysiert wurde, werden sie hier ausführlicher zitiert.

Aus Anlass der Verschuldung des Freundes Gentz, der auch bei jüdischen Bankiers Geld aufgenommen hatte, zitiert Humboldt den römischen Dichter Claudian, in seiner eigenen Fassung:

G. Fall schmerzt mich unendlich, aber daß er im Sinken auch das unchristliche Geschlecht mit ins Verderben zieht ist doch göttlich. Bisher konnte man noch an einer Vorsehung zweifeln, aber nun  
 Abstulit hunc tandem Judaei poena tumultum /  
 Absolutique Deos. Jam non ad culmina rerum  
 Hebraeos creusse querar, Tolluntur in altum /  
 Ut lapsu grauiore ruant.<sup>123</sup>

Ein Preisgedicht auf Friedrich II., das in der Generation der Salongäste generell vielfach verspottet wurde, nahm Gentz 1792 zum Anlass, den Autor Jenisch in einer Neudichtung Klopstocks zu parodieren.<sup>124</sup> Dafür verfremdete er bezeichnenderweise Verse aus dessen *Messias* und stellt einen Zusammenhang zwischen der Arbeit an dem preußischen Heldenepos *Borussias*<sup>125</sup> und Jenischs jüdischem Umgang her. Jenisch erinnert seinen Verleger daran, wie ihm die

<sup>123</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 30. 12. 1796, in: Leitzmann 1939, S. 94. Der Herausgeber merkt an, dass im Original statt *Judaei* *Rufini* steht und statt *Hebraeos* *injustos*.

<sup>124</sup> Möglicherweise ist die Satire, die Jenisch 1799 auf die Salongesellschaft und die Romantiker verfasste, „Diogenes Laterne“, auch eine Revanche für seine schlechte Aufnahme in diesen Jahren. [Vgl. VI]

<sup>125</sup> Das Epos „*Borussias*“ gilt als das bedeutendste Werk Jenischs. Teilabdrucke erschienen ab 1791 und wurden anscheinend vor Drucklegung jeweils schon in der Gesellschaft bekannt gemacht, mit mäßigem Erfolg. Jenisch gab, am Tage nach Abfassung des Lästergedichts, ausgerechnet Gentz eine deklamatorische Kostprobe, die diesen zu einem boshaften Brief an Brinckmann veranlasste. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 12. 10. 1792, in: Wittichen 1910, S. 27.

Idee zu dem Gedicht gekommen sei: „[...] damals, da wir die Häuser der Juden durchliefen, die Schmäuße der Zukunft, durch mein göttliches Lied besungen, noch glänzender sahen [...]“. Brinckmann muss mit einem ähnlichen Vers geantwortet haben, denn Gentz dankte ihm für eine „göttliche Tirade! Ich versichre Sie, daß ich mich seit gestern Abend von dem schrecklichsten Lachen so wenig habe erholen können, daß ich mir heute auf der Straße ein Schnupftuch vorhalten musste, um nicht ein öffentlich Skandal zu geben.“ Er nahm Brinckmanns Antwort als Herausforderung zur Fortsetzung seiner Parodie: „Um indessen mit meinem schwachen Dichtergenius doch nicht ganz zurückzubleiben, und *in einer so schönen Sache*, auch einige Lorbeeren zu erringen“, formuliert er weitere Verse aus Klopstocks Messias um. Diesmal spricht der Verleger Fischer zum Arzt Herz:

Die Juden bei Deiner Freitagstafel, sprach Fischer,  
 Aller Juden gekrönte Scheitel, die Worte der Kiese=  
 Wetter sind zählbar; allein die Folgen der großen Verhöhnung,  
 Jenischens Schandtaten nicht. Und Herz sprach weiter: Ich sehe  
 seinen Sch...Stuhl! Wie schrecklich bist Du, verschsch...ender Jehnisch! [...] <sup>126</sup>

Wenn diese Verse auch zunächst den Eindruck erwecken, dass Jenisch von seinen jüdischen Freunden verhöhnt wurde, stellte Gentz im beigefügten Brief klar, dass es ihm mit diesem Text darum ging, „alle unsere Feinde, wie auch sämtliche Juden, ein für alle Mal in den Kot“ zu treten. Der erwähnte Markus Herz sei zwar ein Gelehrter, aber nicht den christlichen Ärzten vergleichbar: „Denn sagen Sie mir, was würde daraus, wenn es einreißen sollte, den Eloa= Herz zwischen Böhre und Büffon zu stellen“! <sup>127</sup>

Die Lust an der Satire war dabei keineswegs nur gegen Juden gerichtet. Wie sehr es die drei Männer reizte, ihre gesamte Umgebung in einem Rundumschlag zu verlästern, wird deutlich in dem Brief, mit dem Brinckmann seine und Gentz' obige Ergüsse an Humboldt weiterleitete:

Diesmal freilich nichts kluges, aber doch etwas, das Sie nahe angeht, und das G. l o b t. Ich kann mich also gar nicht enthalten es Ihnen so ganz frisch mitzuthemen. Sie wissen nemlich aus meiner letzten Depesche den Plan Jenisch zum Gegenstand eines heroischen Gedichtes zu machen, der denn zum Theil auch, ganz als Parodie des Messias vollendet ist ; [...] Allein das war G. noch nicht genug, sondern er schlug mir vor noch ein romantisches Gedicht in Stanzen zu machen, das zugleich alle Juden, den pr. Staat, Gott und ganz

<sup>126</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 20. und 21. 9. 1792, in: Wittichen 1910, 23 ff. So in der Briefausgabe.

<sup>127</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 20. und 21. 9. 1792, in: Wittichen 1910, S. 26. Herrmann Böhre und Graf von Büffon waren berühmte Ärzte bzw. Naturwissenschaftler, ersterer in den Niederlanden.

Berlin verlästern sollte. [...] Ein solches Lästergedicht nun, wem könnte es wol würdiger zugeeignet werden als I h n e n, und so haben Sie denn hier die Weihung desselben an Sie.<sup>128</sup>

So bekam auch Humboldt selbst seinen Anteil. In einer Mischung aus Bewunderung und Spott wurde er in dem Weihegedicht wegen seiner Sinnlichkeit und seines Stolzes als „Riesen-Phänomen“ gelästert. Humboldt muss diese Mischung gefallen haben, da dieser Brief einer der wenigen war, die er aufhob.

Die Parodie auf „ganz Berlin“ selbst ist nicht überliefert, wohl aber ein anderes Lästergedicht Brinckmanns „an Alexander von Humboldt wegen der kühnen Idee, die er gefasst hat, einen Juden durch eine chymische Operationen hervorzubringen“. Dies Gedicht entstand 1793,<sup>129</sup> als Alexander von Humboldt Brinckmanns häufiger Begleiter war. In vier Versen verglich Brinckmann den Naturwissenschaftler mit Gott, der sein Monopol zur Menschenschöpfung ungerechtfertigt besitze, da Humboldts Methode viel schneller sei. Wieder wird Markus Herz erwähnt, in einem eigentlich positiven Kontext:

Du, dessen Geist zu Spielereien / das Räderwerk der Weltenuhr  
sich wählt, und ihre Zaubereien /  
erklärt, womit der Gott bisher / ein schändlich Monopol getrieben,  
als wüßte keiner noch wie er / so schlaue Wunder auszuüben,  
da H e r z doch mit verdientem Glück / die Experimental Physik  
sogar für – Prinzen schon geschrieben [...].

Das Gedicht endet jedoch mit einem Vers, der alle Klischees der alttestamentarischen Juden enthält:

Der Juden schmutziger Papa / der konnte kaum noch Läuse machen,  
wenns gleich auf S e i n Befehl geschah / Du aber, um ihn auszulachen  
durchwühlst kaum Deine Siebensachen / so steht ein Mauschel selber da,  
und preist mit aufgesperrtem Rachen / den Schwanzbeschneider Jehovah,  
der statt aus Samen der Profeten / ihn, *wohlfeill*, wie im Paradies  
aus bloßem Dreck zusammenkneten / und doch so stinkend werden ließ.

Wie alle Briefzitate verlangt auch und besonders dieses Gedicht nach kontextueller Einordnung. Es war keineswegs unüblich für Brinckmann, aus Gelegenheit – auch lästerliche – Verse zu machen. Dabei richtete er sich nach der

<sup>128</sup> Gustav von Brinckmann an Wilhelm von Humboldt, 1792, in: Leitzmann, 1939, S. 243. Schreibung und Betonung im Original.

<sup>129</sup> Leitzmann datiert dies Gedicht nach dem vorangegangenen leider nicht erhaltenen Scherz von Alexander von Humboldt nach: Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, „Ich lege einen Scherz von Alexander bei!“, o. D. 1793, in Leitzmann 1939, S. 63.

Persönlichkeit seiner jeweiligen (Haupt)Bezugsperson. Nur eine Woche nach diesem Gedicht schrieb und schickte er beispielsweise ein weiteres Lobgedicht *An Alexander von H. bey Uebersendung eines Lukrez*. Dieses Gedicht lobte Humboldt als „besseren Epikur“, nahm keinerlei Bezug auf jüdische Themen, wenn auch Brinckmann bei anderen Zeilen sich nicht scheute, sich selbst zu zitieren.

Der Hinweis auf schmutziges, stinkendes Milieu im oben zitierten Gedicht, der ja auch in Gentz' Versen in Verbindung mit Juden eindeutig hergestellt wurde, taucht sonst im Briefwechsel der drei Männer nicht auf, der Bezug zum Handeln („wohfeil!“) schon, wenn auch selten. Es scheint in den drei Köpfen ein Reservoir an Stereotypen gegeben zu haben, aus dem man bei Bedarf schöpfen konnte, und das ihnen in erster Linie zum Amüsement diente. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Antwort Alexander von Humboldts, dem die Verse Brinckmanns so gefielen, dass er sie weiterverbreiten wollte – unter anderem bei ihren jüdischen Gastgebern!

Ich muß Ihnen für das göttliche Gedicht danken. Es hat prächtige Stellen, ich kenne nichts ähnliches. Ich sinne auf Mittel, es unter den Juden bekannt zu machen. Es ist heute Freitag. Lassen Sie uns zu Herzens gehen und es dort vorlesen. [...] Wenn Sie mir Bescheid sagen, Sorge ich für einen Wagen, denn bei dem Dreck risqirt man, daß einem Juden an den Sohlen entstehen.

Totus tuus Ht

Humboldt blieb in der Metapher (dass Juden aus Dreck zu erschaffen seien), spielte aber mit dem Gedanken, dass sie, zumindest so aufgeklärte wie Herzens, soviel Humor besäßen, über diese Satire zu lachen.<sup>130</sup> Eine Reaktion von Markus Herz auf solche Gedichte ist leider nicht überliefert.

Während das zweite Lobgedicht Brinckmanns auf Alexander von Humboldt in Schillers Musenalmanach gedruckt wurde, ist von dem über die Herstellung der Juden keine weitere Verbreitung bekannt. Allerdings hob Wilhelm von Humboldt es auf, und als er es 1818 mit Vergnügen wiederlas, nahm er es zum Anlass, sich und die alten Zeiten Brinckmann in Erinnerung zu bringen.<sup>131</sup>

<sup>130</sup> Die Herausgeber der Jugendbriefe von Alexander von Humboldt, die diese Stelle nachdruckten, sind der Ansicht, der Vorschlag, dieses Gedicht bei Herzens vorzulesen, sei „im Scherz“ formuliert. Jahn / Lang 1973, S. 237.

<sup>131</sup> „[...] daß ich alle alten Papiere hier habe und neulich mit großer Freude Ihre Verse auf mich und die auf Alexander, wie er einen Juden machen wollte, gefunden habe. Es hat mich unendlich in jede Zeiten zurückversetzt.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 13. 2. 1818 aus London, in: Leitzmann 1939, S. 172.

### 3.3 Jüdische Frauen

Jüdinnen nahmen in dem Briefwechsel der Männer eine Sonderstellung ein. Es sind besonders jüdische Frauen, denen sie persönlich verbunden waren und um derentwillen sie überwiegend in jüdischen Häusern verkehrten. Von den Ehemännern dieser Frauen war fast nie die Rede. Lediglich Markus Herz tauchte in der Korrespondenz häufiger auf, weniger aber in seiner Rolle als Gatte der Henriette, sondern als gefragter Mediziner und eben Figur in mehreren satirischen Texten. Überliefert sind auch keine nennenswerten Korrespondenzen der drei mit den Ehemännern oder andern hier verkehrenden jüdischen Gelehrten. Eine Ausnahme bildet David Friedländer, mit dem Humboldt schon länger befreundet war. Genannt wurden außerdem David Veit, den Humboldt in Jena näher kennenlernte, und Bankhäuser wie Fränkel sowie Mendelssohn & Friedländer. Der im Nachlass Brinckmann überlieferte Billet-Wechsel mit dem Bankier Samuel Salomon Levy bildet eine die Regel bestätigende Ausnahme: Brinckmann korrespondierte genau dann mit dem Gatten der Salonière Sara Levy, als diese auf Reisen war. Nur durch diesen Umstand ist allerdings etwas vom Originalton Levy überliefert worden, der in ruppiger Art über die bevorstehende Niederkunft der Schwägerin schrieb: „Wahrscheinlich ist es Ihnen gesagt worden, dass unsere Reisenden den 1<sup>ten</sup> February in Prag glücklich angekommen sind. Zum Freytag hoffen sie in Wien anzukommen. Bis dahin muß die Eskeles ihr Kunstwerk ein zu halten wissen. Ihr Freund Levy“.<sup>132</sup>

Gentz, Humboldt und Brinckmann waren sich untereinander darin einig, dass unter den Juden die Weiber „um hundert Prozent besser als die Männer“ seien.<sup>133</sup> Das scheint ein derartiger Gemeinplatz gewesen zu sein, dass man *die* Wiener mit *den* Juden vergleichen konnte:

Mit den eigentlichen Wienern verhält es sich ungefähr wie mit den Juden; das heißt, die Männer taugen alle nichts, aber es gibt einige sehr ausgezeichnete Weiber; und diese, mit einigen fremden Weibern und mit einigen fremdem Männern vermischt, bilden dann Koterien, unter welchen die, in der ich das Glück gehabt habe zu leben, ohne allen Zweifel die vortrefflichste ist.<sup>134</sup>

<sup>132</sup> Salomon Levy an Gustav von Brinckmann, 7. 2. 1802, ungedruckt, BA L. Sara Levy reiste nach Wien zu ihrer Schwester Eskeles, die ein Baby erwartete (= das „Kunstwerk“).

<sup>133</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 26. 4. 1803, in: Wittichen 1910, S. 127.

<sup>134</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann 11. und 12. 7. 1804, in: Wittichen 1910, S. 203 f.

Man betrachtete im Positiven wie Negativen die jüdischen und die „christlichen Reize“ getrennt.<sup>135</sup> Jüdische Frauen wurden separat beurteilt, sie stellten quasi eine eigene Gattung dar, die bei – oder trotz – aller Exotik keine ‚echte Weiblichkeit‘ erreichte. So sah Humboldt eine Teilschuld an Gentz’ mangelnder Reife in seinem Umgang mit den verkehrten Frauen: „Er hat noch viel weniger je eine Empfindung von Liebe gehabt, ja nur je empfunden, wie eine Frau seyn mußte, und wie die wahren (nicht solche Pseudo Jüdinnen und Christinnen) sind“.<sup>136</sup> Diese Sicht ist bei Humboldt sicherlich nicht unwesentlich von seiner ehemaligen Leidenschaft zu Henriette Herz beeinflusst, von der er sich in den Jahren nach 1790 brieflich heftig zu distanzieren suchte und beinahe soweit ging, sie auf Henriette Herz selbst zu projizieren. „Die Herz findet manchmal gut zu glauben, daß die alten Zeiten zurückkehren“.<sup>137</sup> Zunehmend stellte er sie als „das närrische Geschöpf“ dar, das versuchte, das alte Verhältnis aufrecht zu erhalten, sich als den Ablehnenden. „Selbständigkeit hat sie gar nicht, dafür hält sie aber auch mit so treuer, inniger Zärtlichkeit an einem, daß sie rühren muß, wenn man sie auch nicht liebte“.<sup>138</sup>

Auffallend öfter als seine Freunde Gentz oder Brinckmann thematisierte Humboldt die jüdische Identität der gemeinsamen Freundinnen. Gentz spätere Ausfälle richteten sich gegen „das Jüdische an sich“, bei guten Freundinnen erwähnte er die jüdische Herkunft nie. Brinckmann, dessen Antworten sich aus den Briefen der Freunde rekonstruieren lassen müssen, scheint im Vergleich die Vorurteile und den Ton des jeweiligen Gegenüber bedient zu haben, da sich beide für seine „köstlichen Tiraden“ bedankten. Für seinen Umgang hatte das zunächst keine Konsequenzen, er hat am meisten und kontinuierlich Kontakt zu jüdischen Frauen.

Die äußeren Ereignisse des jüdischen Familienlebens bzw. des Akkulturationsprozesses wurden nur am Rande erwähnt, in der Art, dass Humboldt sich fragte: „die Arnsteiner-Fanny, was mag da für ein Judenname hinter stecken“?<sup>139</sup> Auch die für diesen Prozess bedeutsamen Ereignisse Konversion und Eheschließung wurden nur am Rande thematisiert. Humboldt wetterte summa-

---

**135** „Was macht die *Kleine*, was macht Mad. Levy und Mad. Ephraim, diese meine unvergleichliche und vergessliche Freundinnen? Und sehen Sie denn zuweilen noch die christlichen Reize?“ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 2. 1. 1803, in: Wittichen 1910, S. 103.

**136** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 138.

**137** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1. 2. 1791, in: Leitzmann 1939, S. 16.

**138** Wilhelm an Caroline von Humboldt, 26. 2. 1790, zit. nach: Geiger 1905, S. 620.

**139** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 25. 9. 1797, in: Leitzmann 1939, S. 103.



risch gegen das Heiraten, das grassiere. Auch für Brinckmann wurden Taufen erst zum Thema, als sie sich zu häufen schienen:<sup>140</sup> „Stürzt denn der ganze Tempel Salomonis mit allen seinen Säulen und Vorhöfen und Stiftshütten auf Einmal in Trümmern? Da krig' ich gestern einen Brief nach dem andern, wovon mich der letztere immer nicht zu Athem kommen ließ über den Inhalt des ersteren: Meine Doktorn! also nicht blos geschieden, sondern ohne mein Zuthun getauft und baronisiert! Die Veit geschieden! [...]“.<sup>141</sup>

Wenn man die Äußerungen zu den getauften Freundinnen über die Jahre weiter verfolgt, stößt man auf das Paradox, dass die Männer die Taufe an sich befürworteten, sie bei den Frauen ihrer Bekanntschaft aber auch für einen Verlust an Authentizität hielten. Zwar machte Humboldt Werbung für umfassende Konversionen: „Heute wird *allemaal* in Rom ein Jude getauft. Das ist doch mal wenigstens eine Veranstaltung, daß mit der Zeit es keine mehr geben kann, wenn die Welt lange genug steht. In Berlin denkt man auch nicht einmal auf eine solche langsame Vorkehrung“.<sup>142</sup>

Zum Ende seines Lebens sollte Wilhelm von Humboldt den Salonbekanntschaften ein zuviel an Christlichkeit übel nehmen.

„Aber ich behaupte, daß gar keine rechten Juden mehr gebohren werden. Sie bringen alle schon ein Stück Christenthum mit auf die Welt, und die alten gehen aus nach und nach. Mit der *Kleinen* ist nach ihrer Verheiratung gar nichts mehr anzufangen. Die Herz und die Schlegel sind sehr christlich in Rom. Die Jette in Paris ist noch die, die ich zuletzt am liebsten gesehen habe. Vollkommene Reinheit von aller Christlichkeit“.<sup>143</sup>

### 3.4 Der „jüdische Körper“ und die Vorstellungen der Gojim

Aber wer hat sich auch mit so großer Gefahr  
(wenigstens in Absicht des Rufs der Guthmüthigkeit) und so vieler Mühseligkeit  
sich solche Notion des Judenthums verschafft als wir?<sup>144</sup>

<sup>140</sup> Hier muss angemerkt werden, dass sich, zumindest im Umfeld Humboldts dieser Ton später änderte. Zur Eheschließung Rahel Levins mit dem Diplomaten Karl August Varnhagen bemerkt er 1814: „Es gibt nichts was der Jude nicht erreicht. Für den armen Menschen tut es mir leid.“ Wilhelm an Caroline von Humboldt, 12. 10. 1814, in: Sydow 1906–1918, Bd. IV, S. 395.

<sup>141</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 1. 1799, ungedruckt, SV 38.

<sup>142</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 31. 3. 1804, in: Leitzmann 1939, S. 168.

<sup>143</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 11. 6. 1818, in: Leitzmann 1939, S. 178.

<sup>144</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7. 9. 1796, in: Leitzmann 1939, S. 87.

Mit Juden verband Humboldt einen gewissen erotischen Typus: „Hier ist auf der Welt Gottes nichts zu finden. Lauter platte Christen, nichts Piquantes, kein schwarzes Haar“.<sup>145</sup> Später versuchte auch Friedrich von Gentz, Rahel Levin Varnhagen ein Kompliment machen, in dem er sie „pikant“ nannte, was allerdings gänzlich misslang.<sup>146</sup>

Die im Briefwechsel gemachten Bemerkungen zum jüdischen Körper kennzeichnen diesen als etwas Fremdes: Betont wurden schwarze Haare, „gelbliche“ Haut.<sup>147</sup> Humboldt sprach gelegentlich auch von der „Asiatischen Race“, später erinnerte ihn die Physiognomie mehrerer Spanierinnen an Henriette Herz.<sup>148</sup> Es war in den Jugendbriefen davon die Rede, dass man „Jüdisches“ körperlich erkennen könne. Humboldt wollte die „Beschneidung bis in jede Fingerspitze erkennen“ können und der Sefarde Pereira hatte zwar für Gentz „nichts Jüdisches in Rede und Manier (durchaus aber im Gesicht)“.<sup>149</sup>

Auch wenn sie viele sexuelle Streifzüge gemeinsam unternahmen, blieb die erotisierte Sprache ein Spezifikum Humboldts. Dabei finden sich erotische Konnotationen nicht nur bei seinen weiblichen Bekannten. Im Zusammenhang mit männlichen Juden tauchen Wortspiele zur Beschneidung fast stereotyp auf: „Grüßen sie was beschnitten und unbeschnitten an mich denkt.“ Auch die Veränderung eines jüdischen Namens wurde für Humboldt eine Kastration, so bei „Salmon, der sich jetzt nach irgendeiner Meierei, die seine Familie besitzt, Salmon-Bartholdi nennen läßt, um womöglich durch diesen Zusatz um den Judenkönig zu kommen, den er schon um sein o kastriert hat“.<sup>150</sup> Humboldt hielt sich eine gewisse Kennerschaft auf diesem Gebiet zugute: „Soviel von Christen. Von Juden ist hier leider weiter nichts zu sagen, als daß ich in Halle den kleinen Veit gesehen habe, der dort für die Ablegung alles Judenthums sehr berühmt ist. Ich urtheilte freilich anders und sah die Beschneidung in jeder Fingerspitze“.<sup>151</sup>

**145** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7. 9. 1796, in: Leitzmann 1939, S. 87

**146** Aus Prag empörte sie sich: „Er nennt mich sogar, räthselhaft; pikant – pikant????!!!“ Rahel Levin Varnhagen an Karl August Varnhagen, 2. 9. 1813, in: GW V/I, S. 155.

**147** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1792, in: Leitzmann 1939, S. 25.

**148** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 30. 4. 1803, in: Leitzmann 1939, S. 149. Für den Vergleich der Herz mit „piquanten“ Spanierinnen vgl. die Einträge in Leitzmann 1922, Bd. 1, S. 396 und Bd. 2, S. 247.

**149** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7. 9. 1796, in: Leitzmann 1939, S. 88; 11. 3. 1794 bzw. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802, in: Wittichen 1910, S. 80 und 98.

**150** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 140.

**151** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7. 9. 1796, in: Leitzmann 1939, S. 87.

„Die Beschnittenen“ standen im Briefwechsel der drei Männer manchmal auch synonym für Juden, auch Frauen fielen darunter: „Wie alles Gute doch immer am Ende von den Beschnittenen kommt, so erfuhr auch ich zuerst Ihre Versetzung hierher durch die Fraenckel“.<sup>152</sup>

Im Vergleich ergibt sich allerdings, dass Humboldt sich diesen speziellen Tonfall für seine Begleiter durch Berlins Straßen aufhob. In den Briefen an seine Braut und Gattin aus dieser Zeit, den 1790er-Jahren, wurde die Formulierung „die Beschnittenen“ nicht verwendet, es wurde aber auch keine Unterscheidung getroffen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Freunden bzw. jüdischen und nichtjüdischen Frauen! Humboldt hatte Caroline von Dacheröden über den von Henriette Herz gegründeten „Tugendbund“ kennengelernt, der keinen Unterschied nach Konfession kannte. In dem Briefwechsel mit seiner Braut bis 1792 wurden „Jette“ und „Brendel“ viel diskutiert, aber nirgendwo als Jüdinnen, vielmehr als ehemalige[!] Vertraute Humboldts. Ganz offensichtlich wuchs seine Ablehnung Henriettes gegenüber mit seiner Verehrung Carolinens. Bei dem Vergleich des Wesens beider Frauen schnitt „Jette“ zunehmend schlecht ab, was natürlich auch als indirektes Kompliment an die zu umwerbende Verlobte Caroline gelesen werden muss.<sup>153</sup> Auch im Ehebriefwechsel fand so eine Distanzierung vom früheren Umgang statt, aber mit einer anderen argumentativen Strategie. Wirklich antijüdische Äußerungen sind hier erst Jahre später zu finden. An dieser Stelle ist daher Ludwig Geiger zu widersprechen, der die Kritik an Henriette Herz und Dorothea Veit Schlegel bereits um 1790 in erster Linie als Kritik an Jüdinnen liest.<sup>154</sup>

Markanterweise standen in den Jugendbriefen der drei Männer die Besuche in den Judenhäusern in brieflicher Nähe zu den Besuchen in Bordellen und bei Freudenmädchen, die sie als „Edle“ bezeichneten. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass die jüdischen Frauen und „die Edlen“ gleichgestellt wurden, aber über beide wurde übergangslos nacheinander berichtet und beide wurden in den Briefwechseln der Männer, zeitweilig funktional vergleichbar, als „Abenteurer“ diskutiert.

Nicht zu unterschätzen ist in diesem Zusammenhang das Renommierbedürfnis dreier junger Männer Mitte zwanzig, das sich in Formulierungen wie: „Sie wissen, dass nicht viel dazu gehörte mich [bei jungen Frauen] zum folgen

<sup>152</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 15. 2. 1798, in: Leitzmann 1939, S. 107.

<sup>153</sup> Da Caroline jetzt die Verkörperung seines Frauenideals war, musste Henriette gewissermaßen den Platz des Idols räumen. Caroline konnte sich dadurch so sicher fühlen, dass sie mehrfach das veränderte Verhältnis Humboldts zu seinen Berliner Freundinnen von Herzen „bedauerte“.

<sup>154</sup> Vgl. Geiger 1905.

zu bringen“ und „ein Mädchen, deren Verstand Gentz so sehr auf die Lenden reducirt“ ausdrückt.<sup>155</sup> Insbesondere Humboldts Äußerungen zu jüdischen Frauen sind sicher im Gesamtzusammenhang seiner Persönlichkeitsstruktur zu sehen, da er Jugendfreunden und späteren Affären gegenüber nicht selten detailliert von seinen sexuellen Fantasien sprach.<sup>156</sup> In Berichten über jüdische Freundinnen wie über verschiedene „Edle“ blieb Humboldt immer der Aufgesuchte, derjenige, der um Gunst gebeten worden sei und sie ablehnen oder gewähren konnte.<sup>157</sup> Ähnlich formulierte Gentz später seine Verhältnisse zu Marianne Meyer Eybenberg oder Rahel Levin Varnhagen immer so, dass diese einen „faible“, eine Schwäche, eine Leidenschaft für ihn empfänden.<sup>158</sup> Die durchaus werbende Rolle, die Gentz in Briefen an Rahel Levin Varnhagen einnahm, wurde dabei ausgeblendet.

In den Briefen der drei Männer wurden nicht nur jüdische Frauen aus bürgerlichen Häusern erwähnt, sondern auch jüdische Prostituierte. Man gewinnt den Eindruck, dass der Umgang mit jüdischen Frauen aller Schichten und noch der sprachliche Umgang mit seiner Erinnerung daran für Humboldt an- und erregende Wirkung hatte. Selbst einen gescheiterten Annäherungsversuch an ein jüdisches Mädchen schildert Humboldt Brinckmann in Metaphern nahezu naturalistisch.<sup>159</sup> Obwohl es in diesem Falle nicht zu Ge-

---

**155** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1. 2. 1791 und 1792, in: Leitzmann 1939, S. 15 und 25.

**156** Vgl. z. B. den vielzitierten Bericht an Israel Stieglitz über eine Fährfahrt auf dem Rhein, bei der Arbeiterfrauen in Humboldt Sklavinnen-Phantasien auslösen. Tagebucheintrag 23. 7. 1789, in: Leitzmann 1922, Bd. I., S. 79 f.

**157** Ausgedrückt in Nebensätzen wie „[...] sie bat mich, sie wiederkommen zu lassen, aber ich that nichts.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1792, in: Leitzmann 1939, S. 26.

**158** Seit dem 17. Jahrhundert war die vermeintliche sexuelle Hemmungslosigkeit von Jüdinnen – als Gegenbild zur christlichen Keuschheit – in antijüdischen Schriften ein gängiger Topos. Jeanette Jakubowski vertritt die These, dass in der Salonzzeit die „Wurzeln des Stereotyps der sexuell gierigen Intellektuellen“ liegen. Es ist aber durchaus ebenso möglich, dass diese Projektion bei Humboldt und seinen Freunden einem männlichen Renommierbedürfnis entsprang. Vgl. Jeanette Jakubowski, „Die Jüdin“, in: Schoeps / Schloer 1995, S. 196–209, hier S. 200.

**159** Wilhelm von Humboldt hatte ein jüdisches Mädchen auf der Straße überredet, ihn zu besuchen. „Der Tag erschien, ich machte das Haus leer und harrte. [...] kaum hatte ich einige Anstalten gemacht, so sah ich, daß wenn mir der Gott Israel nicht beistünde, ich wie Pharaon und sein Heer, Sie wissen in welchem Meer umkommen müsste. [...] Sie bat mich, sie wiederkommen zu lassen, aber ich that's nicht. [...] obgleich ihre Tugend zu purpurfarben war, um sich zu entschließen, sie zu beflecken; so werde ich doch wahrscheinlich, da die Geschichte gewiß herunkommt, der Verföhrer der Judentugend heißen, und mir eine neue Blume in den Kranz meiner Ruchlosigkeit flechten.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1792, in: Leitzmann 1939, S. 26. Diese Episode taucht m. W. in keiner Biografie

schlechtsverkehr kam, ging Humboldt davon aus, dass „dieser einzige Besuch sie in den Ruf brachte, eine Edle zu sein“, dass die Geschichte die Runde machen und er selbst „der Verführer der Judentugend“ heißen würde. Dem wollte er aber nicht Einhalt gebieten, sondern sich damit „eine neue Blume in den Kranz meiner Ruchlosigkeit flechten“. Für Humboldt, der die Verehrung der absoluten Weiblichkeit einerseits, beispielsweise in seiner Ehefrau, und seine amourösen Abenteuer mit Frauen der niederen Schichten andererseits als zwei gültige Parallelwelten betrachtete, wurde „Judentugend“ hier wieder zu einer separaten Rubrik. Zu deren Beschützer warf er sich allerdings nicht auf.

Mit der Analyse der Humboldtschen Briefe an Brinckmann kann man sich der These Ludwig Geigers anschließen, die dieser in Bezug auf den Ehebriefwechsels der Humboldts formulierte, dass Wilhelm von Humboldt „die Rechtsverkümmerung der Juden widerstrebte [...] und daß er [aber], wenn er diesen Haß auch bekämpfte, ein wirklicher Philosemit nicht genannt werden darf“.<sup>160</sup>

Abschließend, nach der Lektüre vor allem ungedruckter Briefwechsel der Frauen, möchte ich hier weiterhin die These vertreten, dass den jüdischen Gastgeberinnen die Einstellung ihrer Gäste in den Grundzügen bekannt war. Wie im Kapitel V gezeigt wird, unterschied Rahel Levin Varnhagen zwischen „Judenhaß“ und ‚bloßem‘ „Judenschimpf“ bei verschiedenen Bekannten. Auch Mendelssohns Tochter sah einigen Freunden ihren „Judenhaß“ nach.<sup>161</sup> Ihnen bekannte judenfeindliche Äußerungen einzelner Gäste hinderte Salonfrauen nicht am persönlichen Umgang mit diesen. Das trifft nicht nur für die bekannte Auseinandersetzung mit den Geschwistern und Vertretern der Romantik, Bettina von Arnim und Clemens Brentano, zu, sondern es waren auch die Lästereien bzw. die abfälligen Äußerungen der früheren Gäste bekannt, insbesondere der Wilhelm von Humboldts.

Interessanterweise haben die jüdischen Frauen sich brieflich mit Gustav von Brinckmann über dieses Phänomen des Judenschimpfs und der zunehmenden Distanzierung auseinandergesetzt, in seinem Nachlass sind mehrere Hinweise auf diese Wahrnehmung überliefert. Zum Beispiel las Henriette Herz aus Briefen von Paris heraus, dass die Humboldts sich in ihren gesellschaftli-

---

auf. Fraglich scheint ihr gegenüber die These Kählers, dass Humboldt „nie den Laut von Don Juans jauchzendem Genuss“ hören ließ. Kähler 1963, S. 68.

<sup>160</sup> Geiger 1912, S. 70.

<sup>161</sup> Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel wollte z. B. dem als Judenfeind bekannten, mit ihr aber befreundeten Fichte ihre Möbel verkaufen und schrieb: „Fichte will sich Meubles in Berlin anschaffen, er will die meinge besehen, und wahrscheinlich einiges davon kaufen; er wird doch seinen JudenHaß wenigstens damit sanctioniren, dass er sie mir Christlich bezahlt!“ An Friedrich Schleiermacher, 6. 1. 1800, in: KFSa, Bd. 25, S. 40.

chen Ansprüchen geändert haben würden: „Ich habe kürzlich einen Brief von der Humboldt aus Cadix gehabt worin sie [...] mit Gewißheit davon spricht im October in Deutschland u im Februar in Tegel zu sein. Wie anders werden diese Menschen nun wieder sein oder doch scheinen wollen. Warum kann ich mich nicht mit ihnen freuen“.<sup>162</sup>

Besonders aufschlussreich ist weiterhin ein Streit im Hause Fränkel, der, da er die Dreiecksfreundschaft explizit betraf, hier ausführlich zitiert werden soll. Bei einem Besuch im Haus des Bankiers entlud sich der Zorn des Hausherrn über Brinckmann. Anscheinend erregt über die Weise, in der die drei Freunde seiner Frau den Hof gemacht hatten,<sup>163</sup> aber mit Humboldt und Gentz selbst in näherer Verbindung stehend, machte Fränkel Brinckmann zum Sündenbock:

Fränkel sprach mit Wärme, die an Wuth gränzte von gewissen Grundsätzen, von denen er wohl wusste, daß sie die meinigen wären, er griff indirekt mich und meine Freunde mit recht tugendhafter Bosheit an; und was das Schlimmste war, er sprach in der That so *gut*, und so *wahr*, daß die *Wahrheit* kaum vollkommener auf seiner Seite hätte sein können, wenn er das *Grade Gegenteil* seiner Behauptungen vorgebracht hätte. Auch schien *ich* blos das *Allgemeine* hievon zu fühlen, und zu verstehen, gab ihm hierin *recht* und gönnte ihm die Freude, sich inniger und harmonische hierüber mit G. und H. zu unterhalten; denn ersterer besucht ihn wieder und letzterer ist mit ihm in einem *vertrauten Briefwechsel*!! Stolz auf die nähere Verbindung mit diesen beiden Matadoren des ehemals so verschrieenen Triumvirats, hatte Fr. mich ziemlich aufgegeben [...].<sup>164</sup>

Brinckmann zeigte sich amüsiert bis empört, dass er die Wut abbekäme, obwohl er als einziger unschuldig sei. Die Beschimpfung wurde von der ebenfalls anwesenden Jeannette Ephraim Stieglitz, Freundin der Fränkel, unterbrochen: „J. der dies verdroß nahm meine Parthie, und meinte ‚ich sei wenigstens der einzige, der seiner Frau weder die Cour zu machen, noch den Kopf zu verdrehen gesucht hätte‘“. Das war aber nicht der einzige Punkt, in dem sich Brinckmann von seinen Freunden unterschied:

Allein J. die sich einmal vorgenommen hatte, entweder mich zu protegiren oder jene herabzuwürdigen, ergriff nun den FR. mit meisterhafter Canaillerie an einer sehr *schwa-*

<sup>162</sup> Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 22. 4. 1800, ungedruckt, BA H.

<sup>163</sup> Details der Affäre sind außer von Brinckmann nicht überliefert. Nur noch eine ungedruckte Briefstelle Rahel Levin Varnhagens deutet auf eine Liaison: „Die Fränkel muß ich sehen. Ist sie denn mit Humboldt nicht liiert? Thut sie reuevoll?“ An Gustav von Brinckmann, 4. 9. 1794, dies ungedruckt, SV 38.

<sup>164</sup> Dies und die folgenden drei Zitate: Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 14. 7. 1794, ungedruckt, SV 38.

*chen jüdischen Ide.* Wenn Sie zu Br. mehr Zutrauen im Allgemeinen gehabt, so seis, weil sie ihn doch für den Ehrlicher gehalten, und weil die Verachtung, die G. und H. bei so vielen Gelegenheiten, gegen ihre Nation an sich geäußert, ihr *immer leid gethan hätte*, und da sie so gar gewiß wüßte, daß H. auch von den Häusern, wo er am meisten Freundschaft genossen, gegen andre mit bittrem Spott über die *jüdischen Rakers* gesprochen hätte u.s.w. Dies hätte sie von *mir* wenigstens nie gehört!

Auch der Ehemann schien sich über die spezielle Haltung der „G. und H.“ im Klaren zu sein: „Fr. der über diesen Punkt keinen spaß versteht erklärt sich sogleich, ‚er hätte sie auch immer für *Canailen* gehalten.‘ Und so entspinnt sich mit Gottes Hülfe eine Trekasserie, die unsre sublimen Freunde nicht unwerth sein möchte“. <sup>165</sup>

Bemerkenswert scheint an diesem dreidimensionalen Klatsch nicht nur die Tatsache zu sein, dass Brinckmann sich seinen jüdischen Freundinnen gegenüber vom Judenschimpf seiner Freunde distanzierte (und dabei selbst von „jüdischen Ideen“ spricht), sondern dass alle Beteiligten davon gewusst zu haben scheinen. In ihrem Antwortbrief bestätigte Rahel Levin Varnhagen seinen Eindruck, dass „H: und G: J: und Fr:“ hintergingen, beendet diesen Lästerkreis aber, indem sie kurzerhand erklärte, dass sie die „erhabenen Klatscher [...] mit völliger Gleichgültigkeit verachte“. <sup>166</sup> Eine andere, möglicherweise salon-typische Art, Klatsch abzuwehren, war seine Öffentlichmachung durch Satire. So ließ ihr Bruder Ludwig Robert ein elegisches Gedicht *Brinckmann's Jammer und Flehen* herumgehen, einen Brief in dessen Namen, in dem er um die Gunst der erzürnten Hitzel Fließ Boye Sparre warb: „Ach! ich habe erkannt sie, die Frau hochstrebenden Geistes [...] / Lösung hoff ich und Heil, Doktorin einzig von dir!“ In Roberts Briefgedicht, dass sich der für Brinckmann typischen Hexameter bediente, wurde die Art einiger Salongäste karikiert, durch elegante Verse oder großartige Versprechungen sich die Türen zu den Häusern jüdischer Freundinnen offen zu halten. Ob die Elegie, wie Varnhagen behauptet, „in der damaligen Gesellschaft außerordentliches Glück machte“, ist nicht mehr nachzuweisen, die Tatsache aber, dass sie im Umlauf war, macht sie zur deutlichen Intervention von jüdischer Seite. <sup>167</sup>

<sup>165</sup> Sublim ist ein häufiges Epitheton zu Humboldt. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 14. 7. 1794, ungedruckt, SV 38.

<sup>166</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 15. 4. 1794, komplett mit den Abkürzungen nur in der SV 38.

<sup>167</sup> Ludwig Robert: „Brinckmann's Jammer und Flehen“, in: Karl August Varnhagen: Karl Gustav Freiherr von Brinckmann, in: ders.: *Ausgewählte Schriften*, Bd. 19, Leipzig 1876, S. 133–144, hier S. 138 f. Varnhagens Kommentar ebd.



## 4 „Reunionspunkte“ – Der Einfluss des Ortes auf den Umgang. Das Beispiel Friedrich von Gentz

*Solche Leute sind jetzt meine Leute!*

Friedrich von Gentz aus Wien an Gustav von Brinckmann<sup>168</sup>

In diesem Abschnitt wird die These vertreten, dass die Rezeption der jüdischen Freundinnen vom geografischen und biografischen Ort, an dem man(n) sie traf, abhängig war. Der Einfluss, den verschiedene Orte einer Berufsbiografie auf die Wahrnehmungen jüdischer Salonnières hatte, lässt sich paradigmatisch am Verhältnis von Friedrich von Gentz zu drei Jüdinnen, die er im Umfeld der Berliner Salons kennenlernte und zu denen er auch an anderen Orten seines Wirkens Kontakt hielt, ablesen: Marianne Meyer Eybenberg, Rahel Levin Varnhagen und Fanny von Arnstein.<sup>169</sup>

Berühmt wurde Gentz' Bezeichnung des Hauses Arnstein als „Ressource“. Gentz erkannte die Netzwerk-Funktion einiger jüdischer Häuser in Berlin und Wien sowie zwischen beiden Städten früh und wusste sie sicherlich zu nutzen. Wie zu zeigen sein wird, hielt ihn das nicht davon ab, im privaten seinem Abscheu vor „eingefleischten“ Juden freien Lauf zu lassen.<sup>170</sup> Dies und das Verhältnis zu Rahel Levin Varnhagen, die ihm politisch nicht von Nutzen sein konnte, macht mit ganz anders gelagerten Ambivalenzen neugierig auf Gentz' Motive.

Der Briefwechsel mit Brinckmann erlaubt es, Friedrich von Gentz in seiner politischen Entwicklung vom liberalen Sprecher der Französischen Revolution

---

**168** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 6. 10. 1802, in: Wittichen 1910, S. 101.

**169** Die allgemeinen äußeren Daten des Verhältnisses Friedrich von Gentz' zu jüdischen Personen waren kurz skizziert folgende: Inwieweit er in seinem Elternhaus, in dem zahlreiche Aufklärer zu Gast waren, auch jüdische Gelehrte kennenlernte, ist nicht überliefert. Aus Königsberg kam der Kantschüler allerdings mit einem Empfehlungsschreiben von diesem an Moses Mendelssohn zurück. Etwa ab 1790 begann sein intensiver Umgang auch in jüdischen Häusern. Mit einigen der jüdischen Frauen, die er jetzt kennenlernte, blieb er lebenslang verbunden. In seinem umfangreichen publizistischen Werk gibt es kaum theoretische Aufsätze zur Judenpolitik der Staaten, für die er arbeitete. Ein Aufsatz über die Rothschilds entstand aber im Rahmen seiner finanzpolitischen Analysen, für die er europaweit als Spezialist galt. Wie später mit den Rothschilds arbeitete er schon auf dem Wiener Kongress mit Vertretern der jüdischen Gemeinde eng zusammen. Dabei ließ er sich, wie von verschiedenen europäischen Großmächten, auch von jüdischen Bankiers, für publizistische Dienste gut bezahlen. Ein über diese konkreten Aufträge hinausgehendes publizistisches oder gar diplomatisches Engagement für die Juden, wie etwa von Humboldt, ist von Gentz nicht bekannt.

**170** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802 und 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 97 bzw. 181.

in Berlin zum Vertreter der politischen Reaktion in Wien mit zu verfolgen. Ebenso werden persönliche Vorlieben in dem Briefwechsel deutlich. Gentz legte darin seinem Freund – und heutigen Lesern – zwar nicht seine Absichten, immer aber seine Motive offen. Seine „Schmeichelbarkeit“ beispielsweise war ein feststehender Begriff bei den Freunden. Seinen enormen Bedarf an Geldmitteln kommentierte er selbst häufig, ebenso selbstironisch wie den Hang zu schönen Frauen aller Länder und Schichten. Stolz berichtete er Brinckmann von seinen politischen wie privaten Eroberungen in Weimar, London oder Wien und diskutierte dabei die so entstehenden Möglichkeiten für seinen nicht unbeträchtlichen Ehrgeiz.

Eine Quelle von Uneindeutigkeit liegt hingegen im Tagebuch Friedrich von Gentz' vor, das er selbst zur Veröffentlichung überarbeitete.<sup>171</sup> Auffällig sind neben der Namenshäufung<sup>172</sup> die Auslassungen einiger anderer Namen, mit denen Gentz nachweislich Umgang pflegte. Wenn es nach Gentz' eigener Überlieferung ginge, hätte er Fanny von Arnstein überhaupt nicht gekannt. Aber auch Gustav von Brinckmann zum Beispiel, mit dem sich Gentz anno 1801–1803 fast täglich sah oder schrieb, wird im veröffentlichten Tagebuch dieser Zeit nur lapidar mit „Brinkmann war damals auch in Berlin“ erwähnt.<sup>173</sup> Bezüglich Wilhelm von Humboldts werden einige wenige Treffen erwähnt, die gemeinsamen Spaziergänge mit ihm durch das tägliche und nächtliche Berlin hingegen kaum, ebenso wenig wie der spätere von beiden deutlich empfundene Bruch in der Freundschaft.

---

**171** Nach Aussagen des Erwerbers Karl August Varnhagens hatte Gentz etwa ab 1800 täglich sich Notizen zu seinem Umgang und Erleben gemacht, die er in den 1820er-Jahren nochmals durchsah, das Überlieferte kurz zusammenfasste, kommentierte und dann die Originale zum Großteil verbrannte. Überliefert sind daher weitgehend summarische Berichte vom Tun des jüngeren – mit eingestreuten Kommentaren des älteren Gentz. Vgl. Ludmilla Assing (Hrsg.): *Tagebücher von Friedrich von Gentz*. Aus dem Nachlass Varnhagen's von Ense, 4 Bde., Leipzig 1873–1874, sowie SV 68.

**172** Mit einer Mischung aus Stolz und Selbstironie verzeichnete Gentz seine Schuldenhöhe ebenso wie seine Erfolge bei Frauen und in der Literatur. Vor allem aber maß noch der nobilitierte Gentz seinen eigenen Wert am Ruf und Rang derer, mit denen er verkehrt hatte – und schrieb deren Namen daher auf. Der Reiz, den Namen und Titel zeitlebens auf ihn ausübten, wird an seinem Tagebuch optisch fassbar. Namen sind gesperrt gedruckt, und da das Buch über weite Strecken nur aus Aufzählung seiner Bekanntschaften besteht, liest es sich wie ein „Who's Who“ – oder „Who's Where“ – der Gesellschaft in Wien und böhmischen Badeorten. Wobei angemerkt werden muss, dass dieser Namensfetischismus vom Herausgeber Varnhagen noch verstärkt wurde. Gentz hatte im Originalmanuskript nur einige Namen unterstrichen, Varnhagen unterstrich in der von ihm angefertigten Druckvorlage alle. Vgl. SV 68. Von der Namenshäufung war Gentz beim Wiederlesen seines Tagebuches – „das elende frivole Journal“ – offensichtlich vor allem amüsiert. Assing 1873, Bd. 1, S. 22.

**173** Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag 1801, in: Assing 1873, Bd. 1, S. 5.

#### 4.1 Mit Rahel Levin Varnhagen und Marianne Meyer Eybenberg in Prag und Teplitz

Interesse nennt der galante Notenverfertiger  
die Liebe die ich ihm ausgedrückt habe.

Rahel Levin Varnhagen an Caroline von Humboldt<sup>174</sup>

In Bezug auf seine jüdischen Bekannten war Gentz dann bei der Notierung eigenwillig liberal. Der Beginn der Freundschaft „mit der *Levin* (Varnhagen)“ 1801 wurde ebenso penibel überliefert wie der zu Luise Fürstin Radziwill.<sup>175</sup> Über die spätere Entwicklung der Beziehung zu beiden findet sich dann gleich wenig. Marianne Meyer Eybenberg gehörte laut Tagebuch zu seinem engen Umgang in Teplitz und Sara Meyer Grotthus zu der aus Teplitz erwähnten „Gesellschaft aller Art“, die es interessant mache.<sup>176</sup> Hinweise auf ihren jüdischen Hintergrund fehlen allen beiden, wie bei „Rahel Levin“, bis auf die Nennung des Namens der letzteren, völlig. Überhaupt wurden seine jüdischen Bekannten in den Briefen Gentz’ erst ab seiner Zeit in Wien ein Thema: „Die Kleine“, Madame Ephraim und Madame Levy wurden in fast jedem Brief herzlich begrüßt. Die vertrauten Kontakte aus Berlin nutzte und genoss Gentz im neuen Umfeld, besonders „die Eibenberg, (die ich übrigens oft und gern sehe, weil sie, wenn auch nicht unmittelbar dem Höchsten verwandt, doch sehr glücklich an das Höchste erinnert, und übrigens alles versteht)“.<sup>177</sup> Auch später in Badeorten, wo sich ihm die europäische Aristokratie erschloss, gehörte „die Eibenberg“ zu seinem regelmäßigen Umgang. Gleichzeitig machte er auffallend viele Worte, um einem „einfältigen Gerücht“ entgegenzutreten, nach dem er Marianne Meyer Eybenberg im Jahre 1803 einen Heiratsantrag gemacht hätte. Er gab zu, sie in Teplitz verschiedentlich „frequentiert“ zu haben, versuchte aber die Schuld am Gerücht auf sie und ihre Umgangsformen zu lenken.<sup>178</sup> An Rahel Levin Varnhagen schrieb er: „Wenn man Ihnen gesagt hat, daß ich Marianne Eybenberg heirate, so sage *ich* Ihnen, daß dies die grundloseste und

**174** Rahel Levin Varnhagen an Caroline von Humboldt, 26. 12. 1813, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 144.

**175** Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag 1801, in: Assing 1873, Bd. I, S. 3 und 5. Im Original steht „Anfang des Umgangs mit der Levy (Varnhagen)“, Vgl. SV 68. Hervorhebung im Original.

**176** Zum Beispiel in Teplitz und Karlsbad 1810, Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag, in: Assing 1873, Bd. I, 210 f.

**177** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802 und 13. 4. 1803, in: Wittichen 1910, S. 98 bzw. 120.

**178** „Das Gerücht, dem auch nicht ein Schatten von Wahrheit zum Grunde lag – sie hatte vielmehr mit Montjoye eine Art von Engagement, wovon ich der Vertraute war –.“ Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag, in: Assing 1873, S. 27 bzw. 29.

dümmste aller Neuigkeiten war, daß es auch noch nicht einen Moment in meinem Leben gegeben hat, und keinen je geben wird, wo auch nur der Gedanke eines solchen Schrittes mir einfiel. Auch werden Sie es wohl nie geglaubt haben“.<sup>179</sup> Brinckmann gegenüber gab er zwar zu, daß er ihr „als einer verständigen und angenehmen Person, herzlich gut“ sei. Zum Heiraten sei er aber „zu weise, zu nüchtern, zu arm (für meine ungeheuren Bedürfnisse), zu viel fordernd auf der einen Seite, und zu abgespannt auf der andern – besonders aber zu gleichgültig gegen die physischen Reize der Weiber (so sehr Sie das auch befremden wird).“ Er schätze den Umgang dieser Frau, den er aus Teplitz und Wien regelmäßig beschrieb, „aber sie weiß selbst, daß sie eine der letzten wäre, die ich heiraten möchte“.<sup>180</sup>

Marianne Meyer Eybenberg wies das Gerücht ebenso zurück, bewertete es jedoch ganz anders. Goethe gegenüber bemerkte sie: „ich bin es schon gewohnt daß man mich hier oft verheyrathet, da man nun überzeugt ist, daß es mein *genre* nicht ist, *intriguen* zu haben, so will man mich unter Hymens Gewalt bringen.“ Sie beschrieb ausführlich, dass sie Gentz fast täglich sähe, dass er ihr vorlese, mit ihr diskutiere. Ihre Rolle dabei beschrieb sie zugleich selbstkritisch und stolz: „[...] es existiert nicht ein Schatten von der Neigung, die zu einer solchen *catastrophe* führen könnte, ich gefalle ihm nicht einmahl, es fällt ihm gar nicht ein, daß ich ein Weib bin, und oft hat es mich schon gefreut zu sehen wie er daran gar nicht denckt, sondern mich wie ein[en] Mann behandelt“.<sup>181</sup> Bezeichnenderweise wird der letzte Halbsatz im Druck oft weggelassen, sodass es wirkt, als sei sie vor allem enttäuscht gewesen, dass Gentz von ihr keine Affäre wolle.<sup>182</sup> Tatsächlich beschreibt sie ein ähnliches intellektuell-erotisches Verhältnis, einen ähnlichen Rollentausch, wie er Gentz an Levin Varnhagen band.

Obwohl Gentz und Meyer Eybenberg auf das Gerücht nicht mehr zu sprechen kamen, kursierte es noch eine Weile im Freundeskreis. Die Nachwelt und vielleicht schon die Mitwelt ließen sich gern inspirieren von der Geschichte der Jüdin, die es zur „Prinzessin“ und zur Gefährtin einflussreicher Politiker geschafft hatte.<sup>183</sup>

<sup>179</sup> Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, 28. 9. 1803, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 124. Hervorhebung im Original.

<sup>180</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 10. 9. 1803, in: Wittichen 1910, S. 151.

<sup>181</sup> Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang Goethe, 10. 12. 1803, in: Sauer 1904, Bd. II, 167. Hervorhebung im Original.

<sup>182</sup> Vgl. Wittichen 1910, S. 151, Anm. 1.

<sup>183</sup> „Marianne Meier, the Jewess, was now a noble lady [...]“ – So spielt Marianne Meyer Eybenberg in Romanen über den Wiener Kongreß oft eine tragende Rolle als inoffizielle Mitarbeiterin Gentz', die ihren tatsächlichen damaligen Einflussmöglichkeiten wohl kaum entspricht. Vgl. z. B. Luise Muehlbach [alias Clara Mundt]: Louisa of Prussia and her Times.

Friedrich von Gentz hatte in Berlin keinen Hehl daraus gemacht, daß in den Jahren nach 1801 Rahel Levin Varnhagen eine der wenigen Freunde war, die er während und nach seiner Affäre mit der Schauspielerin Christel Eigensatz noch aufsuchte.<sup>184</sup> Möglich ist allerdings auch, dass ihr Haus eines der wenigen war, in dem er, als im offenen Ehebruch lebender Mann, noch empfangen wurde. Auch nach Ende dieser Affäre war ihr Verhältnis so eng, dass Gentz Gustav von Brinckmann bat: „[...] der kleinen Levi sagen Sie daß ich täglich und stündlich ihrer gedenke, und daß kein Tag vergeht, wo ich nicht viel von ihr spreche“.<sup>185</sup> Er gab seinem Bedauern offen Ausdruck, dass es zwischen ihnen nicht zu mehr gekommen sei, dass er „nicht mit Macht darauf bestand, das zu genießen, was Sie das Bißchen nannten“.<sup>186</sup> Später in Wien machte er Rahel Levin Varnhagen zu seiner ‚Kundschafterin‘ über seine ehemalige Geliebte Eigensatz und revanchierte sich mit Nachfragen und sehr offenen Kommentaren zu ihrer Affäre mit dem spanischen Gesandten Urquijo. Diese Offenheit und das Vertrauen in Herzensangelegenheiten waren ein wesentliches Element dieser Freundschaft, das nicht gedruckt vorliegt.<sup>187</sup>

In Berlin war Gentz 1802 zum bewundernden Habitué in der Gesellschaft der „verewigten Kleinen“ geworden.<sup>188</sup> 1813/14 in Prag wurde die Konstellation dann eine andere: Der Diplomat auf dem Höhepunkt seiner Karriere – Gentz war für die externe und interne Post der antinapoleonischen Koalition verantwortlich – unterstützte eine aus Berlin geflohene alleinstehende Bekannte von früher. Die zahlreich überlieferten Billets an sie aus seinem Prager Büro und ihre Bemerkungen in Briefen an Dritte erlauben eine Einsicht in diese sehr unterschiedliche gewertete veränderte Beziehung.<sup>189</sup> Liest man die

---

Konspirative Treffen Eybenbergs mit Gentz im Kapitel 11: Patriotism, unter: <http://www.fullbooks.com/LOUISA-OF-PRUSSIA-AND-HER-TIMES11.html> (5. 5. 2010). Karl August Varnhagen fühlte sich veranlasst, festzuhalten: „Marianne *Frau von Eybenberg* Geb. Meyer. Nie hat sie solche politische Rolle gespielt, wie Clara Mundt in ihren leichtfertig ersonnen und plump ausgeführten Romanen ihr beimißt, nie hat sie eine Liebschaft mit Gentz gehabt, nie den Namen Prinzessin von Eybenberg geführt.“ Ungedruckter Notizzettel Varnhagens, SV 57.

**184** Vgl. Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag, in; Assing 1873, Bd. I, S. 19.

**185** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802, in: Wittichen 1910, S. 99.

**186** Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, 1803, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 122. Das „physische Verhältnis“ zweier Menschen, die so gegensätzlich seien wie sie, habe er sich als etwas „Außerordentliches“ vorgestellt. Ebd.

**187** Barbara Hahn vertritt die These, dass alle erotischen Momente des Briefwechsels bereits „Varnhagens Zensur“ zum Opfer gefallen seien. Hahn 1990(a), S. 49.

**188** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 179.

**189** Die ca. 80 Briefe und Billets von Gentz an Levin Varnhagen sind fast vollständig bei Schlesier überliefert. In den Briefen wurde allerdings gekürzt. Von ihr an Gentz sind 15 Briefe überliefert. Ihre sonstigen Briefe müssen zu dem Teil seines Archivs gehört haben, den Gentz

Informationsblättchen, die Gentz fast täglich an die „Theuerste“ gesandt hat, muss man den Eindruck gewinnen, dass er alles in seiner Macht Stehende für sie getan hat. Er besorgte Briefe, Bücher und Koffer, erkundigte sich nach ihrem Befinden und beruhigte sie über die politischen Entwicklungen. Sooft es ihm seine Zeit erlaubte, fuhr er von der Kleinseite in die Prager Altstadt und machte ihr einen Besuch. Da er sich vielfach gegen – nicht überlieferte – Anschuldigungen verteidigte, muss sich der Leser fragen, was Rahel Levin Varnhagen von diesem viel beschäftigten Mann noch mehr verlangt habe? Ihrem späteren Gatten gegenüber schilderte sie ihre eigene Sicht des Verhältnisses:

Von Gentz möchte' ich Dir gerne schreiben, kann aber nicht; er thut mir Artigkeiten, wie Graf Metternich sie mir thäte, wenn ich ihn fünfzehnmal gesehen hätte [...]; glaubt, er bringt mir ein Opfer, wenn er von der Kleinseite zu mir fährt, alle acht, vierzehn Tage. Antwortet mir auf jedes Billet: hat ein Bedürfnis – welches er befriedigt, wenn er mich sieht, – mir alles zu sagen was ihn interessiert. Fragt mich nach *nichts*. Kurz, hat kein Gedächtnis im Herzen. Kennt keine Welt mehr, als die aus Koterien vornehmer Leute besteht.

Die Länge der Klage, die folgt, macht deutlich, wie nahe ihr die Veränderung des Freundes gegangen sein muss, so dass sie sich selbst abschließend wunderte: „Daß in *dieser* Zeit, bei *dieser* Gefahr, bei *diesen* Verwundeten mir noch etwas das Herz atterriren kann, *il ne cesse pas de m'atterer le coeur*.“<sup>190</sup>

Sie erklärt es sich mit seinem veränderten Umgang und dem schädlichen Einfluss der Diplomatie allgemein: „Visiten werden Pflichten; Anzüge, Kartenspiel, das müßigste Klatschen – Geschäfte; wichtige [...]. So haben sie eine eigene Phraseologie im Reden, wie in den Depeschen“ – und in den Billets an ehemalige Freundinnen. Gentz selbst bestätigt ihr einmal, dass er für ihren Anspruch kein Gegenwert bieten könne: „Ich danke für Ihr höchst liebenswürdiges Billet. Ich fürchte aber, ich zittre davor: Sie fliegen zu hoch für mich.“ Dass sie ihren alten Umgang nicht aufrecht erhalten können, wollte er auch in ihrer komplizierten Persönlichkeit begründet sehen: „Sie kann man nicht à bâton rompu kultivieren, Sie sind selbst ein Geschäft, ein großes und verwickelter, welches allein die ganze Zeit eines Menschen fordern würde.“<sup>191</sup>

---

in den 1820er-Jahren verbrannte. Zur Überlieferung und Druckgeschichte dieses Briefwechsels vgl. auch Hahn 1990(a), S. 42 f.

**190** Dies und das folgende Zitat: Rahel Levin Varnhagen an Karl August Varnhagen, 2. 9. 1813, in: GW II, S. 116 f. Hervorhebung im Original.

**191** Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, 9. 9. 1813 und 4. 10. 1813, in: Schlesier 1840, S. 149 bzw. 159.

Nichtsdestotrotz suchte er sie auf und nutzte ihr Talent als ZuhörerIn, was sie sarkastisch als seine „Beichten“ bezeichnete.

Rahel Levin Varnhagen erkannte klar, unter welchen Bedingungen sie den früheren intimen Umgang mit Gentz wieder aufnehmen könnte: „Leben aber könnte ich nur mit ihm, wenn ich eine Herzogin wäre, oder mit seinen umging: sonst gibt er's gar nicht zu“.<sup>192</sup> Marianne Meyer Eybenberg, geboren als Berliner Kaufmannstochter und Rahel Levin Varnhagen in Herkunft und intellektuellem Anspruch vergleichbar, war diesen Weg gegangen. Sie hatte einen Adelstitel und bewegte sich, wie Gentz selbst bezeugte, gern in denselben Kreisen wie er.<sup>193</sup>

Als Gattin des Diplomaten Varnhagen von Ense wurde Rahel Levin Varnhagen dann gelegentlich Gentz' Gast auf dem Wiener Kongress. Danach verlor man sich weitgehend aus den Augen. Erst die Leidenschaft Gentz' zur einer jungen Tänzerin, die in Berlin gastierte, führte noch einmal zu einem intensiven Briefwechsel. Gentz zeigte sich Rahel Levin Varnhagen außerordentlich dankbar dafür, dass sie die Künstlerin zu sich einlud.<sup>194</sup> 30 Jahre nach Beginn ihrer Beziehung wurde Rahel Levin Varnhagen so noch einmal ‚Bündnispartnerin‘ in Liebesdingen.

Auf ihre gedruckten Texte, die sie jetzt einem Brief an ihn beilegte, reagierte Gentz allerdings nicht. Obwohl er sie wie eine „Weynachtsgabe“ erwarten wollte, gab er ihr keinen Kommentar dazu.<sup>195</sup> Der Widerspruch ihres Verhältnisses blieb bis zum Ende unaufgelöst und veranlasste Rahel Levin Varnhagen zu einem der schönsten Nachrufe auf Gentz:

Seine Perfidien – er übte sie reichlich, gegen mich – sind anders als der andern ihre: er gleitete wie in einem Glücksschlitten fliegend auf einer Bahn, auf der er allein war; und niemand darf sich ihm vergleichen; auf diesem Weg dann, sah er, nicht mehr wie auf der

<sup>192</sup> Rahel Levin Varnhagen an Karl August Varnhagen, 2. 9. 1813, in: GW II, S. 117.

<sup>193</sup> Einen Badesommer in Teplitz fasste er zusammen: „Frau von Eybenberg hatte sich ganz den Kurländerinnen verschrieben“, und „Das Glänzendste in diesem Teplitzer Getümmel war unstreitig die kurländische Familie.“ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 25. 8. 1803, in: Wittichen 1910, S. 141f. Gemeint sind die Herzogin Dorothea von Kurland und ihre Töchter, Prinzessinnen von Kurland.

<sup>194</sup> „Vorgestern abend dann waren Therese und Fanny zu einem kleinen souper bey mir.“ Vgl. Rahel Levin Varnhagen an Friedrich von Gentz, 9. 10. 1830, ungedruckt, SV 66. – Ihre Äußerungen über Fanny sind in den gedruckten Ausgaben weitestgehend gekürzt, aus nicht verständlichen Gründen, da damit auch ein wesentliches Motiv für diesen Briefwechsel fehlt.

<sup>195</sup> Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, 18. 10. 1830, in: SV 66, modernisiert und gekürzt gedruckt ist der Wiederanknüpfungsbrief in Kemp 1979, Bd. III, S. 178 ff. Barbara Hahn fasst das Verhältnis der beiden Korrespondenten so zusammen: „Von keinem anderen ihrer vielen Freunde fühlte sich Rahel so oft und so tief gekränkt wie von Gentz.“ Hahn 1990(a), S. 78.



Erde, weder rechts noch links [...]. Ungestraft ließ ich's, so lange er lebte nicht hingehn. Nun aber, beim Fazit, bleibt mir nur reine lebendige Liebe. Dies sei sein Epitaph!<sup>196</sup>

#### 4.2 Von der „unschätzbaren Ressource“ zur „eingefleischten Jüdin“ – Gentz und das Arnsteinersche Haus

Das Verhältnis Friedrich von Gentz' zur Familie Arnstein ist nicht nur deswegen ein dankbares Untersuchungsfeld, weil es den Publizisten zu aufreizend deutlichen Formulierungen bewegte. Es kann als paradigmatisch gelten für die Entwicklung von anfänglicher Begeisterung zur totalen Ablehnung einer Person, obwohl oder weil man ihr einen Teil seines Aufstiegs zu verdanken hat. Da die Formulierungen zum Haus Arnstein Juden in Berlin und Wien thematisieren, wird hier zugleich deutlich, was Gentz und sein Briefpartner als ‚durchgängig jüdisch‘ betrachten.

Als Gentz 1802 nach Wien kam, war das Leben der Wiener Juden noch weitgehend von dem Josephinischen Toleranzpatent bestimmt.<sup>197</sup> Diese Regelung hatte unter einige, aber keineswegs unter alle Juden betreffende Beschränkungen und Schikanen einen Schlussstrich gezogen.<sup>198</sup> Die Toleranzpolitik unter Joseph II. bewirkte im Verhältnis der jüdischen Führungsschicht zum Wiener Hof keine grundlegende Änderung, nur eine Verschiebung.<sup>199</sup> Als Beispiel für die Anerkennung einzelner jüdischer nobilitierter Familien im Wien dieser Zeit wird oft der Erfolg des Bankhauses Arnstein und Eskeles bzw.

<sup>196</sup> Rahel Levin Varnhagen an Leopold Ranke, 15. 6. 1832, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 201.

<sup>197</sup> Nach dem Tod Maria Theresias wurden im Mai 1781 Gesetze „zur besseren Bildung und Nutzung der Juden für den Staat“ erlassen, die 1782 durch das Toleranzedikt für die Juden Wiens und Niederösterreichs ergänzt wurden.

<sup>198</sup> Wenige Beispiele machen den paradoxen Zustand deutlich: Das Universitätsstudium und viele christliche Berufskarrieren standen ihnen jetzt offen, die Zuwanderung insbesondere nach Wien war allerdings noch beschränkt. Der Leibzoll bei der Einreise wurde aufgehoben, die Heiratstaxen und die Toleranzsteuer blieben bestehen. Die Wahl des Wohnortes war jetzt frei, die Gründung neuer jüdischer Gemeinden wurde verboten, weshalb in Wien Synagoge oder Gemeindevorsteher nicht gestattet wurden. Unter Franz II. wurde in Wien dazu ein Einwanderungsamt für Juden eingerichtet, bei dem Aufenthaltsgenehmigungen zu erwerben und zu verlängern waren, gegen Gebühr natürlich. 1782, im Jahr des Toleranzpatents, lebten 33 jüdische Familien in Wien. Diese Zahl stieg bis 1790 auf 72 Familien. „Doch zeigt die Tatsache, daß sich 1847 lediglich 197 tolerierte Familien in Wien aufhielten, wie restriktiv die Maßnahmen weiterhin blieben.“ Hecht / Lichtblau / Miller 2001, Bd. 1. S. 127.

<sup>199</sup> Bei der Zusammenarbeit in Finanzfragen mischte sich jetzt die „hofjüdische Komponente“ mit einem Unternehmertum, das wohl eine traditionelle Bindung an die Interessen der Obrigkeit aufwies, zugleich aber schon Elemente freien Wirtschaftens enthielt.“ Lohrmann 2000, S. 195.

die Attraktivität der Salons ihrer Gattinnen Fanny und Caecilie, beide geborene Itzigs aus Berlin, genannt. Die geschäftlichen und gesellschaftlichen Erfolge der Arnsteins und Eskeles' fanden um den Wiener Kongress ihren Höhepunkt. Ob die Salons, die von jüdischen und nichtjüdischen Gästen besucht wurden, ein Symbol dafür sein können, dass in der ganzen Wiener Gesellschaft die Grenzen zwischen den beiden Gruppen fielen, ist in der Sekundärliteratur umstritten.<sup>200</sup> Wie zu zeigen sein wird, zogen einige Gäste, wie eben Friedrich von Gentz, noch feinere Grenzen zwischen akzeptablen und „zu jüdischen“ jüdischen Salons.

Friedrich von Gentz hatte Fanny von Arnstein und ihre Tochter Henriette im Herbst 1801 während eines Berlinbesuches der beiden Wienerinnen kennengelernt. Schon vor der Ankunft hatte er sich sehr interessiert an den „neuen Juden“ gezeigt.<sup>201</sup> „Die Nachricht von der Arnstein freut mich sehr. Ich finde sie in der Tat so interessant, daß ich wünsche, ihr sehr zu gefallen.“<sup>202</sup> Die Zusammentreffen bei diversen Tees und Soupers müssen zum gegenseitigen Vergnügen ausgefallen sein, denn Gentz schlug noch am letzten Tag ihres Aufenthaltes einen Besuch vor, um sich von ihnen standesgemäß zu verabschieden. In der für seine Billets typischen Vermischung von Politik und Privatem hielt er zwei Monate später fest, dass der Friede von Amiens nicht so schön sei wie der Hals der von Arnstein.<sup>203</sup> Wieviel er sich eigentlich von der Bekanntschaft mit Arnsteins versprach, zeigt sich darin, dass ihr Haus nach seinem Umzug in Wien das erste und lange Zeit das einzige „große Haus“ war, in dem er verkehrte, „denn in diesem und nur in diesem konzentriert sich schlechthin alles, was für mich den Unannehmlichkeiten Wiens noch einigermaßen das Gegengewicht hält“.<sup>204</sup> In dem ersten langen Brief an Brinckmann nach seiner Ankunft machte er deutlich, dass der Umgang mit dieser Familie das einzige sei, was ihn in der Stadt, die ihm keineswegs gefiel, zu bleiben bewog. Mehrere Bogen Papier widmete Gentz dem „nicht genug zu preisende[n] Vorteil meiner Verbindung mit dem Arnsteinerschen Hause“. Neben

---

**200** Hecht / Lichtblau / Miller sehen Fanny von Arnsteins Salon „symbolisch“ für eine verbesserte Assimilation. Ebd., S. 127. Lohrmann argumentiert hingegen, dass die führenden Familien durch ihre Nähe zum Hof nicht wirklich in die bürgerliche Gesellschaft integriert werden konnten und es eher die jüdischen und nichtjüdischen „Vertreter der Intelligenz“ waren, die einander im Vormärz näher kamen. Lohrmann 2000, S. 200 f.

**201** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 20. 9. 1801, in: Wittichen 1910, S. 79.

**202** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 29. 12. 1801, in: Wittichen 1910, S. 82.

**203** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, Ende März 1802, in: Wittichen 1910, S. 91.

**204** Dies und alle folgenden Zitate: Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802, in: Wittichen 1910, S. 97 f.

dem persönlichen Charme der verschiedenen Familienmitglieder – Gentz zeigte sich nachhaltig begeistert von den Schwestern Fannys, den Frauen Eskeles, Levy und Ephraim – erklärte er Brinckmann begeistert, welche Netzwerkfunktion dieses Haus erfülle und was ihm seine jüdische Bekanntschaft für Vorteile verschaffe:

Das Arnsteinersche Haus ist die größte, und gewissermaßen die einzige Ressource aller hier ankommenden Fremden, und eine unschätzbare für die, welche, wie ich, durch ältere Bekanntschaft, Verbindungen mit Berlin, und eben die Judenverhältnisse, die wir, mein lieber B., so oft gering geschätzt haben, und die ich jetzt täglich im Staube verehere, einen nähern Anspruch auf Dienstleistungen und Freundschaftsbezeugungen erwerben. [...] Dies Haus ist in mehr als einem Sinne eine kleine Welt. Ohne dasselbe wäre ich schon wieder weit von Wien.

Die ‚Dienstleister‘ ihrerseits waren sich durchaus darüber im Klaren, dass Gentz in ihrem Haus versuchte, in Wien Fuß zu fassen. Eine Woche nach dem begeisterten Brief von seinem Freund erhielt Brinckmann einen anderen aus Wien, von Henriette, der Tochter Fanny von Arnsteins, mit der er einen ebenfalls sehr privaten Briefwechsel führte. Sie wollte von Brinckmann wissen, was Gentz über sie berichtet habe und ‚tauschte‘ gegen ihren Eindruck von Gentz in Wien:

Genz sagt mir er habe Ihnen neulich viel über mich geschrieben. Was sagt er denn? – Sie möchten wohl wissen wie er hier gefällt? ei nun, so so. [...] Er spricht gewaltig schön, ich weiß aber nicht woran das liegt, an ihm oder die Wiener er hat sie nicht überredet ihn hier zu feßeln, wenigstens scheint es nicht so. Er ist beinahe täglich in unserem Hause, spielt, lorgnirt, spielt mit Allen, viel lustiges mit T. Ephraim die er sehr liebt, die Klarenz (lassen Sie sich diese Dame von Lilla erklären) favorisiert er, mit der Eibenberg lobt er Goethe, mit mir redet er von Gall, mit Mama nekt er sich, mit Papa spielt er piquet, mit T. Levy geht er spazieren, bei T. Eskeles dinirt er gern, weil sie einen guten Ruf hat, muß aber doch zu Trautmannsdorf obgleich er einen schlechten Ruf hat - - - nun da habe ich ja in der Geschwindigkeit eine ganze Menge von Genz erzählt. Ist Ihnen so recht? Ich könnte Ihnen noch mehr erzählen, aber Sie werden sich's doch wohl denken wenn ich Ihnen sage dass es der *Alte* Genz ist – seyn *alt* – meine aber – ebendeßhalb – wie in Berlin.<sup>205</sup>

Bis zu seiner Abreise nach England verkehrt Gentz weiter bei Arnsteins, zog, wie im Brief beschrieben, weiterhin alle Register seines diplomatischen Geschicks, nahm auch lebhaften Anteil an den familiären Entwicklungen. Die nach Berlin zurückgekehrten Schwestern Itzig ließ er in jedem Brief vorzüglich grüßen als „diese meine unvergleichliche und unvergessliche [sic] Freundinnen“, und nach dreimonatiger Abwesenheit in England war Gentz' erste Frage

205 Henriette Arnstein Pereira an Gustav von Brinckmann, 20. 8. 1802, ungedruckt, BA P.

an den Freund: „Wissen Sie denn nichts von Arnsteiners“?<sup>206</sup> Am Ende dieses Jahres jedoch endete ein Brief übergangslos mit dem PS: „Mit der Arnsteiner bin ich ganz brouilliert. Der Teufel hole die Juden“!<sup>207</sup> Die Frage an den Text zwischen den Zeilen muss lauten: Was war passiert?

Der heftige Bruch mit dem Haus Arnstein, der endgültig sein und sogar den Wiener Kongress überdauern sollte, wurde im Briefwechsel mit Brinckmann nicht vorbereitet, nicht direkt erklärt, auch wenn Gentz Erklärungen dazu abgab. Folgt man seinem Rückblick, war „die erste Veranlassung (nicht die einzige) zu meiner Brouillerie mit der Arnsteiner [...] ein heftiger Streit über Pauline“.<sup>208</sup> Pauline Wiesel, eine für ihre Schönheit und ihren Charme in Berlin und Wien berühmte Frau, war schon bei Zeitgenossen umstritten und löste sehr gegensätzliche Emotionen aus. Die Geliebte zahlreicher Salongäste, darunter Gentz und vermutlich Brinckmann, galt einigen davon als noch geistreicher als Rahel Levin Varnhagen, andere nahmen ihre mangelnde formale Bildung als Symptom einer allgemeinen Haltlosigkeit.

Die A. sprach von ihr, wie es einer gemeinen Judenkreitur wohl ansteht und gebührt; sie ging in ihrer Verwegenheit so weit, mir das *Recht*, eine „solche Person!“ noch zu verteidigen, absprechen zu wollen; ich aber fing Feuer, und setzte ihr, vielleicht etwas zu *deutlich*, auseinander, wie und warum sie sich nicht anmaßen dürfte, über „eine solche Person“ auch nur zu denken, viel weniger zu reden. – Von diesem Tage an entwickelte sich ihr Haß gegen mich.<sup>209</sup>

Dass diese Frau einen emotionalen Wortwechsel auslösen konnte, insbesondere wenn ein ehemaliger Liebhaber beteiligt war, ist nicht unwahrscheinlich. Dass sich unter Gentz' Galanterie jedoch eine Hierarchie verbarg, ist bezeichnend: Gentz gestand es Fanny von Arnstein nicht zu, schlecht über Pauline Wiesel zu denken – eine Jüdin durfte sich nicht besser dünken als eine Schauspielerin! Aber es scheint wenig plausibel, dass ein Streit über eine anerkannt umstrittene Person einen fast familiären Umgang nachhaltig beenden konnte, den Gentz seinerseits gesucht hatte. Insofern ist Hilde Spiel Recht zu geben, die andere Ursachen hinter dem Bruch vermutet und den Wortwechsel als Vorwand betrachtet, den Gentz brauchte, um das Haus Arnstein zu meiden.<sup>210</sup>

Was wirklich vorgefallen war, lässt sich nur aus der Gesamtschau mehrerer Briefwechsel rekonstruieren. Zwischen Gentz' ersten begeisterten Berichten über das „in jeder Rücksicht preiswürdige Weib“ Fanny von Arnstein und sei-

<sup>206</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 2. 1. 1803, in: Wittichen 1910, S. 103.

<sup>207</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 3. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 178.

<sup>208</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 180.

<sup>209</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 181.

<sup>210</sup> Vgl. Spiel 1992, S. 274 ff.

ner Wut auf die „gemeine Judenkreatur“<sup>211</sup> lagen zwei möglicherweise prägende Ereignisse: Gentz' gesellschaftlich äußerst erfolgreiche Reise nach England und Carl Wilhelm Grattenauers Publikation mehrerer Schmähchriften unter dem Titel *Wider die Juden*. Beide Faktoren trugen auf unterschiedliche Art dazu bei, dass Gentz sich innerhalb der Wiener Gesellschaft neu positionierte. Die Reise nach London bestätigte ihn in seinem Entschluss, politisch auf einer höheren Ebene wirksam zu werden. Seinen zweimonatigen Aufenthalt in London fasste Gentz zusammen: „England gehört mir jetzt“.<sup>212</sup> Möglicherweise kamen aus England, wie Hilde Spiel schreibt, die notwendigeren „gewichtigeren Empfehlungen“, die ihm die Tür der adligeren Palais und der Botschaftersitze in Wien nun öffneten.<sup>213</sup> Jedenfalls untersuchte er die Wiener Geselligkeiten danach mit nahezu strategischem Vorgehen: „Man muss sich in Wien schlechterdings auf eine gewisse Anzahl Menschen beschränken; denn die Gesellschaft ist so unermesslich, und dabei so zerrissen, daß man schlechterdings wählen muß, wenn man etwas Ordentliches genießen, und dabei doch nicht ganz von Kräften und von Sinnen kommen will“.<sup>214</sup> Einen Monat später hatte er sich schließlich unter verschiedenen adligen Häusern das der Gräfin Rasumowski als Stammhaus ausgesucht. „Die übrigen großen Häuser in Wien rangieren bloß nach dem Grade der Güte ihrer Diners; ihre Leere und Langeweile ist grenzenlos“.<sup>215</sup> Damit Brinckmann sich ein Bild machen könne, fügte er hinzu: „Die Weiber [der großen Häuser] sind, wie bei den Juden, um hundert Prozent besser als die Männer, und einige sind sehr liebenswürdig; aber das Ganze ist ein elendes Gemisch von unschmackhafter Sinnlichkeit und vornehmer Misere“.<sup>216</sup> Bereits hier könnte man anmerken: Er verglich die jüdischen Salons mit den „großen Häusern“, er rechnete sie nicht mehr dazu. In den folgenden Monaten häuften sich die Berichte von Diners in verschiedenen Häusern und die adligen Namen, zugleich ironisierte Gentz die Auswahlkriterien seines Umgangs, wenn er schrieb: „Karlsbad. Hier bleibe ich so lange, als

---

211 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802 und 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 98 bzw. 181.

212 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 2. 1. 1803, in: Wittichen 1910, S. 102. Hervorhebung im Original. Tatsächlich war er seiner publizistischen Dienste für die englische Regierung wegen in allerhöchsten Kreisen empfangen, mit großen Ehren und, für ihn vielleicht noch wichtiger, mit politischen Dokumenten und Informationen überhäuft worden. Hinzu kamen einflussreiche Kontakte: „Die Bekanntschaft mit allem, was es nur Interessantes in allen Parteien gibt, dieses für einen Fremden so schwer zu erreichende Gut, ist mir unter anderm in seinem ganzen Umfange zuteil geworden.“ Ebd.

213 Spiel 1992, S. 278 f.

214 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 16. 3. 1803, in: Wittichen 1910, S. 111.

215 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 26. 4. 1803, in: Wittichen 1910, S. 127.

216 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 26. 4. 1803, in: Wittichen 1910, S. 127.

Rasumoffski, seine drei Köche, und seine zwanzig Pferde bleiben – dann suche ich die Köche des Grafen Choteck, des Fürsten Lobkowitz ec auf“.<sup>217</sup> Dass der Name Arnstein in dieser Zeit nicht fiel, könnte damit zu tun haben, dass die Dame des Hauses in diesem Sommer nicht in der Stadt war. Auch nach ihrer Rückkehr war es in keiner Hinsicht ungewöhnlich, wenn ein Gentz, dem „la bonne société die *conditio sine qua non* meiner Existenz geworden“ war, ein Diner bei der Arnstein nur am Rande erwähnte oder sich über schlechte Gesellschaft dort beschwerte.<sup>218</sup> Auffallend ist aber, *in welcher Begrifflichkeit* er sich von Fanny Arnstein und ihrem Haus abwandte. Nach dem Streit über Pauline Wiesel verkehrte er die Rollen, stellte sich als den gesellschaftlich Einflusreicherer dar und nannte „ihre längst genährte Wut über meine gute Aufnahme in der ihr verschlossenen und von ihr mit wahrer Judenwut beneideten großen Welt“ als eine Ursache für den Bruch. Und er sei nicht der einzige, den dies Verhalten abschreckte: „Auch Mariane geht fast mit keinem Fuße mehr hin, und ist, gleich mir, vollkommen disgraziiert. Auch diese hat einige Male der Arnst. ihre wahrhaft niederträchtige Äußerungen über Pauline recht wacker vorgeworfen; aber an so einer eingefleischten Jüdin, wie die A. ist alles verloren“.<sup>219</sup> Dass Marianne Meyer Eybenberg selbst jüdischer Herkunft war, wurde in dieser Argumentation ausgeblendet.

In den folgenden Jahren war im Briefwechsel noch gelegentlich von der Familie Arnstein die Rede, auch wenn Gentz immer darauf hinwies, dass sein „Bruch mit dem Hause unheilbar“ sei und dass er seine Distanz zu den Juden nicht bedaure: „warum soll man mitten unter so vielen Schrecknissen auch noch Juden sehen!“ Von Henriette Arnstein Pereira, die nach ihrer Heirat sich auf ihr Eheleben zurückzog, berichtet er, daß „sie bloß mit einem Wechselbalg von Judenkinde spielt“. Ihr Gatte Pereira, den er zuvor als Gentleman geschildert und „gar nicht jüdisch“ gefunden hatte, war jetzt ein „verruchter Jude“.<sup>220</sup>

#### 4.3 „Wider die Juden“ – Zum Einfluss Carl Wilhelm Friedrich Grattenauers

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese auffallend veränderte Wortwahl und Wertung damit zusammenhing, dass Gentz sich 1803 intensiv mit antijüdischer Lektüre beschäftigte, der mehrbändigen Warnung „*Wider die Juden*“.<sup>221</sup> Seine

<sup>217</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 29. 6. 1803, in: Wittichen 1910, S. 136.

<sup>218</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 29. 6. 1803, in: Wittichen 1910, S. 136.

<sup>219</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 181.

<sup>220</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 17. 6. 1804 und 22. 8. 1804, in: Wittichen 1910, S. 199 f. bzw. 217.

<sup>221</sup> Grattenauers antisemitische Pamphlete erschienen 1803 in kurzer Folge in Berlin. Vgl. Grattenauer 1803a–c.

Auseinandersetzung mit dieser zunächst anonym erschienenen Polemik ist ebenfalls im Briefwechsel mit Brinckmann überliefert. Gentz hatte diesen Text nicht selbsttätig auf seine Leseliste gesetzt, sondern der Autor Grattenauer, dessen Urheberschaft in Berlin bald bekannt wurde, war zugleich Gentz' Anwalt und ihm auch in Finanzgeschäften verbunden. Gentz zeigte sich zunächst äußerst peinlich berührt, dass sein Geschäftspartner der Autor solch einer Schrift war: „Mit welchem tiefen Unwillen, Abscheu, und Ekel ich diese verwünschten großen Buchstaben in der Berliner Zeitung<sup>222</sup> erblickt habe, vermag ich Ihnen nicht zu beschreiben. [...] den Verdacht, an seinen infamen Scharteken den entferntesten Teil zu nehmen, ertrage ich nicht“.<sup>223</sup> Ohne das Buch gelesen zu haben, erteilte Gentz Brinckmann den Auftrag, in Berlin „so allgemein, so laut, und so nachdrücklich als es Ihnen nur immer möglich ist, zu erklären, daß ich bis jetzt von der Grattenauerschen Schrift nicht einen Buchstaben gesehen, [...] sie zum voraus mit allen Kräften meiner Seele missbillige, verwerfe, und verstoße.“ Brinckmann erhielt sogar die Vollmacht, diesen Text in einer Zeitung zu inserieren, sollte Gentz mit diesen „pöbelhaften Produkten“ in Verbindung gebracht werden. Die ganze Angelegenheit brachte Gentz so auf, dass er sich vornahm, nächstens die Seite des Brinckmannschen Briefes, die von Grattenauer handelten, mit weißem Papier zuzukleben, damit er den Rest des Briefes beantworten könne.<sup>224</sup>

In der Zwischenzeit las er Grattenauers Text selbst und – widerrief sein Urteil. Zwar zog er nicht seine Empörung über die Tatsache zurück, dass solche „Judenschriften“ veröffentlicht wurden, aber er widerrief seine Kritik am Inhalt dieser „viel zu ungerecht behandelten Produkte.“ Noch als er die Bücher das erste Mal gesehen habe, sei ihm „physisch übel“ gewesen. „Aber der Wahrheit zu Ehren, aber zum gerechten Lobe der unbestechlichen Unbefangenheit meines Gemütes muß ich sagen, – daß ich sie, trotz alles bisher Gesagtem, mit außerordentlichem Wohlgefallen gelesen habe“.<sup>225</sup> In Ausführlichkeit lobte Gentz nun die Belesenheit des Autors zum Thema, den ihm unerschöpflich scheinenden Witz und die Schreibart. „Der Stil derselben erinnert unwillkür-

---

<sup>222</sup> Die Berliner Blätter brachten große Anzeigen der Schrift, bevor sie von der Regierung verboten wurde.

<sup>223</sup> Dies und das folgende Zitat: Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 10. 9. 1803, in: Wittichen 1910, S. 152.

<sup>224</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 10. 9. 1803, in: Wittichen 1910, S. 153.

<sup>225</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 164.



lich an den polemischen Stil Lessings“.<sup>226</sup> Dass Grattenauer oftmals simplifizierend pauschal, durchgängig polemisch geradezu anti-lessingsch älteste jüdenfeindliche Klischees zusammenzimmerte, um letztlich die Wiedereinführung oder Beibehaltung aller Restriktionen gegen Juden zu fordern, übersah Gentz, bzw. es gefiel ihm. Da Brinckmann nicht seiner Meinung war, ging er ins Detail: „Die Untersuchungen über den Titel: *Jude*, über den *Judengestank*, über die *Judendoktorei*, über die *Appretur der jüdischen Frauen* (*Appretur* ist der Unsterblichkeit wert, und wird gewiss nicht vergessen, solange es Juden gibt) – alle diese Stücke hätten dem größten Schriftsteller Ehre gemacht“.<sup>227</sup> Gentz, der „gelacht [habe] bis zum weinen“, konnte seiner Verwunderung nicht oft genug Ausdruck geben, dass Brinckmann solche Schriften als „nichtswürdige Scharteken“ bezeichnen, und den Verfasser als einen „tollen Hund“, (welches er allenfalls in objektiver, aber gewiß nicht in subjektiver Rücksicht ist) behandeln“ konnte. Er sei sich hingegen ganz sicher, dass ihr dritter gemeinsamer Freund die Schrift wirklich genießen könnte und wollte „einen Kurier nach Rom schicken, um Humboldt dies Hauptfest zu bereiten“.<sup>228</sup>

---

**226** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 164. Tatsächlich ergibt eine stilistische Untersuchung der Texte Grattenauers, dass alle Elemente verwandt wurden, die eine „Sprache der Judenfeindschaft“ kennzeichnen, wie Tiermetaphern, Generalisierungen, Übertreibungen oder affektive Wortreihen wie „putenschnäbliger, schwarzköpfiger, schmutziger, kurzer, dicker Jude“ oder „talmudisch-kabalistisch-rabbinische [...] Sophisterei.“ Dass der stilsichere Publizist Gentz diese stereotypentriefende Sprache mochte, ist verwunderlich. Vgl. Grattenauer 1803(a), S. 43, ders. 1803(b), S. 12. Vgl. Hartzitz 1995.

**227** Dies und alle folgenden Zitate: Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 164 f. Hervorhebung im Original. *Appretur* ist von Grattenauer möglicherweise als Anspielung auf eine Schrift Moses Mendelssohns verwandt, der sich für eine Verbesserung der *Appretur* der brandenburgischen Seidenstoffe eingesetzt hatte. (*Appretur* ist eine Sammelbezeichnung für alle am Rohstoff vorgenommenen Verschönerungen). Vgl. Jakubowski 1995, S. 206, Anm. 12.

**228** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 164 f. Als „tollen Hund“ im Sinne von tollwütig hatte demnach Brinckmann Grattenauer bezeichnet und Gentz argumentierte dagegen. Grattenauer wandte für seine Pamphlete einen rhetorisch-dramaturgischen Kniff an: Unter dem Vorwand, er sei falsch verstanden worden, verschärfte er seine Thesen von Erklärung zu Erklärung. Auf die Einleitung „Die *jüdischen Elegants* sollen von mir gekränkt sein?“ folgte beispielsweise der Gegenbeweis, es gäbe ja gar keinen eleganten Juden. Die Menschenrechte für Juden habe er nicht hinterfragt, weil sie ein Widerspruch in sich seien. Grattenauer 1803(b), S. 8 und 5. Hervorhebung im Original. Ähnlich arbeitete er seine Ausfälle gegen „Judengestank“ etc. in den späteren Schriften richtig aus, weshalb Gentz meinte, Brinckmann habe diese nicht gelesen und daher das Beste verpasst. Tatsächlich stand der Verfasser mit allen Schriften zu seinem „Haß“ auf das „orientalische Fremdvolk“ und wollte sie eindeutig als Warnung verstanden wissen. Grattenauer 1803(b), S. 36.

Es fällt auf, dass Gentz von den Schmähungen Grattenauers da ganz besonders angetan war, wo er sie auf sein Lebensumfeld anwenden konnte. Er lobte die Artikel über den geselligen Ton, den Adel und die Jüdinnen, die Gustav von Brinckmann sich noch einmal genauer ansehen sollte. Grattenauer hatte polemisiert, dass ihre elegante Garderobe dazu diene, den „eigenthümlichen Geruch“ zu überdecken, und dabei den gebildeten Jüdinnen die echte Weiblichkeit abgesprochen.<sup>229</sup> In der Sekundärliteratur wird angenommen, dass Grattenauer sich mit Folgendem auf jüdische Salonfrauen bezog:<sup>230</sup>

Sie lesen viele Bücher, sprechen mehrere Sprachen, spielen manche Argumente, zeichnen in verschiedenen Manieren, malen in allen Farben, tanzen in allen Formen und besitzen alles Einzelne, besitzen aber nicht die Kunst, alle die Einzelheiten zu einer schönen Weiblichkeit zu verbinden. Den feinen Takt der großen Welt lernen sie weder in Paris, noch in Berlin, noch in Wien, sie mögen mit Prinzen, Fürsten, Grafen und Herren umgehen so lange sie wollen.

Tatsächlich finden sich in einem anderen Text Grattenauers namentliche Anspielungen auf Salons, zumindest auf Familien, die gastgeberisch tätig waren: „die so genannten Lords vom Stamm Levi, die Baronets vom Stamm Ephraim“.<sup>231</sup>

Der Hinweis, dass seine Analyse Grattenauers nur ein „rein literarisches Bekenntnis“ Brinckmann gegenüber sei, widerlegte Gentz selbst durch seine Freude darüber, „daß der Schlag, den die Juden erlitten, sehr ernsthaft und mächtig gewesen ist. Ich behaupte, daß sie noch nie mit solcher Superiorität angegriffen worden sind“.<sup>232</sup> Gentz fand die Juden nicht nur auf geschickte Weise, er fand sie berechtigterweise angegriffen. Dennoch wollte er nicht, dass seine Meinung publik würde. Während er seine ursprüngliche Abscheu in der Zeitung gedruckt haben wollte, „beschwor“ er Brinckmann jetzt, seine Zustimmung nicht laut werden zu lassen.

Der These Spiels, dass Gentz sich nach der Lektüre Grattenauers von Arnsteins aus „erfrischtem Judenhas“ abwandte, ist dennoch nur zum Teil zuzu-

<sup>229</sup> Grattenauer 1803(b), S. 11.

<sup>230</sup> Das vermutet auch Hilde Spiel, die diese Stelle zitiert: Spiel 1992, S. 279. Jakubowski geht davon aus, dass mit Grattenauers Kritik implizit vor allem Rahel Levin Varnhagen gemeint sei, Belege dafür werden nicht gegeben. Als Häme gegen die gebildeten Jüdinnen der Salons allgemein kann Grattenauer sehr wohl gelesen werden. Sein Text enthält u. a. alle Klischees, die spätere Salonsatiren verwenden. Vgl. Jakubowski 1995.

<sup>231</sup> Grattenauer 1803b, S. 8. In 1803(b) finden sich viele namentliche „Abrechnungen“, u. a. gegen Mendelssohn, Maimon, und Ascher. Eine einzige positive Erwähnung findet sich betr. Markus Herz. Ebd., S. 16.

<sup>232</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 164 f.

stimmen. In demselben Brief, in dem er begeistert über Grattenauer schrieb, erwähnte er nebenbei auch Arnsteins, ohne aber seine neuen Erkenntnisse über Jüdinnen gleich auf sie anzuwenden. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass er auf einem Diner der Marianne Meyer Eybenberg offen über Grattenauer geredet hat.<sup>233</sup> Gentz betrachtete gesellschaftlichen Umgang ab 1803 grundsätzlich strategisch und der politischen Karriere untergeordnet: „Ich kann und will nie der Gesellschaft entsagen, aber sie soll schlechterdings wieder in den zweiten Rang gestoßen werden, wohin sie allemal gehört, wenn sie nicht unbedingten Wert hat (wie jene der Levi, der Humboldts, der Brinckmanns ec.)“.<sup>234</sup> Er hatte allerdings, schon Wochen vor der Grattenauer-Lektüre oder dem Streit mit Fanny von Arnstein überlegt, ob er noch weiterhin ihren Salon besuchen sollte. Gentz unterschied zu dieser Zeit zwei Arten von „bonne société“, solche, die man zu einem bestimmten Zweck aussuchte und aufsuchte und solche, die einen unbedingten, einen Wert „an sich“ habe. Die Arnsteins und Eskeles’ boten ihm demnach 1803 weder nützlichen noch „an sich“ wertvollen Umgang.

Die Gesellschaft in diesen beiden Häusern, so sehr ich auch die beiden Schwestern ehre, grenzt doch immer gar zu sehr an mauvaise société. Nun ich mich einmal in Wien orientiert habe, um die bessere zu suchen, kostet es mich allemal Überwindung, dorthin zu gehen; aber es wäre krasse Undankbarkeit, wenn ich sie vernachlässigte; und dieser werde ich mich nie schuldig machen.<sup>235</sup>

Wenige Wochen später enthoben ihn die Auseinandersetzungen mit der Hausherrin aller weiteren Dankbarkeitserwägungen, der Umgang konnte beendet werden, er verließ das Haus Arnstein, seiner Selbstdarstellung nach, als ‚Kavalier‘, der eine Schauspielerin gegen eine Jüdin verteidigt hatte.

Bemerkenswert ist, dass Gentz trotz seiner pauschal wirkenden Verurteilung der Juden einzelne davon ausnehmen konnte. Hannah Arendt hält sein Vorgehen für nicht untypisch in dieser Zeit: „[...] so kennt jeder Antisemit seinen ‚Ausnahmejuden‘“.<sup>236</sup> Tatsächlich scheint es Gentz möglich gewesen zu sein, den jüdischen Zusammenhang in seiner Wahrnehmung der Frauen ein-

---

**233** In einem Brief an ihre Schwester fragt Marianne Meyer Eybenberg erschrocken an: „[...] mus ich Dich fragen, welche Wirkung *Grattenauers* Schriften auf die *sainte nation* hatten – [...] ist es wahr dass die Verwaltung gegen die Juden aufs höchste gestiegen ist? Dass manche seitdem im Stillen Maulschellen erhalten?“ Zuvor erwähnte sie, dass sie am Tage zuvor ein Diner gegeben hatte, bei dem u. a. Gentz zu Gast war. Marianne Meyer Eybenberg an Sara Meyer Grothhus, 26. 10. 1803, ungedruckt, SV 57. Schreibung im Original.

**234** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 2. 3. 1803, in: Wittichen 1910, S. 108 f.

**235** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 168.

**236** Arendt 2001, S. 97.

und auszublenden. Seine Verehrung für die anderen Schwestern Itzig, namentlich Madame Levy und Madame Ephraim, blieb von seinem Streit mit Fanny Arnstein unberührt, und er fuhr fort, sich ihnen empfehlen zu lassen.<sup>237</sup> Auch 1804 hieß es: „Ich habe nicht das geringste gegen Henriette, und würde mich mit ihr wahrscheinlich nie verzürnt haben, [...] so lag die Schuld bloß an ihrer unausstehlichen Mutter.“ Sein Hass richtete sich gegen Fanny von Arnstein, und er sah sich in seiner Abneigung bestärkt dadurch, dass ihr Haus „ganz verlassen“ sei.<sup>238</sup> Dass er darin selbst auch nicht mehr empfangen wurde, auch nicht zu Zeiten des Wiener Kongresses, als es einer der zentralen Treffpunkte der politischen Akteure war, kommentierte er nicht. Erst lange nach Fanny von Arnsteins Tod traf er mit Baron von Arnstein auf verschiedenen Soireen in der Wiener Gesellschaft wieder zusammen.

Erst merkbar nach dem Bruch mit dem Hause Arnstein wurde „das Judentum“ als solches ein Thema für Gentz, das heißt ein gelegentliches Zusammenreffen mit einer jüdischen Persönlichkeit führte nun verstärkt zu Thesen über die Juden im allgemeinen, meist zu antijüdischen Ausfällen: „Damit doch keiner unsrer Briefe ohne etwas von Juden bestehe, so will ich nur noch kürzlich von einem der scheußlichsten dieser verworfnen Brut handeln, da Sie selbst mich auffordern, über ihn zu sprechen“.<sup>239</sup> Die Begegnung mit dem „Judenjungen“ Salomon Bartholdy, der „ohne Zweifel Verstand“ habe, führte zu der Überlegung: „Verstand haben sie mehr oder weniger alle; nur der soll noch geboren werden, in dem ein Funke von Gemüt, ein Funke wahren Gefühls zu finden wäre“.<sup>240</sup> Die Tatsache, dass Marianne Meyer Eybenberg, deren Umgang er zu dieser Zeit immer noch intensiv genoss, zu dieser „Brut“ gehörte, spielte bei dieser Überlegung immer noch keine Rolle. Ohne dass ein Grund erkennbar wäre, steigerte sich Gentz in eine Hasstirade:

---

**237** „Meine Zeit ist mir so kostbar, daß ich, obgleich ein Teil davon nur einmal der Gesellschaft gehört, diesen Teil wenigstens nicht in schlechtester Gesellschaft vergeuden will; und wie schlecht die Gesellschaft der A. jetzt ist (nachdem es weder Henriette [Mendelssohn], noch die Levy und Ephraim aus Berlin mehr darin gibt).“ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 181.

**238** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 22. 8. 1804, in: Wittichen 1910, S. 218.

**239** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 19. 9. 1804, in: Wittichen 1910, S. 227.

**240** Jakob Ludwig Salomon Bartholdy (1779–1825), Diplomat und Mäzen. Der Bruder Lea Mendelssohn Bartholdys erwarb in Italien unter anderem Kunstschatze für Preußen. Er brachte Humboldt in Rom zu der Formulierung: „Er glaubt hier brillirt zu haben, und ganz unwahr ist es nicht.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 140 f. Nicht ohne einen Anflug von Neid berichtete Humboldt über Bartholdys Weltreisepläne, die er aber von dem seiner Meinung nach Ungebildeten ausgeführt „lächerlich“ fand. Ebd.

Der Fluch, der über sie ausgesprochen ward, und der sie verfolgt bis ins zehntausendste Glied, ist eigentlich der, daß sie zu ihrer und der Welt Plage aus der Sphäre des Verstandes, im engern Sinne des Wortes, nie herauskönnen, sondern sich darin herumdrehen müssen, bis ihre schwarzen Seelen zur Hölle fahren. Darum sind die Ungeheuer auch allenthalten, wo der Verstand, der blöde und frevelnde Verstand sich anmaßt, allein zu regieren, auf ihrem wahren Felde; geborene Repräsentanten des Atheismus, des Jakobinismus, der Aufklärerei ec. Noch nie hat ein Jude ernsthaft an Gott geglaubt! Noch nie hat eine Jüdin – ich spreche ohne alle Ausnahme – die wahre Liebe gekannt!<sup>241</sup>

Dies verwundert von demselben Mann, der ein Jahr zuvor Rahel Levin Varnhagen versichert hatte, dass ihre Liebe in der Welt nicht ihresgleichen hätte. Die ehemals „verewigt Kleine“ wurde ihm jetzt rückblickend zu einem ‚verderblichen Umgang‘. Der Genie-Status blieb ihr erhalten, ihre Leidenschaft aber schien ihm gefährlich. Die Idee der durch ihre „schwarzen Seelen“ gefährlichen Juden scheint bei Gentz an eine gewisse Phase gebunden gewesen zu sein. Wenige Jahre später sollte er wieder intensiv mit ihnen zusammenarbeiten und Brinckmann auch wieder mit Stolz berichten, dass Rahel Levin Varnhagen noch eine Schwäche für ihn habe. Erst der letzte Absatz in dem Brief von 1804, der den Wutausbruch gegen die „Brut“ enthielt, deutete, wenn er sie auch nicht erklärte, auf die Ursache der zugrunde liegenden Frustration: „[...] alles Unglück in der modernen Welt kömmt, wenn man es bis in seine letzten Gründe verfolgt, von den Juden her; sie allein haben Bonaparte zum Kaiser gemacht; [...] – Aber genug von diesen Kannibalen!“

Das Gefühl der politischen Machtlosigkeit, das Gentz auf dem Höhepunkt des napoleonischen Erfolges überfiel und das er im selben Brief etwas früher beschrieben hatte, kann Anlass für diesen Ausbruch gewesen sein. Dennoch muss es wundern, dass der zwar emotional argumentierende, aber klar denkende Analytiker der politischen Verhältnisse hier in solche Pauschalitäten verfiel und dem Klischee Vorschub leistete, Bonapartes Erfolg sei eine jüdische Verschwörung. Es ist nicht anzunehmen, dass er in diesem Moment die personifizierten Gegenbeweise, mit denen er bekannt und befreundet war, gegen seine kruden Theorien hätte gelten lassen. Der preußische Patriotismus eines Bartholdy, der explizite Napoleonhass einer Fanny von Arnstein taten nichts zur Sache. Dem Ausbruch ging im Brief eine Reisebeschreibung einer begeisterten Reise in die Alpen voraus, fern von jeder Politik. Begleitet wurde Gentz von einer Schrift des konservativen Theoretikers Adam Müller.

Überaus deutlich wird bei Friedrich von Gentz der Unterschied, den er zwischen privaten Äußerungen, brieflichen Überlegungen zum Judentum oder „Jüdischsein“ und deren Veröffentlichung machte. Nicht nur, dass er Gratten-

<sup>241</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 19. 9. 1804, in: Wittichen 1910, S. 227.

auers Ansichten inhaltlich voll unterstützte und im Brief an Brinckmann sogar ausholend verteidigte, um dem Autor gleichzeitig vorzuwerfen, so etwas veröffentlicht zu haben. Die Thematisierung der jüdischen Herkunft seiner Bekannten war je nach Quellenart auffallend verschieden. In dem – überarbeiteten – Tagebuch wurde die jüdische Herkunft seiner Freunde überhaupt nicht erwähnt.

Für das zeitgenössische Verständnis von Öffentlichkeit muss allerdings angemerkt werden, dass Gentz grundsätzlich streng darauf achtete, seine mehr oder minder gepflegten Lästereien und Ausbrüche nicht publik werden zu lassen bzw. den Leserkreis zu kontrollieren. Beispielsweise verfasste er ein geheimes Memoir über die Ausländerinnen von Wien, ein leider nicht erhaltenes *Fragment de la société de Vienne* und schickte es einer Berliner Freundin zum Amusement. Brinckmann, der den Text überbringen sollte, scheint es gelesen und ihn davor gewarnt zu haben, es zu veröffentlichen, denn Gentz zeigt sich empört, dass sein Freund nur glauben könne, er würde sich selber kompromittieren: Über die feine Wiener Gesellschaft hätte er nie etwas an eine Dame in Berlin geschickt.<sup>242</sup>

Mit dem Bankhaus Rothschild arbeitete Gentz, der schon länger als Publizist im Bereich Finanzpolitik tätig war, nach 1816 eng zusammen.<sup>243</sup> Es war sozusagen öffentlich bekannt, dass er mit ihnen privat verkehrte und Informationen gegen Bezahlung tauschte. Metternich billigte diese Verbindung und ließ sich von Gentz mit den Bankiers bekannt machen. „Er ist es, der als erster von den Grossen das gesellschaftliche Vorurteil bricht und bei den Juden zu Mittag speist“.<sup>244</sup> In einem veröffentlichten Aufsatz über die Rothschilds analysierte und pries Gentz die Geschäftsmethoden und den Zusammenhalt der Familie, kam aber auf den jüdischen Hintergrund nicht zu sprechen.<sup>245</sup> Diese „Geldmacht“ habe das Geschick besessen, sich keine Feinde zu verschaffen, sei vielmehr von den europäischen Höfen anerkannt. Briefe an Adam Müller aus der Zeit seines intensiven Umgangs mit den Bankiers machen aber deut-

<sup>242</sup> Vgl. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 4. 2. 1804, in: Wittichen 1910, S. 186 ff.

<sup>243</sup> Salomon Rothschild, 1816 aus Frankfurt/M. nach Wien eingewandert, hatte mit allen üblichen Restriktionen gegen fremde Juden zu kämpfen. 1822 war er dennoch bereits Freiherr und hatte eine führende Rolle im Bank- und Börsenwesen inne. Später wurde er Ehrenbürger der Stadt Wien. Wegen seiner engen Verbindung zum Staatskanzler Metternich galt er seinen Kritikern als Stütze der Reaktion. Er finanzierte Metternichs Flucht 1848 und musste anschließend selbst ins Exil gehen.

<sup>244</sup> Mann 1995, S. 317.

<sup>245</sup> Friedrich von Gentz: Biographische Nachrichten über das Haus Rothschild. (Geschrieben 1826, und auszugsweise im Brockhausischen Conversationslexikon mitgeteilt), in: Schlesier 1840, S. 113–122.

lich, dass Gentz die Rothschilds allerdings geradezu als Sondergruppe der Juden definierte,

weil die Rothschilds in der That eine eigene species plantarum bilden, die ihre eigenen charakteristischen Merkmale hat. Sie sind gemeine, unwissende Juden, von guten äusserem Anstand, in ihrem Handwerke bloße Naturalisten, ohne irgend eine Ahndung eines höheren Zusammenhangs der Dinge, aber mit einem bewundernswürdigen Instinkt begabt, der sie immer das Rechte, und zwischen zwei Rechten immer das Beste wählen heißt.<sup>246</sup>

Es wäre naheliegend, diese Befunde zu Gentz Schriften als weitere ‚Ambivalenz‘ der ohnehin als widersprüchlich oder zerrissen geltenden Persönlichkeit Gentz‘ anzusehen. Angesichts seiner übrigen Umgangsweise lässt sich aber auch vermuten, dass Friedrich von Gentz, der sich selbst als Kämpfer gegen Vorurteile betrachtete, die eigenen Überzeugungen und Stereotype den pragmatischen Anforderungen der Karriere stets unterordnete bzw. vollständig ausblenden konnte. Bei einigen intensiven Kontakten finanzpolitischer Natur, wie zu den Rothschilds, oder privater Art, wie zu Rahel Levin Varnhagen, dachte er „das Jüdische“ nicht mit.

## 5 „Die letzten Funken meiner Pietät für die Herz“ – Zusammenfassung und Ausblick

Der erste, der einen Bezug zwischen dem Umgang im Salon und dem politischen Engagement der Gäste für die Gleichstellung der Juden herstellte, war Wilhelm von Humboldt selbst. Der Wiener Kongress konfrontierte ihn und Gentz noch einmal direkt mit der Frage nach der bürgerlichen Gleichstellung der Juden. Vertreter der österreichischen jüdischen Gemeinden richteten eine Bittschrift an den Wiener Kongress und baten darin um die Anerkennung der rechtlichen Gleichheit. Nathan von Arnstein und Bernhard Eskeles gehörten auch zu den Unterzeichnern dieser Petition. Zugleich wandten sich Wiener Juden an den Staatskanzler Metternich, der mit einigen jüdischen Bankiers, wie Leopold von Herz, dem Neffen Arnsteins, gesellschaftlich verkehrte, sowie an seinen engsten Mitarbeiter Friedrich von Gentz. Im Tagebuch verzeichnete Gentz mehrere Besuche des Prager Bankiers Simon von Lämél und die dazugehörigen Summen. Ebenso wurde als Vertreter Preußens Wilhelm von Humboldt aufgesucht, der, wie er in Briefen an seine Frau versicherte, kein Geld annehmen wollte. Keiner der Angesprochenen konnte aber eine eindeutige Entschei-

---

<sup>246</sup> Friedrich von Gentz an Adam Müller, 15. 12. 1818, in: Gentz 1857, S. 267



dung bewirken.<sup>247</sup> Humboldt sah sich während des ganzen Kongresses genötigt, sein Engagement für Judenfragen seiner Frau gegenüber zu rechtfertigen und nannte als seine Antriebskraft, ohne weitere Erklärung, „die letzten Funken meiner Pietät für die Herz“. Dieser Satz, gelegentlich als ‚Beweis‘ eines Zusammenhangs zwischen Salon und Judenemanzipation gelesen, wurde gegenüber einer Familie geäußert, deren Mitglieder ihren „Judenhaß“ mittlerweile offen debattierten.<sup>248</sup> Im Ehebriefwechsel hatte Humboldt in der Zwischenzeit die Rolle des gemäßigten Liberalen übernommen. Immer, wenn Caroline von Humboldt auf die Frage zu sprechen kam, machte er sehr deutlich, dass er „die alten Vorurteile“ ablehne, wenn er auch die Erscheinungsformen „des Jüdischen“ nicht möge. Nach einem Diner, bei dem er Hardenberg und dessen Edikt verteidigt hatte, schrieb er seiner Frau: „Es kann unmöglich vernünftig sein, den alten Unterschied zwischen Juden und Christen ewig bestehen zu lassen und das Vorurteil noch zu vermehren. Allein ich möchte nicht, wie er tut, von unterrichteten Leuten behauptete Tatsachen wegräsonieren“.<sup>249</sup> Dass Humboldt jedwedes Engagement für die Juden vor seiner Frau rechtfertigen musste, beispielsweise mit einer Anhänglichkeit an alte Freunde, wird deutlich, wenn man die Briefe Carolinens dagegen liest, die unter anderem alle Juden zur Armee schicken wollte, damit sie sich das Schachern abgewöhnten.<sup>250</sup>

Den scheinbaren Widerspruch zwischen persönlicher Abneigung und einem aufgeklärten Grundverständnis löste Wilhelm Humboldt selbst so auf: „Ich arbeite aus allen Kräften daran, den Juden alle bürgerlichen Rechte zu geben, damit man nicht mehr aus Generosität in die Judenhäuser zu gehen

---

**247** Der Kaiser verwies die Petition an eine separate Kommission, die sich schließlich vertagte. Der Wiener Kongress bewirkte also, obwohl vom Kaiser ausgezeichnete jüdische Vertreter für eine Verbesserung der Situation warben, keine Veränderung. Vielmehr wurden die von den Franzosen in einigen besetzten Ländern eingeführten Ergebnisse der Emanzipation rückgängig gemacht.

**248** Dieser oft in Verbindung mit dem Emanzipationsedikt 1812 zitierte Spruch fiel tatsächlich 1814 und bezog sich auch nicht auf staatsbürgerliche Rechte. Humboldt hatte sich gegen ein Edikt gewehrt, dass man bei Leichnamen in gerichtlichen Fällen nur christliche Ärzte heranziehen sollte. „Dieser Unterschied hat mich indigniert, ich habe also [...] dem Justizminister geschrieben, doch durch ein neues Gesetz solche vorurteilsvolle Einrichtung abzuschaffen. Es sind die letzten Funken der Pietät gegen die Herz.“ Wilhelm an Caroline von Humboldt, 2. 3. 1814, in: Sydow 1906–18, Bd. IV, S. 260.

**249** Wilhelm an Caroline von Humboldt, 13. 1. 1815, in: Sydow 1906–18, Bd. IV, S. 454.

**250** „[...] ich ließe sie drei Generationen nicht handeln und alle zwanzigjährigen Jünglinge [...] wären Soldaten, da wollte ich wetten, daß in 50 Jahren die Juden als Juden vertilgt wären. [...] die Juden in ihrer Gesunkenheit, ihrem Schachegeist, ihrem angeborenen Mangel an Mut, der von diesem Schachegeist herrührt, sind ein Flecken der Menschheit.“ Caroline an Wilhelm von Humboldt, 29. 3. 1816, in: Sydow 1906–18, Bd. V, S. 220.

braucht“.<sup>251</sup> Wobei allerdings zu bezweifeln ist, dass das Haus Arnstein, auf das sich dieses Zitat bezog und das zu diesem Zeitpunkt eines der ersten Häuser am Platze war, es als Generosität aufgefasst hätte, wenn ein preußischer Beamter es aufsuchte. Ein Jahr später beendete er einen viel zitierten Disput mit seiner zunehmend national und antijüdisch gesinnten Frau<sup>252</sup> mit dem Satz: „Ich liebe aber eigentlich auch nur die Juden en masse. En detail gehe ich ihnen lieber aus dem Wege“.<sup>253</sup> Seine Frau deutete das Paradox allerdings anders: „Du rühmst Dich, die Juden nie zu verlassen. [...] Sie sind Dir zu einerlei“.<sup>254</sup>

Die Frage stellt sich daher heutigen Lesern der nachgelassenen Briefe der Salongesellschaft neu: Welche Wirkung zeitigte der Umgang in den jüdischen Salons, welche Eindrücke, welche „Funken“ von ihren Gastgeberinnen nahmen die Gäste mit?

Die Briefe, die zwischen den Salonbesuchern Friedrich von Gentz, Wilhelm von Humboldt und Gustav von Brinckmann hin und her gingen, machen deutlich, dass der Umgang mit jüdischen Bekannten und Freunden um 1800 nicht selbstverständlich war oder dazu wurde. Zwar entwickelte sich zwischen ihnen und einigen Frauen ein reger geselliger Verkehr, aus dem einige dauerhafte Bekanntschaften erwuchsen. „Das Jüdische“ aber blieb das Andere und oft das Fremde.

Für die Salongäste Wilhelm von Humboldt, Friedrich von Gentz und Gustav von Brinckmann waren und blieben Juden ein wesentliches Thema ihres Interesses und Briefwechsels bis ans Lebensende. Genauer gesagt waren das Judentum, das „Jüdische“ und das Schicksal einzelner befreundeter Jüdinnen Themen, die sie kontinuierlich, wenngleich mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung, bewegten.

Trotz gemeinsamer Besuche und Streifzüge waren die Zugänge zum Thema, wie sie sich in Briefen widerspiegeln, bei allen dreien unterschiedlich. Wilhelm von Humboldt setzte die Juden als stehendes Thema im Briefwechsel,

---

**251** Wilhelm an Caroline von Humboldt, 17.1. 1815, in: Sydow 1906–1918, Bd. IV, S. 458.

**252** Karl August Varnhagen beschrieb Caroline von Humboldt zu dieser Zeit mit den Worten: „Ich finde Frau von Humboldt sehr verändert in ihrem Wesen [...], wenigstens teilt sie die undeutsche Deutschheit und das unchristliche Christentum, die jetzt im Schwange sind, mitsamt ihren Töchtern. Sie haßt die Franzosen [...], die Juden etc. und liebt nur immer Einzelne.“ Karl August Varnhagen an Rahel Levin Varnhagen, 24. 6. 1815, in: Kemp 1979, Bd. II, S. 308. Bezeichnend für die Leichtigkeit, mit der dieser Wandel noch genommen wurde, ebenso wie für die Ironie Varnhagens, ist dessen Kommentar: „[...] sie muß schlechte Liebhaber vor Augen gehabt haben“. Ebd.

**253** Wilhelm an Caroline von Humboldt, 30. 4. 1816, zit. nach: Geiger 1912, S. 70.

**254** Caroline an Wilhelm von Humboldt, 29. 3. 1816, in: Sydow 1906–18, Bd. V, S. 219.

zeigte sich bei jüdischen Bekannten auf deren jüdische Herkunft fixiert und ließ zahlreiche erotisierte Konnotationen einfließen. Friedrich von Gentz argumentierte und handelte auch auf diesem Gebiet unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeitserwägung und Strategie: Bei guten Freundinnen spielte die jüdische Herkunft keine Rolle, bei Auseinandersetzungen ‚wurden‘ die Veranlassenden jüdisch. Gentz war der einzige der drei Männer, der „die Juden“ gelegentlich zum Sündenbock für persönliche Misserfolge machte. Brinckmann scheint sich der Argumentationsweise beider Freunde angepasst haben zu können bzw. den jeweiligen Stil bedient zu haben, ohne sich aber von seinem eigenen Interesse an jüdischen Freundinnen und deren Familien abbringen zu lassen.

Gemessen an der in den Briefen aus den 1790er-Jahren herrschenden ‚Aufregung‘ unter diesen ausgewählten Salongästen war es für aufgeklärte junge Männer immer noch etwas Besonderes, in jüdischen Häusern zu verkehren. Ein Umgang, der brieflich nicht gerechtfertigt, aber abgeschwächt und eingeordnet werden musste. Mit zunehmender Einbindung der Männer in die Politik und mit zunehmendem Abstand von Berlin verlor sich das Interesse an jüdischen Häusern zwar nicht grundsätzlich, die Art der Diskussion änderte sich aber. Man hielt sich über das weitere Schicksal einzelner Freundinnen per Brief auf dem Laufenden, distanzierte sich aber vom früheren Enthusiasmus. Die Situation der Juden an sich, auch in anderen Ländern, scheint nur für Humboldt langfristig Thema gewesen zu sein. Auf dem Höhepunkt seines politischen Einflusses – in Prag und Wien 1813/1814 – verhielt sich Gentz seiner sonst verehrten Freundin Rahel Levin Varnhagen gegenüber freundlich herablassend, Humboldt zog sich beinahe ganz aus diesen Kreisen zurück. Die durchreisenden Freundinnen „Jette“ oder „Brendel“ empfing man in Rom zwar freundlich, im Habitus von Verpflichtung und Güte, von „Pietät“. Auch Brinckmann gegenüber hatte Rahel Levin Varnhagen auf dem Höhepunkt von dessen gesellschaftlichem Einfluss Grund, sich zu beschweren, dass er jetzt nach seinem Parisaufenthalt die adligen Kreise mehr frequentiere als den ihren. Allerdings kam Brinckmann, wie im nächsten Kapitel zu zeigen sein wird, langfristig wieder zur Auffassung zurück, dass jüdische Gesellschaft langfristig „die beste“ sei.

Während Humboldt seinen persönlichen Umgang mit Juden allgemein und Bekannten jüdischer Herkunft nach 1800 bewusst einschränkte bzw. aufgab, hielten sowohl Brinckmann als auch Gentz einige Freundschaften zu Personen jüdischer Herkunft bis ans Lebensende aufrecht. Am Beispiel Rahel Levin Varnhagens wird der Unterschied handgreiflich: Humboldt, der nur wenige Straßen von ihr entfernt wohnte, ließ sich bei ihr wenig blicken, Brinckmann und Gentz hielten den Briefwechsel aufrecht, obwohl – oder weil? – sie im Ausland lebten und wenig Aussicht bestand, einander wiederzusehen.

Für Humboldt gab es positive wie negative Vertreter des Judentums, aber immer waren sie „jüdisch“. Gentz und Brinckmann hatten hingegen auch Freunde jüdischer Herkunft, bei denen diese nicht nur keine Rolle spielte, sondern nicht einmal thematisiert wurde. Das bedeutet, diese galten ihnen nicht notwendigerweise als gute „Ausnahmejuden“, sondern der Bezug zum Judentum wurde überhaupt nicht erst hergestellt. Ein Leser, der die Vorgeschichte nicht kennt, könnte am Briefwechsel nicht erkennen, dass es sich hier um jüdische Salonièren handelt.

Das Engagement Humboldts auf dem Wiener Kongress ist m. E. vor allem aus seinem Staatsverständnis und einer allgemeinen aufgeklärten Grundhaltung zu erklären. Humboldt machte dezidiert – und explizit – einen Unterschied zwischen der Judenfrage allgemein und dem persönlichen Kontakt. Die vorliegende Analyse untermauert die These, dass es nicht seine „Pietät“, nicht die Erinnerung an bestimmte Persönlichkeiten war, sondern seine Fähigkeit und Forderung, in der Politik von Persönlichem zu *abstrahieren*, die für die Emanzipationspolitik positive Konsequenzen hatte.

Viele spöttische Äußerungen der Männer müssen im Zusammenhang mit dem innerhalb der Salongesellschaft herrschenden Tonfall und der hier üblichen Klatschfrequenz relativiert werden. Brinckmann lästerte mit Humboldt und Gentz über die Juden, mit den Salonfrauen über den Judenhass seiner Freunde. Die Dialektik der Klatschsucht wurde auf mehreren Ebenen wirksam: Über einen Dritten oder etwas Drittes wie „das Jüdische“ zu lästern, war eine häufig angewandte Maßnahme, um zwischen den zwei Lästern den eine gemeinsame Ebene zu schaffen. Humboldt beispielsweise schuf sich mit Gentz und Brinckmann noch jeweils eine eigene Verbindung, indem man über den Dritten lästerte. Ähnlich rücken die drei Besucher der Salons in ihrem Briefwechsel untereinander ihre Besuche in den jüdischen Häusern immer wieder in ‚die richtige Perspektive‘. Aber auch abzüglich dieses sich gegenseitig verstärkenden Lästereffekts ist nicht zu übersehen, dass Humboldt und Gentz „das Jüdische“ als „das Andere“ begriffen und Brinckmann diese Konstruktion zumindest in seinen Spottversen nutzte.

Alle drei Gäste machten einen Unterschied darüber hinaus zwischen jüdischen Frauen und jüdischen Männern. Erstere galten ihnen als das Bessere dieser Gruppe oder „Nation“. Der engere Kontakt und Freundschaften entwickelten sich zu jüdischen Frauen. Eine Heirat mit einer jüdischen Freundin hätte keiner in Erwägung gezogen, im Gegenteil, man betrieb einigen rhetorischen Aufwand, diese Option von sich zu weisen. Affären waren hingegen durchaus erwünscht und nicht auszuschließen.

In der Gesamtschau ihrer zahlreichen Äußerungen über „das Jüdische“ bleibt ein unaufgelöster Widerspruch: Einerseits wurden mit „jüdisch“ Verhal-

tensweisen und Äußerlichkeiten bezeichnet, die nicht notwendigerweise alle Juden besaßen bzw. die auch Nichtjuden sich aneignen konnten (der Sefarde Pereira ‚sah nicht jüdisch aus‘; der Christ Brinckmann ‚handelte wie ein Jude‘), andererseits glaubten sie „das Jüdische“ – in den Worten Humboldts: die Beschneidung – auch in „aufgeklärten“ Juden erkennen zu können. In jedem Falle meinten sie, durch den Umgang in jüdischen Häusern eine gute Kenner-schaft, eine „Notion des Judenthums“ erworben zu haben.

Die Abkehr vom traditionellen Judentum, durch Aufklärung wie bei Markus Herz, durch Konversion wie bei der Mehrzahl der Salonières, wurde von den drei Männern als notwendige Entwicklung und Fortschritt betrachtet. Taufe, Scheidung und erneute Eheschließung jüdischer Freundinnen mit nicht-jüdischen Männern wurden sachlich-ironisch zur Kenntnis genommen und allgemein als Verbesserung ihrer Situation bewertet. Mehrfache Wiederverheiraten, wie im Falle Fließ Boye Sparre wurden spöttisch, aber auch anerkennend kommentiert. Die jeweiligen Affären und Verehrer ihrer jüdischen Freundinnen wurden mit ihnen offen diskutiert und auf mögliche Heiratschancen hin bewertet.

Obwohl das Judentum als etwas Überholtes bzw. etwas zu Überholendes galt und die jüdischen Frauen als eine etwas entwickeltere „Species“ erschienen, deren Übertritt zum christlichen Glauben als natürliche Entwicklung betrachtet wurde, bedauerten die drei Männer die zunehmenden Taufen an sich, weil dadurch die Zahl der „echten“ Juden weniger würde. Nicht wenige der Frauen „verloren“ als verheiratete Getaufte und bürgerlich Verbesserte – zu ergänzen ist hier vermutlich: den exotischen Reiz.

## V Die „schimäre Gleichheit der Stände“ – Parallellektüre der Briefwechsel Gustav von Brinckmanns mit Rahel Levin Varnhagen und Luise von Voss

Daß ich weit öfters, [...] mit meinem Geist in Ihrem freundlichen Dachstübchen zugegen bin, [...] Sie in dieser weiten Ferne vielleicht inniger und treuer liebe, als je.  
Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 1798

Die meisten Jüdinnen verrathen, möchte ich sagen, einen gewissen *Egyptischen Styl*, eine Härte der Umrisse, welche der ganzen Figur etwas unbeholfenes giebt; [...] Unsere berühmte Levin ist das wahre Musterbeispiel dieses *Egyptischen Styls*.  
Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 1805<sup>1</sup>

### Ein Habitué und viele Gastgeberinnen

In diesem Kapitel wird eine Parallellektüre zweier umfangreicher und weitgehend unveröffentlichter Briefwechsel des Salongastes Gustav von Brinckmann mit zwei bedeutenden, zeitüberschneidend aktiven Gastgeberinnen und Korrespondentinnen unternommen: Rahel Levin Varnhagen und Luise von Voss.

Der Briefwechsel Rahel Levin Varnhagens mit Gustav von Brinckmann war und ist eine der wesentlichen Quellen für die Geschichte der Salongeselligkeit Rahel Levin Varnhagens. Mit dem Zeitraum 1792–1827 überspannt er die gesamte „Blütezeit“ des so genannten ersten und zweiten Salons.<sup>2</sup> Luise von Voss, geborene von Berg (1780–1865)<sup>3</sup> ist in der Literatur bekannt geworden als

---

1 Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 10. 1798, SV 38, leicht modernisiert in: Wachtmeister 1871, S. 4; ders. an Luise von Voss, 2. 10. 1805, ungedruckt, GSA 5/14, auch in: Hahn 1997(b), S. 729. Das Zitat aus der Überschrift nach: Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 25. 2. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1. Siehe dazu ausführlich das Fazit dieses Kapitels.

2 Isselstein sieht Brinckmann als „Hauptzeugen“ der Anfänge. Isselstein 1997, S. 182. Vgl. Hahn 2002(a), S. 95.

3 Luise von Berg stammte aus einer politisch wie gesellschaftlich sehr gut vernetzten Familie. Sie heiratete 1800 den Diplomaten Graf August Ernst von Voss, Enkel der Oberhofmeisterin Sophie von Voss, und teilte ihre Zeit mit ihrer Familie überwiegend zwischen Berlin und dem Landgut Giewitz in Mecklenburg. Die biografische Recherche zu ihr steht noch am Anfang, eine Biografie von Urte von Berg ist angekündigt. Am ausführlichsten zum ihrem Salon s. bisher den Eintrag bei Wilhelmy, die auch den Begriff „Salons der patriotischen Romantik“ geprägt hat. Wilhelmy 1989, S. 100–106 sowie 877–882. Einige ihrer Briefe an namhafte Persönlichkeiten wurden gedruckt. Vgl. die Nachweise ebd., S. 879. Den

Gastgeberin eines patriotischen Salons nach 1807.<sup>4</sup> Nach den hier untersuchten Quellen war sie aber spätestens seit 1798 gastgeberisch tätig und empfing gemischte Gesellschaft, nicht selten dieselben Gäste wie Rahel Levin Varnhagen.<sup>5</sup>

Der viel und prägnant formulierende Diplomat dient ironischerweise in der traditionellen Wertung der Salons als Beleg dafür, dass es im Salon *keinen* Standesunterschied gegeben habe, und Vertreterinnen der kritischen Salonforschung dient er zugleich für das Gegenteil, als Beleg *wider* die Vorurteilslosigkeit der Salongesellschaft.<sup>6</sup> Beide Thesen werden dabei jeweils mit Zitaten aus anderen seiner Briefbeziehungen belegt. Als wesentliche Indizien gegen die

---

hier untersuchten Briefen zufolge war sie sehr belesen, las und schrieb mehrere Sprachen, interessierte sich für antike Schriften und europäische Geschichte. Ein zeitgenössisches Gemälde zeigt sie als zarte, schöne Erscheinung im antikisierenden Kostüm. (Das kleine, sehr eindrucksvolle Porträt „Louise von Voss-Giewitz“ von unbekannter Hand befindet sich heute im Privatarchiv Schloss Lübbenau. Ich danke Herrn Rochus Graf zu Lynar für die Möglichkeit, der Gräfin einmal persönlich ‚gegenüber zu stehen‘).

**4** Als Argumente dafür, ihren Salon als patriotischen zu bezeichnen, gelten die Verbindung zum Schillschen Aufstand 1809 sowie zu Mitgliedern der Deutschen Tischgesellschaft. Major Ferdinand von Schill zog 1809 ohne Abstimmung mit der Armeeführung initiativ mit seinem Corps gegen Napoleon, wurde von Franzosen getötet. Schill war im Hause Voss zu Gast gewesen. Allerdings deutet ein kaum bekanntes Memoir des Grafen von Voss zwar auf sein großes eigenes Interesse an diesem Mann, seine Frau wird aber überhaupt nicht erwähnt. [August von Voss]: Zur Geschichte des Schill'schen Zuges im Jahre 1809. Aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters mitgeteilt von F. G. V., o. O. 1854. Die Überschneidung des Gästekreises mit der Deutschen Tischgesellschaft, u. a. in den Personen Achim von Arnims und Clemens von Brentanos, ist kein singuläres Phänomen, und lässt sich auch für jüdische Salons bestätigen.

**5** Wilhelmy listet sie auf als Gastgeberin eines patriotischen Salons nach 1807. Allerdings wurde von einigen Gästen bereits ab 1801 ihr „Theetisch“ gerühmt und diese Begrifflichkeit änderte sich in den späteren Jahren nicht. (Zu Wilhelmys Datierung steht ihre eigene zutreffende Bemerkung im Widerspruch, dass Friedrich von Gentz seit 1801 im „Salon Voß“ verkehrte. Wilhelmy 1989, S. 881). Da Brinckmann in seinen Briefen 1798 sich an beide Frauen des Hauses Berg als Gastgeberinnen erinnert, muss sie auch schon zu dieser Zeit ihrer Mutter zur Hand gegangen sein bzw. mit ihr gemeinsam empfangen haben – dabei unbewusst eine Tradition der Pariser Salons aufnehmend.

**6** So sei etwa im Salon Levin Varnhagen „den Großen und Vornehmen [...] ihr Stand eher *verziehen*, als zugute gerechnet“ worden. Gustav von Brinckmann: Rahel. Briefe an Varnhagen von Ense, in: Karl August Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten und verm. Schriften Leipzig 1854, Bd. 8, S. 652, so als Beleg für die Ständemischung im Salon zitiert bei Seibert 1993(a), S. 335. Dieser wiederum wird damit zitiert von Roberto Simanowski: Der Salon als dreifache Vermittlungsinstanz, in: Ders. / Turk / Schmidt 1999, S. 8–39, hier S. 6. Für Barbara Hahn und Deborah Hertz wurden hingegen Zitate aus Briefen Brinckmanns an Luise von Voss zum Anlass, den Salon als Ort der Emanzipation bzw. des offenen Austausches zu hinterfragen. Seine Formulierung vom „egyptischen Stil“ nimmt Hahn als



Offenheit des Salons wurden Zitate aus dem Briefwechsel Brinckmanns mit Luise von Voss angeführt, beziehungsweise die Tatsache, dass der Diplomat darin für seine Verhältnisse ausfällig wurde, vom „egyptischen Styl“ einiger jüdischen Frauen sprach und vom „Auswurf an Gemeinheit, der in diesem Winter in ihrer Gesellschaft“ geherrscht habe.<sup>7</sup> Diese Zitate wurden mit Recht als Hinweis darauf genommen, „wie wenig sogar in der ‚Glanzzeit‘ des Salons davon abgesehen wurde, daß man mit ‚Juden‘ verkehrte“.<sup>8</sup> Keineswegs ist die Ambivalenz Brinckmanns gegenüber seinen jüdischen Freundinnen, die in solchen Zitaten zum Ausdruck kommt, zu unterschätzen. Bei näherer Betrachtung des Briefwechsels stellt sich jedoch die Frage, welchen Stellenwert jene bisher bekannt gewordenen Zitate, die bis auf eines alle aus dem Jahr 1805 stammen, in der langen Beziehungsgeschichte zwischen Brinckmann und seinen aristokratischen und jüdischen Gastgeberinnen einnehmen. Während die bisher bekannten Bruchstücke als Hinweise darauf gelesen werden können, dass die Besucher jüdischer Salons ihre Geisteshaltung außerhalb derer vier Wände ins Gegenteil verkehrten, ergibt die Analyse der Gesamtkorrespondenz mit Luise von Voss ein wesentliches genaueres, wenn nicht ganz anderes Bild. Ein Ergebnis der Analyse vorwegnehmend ist festzuhalten, dass Brinckmann seinen jüdischen Bekannten und Freunden bzw. den Berliner Freunden und Freundinnen, von denen viele jüdischer Herkunft waren, nicht nur über zeitliche und räumliche Entfernung große Anhänglichkeit bewahrte, sondern auch zum Verteidiger einiger ihrer vorgeblich unpopulären Entscheidungen wurde.

Der Widerspruch zwischen der Verehrung für seine jüdischen Freundinnen und den antijüdischen Äußerungen nach außen, ist Anlass, aber nicht einziger Untersuchungspunkt. Es soll nicht primär um eine ‚Verurteilung‘ oder einen ‚Freispruch‘ Brinckmanns als (un)emanzipiertem Salongast gehen, sondern um einen Einblick in komplexe und sich wandelnde Wechselbeziehungen zwischen zwei gesellschaftlichen Szenerien, insofern sie am Nukleus zweier Freundschaftsbeziehungen ablesbar sind.

---

Ausdruck einer allgemein sich distanzierenden Gästeperspektive auf die Salons, „einer Perspektive, in der jene Frauen von vornherein als fremde, exotische Wesen erscheinen“. Hahn 2002(a), S. 69. Hertz hingegen, die erstmals auf diesen Briefwechsel hinwies, vertritt die personalisiertere These, dass sich bei Brinckmann eine wachsende persönliche Antipathie in antisemitische Formulierungen gekleidet habe. Hertz 1991, bes. S. 287–289. (Die Adressatin wird unrichtig zitiert als Julie von Voss.) Hannah Arendt bietet eine dritte Sichtweise, wehrt sich gegen Brinckmanns Stilisierung, meint aber, dass es eine „Chance ihres gesellschaftlichen Outsideriums“ gegeben habe, der sich Rahel Levin Varnhagen bewusst gewesen sei. Arendt 2001, S. 69.

<sup>7</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 2. 5. 1805 bzw. 28. 4. 1805, GSA 5/26,8. Hervorhebung im Original.

<sup>8</sup> Hahn 1997(a), S. 231.



**Abb. 24:** Portrait der Salonière Luise von Voss (1780–1865).

Die Parallelektüre wird dafür punktuell ergänzt durch Brinckmanns Briefwechsel mit der Mutter der Gräfin von Voss, der gesellschaftlich ebenso engagierten wie anerkannten Karoline von Berg (1760–1826),<sup>9</sup> sowie durch seine

---

<sup>9</sup> Karoline Friederike von Berg, geb. von Haeseler, Hofdame der Königin Luise und später deren erste Biografin, wurde erst in allerjüngster Zeit Gegenstand einer ausführlichen

Korrespondenz mit Lea Mendelssohn Bartholdy (1777–1842),<sup>10</sup> die Brinckmanns wesentliche Ansprechpartnerin in den offenen Häusern der Familie Itzig war. Funktional gesprochen wird so der Briefwechsel zwischen der „berühmten Salonière“ Levin Varnhagen und ihrem Stammgast Brinckmann auf der einen Seite mit dessen Äußerungen gegenüber adligen Gastgeberinnen verglichen, auf der anderen Seite mit seiner Briefdiskussion mit einer bisher weniger untersuchten

---

Lebensbeschreibung, die auf dem Teilnachlass im GSA aufbaut. Urte von Berg: Caroline Friederike von Berg. Freundin der Königin Luise von Preußen. Ein Portrait nach Briefen, Göttingen 2008. Obwohl sie zahlreiche Gesellschaften gab – Jean Paul sprach von ihren „poetischen philosophischen Dinners“ – und zum Teil dieselben Personen wie ihre Tochter empfing, wurde sie kaum als Salonière betrachtet. Günter de Bruyn ist einer der wenigen, der sie so nennt. Günter de Bruyn: Preußens Luise. Vom Entstehen und Vergehen einer Legende, Berlin 2002, S. 42, Bildunterschrift. Überblickswerke zu den Salons im 19. Jh. führen sie selten auf. Ihre Geselligkeit ist fast nur aus den Primärquellen zu erschließen. Petra Wilhelmy erwähnt sie als „energische, literarisch und politisch interessierte Frau“ und Gast anderer Salons. Wilhelmy 1989, S. 880, 896. Auch ihre Biografin macht einen – unerklärten – Unterschied zwischen ihren „Geselligkeiten“ und dem „Salon“ ihrer Tochter. „Dinners“ nach: Karoline von Berg an Jean Paul, 10. 1. 1803, in: Berg 2008, S. 74.

**10** Lea Mendelssohn Bartholdy war die Tochter von Levin Jakob Salomon und Bella Salomon, geb. Itzig, damit Mitglied des Itzigschen Familiennetzes und Nichte mehrerer bekannt gewordenen Salonièren. Besonders berücksichtigt wurde sie in der Literatur als Mutter Fanny und Felix Mendelssohn Bartholdys. Vgl. als ersten Biografen Sebastian Hensel (Hrsg.): Die Familie Mendelssohn 1729–1847. Nach Briefen und Tagebüchern, 2 Bde., Leipzig 1924, bes. Bd. 1, S. 89–130; in neuerer Zeit: Hans-Günter Klein (Hrsg.): „Die Liebe gleicht alles aus“. Briefe der Zuneigung, Fürsorge und Trauer aus der Familie Mendelssohn, Berlin 2004 sowie die Familienbiografie von Julius H. Schoeps: Das Erbe der Mendelssohns. Biographie einer Familie. Frankfurt/M. 2009. Selbstständige biografische Arbeiten zu Lea Mendelssohn Bartholdy wären lohnend. S. die zahlreichen Quellenhinweise in der Biografie ihres Ehemannes Abraham. Thomas Lackmann: „Der Sohn meines Vaters“. Biographische Studie über Abraham Mendelssohn Bartholdy, Göttingen 2008. Aus einem Teilnachlass in der Staatsbibliothek zu Berlin erschien zuletzt der Briefwechsel mit ihrer Cousine. Mendelssohn Bartholdy 2010. Obwohl sie bisher bei der Auflistung „berühmter Berliner Salonièren“ nur am Rande aufgeführt wurde, wird im Zuge tiefergehender Erforschung ihrer Geselligkeiten mit Recht der Begriff „musikalischer Salon“ diskutiert. Sie organisierte mit ihrer Familie, Berliner und durchreisenden Musikern qualitativ hochwertige Konzerte in ihrem Haus. Vgl. Wolfgang Dinglinger: Sonntagsmusiken bei Abraham und Lea Mendelssohn Bartholdy, in: Hans-Günter Klein (Hrsg.): Die Musikveranstaltungen bei den Mendelssohns – Ein musikalischer Salon? Die Referate des Symposiums am 2. September 2006 in Leipzig (Leipzig – Musik und Stadt – Studien und Dokumente 2), Leipzig, Mendelssohn-Haus, 2006, S. 35–47; „MUGI“, eine Internetseite für Gender in der Musikgeschichte bezeichnet Lea Mendelssohn Bartholdy als „Kulturförderin, Mäzenin, Korrespondentin, Klavierlehrerin, Organisatorin musikalischer Geselligkeiten“. In: Musik und Gender im Internet, unter: <http://mugi.hfmt-hamburg.de/grundseite/grundseite.php?id=mend1777> (28. 8. 2008). Die Seite besticht durch eine umfassende Bibliografie und einen guten Forschungsüberblick. Die Briefe im Nachlass Brinckmanns sind nicht erwähnt.

Gastgeberin jüdischer Herkunft. Mit allen vier Frauen verband ihn eine Jahrzehnte überspannende Korrespondenz, die nicht nur jahrelange Auslandsaufenthalte, sondern auch den endgültigen Weggang des Diplomaten aus Berlin überdauerte. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt hier auf dem Zeitraum des intensiven persönlichen und brieflichen Umgangs mit allen vier Frauen gleichzeitig, von 1797 bis 1806.<sup>11</sup> Quellengrundlage dieses Kapitels ist die gesamte überlieferte Korrespondenz Brinckmanns mit den genannten vier Frauen, das sind über 1.000 Billets und Briefe, die bis auf ausgesuchte Exemplare oder Zitate<sup>12</sup> noch komplett ungedruckt sind.<sup>13</sup>

---

**11** Die überlieferte Korrespondenz von Rahel Levin Varnhagen und Gustav von Brinckmann umfasst die Jahre 1792–1827. Die überlieferten Briefwechsel mit Lea Mendelssohn Bartholdy und Luise von Voß setzen etwa zeitgleich 1797/98 mit Brinckmanns Abreise nach Paris ein, wohin er als Legationssekretär versetzt worden war. Mit Karoline von Berg schrieb sich der Diplomat 1794–1808, zu einem engeren Umgang scheint es aber erst nach 1797 gekommen zu sein. Alle vier Briefwechsel sind bis 1806/7 dicht überliefert und dünnen danach stark aus. Spätere Briefe entstanden meist aus Anlass eines Todesfalles von gemeinsamen Bekannten oder enthalten vor allem Reminiszenzen an die gemeinsame Vergangenheit. Mit „Lilla“ korrespondierte er der Überlieferung nach mindestens bis 1822 (von ihm sind nur Briefe bis 1799 überliefert, ihr letzter datiert von 1822, aus einem Brief an Henriette Pereira Arnstein lässt sich aber schließen, dass man noch 1836 eine Grußbekanntschaft aufrecht erhielt. Vgl. Mendelssohn Bartholdy 2010, S. 383). Der Briefwechsel Brinckmann–Voss ebte ab, als der Diplomat preußischen Boden verließ. Nach 1809 ist nur noch ein Brief von 1827 erhalten. Eine Begründung dafür findet sich in den Briefen nicht. Da er aber formal an seine Tradition des Nummerierens anknüpfte, der letzte Brief die Nr. 377 trägt, ist Verlust auszuschließen und anzunehmen, dass das Ende des Briefwechsels bewusst in Kauf genommen worden war. Lediglich im Fall Rahel Levin Varnhagens kam es zum Austausch mehrerer Briefe nach 1806.

**12** Von den Briefen Levin Varnhagens an Brinckmann wurden bereits im BdA einige auszugsweise gedruckt, von denen seitdem verschiedene neue Teildrucke erschienen. Vgl. GW I–III. Der Anlage des BdA nach wurden seine Briefe darin und dem folgend bisher ausgeklammert. Die Veröffentlichung des Briefwechsels im Rahmen der „Kritischen Edition“ ist geplant, aber noch nicht terminiert. Zitate aus Brinckmanns Briefen an Luise von Voss finden sich in Isselstein 1997 und Hahn 1997(b). Ich danke an dieser Stelle vielmals Barbara Hahn, die mich darauf aufmerksam machte, dass dieser lohnende Briefwechsel bisher aber noch nie komplett gelesen wurde. Für eine gute Charakteristik der Beziehung Brinckmanns zur Frau von Berg vgl. Berg 2008. Aus der Korrespondenz mit Lea Mendelssohn Bartholdy wurden unlängst Briefe aus den Jahren nach 1811 publiziert. Vgl. Klein 2007. Ein einziges, prägnantes Beispiel, seiner Briefe an „Lilla“ findet sich gekürzt im Anhang von Wachtmeister 1871, S. 8 f.

**13** Der Nachlass der Familie Berg-Voss, im GSA Weimar enthält 436 Briefe Brinckmanns, davon ca. 380 an Luise von Voss aus dem Zeitraum 1797–1827. Ihre ca. 200 Gegenbriefe sind in seinem Nachlass verwahrt. Hier sind von Frau von Berg 82 Briefe zwischen 1794 und 1808 sowie sieben undatierte überliefert, im GSA liegen 48 Briefe Brinckmanns an sie zwischen 1797 und 1808. Vgl.: Nilsson 2004, o. S. und GSA 5/1 bzw. GSA 5/26,1–5/26,11.

Ein formal-inhaltlicher Vergleich der Korrespondenzen zwischen 1797 und 1806 erlaubt die Rekonstruktion der Freundschaftsbeziehungen und möglicher Zäsuren [V.1], gefolgt von einer Analyse der diskutierten Geschlechterbilder [V.2]. Mit einer systematischen und chronologischen Analyse der Äußerungen Brinckmanns zu seinen jüdischen Bekannten bzw. seiner Definition „des Jüdischen“ [V.3] wird der Bogen zur Eingangsfrage zurückgeschlagen, inwieweit diese Äußerungen als symptomatisch gelten können [V.4].

## 1 „Ich kann nicht *glücklich* sein ohne Umgang mit einer geistreichen Freundin“ – Gustav von Brinckmann und die Teetische seiner „Musen“. Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Darum war und blieb sie für mich unter allen Umwälzungen meines Schicksals und meiner Verhältnisse- *Friedrich die Einzige*, wie ich sie wohl manchmal im Scherz nannte; die Freundin ohne Beiwort und Zusatz.

Gustav von Brinckmann über Rahel Levin Varnhagen

Luise! göttliches Mädchen! liebliche Schutzherrin meiner Muse und des Dichters! Herrlichste meiner Korrespondentinnen!

Gustav von Brinckmann an Luise von Voss<sup>14</sup>

Nicht ohne Umgang mit einer geistreichen Freundin existieren zu können – der Satz, den Brinckmann über seine Bekanntschaft mit Caroline von Humboldt formulierte, zog sich wie ein Leitmotiv durch sein Dasein und die Briefwechsel: Er lebte fortwährend *an* und *von* den Teetischen mehrerer kluger Frauen und

---

Ebenfalls im BA finden sich 71 Briefe von Lilla Salomon Mendelssohn Bartholdy und Abschriften von 17 Gegenbriefen aus der Zeit 1798–1822. Die überlieferte Korrespondenz Brinckmann-Levin Varnhagen umfasst ca. 320 Briefe, Billets und Gedichte. (Die Zahl beruht auf Angaben der jeweiligen Sammlungswalter, der Herausgeberinnen der ERLV sowie eigenen Zählungen. Es handelt sich um eine Mindestzahl, da sich beide Partner oft auf nicht mehr überlieferte Nachrichten beziehen.) Wegen zeitlicher Beschränkung in Uppsala wurde dort der exakten Erfassung der Briefe Rahel Levin Varnhagens und Lea Mendelssohn Bartholdys Vorrang gegeben. Die Briefe der Luise von Voss wurden überwiegend regestenartig erfasst, die Inhalte lassen sich meist auch aus den detaillierten Antworten Brinckmanns erschließen.

**14** Das Zitat aus der Überschrift: Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 12. 3. 1798, ungedruckt, GSA 5/1. „Friedrich die Einzige“ nach: Brinckmann 1876, S. 239. Doppelte Betonung im Original; An Luise von Voss, 3. 3. 1800, ungedruckt, GSA 5/26,3;

bestätigte seinen Gastgeberinnen die Bedeutung dieses Umstands häufig.<sup>15</sup> Dennoch scheint er Schwerpunkte gesetzt zu haben: Die Dichte der überlieferten Korrespondenz zwischen Brinckmann und Levin Varnhagen und die ihr ablesbare Intensität des Umgangs bis zu seinem Weggang nach Paris 1797 sind der besonderen Vertrautheit vergleichbar, die zwischen dem Diplomaten und Luise von Voss seit 1797 entstand und gepflegt wurde.<sup>16</sup> Nannte er in den frühen 1790er-Jahren Rahel Levin Varnhagen seine „einzige“ Freundin, lebte er nach der Rückkehr aus Paris „beinah einzig im Haus der Gräfin Voß“.<sup>17</sup> Das führt zu der Hypothese, dass Brinckmann, obzwar zeitlebens gleichzeitig Besucher mehrerer Salons, dennoch jeweils einer Salonière besonders huldigte. Im Status einer ‚Lieblingsgastgeberin‘ könnte Luise von Voss Rahel Levin Varnhagen abgelöst haben. Neben den chronologischen Vergleich der Korrespondenzen muss daher ein diachronischer der jeweiligen intensiven Phasen des Kontaktes treten, und gefragt werden, ob es neben der brieflichen Dichte auch andere Vergleichbarkeiten, etwa im Tonfall oder in der Wahl der Themen, gab. Interessant ist dabei die Frage, was Brinckmann „einzig“ fand, und wann und warum er begann, die Einzigartigkeit seiner Freundin Rahel Levin Varnhagen doch durch Beiworte zu charakterisieren und relativieren bzw. andere Freundinnen ihr vorzuziehen.<sup>18</sup>

---

**15** So schrieb er, das Eingangszitat variierend, an Luise von Voss: „Ich kenne nun einmal kein größeres Vergnügen als das geistreiche Gespräch mit einer denkenden Freundin“, 30. 1. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2. Die These Urte von Bergs, dass Brinckmann im Salon Berg einen „Familienersatz“ gefunden habe, kann bestätigt, muss aber insofern erweitert werden, als dass Brinckmann diesen Familienanschluss, zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen offenen Häusern suchte und fand. Berg 2008, S. 128.

**16** Von den ca. 320 überlieferten Briefen und Billets des Briefwechsels Brinckmann–Levin Varnhagen stammen knapp 200 aus der Zeit vor Brinckmanns Abreise nach Paris 1797.

**17** Gustav von Brinckmann an Friedrich Schleiermacher, 13. 1. 1804, in: Heinrich Meisner / Erich Schmidt: Briefe von Karl Gustav von Brinckmann an Friedrich Schleiermacher. Für die Litteraturarchiv-Gesellschaft in Berlin herausgegeben. In 100 Exemplaren für die Mitglieder gedruckt (Mitteilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin. Neue Folge 6), Berlin 1912, S. 57; schon 1801 war Luise von Voss seine „*einzige* Gräfin“, ders. an Karoline von Berg, 22. 8(?). 1801, ungedruckt, GSA 5/1. Goethe gegenüber sprach er 1803 von seinem „Kindesrecht“ in diesem Haus. Ders. an Johann Wolfgang Goethe, 4. 10. 1803, in: Geiger 1896(a), S. 37.

**18** Zur detaillierten Analyse dieser Korrespondenz s. Isselstein 1997. Sie vertritt u. a. die These, „dass sich Inhalt, Stil und Frequenz des Briefwechsels im Laufe der Jahre wandeln und dass beide Partner diese Veränderung ausdrücklich mit Rahel Levins Geselligkeitspraxis in Verbindung bringen.“ Ebd. 1997, S. 184. Dabei muss m. E. noch betont werden, dass sich Levin Varnhagen gegen Brinckmanns Analyse ihrer Geselligkeit deutlich wehrte.

## 1.1 Salonièren oder Musen – Vom Kennenlernen zur Korrespondenz

*Wer liebte, bewunderte, verstand, feierte u verehrte Sie fortbem wie ich; ohne daß je einziger Misston den ewigen Einklang unsrer Denk= und Empfindungsweise gestört hätte.*  
Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen<sup>19</sup>

Für alle vier hier ausgewählten Korrespondenzpartnerinnen, wie für viele andere, gilt, dass Brinckmann sie zunächst als geistreiche Gesprächspartnerin kennen und schätzen gelernt hatte und kaum einen Brief verstreichen ließ, in dem er nicht ihrer Intelligenz seine Reverenz erwies. Damit brachte er eine Eigenschaft ins Spiel, die nicht unbedingt zum Weiblichkeitsideal der Zeit gehörte, wusste sie aber meistens mit anderen Charaktereigenschaften wie Liebenswürdigkeit oder Grazie elegant zu ummânteln.

Dazu kam, dass Brinckmann es sich selbst nicht gering anrechnete, dass er an den Frauen ihre jeweiligen Besonderheiten erkennen und schätzen könne. Sein „Kennerblick“, so versicherte er ihnen und sich mehrfach, mache ihn zu ihrem ganz besonderen Freund. Dieser Blick beziehungsweise seine Art der Unterhaltung führten dazu, dass er sowohl „die kleine Levin“ wie „Miss Lilla“ und „Fräulein Luise“ als junge Frauen im Rahmen einer größeren Gesellschaft, von der sie sich abhoben, fand.

Auf Rahel Levin Varnhagen wurde er aufmerksam, weil sie ihm widersprach: „Ich besinne mich noch sehr gut – Sie wahrscheinlich nicht – eines Abends bei Herz, ehe wir näher bekannt waren, wo ich im Grunde etwas affectierte, worüber Sie mich gleich zurechtwiesen, und zwar mit dem Zusatz ‚Ich sollte Ihre Freundin sein. Ich ließe Ihnen wahrlich so vieles nicht durchgehen.‘ Wohl mir daß Sie es geworden sind“.<sup>20</sup> Vom ersten Billet an kennzeichneten alle seine Texte Rahel Levin Varnhagen als eine für ihn reizvolle ‚Autorität‘ im Gespräch, das Verhältnis zueinander war und blieb ein wesentliches Thema dieses Briefwechsels.<sup>21</sup> Die Entwicklung von einer freundlichen Bekanntschaft

<sup>19</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 10. 3. 1819, ungedruckt, SV 38.

<sup>20</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 5. 4. 1794, ungedruckt, SV 38.

20 Jahre später bot er eine längere Darstellungsvariante, die nicht ihn, sondern Humboldt als den zur Ordnung Gerufenen und seine Freundin weniger als vorwitzig denn als Philosophin präsentierte, bei der er „ganz andere *Wahrheiten* hören, u. einsehen“ würde. 10. 3. 1819, ungedruckt, SV 38. Im Nachruf, den Ludmilla Assing drucken ließ, liest sich die Begegnung schließlich mythologisiert. Vgl. Brinckmann 1876.

<sup>21</sup> Nach Isselstein wären bis 1794 Brinckmanns Liebesgeschichten Hauptthema gewesen, gefolgt von Nichtigkeiten, Bekannten, Klatsch und ihrer Freundschaft. Isselstein 1997, S. 184 f. Zwar ist ihrer quantitativen Analyse durchaus zuzustimmen, aber die kontinuierliche Betonung und Beschwörung ihrer ganz besonderen Freundschaft über 30 Jahre hinweg hinterlässt qualitativ den stärksten Eindruck. Ein weiteres Merkmal, mit dem Brinckmann



zur wichtigsten Freundschaft ging schnell, und nicht zu geringem Teil über schriftliche und praktische Aufmerksamkeiten, die Rahel Levin Varnhagen einmal mit dem passenderen Begriff „attentionen“<sup>22</sup> belegte. Neben den Begegnungen in anderen jüdischen Häusern, Debatten mit ihrer Familie oder gemeinsamen Besuchen öffentlicher Orte wie dem Theater – eine Leidenschaft, die er mit den anderen hier untersuchten Frauen nicht teilte – war das wesentliche verbindende Element von Anfang an das Gespräch mit ihr allein. Wie ein roter Faden zieht sich Brinckmanns Überzeugung durch die Briefe, dass hier eine einmalige Chance für eine echte Freundschaft unter Gleichgesinnten vorläge. Er gab sich durchgängig davon überzeugt, dass niemand Rahel Levin Varnhagen so schätzen könne wie er selbst und niemand ein so unerschütterliches Interesse an ihrer ganz eigenen Art zu denken habe. Zu diesem ‚Glaubensbekenntnis‘ sollte er allen Krisen zum Trotz immer wieder zurückkehren. „Einzigste Freundin“ nannte er sie schon im ersten Jahr ihrer Bekanntschaft und noch (oder wieder) im Nachruf.<sup>23</sup>

Es ist nicht ganz genau zu rekonstruieren, wann Brinckmann die Bekanntschaft Lea Mendelssohn Bartholdys, geborene Lilla Salomon, machte, die er als seinen besten „Fund im Ozean der Itzigs“ bezeichnete.<sup>24</sup> Die Nichte der

---

seine jeweils beste Freundin auszeichnete, könnte sein, dass er ihr „minuziös Rechenschaft“ über sein Tun ablegte. Isselstein 1997, S. 184. Dieser Befund lässt sich für den späteren Briefwechsel mit von Voss bestätigen.

**22** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 22. 9. 1793, ungedruckt, DV BdA, SV 207. Mit „attentionen“ war hier ein mitten in der Nacht verfasstes Billet gemeint. Hinzu kamen galante und komische Gedichte ebenso wie Aufmerksamkeiten, etwa ein medizinisches Hausmittel. Diese zugleich innige und praktische Anteilnahme wurde noch einmal besonders deutlich in der Zeit seiner Hamburger Krankheit. Levin Varnhagen schrieb „Ende Mai’s“ 1800 mehrere dringliche Briefe, Brinckmann nach Berlin zu Markus Herz in die Behandlung zu holen. Sie pries sich zugleich als beste Pflegerin und machte ihm fast eine Liebeserklärung: „[...] wenn ich Sie verlöre, verlör’ ich einen großen Teil von mir selbst. Denn eine Seite kennen Sie in mir, die niemand kennt außer Sie.“ Zit. nach: Isselstein 1997, S. 198.

**23** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 4. 6. 1793, ungedruckt, SV 38. Brinckmann erklärte sein Kompliment mit einem Vergleich mit Friedrich II.: „Meine beste einzigste Freundin!, (in dem Sinne wie man *Friedrich den Einzigen* sagt; nicht daß es nicht noch Friedrichs gäbe, aber nur *solche* nicht [...]).“ An Rahel Levin Varnhagen, 25. 3. 1794, ungedruckt, SV 38. Obwohl sie sich explizit gegen das Epitheton „einzig“ wehrte, verteidigte er seine Zuschreibung und sollte auch noch mehrfach auf den Vergleich zurückkommen. 1819 beispielsweise gab er seiner Freude darüber Ausdruck, „daß solche Kleinigkeiten wie die grossen Weltbegebenheiten keinen wesentlichen Einfluß haben könnten auf eine *sittlich-genialische* Friedrich den Einzigen! wie Sie!“ Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 10. 3. 1819, ungedruckt, SV 38.

**24** Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 17. 5. 1799, ungedruckt, BA M.

Salonièren Fanny von Arnstein, Sara Levy und Caecilie Wulff Eskeles war wie Brinckmann häufiger Gast im „Theezirkel der Tanten“, wo es vermutlich zur ersten Begegnung kam und wo, wie sie selber bestätigte, Brinckmann wesentlich dazu beitrug, ihre Zurückhaltung in Gesellschaft aufzugeben.<sup>25</sup> „Die Itzigs“ verglich Brinckmann gern mit großen Phänomenen oder Organismen, wie besagtem Ozean oder aber der französischen Staatspost: „Hier in Frankreich ist das Prinzip der Itzigschen Familie, alles gemeinschaftlich zu lesen, so gar bis auf die ganze *Staatsfamilie* ausgedehnt worden, u daher ist hier die *Post* eigentlich als ein Theezirkel der Tanten anzusehen“.<sup>26</sup> Zitate wie diese deuten auch darauf hin, dass Geselligkeit auch im Hause Itzig als Gemeinschaftsprojekt unternommen wurde. Brinckmann, der dies nicht selten genossen hatte, dankte seiner Freundin dennoch für das intimere Gespräch: „Auch mir, liebste Miß! wurden die Theezirkel Ihrer Tante nicht wenig dadurch interessant, dass Sie mich so willig u freundlich Ihres vertrauteren Gesprächs würdigten“.<sup>27</sup> Luise von Voss gegenüber bestätigt er „Miß Lillas“ Rolle als Ansprechpartnerin im Familienbetrieb Itzig so: „Diese kenne ich seit vielen Jahren, wo ich im Zirkel der Itzigschen Damen wie Kind im Hause war; Durch sie wurde ich mit Arnsteins in Briefwechsel verflochten, kante die Geheimsten Familienanekdoten“.<sup>28</sup> Er ging anscheinend davon aus, dass sie seine Briefe anderen Frauen des Hauses bekannt machte, da er gelegentlich bat, einen Brief nicht als „Zirkulärschreiben“ zu verwenden.<sup>29</sup> Der Salon, in dem sie sich vermutlich kennenlernten, und wo Brinckmann nach seiner Abreise besonders vermisst wurde, war „T. Wolffs Zirkel, der so ziemlich leer, trotz dem größtenteils angefüllten Zimmer“.<sup>30</sup> Gemeint ist Cäcilie Wulff Eskeles, die damit nicht, wie in der Literatur oft behauptet, erst in Wien Salonière wurde,

---

25 Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 22. 3. 1798, ungedruckt, BA M. Früher sei sie ein „armes schüchternes Ding“ gewesen und „unausstehlich“ in ihrer Zurückhaltung, doch „denken Sie, jetzt, da man mir noch diesen Fehler vorwirft, bin ich wahrhafter *Itzigischer* Art dagegen.“ Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1798, ungedruckt, BA M.

26 Allerdings konkretisiert er den Vergleich als Kompliment: „Indessen hat die Republik nur diese *Einheit u Untheilbarkeit* mit Ihrer Familie gemein, keineswegs die schwungvolle Nachsicht gegen alle ihre Mitglieder, u noch weniger die übertrieben Güte *gegen Fremde*.“

Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 22. 3. 1798, ungedruckt, BA M.

27 Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 20. 3. 1798, ungedruckt, BA M.

28 Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 23. 9. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4.

29 Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 9. 2. 1799, diese Stelle ungedruckt, BA M.

30 Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 24. 2. 1798, ungedruckt, BA M.

sondern bereits in Berlin Gastgeberin eines gefüllten Salons war.<sup>31</sup> Rahel Levin Varnhagen wie Lea Mendelssohn Bartholdy schätzte Brinckmann nach seiner ‚Entdeckung‘ sowohl als Einzelperson wie auch als Teil eines Familienbetriebes, sandte Grüße an „alle Ihre Haus u Witz=genossen“ bzw. „alle Tanten einzeln“.<sup>32</sup>

Ein ähnlicher familiärer wie geselliger Zusammenhang bestand für ihn bei Luise von Voss und Karoline von Berg, bei denen er wohl davon ausging, dass sie einander seine Briefe zeigten, da er manchmal mitten im Brief die Adressatin wechselte. Luise von Voss hatte Brinckmann Ende 1797 auf einer Assemblée ihrer Großmutter<sup>33</sup> kennengelernt, „wo ich die Freude hatte, Ihnen bis zum Einsteigen in den Wagen als Kammerherr zu dienen, blos weil – die Höflichkeit es doch anforderte, die Enkelin des Hauses zu unterhalten“.<sup>34</sup> Wenn Brinckmann ihr ausführlich dankte, dass sie daraufhin die Korrespondenz eröffnet habe, heißt das in diesem Falle, dass sie angelegentlich eines Auftrags ihrer Mutter an Brinckmann ein paar Zeilen hinzugefügt hatte, was er als den Auftakt einer Korrespondenz zu deuten sich angelegen sein ließ.<sup>35</sup>

Dem geschätzten Zeilenumfang nach gehörte zu den wichtigsten Themen aller hier untersuchten Briefwechsel der jeweilige Briefwechsel beziehungsweise die Beziehung der beiden Briefpartner selbst. Von Anfang an dienten die Briefe als Pflege- oder Bindemittel der Beziehung, im Falle Luise von Voss’ allerdings eher dazu, eine Freundschaft zu etablieren als sie zu halten.<sup>36</sup> Durchweg betonte er seine unverbrüchliche Treue ebenso wie die Bedeu-

---

**31** Cäcilie Wulff, spätere Cäcilie von Eskeles, geborene Zippora Itzig (1760–1836), war die Schwester Fanny von Arnsteins und wird als solche meist nur im Anhang zu dieser oder als Itzigtochter in Wien behandelt. In den Briefen der Salongesellschaft wird sie hingegen häufig als Gastgeberin schon in Berlin genannt. Eine Untersuchung ihres eigenen geselligen Engagements wäre lohnend.

**32** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 25. 10. 1793, auch bei: Isselstein 1997, S. 191. Ders. an Lea Mendelssohn Bartholdy, 18. 3. 1799, ungedruckt, BA M.

**33** Sophie Cristine Dorothea Gräfin von Hårdt war bekannt als Gastgeberin anregender und gemischter Gesellschaften. Ein Teilnachlass ihrer umfänglichen Familienkorrespondenz – sie war viermal verheiratet – liegt in Berlin: GStA I. HA Rep NL Hordt.

**34** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**35** Brinckmann versuchte wohl auf direktem und indirektem Wege den Kontakt zum Haus Berg-Voss zu festigen. Gewissermaßen ist auch der Teil seiner Briefe an die Tochter zum Briefwechsel mit der Mutter zu rechnen, der überwiegend Komplimente an letztere enthält, bzw. an „das Idealische Verhältnis zwischen Ihnen und ihrer trefflichen Mutter“. Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 26. 4. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1. Anders als Urte von Berg sehe ich ihn aber nicht primär als Verehrer der Mutter, sondern, gemessen an der Quantität und Intimität der Briefe als Freund der Tochter, der der Mutter als kluger Frau mit Einfluss seine Reverenz erwies. Berg 2008, S. 134.

**36** Brinckmann reiste kurz nach dem Beginn der Bekanntschaft mit Luise von Voss nach Paris ab. Abgesehen von wenigen persönlichen Begegnungen, vor allem im Haus ihrer

tung ihrer Briefe und Güte für ihn – eine Art Beschwörungsformel, die die Korrespondenz eher auf das gewünschte Intensitäts- und Intimitätsniveau zu bringen, als ein bereits erreichtes Niveau zu halten scheint.

Neben der Freude an ihren Briefen spricht noch ein anderes Motiv aus Brinckmanns Anhänglichkeit: die Freude an geistreichen Frauen selbst. Sie wird deutlich in seiner Ablehnung jeder „Etikettenhöflichkeit“,<sup>37</sup> besonders der falschen Scham gebildeter Frauen, sich in Gesellschaft oder brieflich nicht zu äußern. Alle vier genannten Frauen ermutigte Brinckmann, ihre Gedanken selbstständig schriftlich zu formulieren. Sein Grundmotiv dafür formulierte er so:

Was aber die Korrespondenz betrifft, so halt' ich für ein sich wirkll. ausbildendes Mädchen durchaus *keine* Uebung für nützlicher. Das eigene Schreiben ist bei weitem der beste Probestein des eigenen Denkens. Manches liebenswürdige Geschöpfchen, das in der Gesellschaft wegen eines angenehmen Geplauders für äusserst geistreich gilt, *und* auch in der That so scheint, wird sich oft mächtig wundern, wie wenig Inhalt und Verbindung ihre Ideen haben, wenn Sie plötzlich versuchen sollte, sie schriftlich zu entwickeln.<sup>38</sup>

Der Diplomat war ein wesentlicher Agent der geselligen Bildung insofern, als er alle vier Frauen mit Literatur versorgte, sie zu bevorzugten Leserinnen seiner eigenen Gedichte machte, zu Korrekturen ermunterte und auch ihre Texte korrigierte. In der Brinckmannschen Formulierung dankte er den Damen für die „schwesterliche Aufnahme seiner Muse“ und versprach, den ihren ebenfalls einen Tempel zu errichten.<sup>39</sup> Während er sich mit der Überzeugung, dass Frauen selbst schreiben sollen, implizit und explizit gegen zeitgenössische Schicklichkeitsforderungen wehrte, sollte er sich weitaus ambivalenter äußern, wenn es um die Veröffentlichung von Texten ging [s. V.2.4].

---

Mutter, entwickelte sich die Freundschaft zunächst als Brieffreundschaft. Allerdings wurde, über das Medium Brief, die Bindung zu Luise von Voss so stark, dass nach Brinckmanns Rückkehr aus Paris sie, und nicht eine seiner alten Freundinnen, auch nicht Rahel Levin Varnhagen, zu seiner bevorzugten Gastgeberin wurde.

**37** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**38** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**39** So an Luise von Voss, [vermutlich Dezember] 1797, ungedruckt, GSA 5/26,1. [Eingeordnet als dritter Brief der Korrespondenz]. Brinckmann schickte Luise von Voss ihre Verse zurück mit dem Vermerk: „Sie haben unleugbar poetisches Genie“, er habe nur das Silbenmaß korrigiert. Ebd.

## 1.2 Wochenschriften und Billets, Witz und Tugend – Unterschiede in Form und Ton

„Was wäre denn die nähere Freundschaft, wenn sie nicht an Kleinigkeiten mehr Theil nähme als an Weltbegebenheiten?“ schrieb mir Einmal die kleine Levin bei einer ähnlichen Gelegenheit, und ihre Bemerkungen der Art sind selten ohne Wahrheit.

Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 1800<sup>40</sup>

Brinckmann nannte seine Briefe an Luise von Voss nicht ohne Grund „Wochenschriften“ oder „Quart-Band“:<sup>41</sup> Der erste auffällige Unterschied zwischen dieser und allen anderen Korrespondenzen aus seiner Pariser Zeit liegt im Umfang und in der raschen Folge der Brinckmannschen Briefe an die Aristokratin.<sup>42</sup> Aber auch das Format jedes einzelnen Briefes macht ihn von solchen an Levin Varnhagen oder Mendelssohn Bartholdy unterscheidbar. Ob er von Migräne oder einer Kriegserklärung berichtete, vier, acht oder 32 Blatt füllte, Brinckmann kam immer exakt am Ende eines Quartbogens zum Schluss. Die Briefe an Luise von Voss, und nur diese, waren zudem durchgehend nummeriert.<sup>43</sup>

Diese formale Herangehensweise spiegelt sich auch in der Briefdramaturgie, seine Briefe an die Gräfin Voss enthalten längere Herleitungen, ausführlichere Begründungen und Berichte. Neben standardisierten Verbeugungen vor der jeweiligen Gesprächskultur – Komplimente dieser Art finden sich in Abstufungen in allen seinen Briefen an weibliche Korrespondenzpartnerinnen – ist auffallend, dass Brinckmann verschiedenen Frauen gegenüber unterschiedliche Vorzüge des Gesprächs zu schätzen angab. Das wesentliche verbindende Element der Korrespondenz mit Levin Varnhagen, das sowohl

<sup>40</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 15. 7. 1800, ungedruckt, GSA 5/26,3.

<sup>41</sup> Einen Brief von 14 Bogen, also 56 Seiten, der unter anderem das Staël-Porträt enthielt, nannte Brinckmann selbst eine „ungeheure Depesche“ und „Quartband“. „Wochenschrift“ nannte er seine Reisebeschreibungen, weil sich Prosa und Poesie abwechselten. Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 4. 1799 und 12. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2. „Wochenschrift“ nach: 25. 2. 1800, ungedruckt. GSA 5/26,3.

<sup>42</sup> Der Umstand, dass so viele Briefe überliefert sind, ist sicher auch der Empfängerin geschuldet bzw. der Tatsache, dass die Papiere auf dem Gut Giewitz bleiben konnten und weder in der Diplomatenkutsche durch Europa fahren mussten noch nach Polen ausgelagert wurden.

<sup>43</sup> Die Nummerierung beginnt mit Brinckmanns Abreise nach Paris und endet mit dem letzten Brief. Ganz selten nur hat sich der Diplomat dabei verzählt, was ebenfalls auf ein Briefbuch deutet. Zwar nummerierte Brinckmann auch gelegentlich Briefe an andere Brieffreundinnen in Berlin, aber nur, wenn diese auf Reisen waren. Er hielt die Nummerierung nicht für die gesamte Korrespondenz aufrecht, wie er es im Falle von Voss tat.

theoretisiert wie kontinuierlich eingesetzt wurde, war der Witz. Von Anfang an war ihr Briefgespräch neben Ironie und Hyperbeln von Wortspielen vor allem aus dem Bereich der Religion geprägt, allerdings durchaus konfessionsübergreifend. Bereits die erste größere Büchersendung hatte Brinckmann von dem Wunsch begleiten lassen: „Ich schicke Ihnen hier 12 Bde Romane!! aber ich darf Sie wol nicht gut bitten, sie nicht so wie Christus die Apostel in alle Welt auszusenden um die Heiden zu bekehren, indem mir der Verlust der Apostel unlieber wäre wie das Heidenthum“.<sup>44</sup> Rahel Levin Varnhagen verwendete, wenn auch nicht in seinem Ausmaß, ähnliche Metaphern und Vergleiche. Ihr Kommentar zur Häufung von Taufen in Berlin „Leider bleibt kein Stein, kein Jude aufeinander“, aus unbekanntem Grund von Varnhagen für den Druck gestrichen, war eine durchaus passende Antwort auf Brinckmanns vorangehende Frage: „Stürzt denn der ganze Tempel Salomonis auf Einmal in Trümmer“?<sup>45</sup> Eine andere bemerkenswerte Stelle, die Varnhagen für den Druck kürzte, betraf einen Vergleich mit Friedrich II., den Rahel Levin Varnhagen selbst aufstellte: „Ich bin noch stolz, wie *Friedrich II.*, der doch kein *Jude* war, und also um so viel leichter etwas Besseres sein konnte – noch immer mit *allem* einverstanden und mit *nichts*“.<sup>46</sup> Der Stil ihrer Korrespondenz mit Brinckmann wurde zurecht als „Freigeisterei“<sup>47</sup> und Grenzüberschreitung bezeichnet, wobei aber nochmals betont werden muss, dass gerade die (un)religiösen Wortspiele kein Spezifikum dieses Briefwechsels waren, sondern dass andere Mitglieder der Salongesellschaft sich auf ähnliche Weise verbal von der Tradition distanzierten, beispielsweise Lea Mendelssohn Bartholdy, die traditionell lebende Juden gelegentlich als „die Waßerscheuen“ bezeichnete.<sup>48</sup>

<sup>44</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 16. 1. 1793, BA V. Dies Billet ist in der SV mit Datum 16. 6. 1793 einsortiert.

<sup>45</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 11. 2. 1799, diese Stelle ungedruckt, BA V. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 1. 1799, ungedruckt, SV 38.

<sup>46</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 1808, hier zitiert nach der Abschrift Brinckmanns für Luise von Voss, 20. 1. 1808, ungedruckt, GSA 5/26,11. Vgl. Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 8. 1. 1808, in: GW I, S. 329 f. In der Druckfassung fehlen die für den Tonfall dieser Briefbeziehung wesentlichen Elemente: der witzige Vergleich, die Anspielung auf das Judentum und das Widerständige.

<sup>47</sup> Isselstein 1997, S. 191. Sie bezeichnet die Art der Konversation auch als „transgressives Umkehrspiel“. Ebd., S. 192.

<sup>48</sup> Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1798, ungedruckt, BA M.

Wenn nicht ein förmliches „Es schickt sich“ in der Welt herumliefe  
und den Ton angäbe, so wäre ich jetzt bei Ihnen.

Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann<sup>49</sup>

Auch andere Grenzüberschreitungen wurden brieflich in Erwägung gezogen. Brinckmann ‚zitierte‘ in seiner brieflichen Selbstdarstellung Posen eines Liebhabers, etwa wenn er Levin Varnhagen entgegenritt, oder einen ihrer Briefe noch auf der Rampe vor seinem Haus las.<sup>50</sup> Sie antwortete nicht selten in ähnlich übertreibender Manier.<sup>51</sup> Dies Spiel mit den Rollen darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass beide, aller Freigeisterei zum Trotz, Schicklichkeitsregeln, wenn auch widerwillig, einhielten:<sup>52</sup> Brinckmann konnte einen unangekündigten Besuch bei ihr zwar noch mit Sehnsucht entschuldigen, sie ihm aber eine Medizin nicht bringen, wenn keine begleitende Freundin oder „chaperonneuse“ verfügbar war.<sup>53</sup> Ernst schrieb sie: „Wenn ich ein Mann wäre würd ich Sie besuchen; rühmen Sie die Einrichtung wenn Sie können, ich kann nicht“.<sup>54</sup> Die Überwindung der Standes-, Schicklichkeits- und Geschlechtergrenzen hinweg blieb letztlich auf den verbalen Bereich beschränkt, und konnte vielleicht eben deswegen über Jahre fortgesetzt werden.

Die Briefe Lea Mendelssohn Bartholdys an Brinckmann sind ihrerseits wegen des in ihnen zum Ausdruck kommenden Selbstbewusstseins der 20-Jährigen bemerkenswert, beispielsweise, wenn sie den Schweden für seine „preußisch-militärische Genauigkeit“ im Beantworten ihrer Fragen lobte und

<sup>49</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, Dez. 1793, in: GW I, S: 67. Der Brief ist in der Ausgabe fälschlich auf 1794 datiert.

<sup>50</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 21. 8. 1795, ungedruckt, SV 38. Bei einer anderen Gelegenheit schrieb er so ekstatisch von einer Zollstation, dass der Einnehmer gedacht habe, er schreibe an seine Braut. 27. 5. 1794, ungedruckt, ebd.

<sup>51</sup> So dankt sie für galante Verse mit dem Zusatz: „[...]wie könnt ich vor schreck leben bleiben, müsst ich so etwas von Ihnen in prosa lesen!“, Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 20. 8. 1793, ungedruckt, SV 207.

<sup>52</sup> Die Schicklichkeitsregeln wurden u. a. durch Koketterie gebrochen. Einen sehr langen und persönlichen Brief endete sie: „Nun hör ich auf; ein Mädchen, die erzogen ist, muß mit keinem fremden Herrn von der Gesandtschaft zu aufrichtig werden, und zeichnete sie ihn in Gesellschaft noch so sehr aus.“ Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 15. 7. 1794, SV 38. Diesen Absatz strich Varnhagen für den Druck.

<sup>53</sup> „[...] von ungefähr begegnete ich Ihren jungen Bruder, der mir erzählte, Sie wären so eben angekommen. Ich flog Ihre Treppe hinauf um Sie zu sprechen, wiewohl ich selbst die kleine Indiskretion davon fühlte.“ Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 3. 8. 1793, ungedruckt, SV 38. „Chaperonneuse“ nach: Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, undatiertes Billet, ungedruckt, SV 38.

<sup>54</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann 25. 11. 1793, auch in: GW I, S. 63, hier aber nach dem Original zitiert, BA V.



zugleich genauere Antwort einforderte.<sup>55</sup> Sie spielte mit Brieftraditionen und Metaphern, gab Themen vor, die sie interessierten und ironisierte zugleich ihre eigene Neugier. Als er ihr einmal zwei Monate nicht geschrieben hatte, gab sie ihrer Befürchtung Ausdruck, „Ihr außerordentlicher, denkender, geistreicher, heller, großer, feiner, witziger, kluger, etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. Kopf hätte – ach! unter der guillotine bluten müssen“.<sup>56</sup>

Lea Mendelssohn Bartholdys Billets gehören, gemeinsam mit denen ihrer Cousine Henriette Arnstein Pereira, zu den spielerischsten und frechsten, die der Diplomat erhielt.<sup>57</sup> Sie scheute weder Klatsch noch deutliche Worte, etwa wenn sie die Fähigkeit Schlegels zur ehelichen Treue analysierte (s. u.). Vor allem sind ihre Briefe gekennzeichnet durch Anspielungen auf das Zeitgeschehen, direkte Fragen nach seiner Meinung und gelegentlichen deutlichen Widerspruch zu dieser. Sie war es, die ihn zu ihrem Berichterstatter aus der Pariser Welt machte, nicht er, der sich dazu ernannte:

Erzählen Sie mir doch etwas von dem schönen Museum, in dem die aus Italien gekommenen Kunstwerke geordnet sind, vom Theater, von Ihren interessanten Bekanntschaften: ich möchte so gern mit Ihnen in Paris *eingewohnt* sein! – Was sagen Sie denn zu dem Tod des guten Fürsten Reus? zu der verwitweten Prinzessin u doch nicht *Prinzeßin* Marianne? zu Baron Brentanos Reise in die elsässischen felder? (Aber nicht in die bei Paris); zu Friedrich Schlegels neuem Roman Lucinde, über den die Kritik gar arg herfällt? u zu meinen Quodlibetfragen endlich? – nur noch eine: was giebts *hübsches* u *neues* in Ihrer litterarischen Welt?<sup>58</sup>

In Luise von Voss hingegen behauptete Brinckmann von vornherein einen moralischen Maßstab zu erkennen und zu schätzen. Eine nicht näher definierte Tugend, die sie für ihn verkörperte, wurde zur Konstante ihrer Freundschaft und vermutlich auch der Anlass für ausführliche Erörterungen über Charakter,

55 Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1798, ungedruckt, BA M.

56 Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 24. 7. 1798, ungedruckt, BA M. Das „Etc.“ wurde genau eine Briefzeile wiederholt.

57 Mit diesem Briefwechsel im Blick muss auch Felix Gilbert widersprochen werden, der ihren Briefstil als „preziös“ abwertete. Felix Gilbert: Bankiers, Künstler und Gelehrte. Unveröffentlichte Briefe der Familie Mendelssohn aus dem 19. Jahrhundert, Tübingen 1975, S. XXXII. Anders als oft dargestellt, erhielt Lea Mendelssohn Bartholdy sich diesen ungezwungenen und amüsanten Umgangston bis ins Alter. Wie die von Klein veröffentlichten Briefe der Jahre 1811–1822 zeigen, kehrte sie, wie Rahel Levin Varnhagen, auch über die Entfernung nach Schweden immer wieder zum vertrauten, bisweilen frechen Umgangston zurück, dazwischen geschaltete Familienberichte ironisierte sie als „das putige Geschwätz“. Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 6. 2. 1816, in: Klein 2007, S. 257.

58 Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 15. 4. 1799, ungedruckt, BA M.

Menschlichkeit und individuelle wie gesellschaftliche Moral im Briefwechsel.<sup>59</sup> Anders formuliert, es wurde in diesem Briefwechsel auffallend wenig gelästert. Der Informationsfluss über gemeinsame Bekannte war zwar beständig, nahm aber nur sehr selten einen spöttischen Tonfall an. In auffallendem Gegensatz zum früheren Briefwechsel mit Rahel Levin Varnhagen versuchte Brinckmann Luise von Voss ein Kompliment zu machen mit der Bemerkung, daß sie *nicht* witzig sei.<sup>60</sup> Ihre Antworten sind lang und gewissenhaft, deuten auf eine intensive, internationale Lektüre und großes Bildungsinteresse. Ihr Stil ist bisweilen langatmig und moralisierend, sie wusste ihre Meinung aber durchaus prägnant zu formulieren, wenn sie auch sich und Brinckmann hinterher entschuldigend fragte, ob sie „eine zu strenge nemesis“ gewesen sei.<sup>61</sup>

### Paris als Zäsur

Der Unterschied in der Korrespondenzhaltung manifestierte sich bereits mit Brinckmanns Abreise nach Paris. Luise von Voss erhielt ausführliche Reiseberichte, die seine Schwierigkeiten mit Verkehrsmitteln ebenso behandelten wie Bekanntschaften und persönliche Empfindungen dies- und jenseits des Rheines. An Rahel Levin Varnhagen ist von der Reise kein Brief überliefert und an Lea Mendelssohn Bartholdy erging eine einmalige, eher ironische Zusammenfassung im Telegrammstil: „eine heftige Migräne, eine ähnliche Liebe zu der kleinen Niemeyer, erbärmliche Wege und der noch erbärmlichere Ludwig 18.

---

<sup>59</sup> Ein Teil der wiederholten Anregungen Brinckmanns, sich intellektuell zu betätigen, könnte im Falle Luise von Voss' dem Umstand geschuldet sein, dass sie zu Beginn der Korrespondenz erst 17 Jahre alt war. Für den Altersunterschied von 16 Jahren ist der Briefwechsel allerdings äußerst partnerschaftlich gehalten, Brinckmann kehrte zu keinem Zeitpunkt den poetischen oder gesellschaftlichen Lehrer heraus, seine Literaturtipps bewegen sich in demselben Rahmen und Format wie in anderen seiner Briefwechsel und die Diskussion moralischer wie gesellschaftstheoretischer Fragen, in denen er sie als gleichwertige Partnerin adressierte, nahm hier wesentlich mehr Platz ein als in Briefwechseln mit älteren Freundinnen und Freunden.

<sup>60</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 18. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2. Ähnlich hatte er ihrer Mutter bestätigt: „Der Grosse Charakter ist immer schön u. edel u. hält es unter seiner Würde die Bosheit zu Hülfe zu nehmen, um witzig zu scheinen.“ Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 13. 3. 1797, ungedruckt, GSA 5/01.

<sup>61</sup> Ihre Briefe aus Giewitz enthielten schließlich breit gefächerten Literaturbestellungen, so begann sie das Jahr 1804 etwa mit einer Bestellung von „2 pfd The“ und einer beigelegten Bücherliste, die u. a. „Büsch, Meusel, Hülse, Euripides“, David Hume, Lessings sämtliche Werke, und Tiecks Minnelieder enthielt. Luise von Voss an Gustav von Brinckmann, 1. 1. 1804 und 8. 3. 1804, ungedruckt, BA V.

der alle Pferde in Beschlag genommen“.<sup>62</sup> Diesen Stil hielt Brinckmann auch in Paris aufrecht. Obwohl er in seinen Briefen an „Lilla“ fast dieselben Schwerpunktthemen behandelte wie gegenüber von Voss, waren die Briefe meist auffallend kürzer, die Wertungen prägnanter und pointierter als in den zeitgleich verfassten „Quartbüchern“ an die Aristokratin.

Generell ist für Brinckmanns Pariser Aufenthalt auffallend, dass man – trotz seiner Funktion als gesellschaftlich aktiver Diplomat – über die Salons, die in Paris in den Jahren 1797/98 existierten, fast nichts erfährt.<sup>63</sup> Schwärmerisch und ausführlich schrieb er von „deutschen Zirkeln“, als Reminiszenz an Berlin oder etwa vom Ehepaar Humboldt. Am ehesten äußerte sich Brinckmann in kulturvergleichenden Anmerkungen, und hier wird ein weiterer Unterschied zwischen den Korrespondenzen deutlich: Der zeitgenössischen Verwendung von Stereotypen entsprechend charakterisierte Brinckmann Paris als „frivol“ – wobei der Begriff allerdings je nach Adressatin bei ihm eine unterschiedliche Wertung erhielt: Mit Lea Mendelssohn Bartholdy ‚lästerte‘ Brinckmann über die vornehme Welt Paris’ und die modischen Ansprüche der vornehmen Damen, fasste seinen Eindruck aber positiv zusammen: „Der Franzos lässt sich zwar seinen Gott und seinen König, aber nicht sein Modegenie und seine elegante Frivolität nehmen“.<sup>64</sup> Rahel Levin Varnhagen gegenüber definiert er Frivolität als rhetorisches Mittel, das man zu nutzen wissen müsse und das auch in Berlin einige beherrschten: „Aber Sie, Gottlob! verstehen sich doch auch auf Frivolität, ohne deswegen im ernsten Gespräch nicht zu gestehen, daß nur bei denjenigen ächtes Heil zu suchen sei, die Goethen’ in der Ursprache lesen können“.<sup>65</sup> Bei Luise von Voss hingegen kontrastiert er die „Sitten des frivolen Volkes“ in Frankreich mit der Ehrfurcht, die ihm ihre, Lui-

---

**62** Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 17. 2. 1798, ungedruckt, BA M. 1797, als die überlieferte Korrespondenz mit Lea Mendelssohn Bartholdy einsetzte, muss das Verhältnis zu ihr bereits sehr vertraut gewesen sein, man schrieb sich unverhohlen witzige Kommentare über Dritte wie über sich selbst. Trotz dieser und ihres offen eingestandenen großen Interesses an Paris kam es aber anscheinend zu keiner vergleichbaren Regelmäßigkeit.

**63** Über Julie Récamier (1777–1849), wurde gar nicht – und aus dem Haus de Staël vor allem der Charakter der Hausherrin diskutiert.

**64** Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 9. 2. 1799, ungedruckt, BA M. Brinckmanns Briefe verbanden geschickt solche Aphorismen mit Elementen der Modereportage und Klatsch: „Une toilette fraîche – das heißt ein Kleid das noch nie angewesen, ist eine unerlässliche Bedingung für jede, die in einer Gesellschaft des *femmes du bon ton* leben will. Die recht Eleganten wechseln mehrmals des Tages, u nur so lässt es sich erklären, daß die *Bürgerin* Buonaparte in Zeit von etwa 5 Monaten sich 340!! neue Kleider machen ließ.“ Ebd.

**65** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 25. 3. 1798, ungedruckt, SV 38.

ses „trefliche Deutschheit“ eingeflößt habe, und bei der er schwören wolle, dass er niemals „französisch“ würde.<sup>66</sup> Wenn man die These Ruth Floracks übernimmt, nach welcher der Rekurs auf nationale Stereotype der Sicherung einer gemeinsamen Kommunikationsebene dient, könnte man sagen, dass Brinckmann sich mit der unterschiedlichen Nutzung des Begriffspaares „Frankreich-frivol“ mit jeder Frau eine eigene Kommunikationsebene schuf.<sup>67</sup>

Sie, Humboldts, Burgsdorff und ich in Paris beisammen!  
Bei welchem Nachtttee hätten wir solche Plane nur zu träumen gewagt!  
Gustav von Brinckmann aus Paris an Rahel Levin Varnhagen<sup>68</sup>

Ein regelmäßiger Briefwechsel mit Rahel Levin Varnhagen scheint in seiner Pariser Zeit nicht zustande gekommen zu sein.<sup>69</sup> Die briefliche Flaute war möglicherweise darin begründet, dass beide hofften, dass Rahel Levin Varnhagen zu dem deutschen Zirkel in Paris dazustoßen könne bzw. in der Enttäuschung, dass sie erst nach Paris kommen konnte, als Brinckmann schon fort war.<sup>70</sup> Möglicherweise lässt sich die geringe Briefdichte auch auf die Überzeugung Rahel Levin Varnhagens zurückführen, dass „man [...] nur viel und mit Annehmlichkeit schreiben [kann], wenn man denselben Vormittag Antwort haben kann“, wenn also der Brief einem Gespräch nahe komme.<sup>71</sup> Tatsächlich lesen sich die wenigen überlieferten Briefe so, als lägen nicht über 1.000 Meilen zwischen ihnen. Wenn er schrieb, begann Brinckmann in medias res, unmittelbar, ohne Anrede und Einleitung. „Was ist denn das für ein verfluchter *Paradiesvogel*, den die Unzelmann in den Haaren gehabt haben soll, und der mir als ein Beweis zitiert wird, wie barok man sich in Berlin kleidet“?<sup>72</sup> Die

<sup>66</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 28. 11. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2. Mit dieser Interpretation von „frivol“, allerdings nur mit dieser, nutzt Brinckmann ein um 1800 gängiges nationales Stereotyp.

<sup>67</sup> Ruth Florack: *Tiefsinnige Deutsche, frivole Franzosen. Nationale Stereotypen in deutscher und französischer Literatur*, Stuttgart 2001, S. 46.

<sup>68</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 29. 3. 1799, ungedruckt, SV 38.

<sup>69</sup> Von Anfang 1798 bis Sommer 1801 sind 18 Briefe von ihm überliefert und diese deuten nicht auf eine große Anzahl verlorener.

<sup>70</sup> Die vielfach geäußerten Wünsche, alle Freunde in der französischen Hauptstadt zu einem Nachtttee zu versammeln, blieben Rhetorik, da von keiner praktischen Hilfe begleitet. Rahel Levin Varnhagen bekam erst im Juli 1800 Gelegenheit zu reisen, als Begleitung der Gräfin Schlabrendorf, die nach Paris fuhr, um die Folgen eine Schwangerschaft für die Berliner „unsichtbar“ zu halten.

<sup>71</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 11. 1. 1813, in: GW II, S. 77.

<sup>72</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 25. 11. 1798, ungedruckt, SV 38. Die Bemerkung bezieht sich auf eine Kopfbedeckung der Schauspielerin.

überlieferten Briefe deuten weiterhin auf eine unveränderte Nähe der Ansichten oder zumindest den Glauben daran. Brinckmann räsonierte demnach lieber retrospektiv über das „Dachstübchen“, in dem er „mit seinem Geist“ anwesend sei, als von Paris zu berichten.

Seine Verherrlichung dieses „Dachstübchens“, die mit dem ersten Brief aus Paris begann und nach der er „nie aufhören werde, die Stunden zu segnen, die ich einst in dem Winckel Ihres Kanapees verplaudert habe“,<sup>73</sup> lässt sich aber auch so lesen, dass er seine Zeit mit ihr als großartiges, aber unwiederholbares Erlebnis charakterisierte: „Eine solche Freundin – wo und wann werde ich sie wieder finden“?<sup>74</sup> Zwar kann Nostalgie bis zu einem gewissen Grad als Stilmittel aller seiner Briefe aus Paris gelten, insofern er auch dem „traulichen Kabinette“ der Frau von Berg und dem „Theestündchen“ bei ihrer Tochter rückblickend verklärende Komplimente machte.<sup>75</sup> Das „Dachstübchen“ aber wurde deutlich schon vor 1800 zum Erinnerungsort.<sup>76</sup>

Der wesentliche inhaltliche Unterschied zwischen den Korrespondenzen lag schließlich in der Behandlung politischer Themen bzw. im gewollten Fernhalten solcher aus den Briefwechseln mit den jüdischen Freundinnen. Zwar schrieb er emphatisch über seine Gefühle auf dem „klassischen Boden der Revolution“, aber kaum über Politik.<sup>77</sup> Während Luise von Voss zumindest gelegentlich einen Eindruck von den „Trakasserien“ bekam, in die er an der schwedischen Botschaft verwickelt wurde, und ausführlichere Betrachtungen zum deutsch-französischen Gesellschaftsvergleich lesen konnte, blieb es mit Lilla nur beim Witzeln über Bonaparte und dem ausdrücklichen Wunsch: „Übrigens wollen wir übereinkommen, liebe Lilla! unsre Briefe durch keine Politik zu *entedeln*“!<sup>78</sup> Ihr Kommentar zu diesem Wunsch ist nicht überliefert. Ihre Nach-

<sup>73</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 10. 1798, SV 38, in: Wachtmeister 1871, S. 4

<sup>74</sup> Der Brief spricht von der Freundschaft in der Vergangenheit, liest sich wie ein Nachruf, und nimmt tatsächlich einige Formulierungen des Nachrufes von 1834 vorweg. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 10. 1798, in: Wachtmeister 1871, S. 4 f.

<sup>75</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 16. 11. 1798 und 29. 1. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,1 bzw. 5/26,2.

<sup>76</sup> In der Forschung wurde Rahel Levin Varnhagen selbst als deutscher Erinnerungsort diskutiert, der mit verschiedenen Vorstellungen zu füllen war. Barbara Hahn: Rahel Levin Varnhagen, in: Francois / Schulze. 2001, Bd 3., S. 503–515. Im Zusammenhang dieses Kapitels ist allerdings zunächst die Perspektive der (ehemaligen) Gäste gemeint, die sich nostalgisierend an die Dachstube erinnerten und sie so in die Vergangenheit rückten.

<sup>77</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 8. 3. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1. „Klassisch“ ist doppelt unterstrichen.

<sup>78</sup> „Trakasserien“ nach: Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 16. 11. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1; „entedeln“ nach: ders. an Lea Mendelssohn Bartholdy, 20. 3. 1798, ungedruckt, BA M.

fragen deuten aber auf ein anders gelagertes Interesse. Zum überwiegenden Teil lesen sich Brinckmanns Briefe aus Paris an die jüdischen Freundinnen wie eine konsequente Fortschreibung des leichten Umgangstones aus dem Salon.<sup>79</sup>

### 1.3 „In Rücksicht der intimsten Freunde“ – Gemeinsame Bekannte, unterschiedliche Behandlung

Auch in der Diskussion über Personen, die in allen Korrespondenzen einen wesentlichen Platz einnimmt, lassen sich bemerkenswerte Ähnlichkeiten und Unterschiede feststellen. Erwartungsgemäß fielen im Briefwechsel mit Luise von Voss mehr aristokratische Namen, aber auch in den Briefen mit den jüdischen Freundinnen wurden Personen des Hofes zum Teil aus guter Kenntnis besprochen. So ist am diskutierten Personenkreis abzulesen, an welchen Stellen und wie weit sich die Interessen und auch die Lebenskreise von Hofdame und jüdischen Kaufmannstöchtern in Berlin um 1800 überschneiden konnten. Zu den gemeinsamen, diskutierten Bekannten aller hier genannten Gastgeberinnen gehörten so unterschiedliche Persönlichkeiten wie die Aristokraten Wilhelm von Humboldt, Wilhelm von Burgsdorf, Fürst Heinrich Reuß, Prinz Louis Ferdinand, die Autoren Friedrich und August Wilhelm Schlegel und die Autorin Germaine de Staël ebenso wie die Salonfrauen Henriette Mendelssohn, Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel, Marianne Meyer Eybenberg, Fanny von Arnstein und Henriette Arnstein Pereira.

Neue Erscheinungen auf dem Literaturmarkt, wie Friedrich Schlegel, wurden als Autor wie als Persönlichkeit mit allen diskutiert. Brinckmann stellte sich dabei, ohne auf eigene Meinung zu verzichten, auf den Lieblingsautor seiner jeweiligen Korrespondentin ein, den er dann zu „unserem gemeinschaftlichen Lieblingsschriftsteller“ ernannte.<sup>80</sup> Mit Rahel Levin Varnhagen diskutiert er vor allem Goethe, mit Luise von Voss Jean Paul, mit Lea Mendelssohn

---

<sup>79</sup> Ein Vergleich mit einem anderen Mitglied des deutschen Zirkels gibt Anlass zu der Frage, inwieweit diese Vermeidungsstrategie spezifisch für Brinckmann war. Ein hochinteressanter Brief Wilhelm von Burgsdorfs thematisiert unter anderem die Lage der Juden in Paris. Vgl. Wilhelm von Burgsdorf an Rahel Levin Varnhagen, 11. 3. 1798, in: Cohn 1907, S. 127–139. Burgsdorf ist meines Wissens der einzige Aristokrat, der dieses Thema in einem Brief an eine jüdische Gastgeberin sachlich anschnitt und sie direkt darauf ansprach: „Die Religion Ihrer Väter ist hier nichts weniger als geachtet, – das wollen Sie ja aber auch gar nicht, man soll nur nicht daran denken, daß sie die Ihrige ist.“ Ebd. S. 133. Andere Briefe dieser Art von nichtjüdischen Salongästen sind mir nicht bekannt.

<sup>80</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, über Jean Paul, 26. 4. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

Bartholdy ein breites Spektrum zeitgenössischer Schriftsteller. Im Gesamtblick dieser vier Korrespondenzen erscheinen ‚die Berliner Salons‘ weniger einem speziellen Kult anhängend, als auf dem neuesten Stand sich bewegend.

Brinckmann warb für weibliches Selbstdenken und weibliches Schreiben auch dadurch, dass er sich positiv über etablierte Autorinnen äußerte und seine gleich gesinnten Freundinnen zumindest brieflich miteinander bekanntmachte. Eine Autorin und Salonière, die Frau seines Pariser Vorgesetzten Germaine de Staël, hatte er ‚studiert‘ und diskutierte sie mit allen hier genannten Frauen begeistert.<sup>81</sup> „Die Staël“ war nicht nur das Beispiel, an dem weibliche Grenzüberschreitungen diskutiert wurden, sondern bot auch Einblicke in die Argumentationsmuster des Diplomaten. Seitenlange Lobpreisungen seiner „vergötterten Staël“ suchte er gewissermaßen dadurch auszugleichen, dass er erstens jeder Frau das Gefühl gab, nur ihr würde er so von der Staël berichten,<sup>82</sup> und dass er zweitens die jeweilige Leserin mit der Staël verglich und sie dabei gewinnen ließ.<sup>83</sup> So hieß es an Rahel Levin Varnhagen, dass er bei der „Baronne“ zwar ebenso spät wie in Berlin im Haus Levin verkehrte, aber es handele sich dabei nur um „schlechte französische Übersetzungen von Nachtthees“.<sup>84</sup> An Karoline von Berg schrieb er: „[...] in sehr vielen Dingen stehen Sie so hoch über ihr, dass wahrscheinlich eine ganz durchgeführte Parallele mässig zu ihrem Vortheile ausfallen müsste“.<sup>85</sup>

Ein Vergleich seiner Aussagen zur Staël bietet auch in anderer Hinsicht Einblick in die Werkstatt eines Autors: Das Resultat seines ‚Studiums‘ war eine Charakterstudie der Staël, die er – beinahe wortgleich! – in Briefe an Rahel Levin Varnhagen und Luise von Voss einflocht. Dabei kam er auf zwei verschiedenen Wegen zum selben Text. Scheinbar spontan brachte ihn ein Vergleich zu französischen Frauen (im Brief an Luise von Voss) bzw. ein Hinweis auf seine Einsamkeit in Paris (im Brief an Rahel Levin Varnhagen) auf dasselbe Thema, und der Übergangssatz lautete gleich: „Nur Eine Pariserin hab’ ich

---

**81** „Die Frau v. Stael ist ein ausserordentliches, grosses u. merkwürdiges Fänomen: Sie ist diesen Sommer mein einziges Studium gewesen, u. ich werde Ihnen nächstens die Resultate desselben mittheilen.“ Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 19. 10. 1798, ungedruckt, GSA 5/1.

**82** Beispielsweise glaubte Rahel Levin Varnhagen: „Ich dinstigire ganz allein den großen [Brief], wo von Mad. Staël die Rede ist. Was in dem steht, schreiben Sie nur mir!“ Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 9. 3. 1799, in: GW I, S. 180. Das Gegenteil war der Fall. Gerade Madame de Staël war ein Thema, das er nutzte, um allen Korrespondentinnen persönliche Komplimente zu machen. „Vergötterte Staël“ an Luise von Voss, 10. 5. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**83** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 5. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**84** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 28. 11. 1799, ungedruckt, SV 38.

**85** Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 19. 10. 1798, ungedruckt, GSA 5/1.



kennen gelernt, vor der ich mich ehrfürchtig in den Staub beuge, aber diese einzige gehört unstreitig ihrem Jahrhundert eigenthümlicher an, als ihrer Nation.“

Bemerkenswert an den darauf folgenden Seiten, sind nicht nur die überwiegende Textgleichheit, sondern auch die haarfeinen Unterschiede.<sup>86</sup> Während er von Voss hauptsächlich von der Unterhaltungskunst der Staël vor schwärmte, versuchte er Levin Varnhagen über die Seelenverwandtschaft zu gewinnen: „Ich bin überzeugt, daß sie Ihnen in einem hohen Grade gefallen müsste; aber wenn wir sie bewundert und vielleicht angebetet hätten, so würden wir beide zusammen doch plötzlich die Bemerkung machen: ‚auch sie ist doch eigentlich nicht fertig‘!“<sup>87</sup> Dazu kam: „Daß sie übrigens immerfort die Sklavin ihrer Liebhaber ist, werden wir beide ihr doch wohl eher zur *Energie* als zur Schwäche rechnen“.<sup>88</sup> Auch diesen Appell an die Solidarität in Liebesdingen schrieb er nur Rahel Levin Varnhagen, in der Variante an die Gräfin Voss fehlten alle Hinweise auf Liebhaber.

Dieser doppelt verwendete Text resultierte möglicherweise aus der sorgfältigen Herangehensweise Brinckmanns an das Briefwesen, da er mehrfach Abschriften und Entwürfe seiner Briefe aufhob. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass er ein Kapitel zur Staël in seine geplante, nicht zustande gekommene Veröffentlichung *Briefe aus Paris* aufnehmen wollte und sowohl Luise von Voss als auch Rahel Levin Varnhagen zu Testleserinnen machte.<sup>89</sup> In jedem Falle sind diese Briefe ein Hinweis mehr darauf, dass der Diplomat sich nicht

---

**86** „*Sie wissen / Sie erinnern sich wol*, wie groß mein Enthusiasmus schon für die Schriftstellerin war; als Mensch ist sie eine noch seltenere Erscheinung, und als Französin einmal völlig unerklärbar. *Im Äußeren möchte ich ihr alles Nationalgepräge der schönen Frauen unbarmherzig absprechen, / Das Nazionalgepräge schöner Formen, das die unbedeutesten Weiber diese Volks oft so angenehm zu charakterisiren pflegt, möchte ein strenger Beurtheiler dieser ganz originellen Frau, in ihrem ganzen Thun und Wesen, in ihrer äussern Existenz überhaupt leicht unbarmherzig absprechen.* [...] ihre Seele beherrscht die Züge ihres Gesichts in einer solchen Lebendigkeit des Ausdrucks, und ihre feurigen Augen wissen so gut bescheid, daß man den seinigen kaum traut, wenn man sie noch so aufmerksam betrachtet, und wenn man ihr eben so zuhört, ist man verloren. / *ist an keine Parteilichkeit mehr zu denken.*“ [*Fett und Kursiv an Luise von Voss*, 10. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2; *kursiv an Rahel Levin Varnhagen*, 7. 10. 1798, ungedruckt, SV 38; normal formatiert an beide. Unterstreichungen von Brinckmann im Text.]

**87** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 10. 1798, leicht modernisiert auch in: Wachtmeister 1871, S. 6.

**88** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 10. 1798, modernisiert in: Wachtmeister 1871, S. 6.

**89** „Ich habe nemlich ein halbes Projekt, *Briefe aus Paris* herauszugeben“, über „die sonderbare Wirkung welche die Revoluzion auf Sitte und Litteratur gehabt oder nicht gehabt“, Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 30. 1. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

scheute, Themen für verschiedene Adressaten und Adressatinnen verschieden aufzubereiten und seinen Gedanken unterschiedlich Form zu verleihen.

Bisweilen lassen sich an der Diskussion einer Bekannten unterschiedliche Tonarten der Briefwechsel bei gleicher Wertung einer Person ablesen, so bei der Scheidung und möglichen Wiederverheiratung „der Veit“. Mit Lea Mendelssohn Bartholdy wurde der Fall pragmatisch spöttisch diskutiert – eine Heirat sei bei Schlegels „Hang zur Veränderlichkeit [...] wenig wahrscheinlich“<sup>90</sup> –, und mit Rahel Levin Varnhagen in dem für diese Korrespondenz typischen, scheinbar lapidaren Tonfall abgehandelt: „[...] *auch* noch mit oder ohne Spreewasser etc. etc.!!!“<sup>91</sup> Gegenüber Luise von Voss warb Brinckmann hingegen für Verständnis für „die Veit“: „[...] was eben nicht immer weise Masregeln bewirkt, ist eine gewisse jugendliche Inkonsequenz der Empfindungen und der Ideen [...]“.<sup>92</sup> Dabei spricht aus dieser Charakterisierung als impulsive wenn nicht ‚romantische‘ Frau durchaus ein ernstes Interesse an der Person Dorothea Mendelssohn Veit Schlegels. Aus späteren Briefen wird deutlich, dass er die Selbstständigkeit und Intelligenz einer seiner „besten Freundinnen“ auch und besonders Luise von Voss gegenüber verteidigte, besonders aus Anlass der Darstellung in Schlegels Roman *Lucinde* [s. V.2]. Das Motiv Dorothea Mendelssohn Veit Schlegels, sich nicht taufen zu lassen, um sich das Sorgerecht für ihren Sohn zu erhalten, fand in den Korrespondenzen Brinckmanns mit den vier Frauen, wie im zuvor analysierten Dreiecksbriefwechsel der drei Männer, keine Berücksichtigung.

Ein ganz anders gelagertes Beispiel eines parallel verhandelten Charakters war Wilhelm von Burgsdorf.<sup>93</sup> Die Kommentare über den märkischen Adligen betrafen sehr unterschiedliche Angelegenheiten. Die Persönlichkeit des Freun-

---

**90** Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1798, ungedruckt, BA M.

**91** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 1. 1799, ungedruckt, SV 38.

Allerdings hatten die beiden sich über die gemeinsamen Freundin schon früher verständigt und konnten davon ausgehen, dass der / die andere die Scheidung auch nicht bedauern würde. Vgl. die Debatte 1794–1795 und bes. „Gottlob! so wird man doch wieder einen Menschen sehen; der allein denkt, handelt, fühlt; und den die Andern eigensinnig nennen. Wenn’s ihr nur gut geht!“, Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 4. 9. 1795, in: GW I, S. 154 ff.

**92** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 30. 1. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**93** Der Junker Wilhelm von Burgsdorf (1772–1822) war Rahel Levin Varnhagen spätestens seit 1795 über Brinckmann bekannt. 1796 begleitete er sie zur Kur nach Böhmen. Er war in Paris Mitglied der „deutschen Kolonie“ und täglicher Umgang von Brinckmann und den Humboldts. In Brinckmanns Briefen an Luise von Voss wurde er häufig erwähnt und ihr nach seiner Rückkehr ebenfalls als persönliche Bekanntschaft empfohlen. Auch Lea Mendelssohn Bartholdy gegenüber wird er ohne weiterführende Erklärung erwähnt, war ihr daher bereits Ende der 1790er-Jahre bekannt.

des wurde zwar von allen und – per Text – sogar gemeinsam diskutiert: Als Brinckmann 1801 einen „Schattenriss“ Burgsdorfs verfasste, schickte er den Text sowohl an Rahel Levin Varnhagen als auch an Luise von Voss, letzterer mit dem Kommentar, dass „die Kleine“ den Text gelungen, aber nicht streng genug gefunden habe.<sup>94</sup> ‚Intimere‘ Angelegenheiten aber, wie die Liebesaffäre Burgsdorfs mit Caroline von Humboldt oder seine Finanzen kamen nur Rahel Levin Varnhagen gegenüber zur Sprache. Nur hier sind auch Billets finanziellen Inhalts überliefert.<sup>95</sup> Das Interessante an dem Geldtransfer zwischen Burgsdorf, Brinckmann und Levin Varnhagen zeigt sich, wenn man Burgsdorfs eigene, wenig rezipierte Briefe hinzuzieht, in denen von einem unehelichen Sohn die Rede ist, den er in Berlin in Pension gegeben hatte.<sup>96</sup> Dieser Teil der Burgsdorfschen Familiengeschichte wurde in der Literatur bisher vernachlässigt, wirft aber ein aufschlussreiches Licht auf das zeitgenössische Verständnis von Standes- und Geschlechterpflichten:<sup>97</sup> Die Mittelpersonen zwischen Burgsdorf, der Pflegefamilie und seinem Sohn waren anscheinend Brinckmann und Levin Varnhagen, die sich um das Kind persönlich kümmerte. Vor Burgsdorfs eigener Familie, auch vor engeren aristokratischen Freunden wurde diese Affäre verborgen.<sup>98</sup> Aussagekräftig ist die Episode auch als Beispiel dafür, wie um 1800, auch in Salonzusammenhängen, mit zweierlei Maß gemessen

<sup>94</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 22. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4.

<sup>95</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 11. 1. 1798 und undatierte Billets zur selben Angelegenheit, ungedruckt, SV 38. Über die Liebe Burgsdorfs zu Caroline von Humboldt hatte Brinckmann 1795 geschrieben: „Übrigens müssen Sie wissen, daß B. förmlich in die Humb. verliebt ist, u. daß ein förmliches Verhältnis zwischen ihnen existiert.“ An Rahel Levin Varnhagen, 27. 8. 1795, ungedruckt, SV 38. Karl August Varnhagen löste das B. als Burgsdorf auf.

<sup>96</sup> Der Sohn Wilhelm wurde zum Kantor am Französischen Dom in Pflege gegeben und hieß in den Briefen „der Kleine im Turm“. Die Mutter hatte Burgsdorf als Amme im Hause Cesar in Berlin untergebracht, in der Familie also, aus der Pauline Wiesel stammte. Vgl. Cohn 1907, S. 198.

<sup>97</sup> Nur Günter de Bruyn erwähnt, dass Burgsdorf „viele Liebesaffären [hatte], aus denen, den Gerüchten nach, vier uneheliche Kinder hervorgingen.“ de Bruyn 1999, S. 107.

<sup>98</sup> Zu dem Verhältnis Burgsdorfs zu seinem Sohn siehe die Briefe an Rahel Levin Varnhagen 1797 und 1798 in Cohn 1907. Nachdem er seine Freundin gebeten hatte, die Pockenimpfung für seinen Sohn in die Wege zu leiten schrieb er: „H[umboldt] will ich nicht darin melliren, er weiß nichts von dem kleinen Jungen im Turm, glaube ich.“ Wilhelm von Burgsdorf an Rahel Levin Varnhagen, 21. 4. 1797, in: Cohn 1907, S. 100. Caroline von Humboldt, Burgsdorfs damalige Geliebte, war allerdings eingeweiht. Vgl. Caroline von Humboldt an Rahel Levin Varnhagen, 1. 12. 1796, in: Cohn 1907, S. 198. Von Burgsdorfs Familie war nur sein Vater informiert, der aber ließ mit den Zahlungen für das Kind auf sich warten, und Rahel Levin Varnhagen musste einspringen.

wurde:<sup>99</sup> Burgsdorfs befremdlich distanzierte Einstellung zu den Konsequenzen seiner Liebesgeschichten wurde nicht nur von ihm zu keiner Zeit entschuldigt, sie wurde auch, zumindest zu diesem Zeitpunkt, von keiner Seite nachhaltig thematisiert. Die Ehe- und Liebesgeschichte „der Veit“ hingegen wurde ausführlich besprochen und sollte zum Skandal werden.

#### 1.4 „Toute la société de Berlin est encore sous les armes“ – Der „jüdische Salon“ im Geselligkeitstexte Berlins. Veränderungen um 1800

Ich vermisse noch oft Tante W. schöne Theestunden.  
[...] Ich fand Sie, Tante Levy u ein par liebenswürdige Personen  
(apropos- empfehlen Sie mich doch der schönen Tante,  
wenn sie sich meiner noch erinnert).  
Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 1799

Von den Veränderungen, die ich etwa gefunden habe [...]. Es ist hier wie überall gegangen: alle Verhältnisse sind loser geworden. [...] Zwar spricht man mehr von reell interessanten Dingen auch in der größten Gesellschaft, nur nicht gerade auf eine interessantere Weise.

Wilhelm von Humboldt an Gustav von Schlabrendorf, 1801<sup>100</sup>

Ein wesentliches Thema, das Brinckmann mit allen vier Frauen kontinuierlich diskutierte, war Geselligkeit. Dabei ging es ebenso darum, Bericht zu erstatten und stattgehabten Genuss oder Enttäuschungen zu teilen, wie um eine Bestimmung der idealen Umgangsform und die eher theoretisch diskutierte Frage, wie gesellige Bildung am besten zu erreichen sei. Brinckmanns Briefe bieten so nicht nur eine noch unausgelotete Quelle zur Berliner Geselligkeitstexte. Die Geselligkeit kann zugleich als Parameter dienen, an dem sich ein (verändertes) Selbstverständnis Brinckmanns oder der Gesellschaft ablesen lässt.

Brinckmanns Briefe aus Paris hatten, da sie oft sehr nostalgisch waren, vor allem Aufschluss über die hinter ihm liegende Zeit an Berliner Teetischen und Anlass für Empfehlungen an alte Bekannte gegeben. Aller Verherrlichung „schöner“ oder „deutscher“ Teestündchen zum Trotz verlagerte sich aber, nach seiner Rückkehr nach Berlin im Juni 1801, der Schwerpunkt seines Umgangs,

<sup>99</sup> Die feministische Forschung spricht in diesem Zusammenhang zu recht vom „Double Standard“. Es herrschten unterschiedliche Maßstäbe – für die Stände und für die Geschlechter.

<sup>100</sup> Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 9. 2. 1799, diese Stelle ungedruckt, BA M; Wilhelm von Humboldt an Gustav von Schlabrendorf, 13. 7. 1801, in: Theodor Kappstein (Hrsg.): Wilhelm von Humboldt im Verkehr mit seinen Freunden. Eine Auslese seiner Briefe, Berlin 1917, S. 168. Das Zitat in der Überschrift: Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 30. 10. 1803, ungedruckt, GSA 5/26,6.

beziehungsweise der seiner Berichte darüber. Könnte man für Brinckmanns Pariser Aufenthalt noch vermuten, dass Luise von Voss zur heimlichen Adressatin eines ‚Tagebuchs-in-Briefen‘ geworden war, blieb die Besonderheit dieses Briefwechsels auch nach der Rückkehr aus Paris sichtbar.<sup>101</sup> Wie während seines vorigen Berlinaufenthaltes an Rahel Levin Varnhagen erstattete er jetzt Luise von Voss detailliert Bericht:<sup>102</sup> „Wollen Sie ein Bulletin unsrer Vergnügungen? Sonntags war Cour en robe; Montag nach der Oper ein großes Souper bei Chevalier DelBray [...]. Dienstags ein prächtiges Souper für den Hof u die ganze Stadt bei der Gräfin Hazfeld. Man rühmt es allgemein, als ebenso prächtig wie geschmackvoll [...].“<sup>103</sup> In seinen Berichten erschienen nach 1801 erkennbar differenziertere Geselligkeitsformen und weitaus mehr Namen adliger Gastgeber wie von Alvensleben, Heinitz, Zinzendorf.

Es ist zu fragen, ob die veränderte Darstellung sich ändernde Strukturen der Berliner Geselligkeit widerspiegeln und/oder inwieweit hier eine neue Perspektive des Berichtenden zum Tragen kommt. Für Letzteres könnte seine veränderte berufliche Position sprechen, im Herbst 1803 avancierte Brinckmann vom Legationssekretär zum Geschäftsträger. Aber bereits unmittelbar nach der Rückkehr Brinckmanns 1801 hatte Friedrich Schlegel festgestellt, sein alter Freund sei „vornehm“ geworden,<sup>104</sup> und Brinckmann selbst hatte Freunde von früher zu „Bekannten“ umgeschrieben: „Ich bin wieder in dem Zirkel meiner ehemaligen Bekannten, die mir durch Abwesenheit so interessant geworden, daß ich beinah alle für *Freunde* ansehen möchte. Das wird sich nun bald wieder geben, aber [...] auch jene Bekanntschaften sind doch wirklich hübsche Dekorationen des Lebens, wie ich sie wünsche“.<sup>105</sup> Möglicherweise hatte der Aufenthalt in der Weltstadt Paris oder im Reimar-Siebek-Kreis in Hamburg<sup>106</sup> seine Vorstellung von „guter Gesellschaft“ neu

---

**101** Man schrieb sich mindestens posttätig, zählte auch auf diese Regelmäßigkeit, lediglich Krankheit und politische Geschäfte wirkten sich ‚verdünnend‘ auf die Briefdichte aus. Auch die Verheiratung Luises mit dem Diplomaten August Ernst von Voss (1779–1832) brachte zunächst keine Veränderung in den Briefwechsel, nur enthusiastische Grüße an den „verehrten Grafen“. Spätere abweichende politische Anschauungen der beiden Männer wurden angedeutet, scheinen aber keine Konsequenzen auf den Umgang gehabt zu haben.

**102** Diese Berichterstattung macht den Briefwechsel Brinckmann–Voss zu einer reichen, noch auszuschöpfenden Quelle für die Geselligkeitsgeschichte Berlins im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Im Vergleich wurde der Briefwechsel mit Levin Varnhagen seit 1797 merklich dünner, von Mendelssohn Bartholdy sind aus den ersten Jahren ihrer Ehe keine Briefe mehr überliefert, später weitaus formellere als die oben zitierten.

**103** Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 6. 1. 1803, ungedruckt, GSA 5/1.

**104** Friedrich Schlegel an Rahel Levin Varnhagen, Dezember 1801, in: KFSa, Bd. 25, S. 319.

**105** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 22. 6. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4.

**106** Nach seiner Abreise aus Frankreich war er 1800/1801 krankheitshalber mehrere Monate an Hamburg gebunden, wo im Salon der Frauen Reimar und Siebeking verkehrte. Zurück in

geprägt.<sup>107</sup> Letztlich deuten das seinen Briefen ablesbare merkbar breitere Spektrum des gesellschaftlichen Angebots und die deutliche höhere Zahl an gastgebenden Personen aber vor allem darauf hin, dass sich die Geselligkeitsstruktur in Berlin um 1801 selbst geändert hatte. Auch die eingangs zitierte Beobachtung Humboldts spricht von organisatorischen Veränderungen. Das gesamte Geselligkeitsangebot war umfangreicher und luxuriöser geworden: Es gab „Theeassembleen oder Soupés beinah täglich, und bisweilen beides an einem Tag. Alle unsere eleganten Damen kehren zurück“.<sup>108</sup> Von einem geselligen Vakuum, das nach Deborah Hertz um 1780 zur Entstehung der Salons weitgehend beigetragen habe, konnte ab 1800 nicht mehr die Rede sein.<sup>109</sup> Tatsächlich sind die gesellig-gesellschaftlichen Angebote und Verpflichtungen nicht nur merkbar zahlreicher, sondern vor allem konturierter geworden als zehn Jahre zuvor, in dem unter III. analysierten Beispieljahr 1794/95. Erst um 1802, dann aber deutlich, lassen sich erste Ansätze für verschiedene ‚Jours fixes‘ ausmachen: So konnte Brinckmann seiner auf ihrem Landgut weilenden Freundin Voss folgende Stadtneugigkeiten schreiben: „Baron Krüdener hat einen Freitag eingerichtet; Die traurigen Mittwochs der Frau von Saldern fan-

---

Berlin hielt er die Verbindung brieflich und leitete Briefstellen der Reimarus an seine Berliner Gastgeberinnen weiter. Wie unter II. dargelegt, sind die personellen Verbindungen zwischen Hamburger und Berliner Teetischen ein noch wenig bearbeitetes, aber lohnendes Forschungsfeld. Brinckmanns Korrespondenzen bestätigen, dass schon in den 1790er-Jahren die „Levy-Itzigs“, Sara und Salomon Levy, Freunde des Hauses Reimarus waren. Auf gute Kenntnis Berlins und ein gewisses Selbstbewusstsein der Hamburger Gastgeberinnen deutet folgendes Zitat: „[...] mögen Sie sich mit den Schlegeln herumtreiben, mit Gentz schwelgen, sich mit Schleiermacher excentrisiren, mit Fichte sogar Tobak rauchen, ich weiß, Sie kommen doch wieder an unseren Theetisch und denken an die guten Menschen die herumsitzen.“ Sophie Reimarus an Gustav von Brinckmann, 20. 4. 1802, zit. nach: Arndt Schreiber (Hrsg.): Wilhelm von Humboldt. Briefe an Christine Reinhardt-Reimarus, Heidelberg 1956, S. 166.

**107** Zwei Konstanten in Brinckmanns Berichterstattung aus Paris deuten auf eine veränderte Sicht der Gesellschaft: Erstens hatte er geradezu Kontraste zwischen der deutschen und der französischen Gesellschaft ‚gesammelt‘, insbesondere in der Geselligkeit. Zweitens nutzte er nach eigener Aussage seine Zeit in Paris als politische „Studienzeit“ – ein Anlass für lange Ausführungen zu den Vor- und Nachteilen der gesellschaftlichen Schichtung. Solche Überlegungen zum „Stand“ wurden in Berliner Briefen fortgesetzt und waren vermutlich nicht ohne Relevanz für seine Beurteilung der Mischung der Stände und Schichten in Berlin. [s. a. V.4]

**108** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 11. 1803, ungedruckt, GSA 5/26,6. Zu den eleganten Damen zählte Brinckmann in diesem Brief neben der Herzogin von Kurland die Gräfin Hatzfeld, Gräfin Hardenberg und Gräfin Nathalie Stadion. Alle vier werden Luise von Voss gegenüber mehrfach als Gastgeberinnen genannt, ein Unterschied im Engagement dieser Damen, der das Haus der Herzogin von Kurland als ‚Salon‘ von anderen unterscheiden könnte, scheint in Brinckmanns Briefen nicht auf.

**109** Auch nicht von einer Gemengelage nicht vereinbarer Interessen. Hertz 1990, bes. S. 105–107.

gen wieder an“.<sup>110</sup> Gleichermaßen wurde der Tod des Ministers von Heinitz als „ein wirklicher Verlust für die Gesellschaft, in Rücksicht seiner sehr ungenirten Freitage“ betrachtet.<sup>111</sup> Zugleich tauchten neue Begriffe auf, bzw. es scheinen einige Veranstaltungen jetzt erst einen Namen bekommen zu haben, zum Beispiel die „Theeassemblee“.<sup>112</sup> Deutlich ambitionierter als „Teestündchen“ oder „Kränzchen“, und formeller als „Nachttee“ klingt auch „Literarischer Tee“ – eine Veranstaltung der Gräfin Schlabrendorf, die allerdings, wie Brinckmann nicht ohne Schadenfreude bemerkte, auch scheiterte.<sup>113</sup> Um 1804 scheint anspruchsvolle Geselligkeit ein erstrebenswertes Etikett in der „eleganten“ Gesellschaft geworden zu sein. Die Veranstaltungen waren so organisiert, dass ein aktiver Gast und Diplomat mehrere Teetische und Assembleen an einem Tag besuchen konnte und musste.<sup>114</sup>

Die „lärmende Assemblée“,<sup>115</sup> als Geselligkeitstypus der „großen Welt“ oder „vornehmen Gesellschaft“,<sup>116</sup> wurde in Brinckmanns Korrespondenz zum exemplarischen Gegenmodell des Gesprächs im kleinen Kreis, welches er sich

---

**110** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 13. 6. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5.

**111** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 16. 5. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5.

**112** 1805 war die neue Begriffswut bereits in der Provinz angekommen, Brinckmann konnte aus Greifswald berichten, dass die Damen der Familie Armfeld „ein offenes Haus halten“ und Gräfin Piper habe eine „Theeassemblee“. An Luise von Voss, 1. 12. 1805, ungedruckt, GSA 5/26,8.

**113** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 20. 5. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5. Brinckmann, obzwar ein sehr engagierter Akteur des geselligen Geschehens dieser Zeit, distanzierte sich zunehmend vom Anspruch einiger Gastgeber und Gastgeberinnen und konnte so einen Grund für die schärferen Trennlinien benennen, die Konkurrenz unter den Organisatoren bzw. dass „der kleine gesellschaftliche Neid und die fade medisance unter den Weibern vielleicht nirgends so allgemein herrscht, wie alleweile in unserer hiesigen eleganten Welt.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 31. 1. 1803, ungedruckt, GSA 5/26,6.

**114** Der Trend zur Formalisierung der Gesellschaft hielt an. Bekannt ist die bereits zitierte Klage Rahel Levin Varnhagens über diese Erstarrung des Berliner geselligen Lebens nach 1819 und die „fade Begriffsverwirrung“. An Gustav von Brinckmann, 30. 11. 1819, in: GW II, S. 609 f.

**115** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 19. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4. Hervorhebung H. L. L.

**116** Die Assemblée, im zeitgenössischen Verständnis eine große gesellige Versammlung, erscheint zusammen mit dem Déjeuner und dem Souper als zunehmend gängige Geselligkeitsform für größere Gästezahlen in Berlin nach 1800, veranstaltet in Häusern von Diplomaten, bei Hofe oder in adligen Palais. Vgl. die satirische Umschreibung von Nicolai, in der eine Dame „Assembleen hielt, wo in dem schön erleuchteten großen Saale, der wohlgeputzte benachbarte Adel, an zwanzig Spieltischen, mit dem ernstesten Geschäft, die Zeit zu tödten, beschäftigt war.“ Friedrich Nicolai: Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebalduß Nothanker. Mit Kupferstichen von Dan. Chodowiecki gezeichnet und geätzt, 2 Bde., Berlin [u. a.] 1774–75, Bd. 1, S. 172.



von allen Gastgeberinnen erbat.<sup>117</sup> Dieser Gegensatz war in den Jahren bis 1797 und Rahel Levin Varnhagen gegenüber noch nicht thematisiert worden, vermutlich, weil die wirklich „große Welt“ für den jungen Botschaftsassistenten noch nicht die entscheidende Rolle gespielt hatte, bzw. er nicht in ihr. Mit Rahel Levin Varnhagen hatte er sich stattdessen gegen „platte“ Aufklärer und langweilige Elegants verbündet.<sup>118</sup> Wenn er 1802, in der kritischsten Phase ihrer Beziehung, über den Salon Levin Varnhagen zwar lobend schrieb, dass dort an „Einem Abend mehr Wiz, Verstand und Einfälle vergeudet wird, als in 3 unserer Asembleen“, <sup>119</sup> wurde durch die Wortwahl „unser“ zugleich deutlich, dass Assemblée ein Modell der höfischen oder zumindest „grossen Welt“ war, zu der sich Brinckmann nach 1801 nun rechnete.<sup>120</sup>

Brinckmann, der in den untersuchten zehn Jahren gegenüber allen Korrespondentinnen nicht müde wurde zu beteuern, dass er das Einzelgespräch der großen Versammlung vorzöge, ließ diesen Beteuerungen zum Trotz nicht nach, diese zu besuchen. Im Gegenteil, Assembléen wurden ab 1801 zunehmend Teil seines Lebens. Mit Blick auf die Realität des Diplomaten-daseins ist die Darstellung großer und kleiner Geselligkeit im Kontrast daher vermutlich primär als Stilisierung und oft als Kompliment an die Adressatin und Organisatorin der wahrhaft „geistreichen Gespräche“ zu lesen. Im Falle Luise von Voss' passte

---

**117** So pries er beispielsweise die „philosophischen Tees“ der von Voss und von Berg, und dankte dafür, dass sie ihn als Menschen, nicht als „Weltmann“ empfangen. Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 4. 2. 1798, GSA 5/1, auch in: Berg 2008, S. 120. Hervorhebung im Original. So versicherte er Rahel Levin Varnhagen, sie möge nur Friederike Unzelmann zum Tee bitten, „auf diesen Fall wird mich keine Assemblée beim Russischen, kein Soupé beim Englischen Gesandten abhalten, mich zu ihren niedlichen Füßen zu werfen.“ 24. 9. 1803, ungedruckt, SV 38. Vgl. ähnlich an Luise von Voss: „Freilich machten mich Ihre Theestündchen ein wenig gleichgültig gegen [...] die Assembléen der Engs. und die Vorlesungen der Gräfin Nathalie.“ 4. 11. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4.

**118** So vermisste er sie bei der Diskussion eines wichtigen Buches, „weil ich immer verzweifelte, den *feinen* Weltleuten begreiflich zu machen, daß es noch etwas weit schöneres als Lebensart und Eleganz gäbe“, oder er fürchtete, er sei „so *deutlich, platt* u vernünftig geworden, dass man mich zum *Aufklären* brauchen könnte“. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 20. 5. 1794 und 30. 7. 1795, ungedruckt, SV 38.

**119** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 10. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5. Großschreibung im Original.

**120** Noch deutlicher wird die Entwicklung im Vergleich zu seinem ersten Berliner Aufenthalt 1789, als er sich von den oberen Kreisen noch explizit distanziert hatte: Den besten Umgang suchte er da „im Mittelstande, wo vielleicht im ganzen genommen noch mehr Aufklärung und feine Bildung anzutreffen ist, [...] als in der höhern Sphäre, wo der tägliche Strudel von Visiten, Assembléen und Bällen jeden Genuß einer vernünftigen Unterhaltung, oder einer seligen Einsamkeit unmöglich macht.“ Gustav von Brinckmann an Friedrich Schleiermacher, 4. 12. 1789, in: Meisner / Schmidt 1912, S. 17 f.

er sich möglicherweise der ihr eigenen Vorstellung von Dezenz an, die anscheinend mit der Schaustellung bei großen Festen nichts anfangen konnte und an Brinckmann einmal schrieb: „[...] man mag nun sagen was man will ich finde diese genre an fetes zum Geburtstag der Königin – indecent“.<sup>121</sup>

### Wechselnde Vermittlerrollen und Verbindungen zum Hof

Grundsätzlich ist auch nach 1800 zunächst noch auffällig, wie viele Überschneidungen der geselligen und gesellschaftlichen Kreise es gab – sodass Brinckmann, wie auch Gentz oder die Brüder Schlegel, gleichermaßen bei Luise von Voss wie Rahel Levin Varnhagen verkehrten.<sup>122</sup> Die späte Empfangszeit der Letzteren konnte sie zum Abschluss eines gesellschaftsreichen Tages machen.<sup>123</sup> Wurde Brinckmann mit Recht als Habitué zweier Gesellschaftskreise bezeichnet, waren es genau genommen noch mehr Szenerien: Beispielsweise traf er bei Caroline von Humboldt Burgsdorf, und „nachher soupirte ich mit Burgsdorf, Frl Arnstein, ihrer Cousine, Schlegels, Tiek, Burg. und Bernhardi bei Sanders“.<sup>124</sup> Den Abend dieses Tages verbrachte er, wie einem Billet vom Folgetag zu entnehmen ist, in Gesellschaft des Grafen von Berg bei Sara Levy.<sup>125</sup> Damit verkehrte er nicht nur beim Adel und in jüdischen Häusern, sondern auch bei verschiedenen Gastgebern des nichtjüdischen Mittelstands. Anders formuliert standen jüdische und nichtjüdische Kreise, keineswegs immer so benannt, Besuchern gleichzeitig offen und wurden von denselben Männern aufgesucht, manchmal in so schnellem Wechsel, dass es sogar die Beteiligten verwirrte: „Wie hat sich denn das Hagensche Souper auf einmal in ein Arnsteinsches verwandelt? Und bin ich bei dem letzten? Oder wie steht das alles.“, lautete eine typische Frage von Friedrich von Gentz an seinen ‚Geselligkeitsmanager‘ Brinckmann.<sup>126</sup>

121 Luise von Voss an Gustav von Brinckmann, 8. 3. 1804, ungedruckt, BA, V.

122 Vgl. „Da die beiden Centauren [Schlegels] erst gestern Mittag bei Ihnen assen, so wird Ihnen der Eindruck von beiden noch lebendig sein.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 9. 1. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5. Dies ist für die Datierung eines „Salons“ bei Luise von Voss bemerkenswert, da ihre gesellige Tätigkeit meistens auf nach 1806 bestimmt wurde.

123 Ein Bericht Brinckmanns über einen Besuch bei einer Gräfin endete mit dem Kommentar: „Später machte ich gestern Abend die Entdeckung daß die Baronesse Hagen den ersten *Thee* auf dem *continent*, und höchst wahrscheinlich die *lezte* Zierpuppe von *Tochter* besitzt – Noch später assistirte ich mit Humbold einem Soupé bei der kleinen Levin, wo ich zu meiner grossen Freude den vom Lande zurückgekehrten Burgsdorff entdeckte.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 3. 9. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4.

124 Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 9. 1. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5.

125 Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 1. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5.

126 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 1. 1. 1802, in: Wittichen 1910, S. 84.

Auch das Bild des Habitués, der dem Salon neue Gäste bringt, erhält durch die hier vorgenommene Parallelektüre einige neue Facetten. Wohl ist Gustav von Brinckmann in der Literatur zu Recht als Mann bezeichnet worden, der Gäste einführte und ‚anbrachte‘, beispielsweise Friedrich Schlegel zu Rahel Levin Varnhagen. In welch selbstbewusstem und zugleich schmeichelndem Ton solch eine Anfrage aber formuliert werden konnte, zeigt ein begleitendes Billet von Hitzel Fließ Boye Sparre, die sich betont als deutsche[!] Literaturinteressierte mit Brinckmann gruppierte:

Nun auch ein Wörtlein, aber diesmal deutsch, recht bieder, treuherziges Deutsch, weil wir doch nun einmal deutsche sind [...]. Eine neue Bekanntschaft, wie die eines *Schlegel*, muß mich erfreuen, denn auch ich hoffe, dass Sie diesmal Ihre Doktorin nicht im Stiche lassen werden, [...], kurz, mein lieber Brinckmann, ich *muß* den interessanten Mann auch durch Ihre Macht anscheinen und bewundern.<sup>127</sup>

Und Henriette Herz dankte noch 1804 überraschend beiläufig für die Vermittlung eines Kontakts: „Schleiermacher sagte mir etwas von einem baldigen Zusammentreffen mit der Fr. v. Berg, ich bitte es so zu arrangiren, dass es nicht am nächsten Montag geschehe sonst muß ich mir die Freude versagen. Vergessen Sie die Literattur Zeitungen nicht? [...]“.<sup>128</sup>

Gegenüber dem Haus Berg-Voss trat Brinckmann dann als Gebetener, aber auch als Bittender auf. Frau von Berg hatte ihm Empfehlungsschreiben, etwa nach Weimar oder an Friedrich Jacobi mitgegeben – wie sie auch für Marianne Meyer Eybenberg einen empfehlenden Brief an Goethe schrieb.<sup>129</sup> Vergleichbar nutzte nicht nur der Diplomat das Haus Berg-Voss als Verbindung zum Hof, als es darum ging für eine verarmte Freundin in Paris eine Pension zu erhalten.<sup>130</sup>

**127** Hitzel Fließ Boye Sparre und Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 2. 8. 1797, diese Stelle ungedruckt, SV 38. Rahel Levin Varnhagen zeigte sich schließlich doch froh, Schlegel woanders und zufällig getroffen zu haben, denn „sonst sah’s immer aus, als sollten Sie mir den bringen, die andern Leute sind doch so.“ An Gustav von Brinckmann, 31. 8. 1797, in: GW I, S. 170.

**128** Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 15. 9. 1804, ungedruckt, BA H. Vgl. Johann Gottlieb Fichte an dens.: „Frau von Berg, deren Bekanntschaft ich Ihrer Güte verdanke, erkundigte sich bei mir, ob ich wohl für ein gewisses Publikum lesen würde.“ 23. [?]. 1804, so zitiert nach: BA F.

**129** Berg 2008, S. 218 f. Mit Faksimile.

**130** Vgl. die ausführlichen Erörterungen im Briefwechsel mit Luise von Voss über das Schicksal der Elise Leuchsenring und die Diskussion, wie ihr von welcher Prinzessin Unterstützung zu schaffen sei. GSA 5/26,4–6.

Auch Marianne Meyer Eybenberg wollte sich zur Unterstützung derselben Freundin ihrer guten Beziehungen zu einer Prinzessin bedienen.<sup>131</sup>

An dieser Stelle muss einmal betont werden, weil es in der Literatur noch nicht detailliert erforscht ist, dass es verschiedene gesellschaftliche Kontakte jüdischer Salonfrauen zum Hofe gab – auch abgesehen von der bekannten Freundschaft Rahel Levin Varnhagens zum ‚enfant terrible‘ des Hofes, Prinz Louis Ferdinand. Nicht nur konnte Friederike Liman im Badeort einem Mitglied des Königshauses vorgestellt werden. Fanny von Arnstein wurde mit ihrer Tochter Henriette 1798 bei Hofe empfangen. Dies geschah zu „gegenseitiger großer Zufriedenheit“, wie ihre Cousine Lea Mendelssohn Bartholdy stolz feststellte:

Wissen Sie auch, dass T. Arnstein u Jette unsre schöne Königin liebeliche Prinzeß Ludwig, u. schätzenswerthe Prinzeß v. Oranien gesprochen haben? Ja wohl! U das in Charlottenburg, zu gegenseitiger großer Zufriedenheit. Auch dort war die Wundercousine, wie es klugen Leuten zukommt, völlig ungenirt u frei, u dies gefiel der Prinzeßin v. Oranien vorzüglich, so wie Jette hingegen von dem einnehmenden Betragen u der allerliebsten Lebhaftigkeit der Ludwig ganz entzückt war.<sup>132</sup>

Die gegenseitige Zufriedenheit ist bedeutsam im Vergleich zu dem sich wenig später abzeichnenden zumindest einseitigen Unbehagen an ständeübergreifender Begegnung.

Die Rolle von gebendem Gast und gastgebender Person konnten auch um 1800 wechseln. Schließlich trat der Salongast Brinckmann selbst als Gastgeber und Arrangeur gemischter Geselligkeit auf. Einem Tee bei ihm war es zu verdanken, dass die Gräfin von Voss einen Großteil seiner alten Freundinnen persönlich kennenlernte. Über diesen Tee sandte er an ihre Mutter

das Verzeichnis der dabei befindlichen Personen, die, so verschieden sie auch sein mögen, doch in mancher Rücksicht alle interessant waren. Frau v. Engeström, Mad. [?]ron, Frau v. Arnstein mit ihrer schönen Tochter, eine äusserst geistreiche Msl Salomon, eine Cousine der Frh Arnstein, [...]; Madam Levy, Mad. Unzelmann, und die immer als eine *Macht für sich* anzusehende Gräfin Voß. Von Männern nur H. v. Engeström, Grf Voß, Gentz, der Banquier Levy, u. ich-.<sup>133</sup>

**131** Sie wurde aber in diesem Vorhaben von Brinckmann gehindert, der es für angeratener hielt, den indirekten Weg über Frau von Voss zu gehen, da „der Prinzessin in diesen Tagen in Potsdam höchst wahrscheinlich Marianens Ankunft und Negoziazion ein wenig ungelegen gewesen wäre“. Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 13. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,5. Die Prinzessinnen, die hier in Frage kommen, waren Prinzessin Luise, die Prinzessin Ferdinand oder die Prinzessin Auguste, vgl. Brinckmanns Erörterungen an Luise von Voss, 19. 10. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

**132** Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 24. 7. 1798, ungedruckt. Dieses Ereignis wird von Hilde Spiel in ihrer Biografie Fanny von Arnsteins nicht erwähnt.

**133** Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 12. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4. Die geistreiche „Msl Salomon“ ist Lea Mendelssohn Bartholdy.

Das Zusammentreffen hatte Brinckmann auf Wunsch einer jüdischen Freundin arrangiert:

Henriette Mendelsson hatte mir ihren Wunsch geäußert, dass die Grfin u. Fr. Arnstein sich irgendwo begegnen möchten, u. bequemer, als bei mir konnte dies nicht geschehen. Alle Anwesenden hatten gewünscht einmal mit der Unzelmann in Gesellschaft zu sein; also sehen Sie mir meine Frauenzimmerwahl nur nicht, als eine *unvorbereitete* Macedoine an. Ich würde mich nie unterstanden haben zu einer Gesellschaft mit der Gräfin Voss irgendein Frauenzimmer zu bitten, ohne *sie* erst darüber zu befragen.<sup>134</sup>

Aufschlussreich ist die Art, in der Brinckmann der Mutter der Gräfin einerseits geradezu stolz über sein geglücktes Impromptu und die Mischung von Personen jüdischer und aristokratischer Herkunft berichtet, sie andererseits darüber beruhigen zu müssen glaubte, dass letztlich die Wünsche der Gräfin ausschlaggebend waren und dass die Mischung keine unvorbereitete war.

### **Landsitze und Häuser der Diplomatie als Orte gemischter Geselligkeit**

Groß Giewitz und Bahrendorf bei Beeskow: Die Landsitze der Frauen von Berg und von Voss werden hier als gesellige Treffpunkte nicht analysiert, nur erwähnt, da sie für die jüdischen Beteiligten der Salongesellschaft in den Jahren um 1800 nicht zum Kommunikationsort wurden. Zwar wurden einige Gäste der jüdischen Salonièren dorthin geladen, oder beispielsweise von Brinckmann dorthin vermittelt, der Friederike Unzelmann nach Giewitz brachte – ein Besuch der jüdischen Salonfrauen auf den Gutshöfen der genannten Aristokratinnen selbst lässt sich jedoch nicht nachweisen. Zugleich sei damit nachdrücklich auf den Forschungsbedarf und die neueren Forschungsansätze zu den Landsitzen aristokratischer Salonièren hingewiesen, die in der Forschung zurecht zunehmend als Knotenpunkte im geselligen Netz wiederentdeckt und als „Musenhöfe“<sup>135</sup> diskutiert werden. Der Begriff „Museum“ bedarf zwar, auf

---

**134** Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 12. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/1. Macedoine bedeutet, in Übertragung vom französischen Begriff für „Obstsalat“, eine willkürliche Mischung an Gästen.

**135** Aus Sicht der Salonforschung ist eine wissenschaftlich vergleichende Auseinandersetzung mit beiden Begriffen „Salon“ und „Museum“ neu und notwendig. Der Begriff „Museum“ wird in der Literatur- und Kulturgeschichtsforschung überwiegend mit dem Hof und der Regentschaft Anna Amalias von Sachsen-Weimar-Eisenach verbunden. Längst nicht alle Arbeiten enthalten eine solch kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff wie der Sammelband von Joachim Berger (Hrsg.): *Der Museum Anna Amalias: Geselligkeit, Mäzenatentum und Kunstliebhaberei im klassischen Weimar*, Köln 2001. Eine irreführende Assoziation hat Theodore Ziolkowski, wenn er die Hinterhofwohnung Dorothea Mendelssohn Veit Schlegels in der Berliner Ziegelstraße als „in einem sehr präzisen Sinn zum Museum der Berliner Romantik“ erklärt. Ziolkowski 2006, S. 37. Viel zu erwarten ist von einem neuen Forschungsprojekt zur „Neuständischen Geselligkeit“, das sich den Vergleich der städtischen

märkische und mecklenburgische Landsitze angewandt ebenso wie im Falle der Weimarer Herzogin, noch genauerer Definition. Allerdings suggeriert er zurecht, dass man an oder auf den Hof „gezogen“, also eingeladen werden musste. Das Auswahlprinzip war sicherlich ein anderes als in der Stadt mit ‚vorbeikommenden‘ Gästen eines offenen Hauses. Eine grundsätzliche Frage an die „Museum“-Forschung wäre, welche gesellschaftlichen oder individuellen Voraussetzungen dazu gehörten, Personen jüdischen Hintergrunds einzuladen – wie es im Falle des Aufklärers und Salongastes Salomon Maimons geschah, der auf dem Gut des Grafen Kalckreuth lebte und arbeitete.<sup>136</sup>

Ein ganz anderer Landsitz, der zu ständeübergreifenden Begegnungen führte, aber in der Literatur bisher kaum diskutiert wurde, wurde von Lea Mendelssohn Bartholdy Brinckmann gegenüber als ehemaliger Treffpunkt in Erinnerung gerufen, die so genannte Bartholdische Meierei.<sup>137</sup> Die prachtvolle landschaftliche Anlage der Familie Itzig lag außerhalb Berlins, südöstlich des Schlesischen Tors. Lea Mendelssohn Bartholdy nannte sie einen „hübschen Vereinigungsort“, zu dem sie Personen ihres Interesses lud.<sup>138</sup> Ein Billet Sara Levys deutet darauf hin, dass auch andere Salonfrauen der Familie Itzig ihre Gäste „zu den Bewohnern der Meyerey vor dem Schlesischen Thore führen“ konnten.<sup>139</sup> Im Briefwechsel mit Brinckmann am vor allem der Berliner Aufenthalt von Stéphanie-Félicité de Genlis zur Sprache.<sup>140</sup> Die exilierte ehemalige Prinzen-

---

Geselligkeit Berlins mit der ländlichen in Brandenburg um 1800 vorgenommen hat. Vgl. Reinhard Blänkner: Salons und Musenhöfe – Neuständische Geselligkeit in Berlin und in der Mark Brandenburg um 1800. Ein Forschungsumriss, in: ders. / de Bruyn 2010, S. 11–34. Zum „Museum“ der Luise von Voss auf Gut Giewitz s. Hannah Lotte Lund: ‚Eine Menge umgänglicher Bekannte von meinem Gehege‘ – Salongeselligkeit zwischen Berlin und Brandenburg um 1800. Knotenpunkte im kommunikativen Netz, in demselben Band, S. 49–74. In diesem Falle war es Brinckmann selbst, der Giewitz zu einem „Museum“ erhob. Wohl nannte er fast alle seiner Korrespondentinnen zu irgendeinem Zeitpunkt seine Muse, nach Giewitz aber wollte er wie „nach Ferrara zurückkehren“, also an den Museum der Lukrezia Borgia. Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 28. 11. 1805, ungedruckt, GSA 5/26, 8.

<sup>136</sup> Eine Frage, der am Beispiel der Familie von Voss noch nachzugehen wäre, ist, inwieweit sich das nationalpolitische Engagement des Grafen auf dem Gut deutlicher als in Berlin Bahn zu brechen vermochte. Vgl. den Bericht von Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 19. 10. 1805, GSA 5/1.

<sup>137</sup> Zur Geschichte und Bebauung des Grundstück s. Elke von Nieding: Versteckt in der Geschichte – Bartholdys Meierei, in: Mendelssohn Studien 15 (2007), S. 107–119.

<sup>138</sup> Lea Mendelssohn Bartholdy an Garlieb Merkel, 26. 8. 1799, zit. nach: Hensel 1924, Bd. 1, S. 101.

<sup>139</sup> Sara Levy an Gustav von Brinckmann, 16. 8. 1801, ungedruckt, BA L.

<sup>140</sup> Stéphanie-Félicité Ducrest de Saint-Aubin (1746–1830), später Comtesse de Genlis, Dame der Gesellschaft und Bestsellerautorin, lebte 1798 im Exil in Berlin. Als ehemalige Erzieherin und Gesellschafterin am französischen Hof kann sie nur beschränkt als Salonière gelten, wurde aber von ihren Zeitgenossen als Frau wahrgenommen, die das Talent besaß,

erzieherin und Autorin lebte in unmittelbarer Nähe dieses Itzigschen Sommeraufenthalts, was zu einem relativ ungezwungenen Kontakt geführt habe.<sup>141</sup>

Sie lebt hier äußerst eingezogen u sparsam, hat aber ächt französische gute Laune u Frohsinn, um das herrlich zu finden. Denken denn auch Sie schlecht über ihren Charakter wie die ganze Welt? Geistreich, witzig, talentvoll, interessant u angenehm ist sie, man kann nicht mehr u keiner versteht besser die Kunst, einem ganze Stunden mit süßer Beredsamkeit wegzuschwätzen.<sup>142</sup>

Die Bekanntschaft der Familie Itzig und anderer Mitglieder der Salongesellschaft mit Madame de Genlis könnte symbolisch stehen für den Umstand, dass politisch instabile Verhältnisse einerseits, und räumliche Nähe andererseits, zu Kontakten führten, die ein Jahrzehnt vorher oder später nahezu undenkbar waren.

Die Diskussion von Katalysatoren standesübergreifender Geselligkeit führt, zurück in der Hauptstadt, zu zwei weiteren Merkmalen des geselligen Gewebes nach 1800: die Rolle von Gastgebern aus und in diplomatischen Häusern für gemischte Geselligkeit und ein sich abzeichnender Wandel in der Wertung eben dieser Mischungsversuche. Brinckmanns Briefe sprachen regelmäßig von Zusammentreffen in den Häusern des spanischen und des englischen Gesandten, sowie natürlich besonders ausführlich von Einladungen in die Räume seines Dienstherrn, des schwedischen Gesandten Engeström, bzw. seine eigenen. Wie seinen Berichten an Luise von Voss und Karoline von Berg zu entnehmen ist, mischte er dabei nicht zufällig, sondern absichtsvoll Gelehrte und Hofleute oder Freundinnen mit aristokratischem, jüdischem und Bühnenhintergrund. Das (neue) gesellschaftliche Engagement der Diplomaten wurde bestätigt von Wilhelm von Humboldt, der 1801 nach seiner Rückkehr aus Paris seine Heimatstadt sehr verändert fand und an Schlabrendorf schrieb: „Sie, der Sie so lange abwesend sind, würden die größte Veränderung in Absicht der auswärtigen Gesandten antreffen. In Ihrer Zeit konnte man sie nur mit Vorsicht sehen. Jetzt macht fast niemand ein Haus als sie“.<sup>143</sup>

An Brinckmanns Schilderung dieser Zusammentreffen wird dabei eine sich ändernde (Selbst-)Wahrnehmung ablesbar: Während er bis 1801 für die Freund-

---

an jedem ihrer Lebensorte einen Kreis gebildeter Personen an sich zu ziehen. Die Bekanntschaft der internationalen Berühmtheit und ‚Starautorin‘ des 18. Jahrhunderts wurde während ihrer Exilzeit in Berlin und später auf Besuchsreisen in Paris geradezu gesucht.

**141** Auch andere Frauen der Salongesellschaft traten zu ihr in Kontakt. Sie verkehrte bei der Herzogin von Kurland und schrieb für das Liebhabertheater der Familie Cohen bzw. Sara Meyer Grothus Stücke, mit der sie lange Jahre danach noch brieflich in Verbindung blieb.

**142** Lea Salomon Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1798, ungedruckt, BA M.

**143** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Schlabrendorf, 13. 7. 1801, in: Kappstein 1917, S. 169.



schaft mit jüdischen Salonièren warb, ohne dass die Herkunft überhaupt thematisiert wurde [vgl. V.3], schien Ende des Jahres 1801 das Zusammentreffen von Juden und Nichtjuden bereits als riskant empfunden zu werden. Brinckmann beschrieb, wie sich seine engagierte und wohl etwas naive Dienstherrin in die Bredouille brachte, als sie für Fanny von Arnstein und ihre Tochter Henriette einen Empfang veranstalten wollte. Das Unterfangen löste schon im Vorfeld einen Skandal aus:

Es wurde zum Theil en l'honneur de Madame d'Arnstein gegeben und sollte daher aus Furcht vor den – Christen eigentlich aus einer ziemlich eingeschränkten Anzahl Personen bestehen. Unglücklicher Weise war vorigen Freitag eine grosse Assemblée bei O'Farils, wo Fr.v. Engs. doch der Versuchung nicht widerstehen konnte, mündlich noch sehr Viele zu bitten, und so hielten sich alle unsre gewöhnlichen *Sonntagskinder*, die heut weggelassen waren, für äusserst beleidigt [...], ob sie sich auch nicht zu viel bieten liessen?<sup>144</sup>

Wie Brinckmann weiter berichtete, zeigten sich dann aber viele bemüht, das Beste aus der Situation zu machen, vor allem, indem sie die Herkunft der Ehrengäste geflissentlich übersahen:

Frau von Arnstein hätte noch durchgehen mögen, als unleugbare Baronne d'Empire, eben so wie ihre Tochter, zu deren Entschuldigung Baron Stjerneld unaufhörlich anführte: sie habe noch gar keine Religion [...]. Stadion hielt sich an das *Solide*, die Milionen; die französische Gesandtschaft an das *Vergängliche* die Schönheit, und so wurde die niedliche Henriette, doch eigentlich *nicht* wie eine *Jüdin im Christenhouse* behandelt.

Brinckmann selbst beteiligte sich an der dann folgenden ‚Verschleierungstaktik‘:

Beinah übler wäre es der Baronesse Boye gegangen, wenn mir die Engs. nicht befohlen hätte ihr gleich eine Spielpartie [...] zu schaffen, mit ausdrücklicher Verschweigung ihrer Nazioneigenthümlichkeit. – Als aber Madam Levy, und der Banquier Levy, beide jüdischer Religion, und kaum *bürgerlich* geschweige *adlich*, in den Salon traten – glaubte ich in der That daß Gentzen der Schlag rühren sollte, und er lispelte nur ganz ängstlich: „Das würde unmöglich gut gehen.“ Ich versicherte ihm indeß: Er möchte nur für *sein* Spiel sorgen; ich wollte schon meiner Seits diese *schlechten Karten* mit hinlänglicher Feinheit ausspielen. [...] Ich unterhielt mich ebenso vernünftig wie angenehm mit Mad. Levy, die übrigens gar nicht verlassen war, da mehr wie die Hälfte von der Ges. männlichen Gesellschaft ihr Haus frequentiren. [...] <sup>145</sup>

<sup>144</sup> Dies und das folgende Zitat Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 19. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/1. „O'Farils“ ist ebenfalls ein diplomatisches Haus.

<sup>145</sup> Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 19. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/1. Streichung im Original. Fanny von Arnstein war gemeinsam mit ihrem Gatten Nathan von Arnstein in den Freiherrenstand erhoben worden. „Baronesse Boye“ meint Hitzel Fließ Boye Sparre. „Madame und Bankier Levy“ sind die Salonièr Sara Levy, Schwester Fanny von Arnsteins und ihr Gatte Salomon Levy. Beide blieben lebenslang ungetauft.

Abschließend gab Brinckmann seiner Freude Ausdruck, dass letztendlich der gute Geschmack in der Gesellschaft die Oberhand gewonnen hätte, wozu er das Erscheinungsbild der Frauen von Arnstein ebenso wie das mischende Engagement seiner Gastgeberin zählte.

Bemerkenswert sind an dieser Schilderung drei Elemente: Erstens die Tatsache, dass eine jüdische Herkunft offizielles Thema am Teetisch wurde, bzw. dass sie als „Nationaleigenthümlichkeit“ nicht mehr irrelevant war, sondern bedacht und am besten „verschwiegen“ werden musste. Zweitens fällt die unterschiedliche Sicht der Freunde Friedrich von Gentz und Gustav von Brinckmann auf die Situation auf, und dass es Brinckmann 1801 noch als ein Zeichen von Gewandtheit galt, sich über gesellschaftliche Herkunft und damit verbundene Vorurteile hinwegzusetzen. Drittens fällt das fragile Gleichgewicht der Gesellschaft ins Auge, die Tatsache, dass auf ein und derselben Gesellschaft, im Wortesinne im selben Raum, auf der einen Seite die Gastgeberin die jüdische Herkunft einiger Gäste zu verschweigen müssen glaubte, auf der anderen eine andere jüdische Salonière aber, die als solche bekannt war, von nichtjüdischen Freunden sichtlich umlagert wurde. Wobei wiederum zu fragen wäre, was an Sara und Salomon Levy als „jüdisch“ erkennbar gewesen sein soll. Interessant ist, dass Brinckmann sich gewissermaßen selber ins Wort fiel, insofern die Hälfte nur der „männlichen“ Gesellschaft bei Levys verkehre, was den Befund aus Kapitel III bestätigt, dass Frauen christlicher bürgerlicher Herkunft jüdische Häuser selten besuchten. Der Bericht deutet in summa auf eine veränderte Wahrnehmung in der Berliner Gesellschaft um 1800. Wie unter V.3 dargestellt, sollte Brinckmanns Haltung von diesem Stimmungsumschwung in der Gesellschaft nicht lange unbeeinflusst bleiben.

### Gastgeberinnen zwischen Konkurrenz und Gruß-Freundschaft

Weder Luise von Berg, noch ihre reitende Mutter /  
 Noch Henrietten die ich Nymphe der Donau genannt / [...]  
 Keine von allen, ich schwör es, lad ich zum herrlichen Thee / [...]  
 und verspreche Du sollst Göttin des Festes mir sein.  
 „Brief Brinckmanns“ an eine jüdische Gastgeberin, Parodie von Ludwig Robert <sup>146</sup>

Es stellt sich letztlich die Frage, wie die Lieblingsgastgeberinnen des Diplomaten zueinander standen, auch, ob er sie einander bekanntmachte. Dabei ist auffallend, dass trotz der guten Überlieferung nicht genau festzustellen ist, wie es zu einem Kennenlernen zwischen von Voss und Levin Varnhagen kam, das

---

146 Robert 1876, S. 139.

zwischen 1801 und 1802 stattgefunden haben muss.<sup>147</sup> Jedenfalls waren die Frauen sich über die Bedeutung der jeweiligen anderen im Leben des gemeinsamen Gastes Brinckmann durchaus bewusst. Die Nichtaristokratinnen nahmen die Konkurrenz mit einem ironisch-scherzhaften Ton: Rahel Levin Varnhagen sprach von „Ihrer Berg“ und „Ihrer Voss“, während Lea Mendelssohn Bartholdy spottend fragte, ob ihn wirkliche Zahnschmerzen abhielten zu kommen, oder „niedliche Ursachen, als die Unzelmann, oder sublime Ursachen, als Gräfin Voß, oder frivole Ursachen, als Mad d’Engstroem“?<sup>148</sup> Rahel Levin Varnhagens Bruder Ludwig Robert spottete über Brinckmanns Geselligkeitsmanagement in oben zitiertem gefälschtem Brief, in dem er den Diplomaten als von der Qual der Wahl gekennzeichnet portraitierte, und dabei Gastgeberinnen jüdischer, bürgerlicher und aristokratischer Herkunft nebeneinander stellte.<sup>149</sup>

Ein Unterschied wurde merkbar, als es ums Heiraten ging. Bezeichnend ist der Aphorismus Rahel Levin Varnhagens: „Ich bin aber schon *längst* mit ihm [Graf Voss] ausgesöhnt, seit ich weiß daß ihn Luise *liebt*, ich glaubte, sie hätte

---

**147** Direkte Briefwechsel zwischen Rahel Levin Varnhagen und Luise von Voss sind nicht überliefert. Dennoch scheint es zu einigen Begegnungen in Gesellschaft bzw. am dritten Ort gekommen zu sein. Noch 1801 aber schickte Brinckmann eine von ihm verfasste Charakteristik Rahel Levin Varnhagens an Luise von Voss mit den Worten: „Das Original hat Ihnen nie uninteressant erschienen, und so schenken Sie wol auch der Kopie einige Augenblicke“, was darauf schließen lässt, dass die Frauen einander in Gesellschaft begegnet waren oder Brinckmann so lebendig von Rahel Levin Varnhagen erzählt hatte, dass Luise von Voss sie *fast* im Original kennen konnte. Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 22. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4. Auf eine persönliche Bekanntschaft bereits 1802 deutet der Umstand, dass Brinckmann, als er einmal Klatsch über Schlegel und Goethe verbreitete, die Gräfin explizit bat, nicht einmal mit der kleinen Levin darüber zu reden. 14. 10. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5. Es ist davon auszugehen, dass Rahel Levin Varnhagen Lea Mendelssohn Bartholdy sowohl aus dem Haus Itzig wie über ihren Mann Abraham geläufig kannte, mit dem sie langjährig befreundet war. Nach 1819 scheint es zum lockerem, regelmäßigen gesellschaftlichen Umgang gekommen zu sein. Ein Briefwechsel der Frauen untereinander ist nicht überliefert, wie Lea Mendelssohn Bartholdy rückblickend meinte, schrieb sie „nie einen *Brief*, zuweilen nur billete an Rahel“. An Henriette Arnstein Pereira, 27. 5. 1836, in: Mendelssohn Bartholdy 2010, Bd. 1, S. 371.

**148** Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 10. 2. 1802, ungedruckt, BA M. Madame Engström war die Gattin des Vorgesetzten von Brinckmann. Es ist nicht restlos zu beweisen, aber wahrscheinlich, dass sich Grüße in den Briefen an Gustav von Brinckmann auf Levin Varnhagen beziehen: „Wenn Sie die Kleine sehen, grüßen Sie herzlich – Voss thut ein gleiches für Sie.“ Luise von Voss an Gustav von Brinckmann, 17. 9. 1804, ungedruckt, BA V.

**149** Neben den zitierten Luise und Karoline von Berg sowie Henriette Arnstein Pereira werden in der Elegie noch Friederike Unzelmann, Henriette Herz, Sophie Sander sowie Brinckmanns Hausherrin Engström genannt, schließlich natürlich die adressierte Hitzel Fließ Boye Sparre. Da das Gedicht Luise von Berg mit ihrem Mädchennamen nennt, ist es spätestens 1800/01 entstanden.

ihn nur geheirathet“.<sup>150</sup> Diesem solidarischen Ton stand faktisch allerdings eine ‚trennende Gemeinsamkeit‘ entgegen: Karl Graf Finck von Finckenstein, der mehrere Jahre als Verlobter Rahel Levin Varnhagens auftrat, wurde während dieser Zeit auch als Kandidat für die Hand Luises gehandelt. Auf diese Gerüchte hin sprach Burgsdorf Brinckmann gegenüber von einer „großen Nachricht“. Er gab seiner Verwunderung Ausdruck, dass sein Vetter, der doch die „älteste und größte Familie“ [gemeint die jüdische] erobert habe, doch ein standesgemäßes Familienbedürfnis habe.<sup>151</sup> Als Rahel Levin Varnhagen davon erfuhr, riet sie Karl, Luise zu heiraten, um der Farce ein Ende zu machen. Sie fasste den Unterschied zwischen sich und der Aristokratin aus der Perspektive der Gesellschaft deutlich zusammen: „Sie ist jung, hübsch, liebenswürdig, reich; alles vereinigt sich für sie; ihr Glück wäre das Deinige, die Zufriedenheit beider Familien. Ich habe nichts dem entgegenzusetzen, was man nennen könnte; und ich schweige“.<sup>152</sup>

Im Gegensatz zu ihrem unterschiedlichen Wert auf dem Heiratsmarkt galten die *Salons* beider Frauen, besonders was die Vernetzung in literarisch interessierten Kreisen betraf, Beteiligten als gleichwertig. Als beispielsweise Burgsdorf Unterschriften für August Wilhelm Schlegels Vorlesungen sammeln wollte, hielt er die Geselligkeiten bei Frau von Berg, Rahel Levin Varnhagen und Sara Meyer Grotthus für gleichermaßen geeignet.<sup>153</sup> Wirkliche Vergleiche der Geselligkeiten sind kaum zu finden.<sup>154</sup> Noch 1803 konnte Gentz eine Reihung aufmachen: „Empfehlen Sie mich der Levi, der Frau v. Berg, der Gräfin Voß, und allen, die

---

**150** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 17. 11. 1801, hier nach SV 38, auch in: GW I, S. 249.

**151** Wilhelm von Burgsdorf an Gustav von Brinckmann 21. 4. 1797, in: Cohn 1907, S. 96. Da die tatsächliche Konkurrenz, von Karl August Varnhagen erstmalig und relativ dramatisierend dargestellt, nur mit Andeutungen belegbar ist, ist der vorsichtigen Auslegung de Bruyns zuzustimmen, dass es weniger darauf ankommt, „inwieweit Klatsch Tatsachen wiedergibt“, als darauf, wie ihre ‚Freunde‘ mit diesem Gerücht umgehen: „Der Heiratsplan, den Karl angeblich hat, wird hier in einer Weise kommentiert, die man von zwei vertrauten Freunden Rahels nicht erwartet. Ihr Glück, ihr Unglück interessiert die beiden nicht; die Freude an der Neuigkeit deckt jede Anteilnahme zu.“ de Bruyn 1985, S. 42. Vgl. ähnlich Cohn 1907, S. 206.

**152** Rahel Levin Varnhagen an Karl Finck von Finckenstein, 4. 9. 1799, in: de Bruyn 1998, S. 281f.

**153** Wilhelm von Burgsdorf an Rahel Levin Varnhagen, 15. 10. 1801, in: Cohn 1907, S. 183.

**154** Das erste und einzige Mal, dass Brinckmann die Geselligkeit Rahel Levin Varnhagens dem maßvollen Umgang mit Luise von Voss gegenüberstellte, geschah nach einem Dinner, das ihm als solches „unästhetisch leichtfertig“ war. Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 4. 11. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4. Im selben Brief stellt er die „Theestündchen“ der Luise von Voss allerdings auch anderen leeren aristokratischen Gesellschaften gegenüber, sodass das eigentlich Irritierende hier der „Ton“ der Gesellschaft, nicht ein spezifisch ‚jüdisches‘ Element war.

Sie lieben“.<sup>155</sup> Eine einzige hierarchisierende Bewertung der Salons der Rahel Levin Varnhagen und Luise von Voss ließ sich bisher finden, bei Wilhelm von Humboldt, der Brinckmann vorschlug:

Ein kühnes Rendezvous wüßte ich wohl, ich halte es nur für zu kühn. Das wäre bei der Gräfin Voß. Sie hat mir gestern wieder unendlich gefallen, – ach! Gott! und wie ziehe ich sie allen Gräfinnen vor, die man erst mit Jüdinnen vergleichen muß, um sie erträglich zu finden. [...] Da das Projekt zur Gräfin V. wohl gewiß auch Ihnen zu kühn vorkommt, so sinke ich wieder zu Israel herab, und schlage Ihnen die Levin vor.<sup>156</sup>

Der Unterschied in der gesellschaftlichen Herkunft zwischen beiden Frauen relativierte sich allerdings mit der Zeit. In späteren Jahren scheint es zu einigen entspannteren gesellschaftlichen Begegnungen zwischen den beiden Frauen gekommen zu sein. 1813, noch vor der Ehe mit Varnhagen, berichtete Rahel Levin Varnhagen beiläufig, dass sie mit Luise von Voss bei Friedrich Schleiermacher Tee getrunken und sich ausführlich unterhalten habe. Und in den 1820er Jahren wurde sie geradezu Brinckmanns Berichterstatteerin aus dem Hause Berg-Voss.<sup>157</sup>

Nach dem Abschied von Berlin hatte sich Brinckmann sich anscheinend darauf besonnen, was ihn nach eigener Aussage mit Levin Varnhagen verbunden hatte, die Welt ernsthaft studieren zu wollen, ohne sich aber vom Ernst der darin vorhandenen Strukturen oder Niederlagen anstecken zu lassen, sondern diesen mit Witz oder Ironie zu begegnen. 1808 ermutigte er sie, mit einem ihrer eigenen Zitate: „*Wir* wollen (Auch wieder nach Ihnen) selbst das *Unglück* wie ein *Kunstwerk* betrachten u. ehren! [...] Und so leben Sie wohl, wie eine *Kunstkennerin*“!<sup>158</sup> Problematisch hatte dies Konstrukt einer ‚Kunstabachtung‘, einer gewollten Distanzhaltung in Momenten werden müssen, in denen einer von beiden sich in den verspotteten gesellschaftlichen Strukturen positionieren *musste* und nicht mehr allein beobachtend sein konnte, etwa als Diplomat einer Nation im Krieg oder als Jüdin auf der Suche nach einem passenden Ehemann.

<sup>155</sup> Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 25. 8. 1803, in: Wittichen 1910, S. 150.

<sup>156</sup> Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, undatiertes Billet, in: Leitzmann 1939, S. 181.

<sup>157</sup> Ein Bericht liest sich fast medizinisch und nicht übermäßig respektvoll: „Die Gräfin Voß ist wohl; ihre Tochter zum zweitenmal im Kindbett. Die Gräfin noch immer nicht begreifend, warum Sie nicht antworten, ich sehe sie manchmal bei Bekantinnen; Frau von Berg hin und her reisend [...]. Kurz, obgleich alt, die alte. Gräfin Voß wohnt in der Kochstraße; das Haus hat einen Garten; der Mann eine Perücke: die zweite Tochter rührend hübsch: etwas schwacher Brust.“ Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 24. 4. 1824, dies ungedruckt, SV 38. Über den Tee bei Schleiermacher: An Gustav von Brinckmann, 11. 1. 1813, in: GW II, S. 77 f.

<sup>158</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 27. 1. 1808, ungedruckt, SV 38.

Aus der Perspektive Schwedens, oder der des Alters, konnte Brinckmann anscheinend das wiederfinden, was ihn von Anfang an angezogen hatte, eine geistreiche Frau.

## 2 „Freigeistige Amazonen“ oder Ausnahmefrauen? – Zur Diskussion von Geschlechterstereotypen im Briefwechsel

Auch sind ja die Weiber eigentlich wahre *Poesieen* der Schöpfung,  
[...] als blosser Impromptus oft umso verführerischer. Die Männer sind alle *Prosa*,  
[...], so bleiben die Meisten auch Leider! dem Zeitungsstyl näher.  
Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 1799

Dass mir diese sanfte Weiblichkeit (die eigentlich nur Weichlichkeit heißen sollte) nie genügen würde. Unsere Weiblichkeit enthält und erfordert vielleicht den größten Kraftaufwand, [...] – der Mann kann sich mit *Tugenden* begnügen, das Weib braucht Tugend (wie Schiller sehr schön sagt) [...] wenn sie irgendetwas wehrt seyn will.  
Luise von Voss an Gustav von Brinckmann, 1804<sup>159</sup>

Das Vorhaben, die in diesen Korrespondenzen verhandelten Geschlechterbilder zu untersuchen, ist nicht nur von der disziplinären Verortung der Arbeit, sondern vor allem von den untersuchten Schreibenden selbst angeregt: Nicht nur gestaltete Brinckmann in beinahe jedem seiner Briefe mit umfänglichen Komplimenten Ideale der Weiblichkeit mit Worten. Immer wieder gaben ihm und seinen Brieffreundinnen auch Begegnungen mit realen Personen, wie Germaine de Staël oder literarischen Figuren, wie Schlegels Lucinde, Anlass zu theoretischen Reflexionen über die Geschlechter – seien sie abstrakt formuliert, wie die oben zitierte Kritik Luises von Voss' am Tugendbegriff, oder als Verallgemeinerung, wie bei Brinckmann, der oft pauschal von den oder allen Frauen sprach. Auf eine Analyse der Weiblichkeitskonzeption Gustav von Brinckmanns [V.2.1] und seines Konzepts der Ausnahmefrauen [V.2.2] folgt daher eine Darstellung der Lucinde-Rezeption bei den hier untersuchten Schreibenden und in der Berliner Salongesellschaft [V.2.3]. Zum zeitgenössi-

---

<sup>159</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 10. 10. 1799 ungedruckt, SV 38; Luise von Voss an Gustav von Brinckmann, 8. 3. 1804, ungedruckt, BA V. Das Zitat geht weiter: „– ihre Bestimmung vollenden, in ihrem Kreise wirken und schaffen will, so muss sie Kraft innere eigene Seelen Kraft haben – und wo die so ganz fehlt, da sind nur die Weiber wie Kinder, aber das sichere beruhigende Gefühl von Liebe u Freundschaft können sie mir nicht mehr geben –“. Ebd. Der Begriff aus der Titelzeile „freigeistige Amazone“ ist eine Zusammenziehung aus einem weiter unten zitierten Brief Brinckmanns an Luise von Voss, 18. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

schen Diskurs über die Geschlechter gehörte neben der Debatte über literarische Geschlechterbilder auch immer die Auseinandersetzung über die Rollen- bzw. Sphärenaufteilung im realen Leben. Abschließend wird daher die Einstellung der fünf Schreibenden zu Frauen in der Öffentlichkeit befragt, am Beispiel der Autorschaft von Frauen [V.2.4]. Dass hier der Schwerpunkt erneut auf einer Weiblichkeitskonzeption und einer männlichen Perspektive zu ruhen scheint, liegt daran, dass nur von Brinckmann so viel Textmaterial vorliegt, dass ein Gesamteindruck herausgefiltert werden kann. Von Lea Mendelssohn Bartholdy und Luise von Voss sind auf der Grundlage des gesichteten Materials bemerkenswerte Interventionen festzuhalten, aber kein konsistentes Bild. Im Falle Rahel Levin Varnhagens schließlich gibt es, wie erwähnt, bereits so viele und gegensätzliche Interpretationen auf gemischter Zitatenbasis, dass an dieser Stelle die Analyse bewusst auf die Position beschränkt wird, die sie Brinckmann gegenüber einnahm. Es geht also im Folgenden um das Nachzeichnen der Standpunkte, die die Schreibenden mit ihrer Korrespondenz in der zeitgenössischen Geschlechterdebatte bezogen haben oder hätten.

## 2.1 Zur Weiblichkeitskonzeption Gustav von Brinckmanns

Es fällt auf, daß Gustav von Brinckmann in seinen Komplimenten an die hier vorgestellten Frauen ihr Äußeres, ihre Schönheit fast gar nicht thematisierte. Äußerungen, die über einen verbalen Handkuss hinausgingen, fielen selten, und fast nie nahm er in direkten Äußerungen auf den Körper Bezug.<sup>160</sup> Das ist insofern relevant, als Brinckmann nach 1805 eine ‚neu empfundene‘ Fremdheit seiner jüdischen Freundinnen in deren Äußeren erkennen wollte, welches er vorher weder positiv noch negativ kommentiert hatte. [s. V.3].

Zentrale und durchweg positiv besetzte Begriffe waren bei Brinckmann „Liebenswürdigkeit“, „Grazie“ und „Geist“, Eigenschaften, die sich vor allem im Umgang manifestieren.<sup>161</sup> Wie oben angedeutet, bewegte sich Brinckmann mit seiner öffentlichen Bewunderung für intelligente Frauen außerhalb des Zeitgeistes, insofern er Frauen auch zu intellektuellen Betätigungen verhalf

<sup>160</sup> In Kommentaren über Dritte gab es diese zwar gelegentlich – so wurden etwa mehrfach Caroline von Humboldts Augen betont oder daß Madame de Staël keine schönen Züge habe – aber auch dies geschah in einer Weise, die einem Außenstehenden keinen gültigen Eindruck vermitteln würde.

<sup>161</sup> Bezeichnend für seine dichotomische Denkungsart ist die Formulierung an Rahel Levin Varnhagen aus Paris: „Es mag also zum Theil meine Schuld sein, daß ich noch keinen interessanten Mann, und kaum eine liebenswürdige Frau entdeckt.“ Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 10. 1798, in: Wachtmeister 1871, S. 5.



und sie zum Schreiben anregte. Mit seiner Vorliebe für Dichotomien hingegen erwies er sich als Denker der Epoche und rückte mit seinen Formulierungen und Gegensatzpaaren in die Nähe Friedrich von Schillers, etwa in einem Distichon, das er 1799 Luise von Voss beilegte:

*Bestimmung*

Groß wird jeder durch seiner Natur erfüllte Bestimmung;  
Thaten veredeln den Mann, schöne Gefühle das Weib.<sup>162</sup>

Seinem Freund Wilhelm von Humboldt schien er die Begrifflichkeit für einen anderen Vers entliehen zu haben:

*Die Geschlechter:*

Beiden Geschlechtern verlieh die Natur verschiedene Stärke:  
ihrer *zerstörenden* Macht gleicht der männliche Trotz;  
wie die *belebende* Kraft der unsterblichen, still und unmerklich,  
unwiderstehlich und sanft wirkt der weibliche Sinn.<sup>163</sup>

Die einander entgegengesetzten Kräfte als Bewegungskräfte der Natur entsprechen Humboldts männlichem und weiblichem „Prinzip“, die ebenfalls von der Natur als notwendig verschiedene (Zeugungs-)Kräfte eingerichtet wurden. Wie Schiller kleidete auch Brinckmann diesen Humboldtschen Gedanken in klare und zugleich verbräunte Bilder des männlichen Trotzes und der „unwiderstehlichen“ weiblichen Sanftheit.

In Versform goss Brinckmann seine Ansichten zur Geschlechterfrage nur selten, aber die Unterschiede zwischen den Geschlechtern bzw. die Notwendigkeit solcher Unterschiede wurde er nicht müde zu betonen, spielerisch einzuarbeiten, auch zu theoretisieren.<sup>164</sup> Selbstironisch sprach er einmal sogar von einem „Fragment meiner Theorie der Weiblichkeit“, das er dann an mindestens zwei Leserinnen gleichzeitig schickte.<sup>165</sup> Tatsächlich liest sich seine „Theorie“ eher wie ein Plädoyer gegen die Aufhebung der Schranken, gegen zuviel Gleichheitsbestrebung:

<sup>162</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss; 10. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

<sup>163</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss; 10. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

<sup>164</sup> Oft kam er in einem Brief von verschiedenen Anlässen immer wieder auf dieses Thema zurück. So kam er beispielsweise von den „Schranken der Geschlechter“ darauf, dass „die Weiber [...] im Ganzen mehr Zartheit des innern Sinnes besitzen als wir“, und darauf, dass die Staël abstäche „gegen ihr eigenes Geschlecht. Das unsrige lebt mehr in der *Politik*.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 18. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

<sup>165</sup> Brinckmann zitiert dabei seinen eigenen, nicht überlieferten Brief an Henriette Mendelssohn in einem Brief an Luise von Voss, 29. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4.

Und am Ende, meine Freundin! wer gewinnt wol bei dieser Ueberkultur des Zeitalters, bei diesem Verwischen der Grenzlinien zwischen den Geschlechtern [...] Ihr holden und liebenswürdigen Kezerinnen? Ich fürchte weder wir noch Ihr! Keine Helden Kraft des Genies ersetzt den aufgelösten Zauber jener sittsamen Anmut, die allein das eiserne Schicksal versöhnt, und für deren Verlust wir *Euch* doch früher, oder später verantwortlich machen. [...] vermögt Ihr wol eigenmächtig den Götterspruch zu entkräften, der Eure Höhere *Würde* nun Einmal an die Bedingung des *Duldens* geknüpft hat?<sup>166</sup>

Während Brinckmann einerseits hier mit Schillers Dichotomie von weiblicher Anmut und männlicher Würde spielte, kommt andererseits deutlich zum Ausdruck, dass er durch den Zugewinn an Autonomie auf Seiten des weiblichen Geschlechts eingestandenermaßen den Verlust an Lebensqualität für das männliche fürchtete.<sup>167</sup>

In dem Bestreben, aus der Polarität Galanterie herauszuschlagen, erwies sich Brinckmann als Vertreter der klassischen Geschlechterideologie, bei der eine, oft mythische, Überhöhung des Weiblichen den Ausschluss der Frauen aus wesentlichen Gesellschaftsbereichen verbrämte. Man kann durchaus von den mehrfach thematisierten „Sfären“ als grundlegendem Denkmodell Brinckmanns sprechen.<sup>168</sup> Zu der Einstellung, dass man einerseits denkende Frauen nicht genügend würdige, dass aber andererseits die Wirkung weiblicher Personen im privaten Schreiben und Umgang läge, passen auch die Literaturempfehlungen, die Brinckmann in seine Briefe flocht. Er stellte sich in eine Reihe mit- und empfahl Klopstock, Kant oder Rousseau.<sup>169</sup> Andererseits muss er auch die für ihre Liberalität berühmten Briefe der Madame Sévigné gelobt haben, denn Luise von Voss antwortete 1804 zweifelnd: „Die Briefe der Sévigné habe

<sup>166</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 29. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4. Hervorhebung im Original.

<sup>167</sup> In seiner ästhetisch-philosophischen Schrift „Über Anmut und Würde“ (1793) thematisierte Schiller die Anmut als eine vor allem weibliche Schönheit im Zusammenhang mit einer spezifisch weiblichen „biegsamen“ (Charakter-)Bildung und Würde als Ideal, das eher bei Männern erwartet würde. Interessant ist hier einerseits, dass Anmut und Grazie bei Zeitgenossen oft synonym verwendet wurden, dass aber Brinckmann auch von einer „hohen Würde“ der Weiber sprach, Würde also anders wertete bzw. definierte als Schiller.

<sup>168</sup> Die Rede ist auch von „Schränken“ und „Grenzlinien“ zwischen den Geschlechtern. Alles nach Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 18. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

<sup>169</sup> So heißt es an Luise von Voss, er betrachte wie Klopstock eine „denkende Freundin“ als Geschenk des Himmels, verehere das weibliche Geschlecht, „aber Rousseau und Jean Paul vergöttern es nicht weniger.“ 10. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2. Eine wesentliche Aufgabe sah Brinckmann, wie Kant, in der Kultivierung des Mannes: „Es scheint mir Undankbarkeit und Beleidigung gegen die Würde des Geschlechtes zu sein, in dem Umgang mit Frauen nur *Vergnügen* und *Unterhaltung* zu suchen. Da sie so fähig und von Natur bestimmt sind, unseren stürmenden Geist [...] das einzige harmonische *Glück* zu gewähren, das nur sie bisweilen dem eisernen Schicksal noch abzuschmeicheln vermögen.“ Ebd.

ich nicht, will sie aber anschaffen, denn was sie mir drüber sagen macht mich sehr begierig sie wieder zu lesen. Auch ich habe sie im 12ten Jahr mit wenig Nutzen und wenig Interesse gelesen“.<sup>170</sup>

## 2.2 „Amazones d'esprit“

Ein deutliches Beispiel für Brinckmanns ambivalente Haltung gegenüber politisch und gesellschaftlich aktiven Frauen war Germaine de Staël. Sowohl ihres markanten Äußerens als auch ihrer Initiativen in Politik und Literatur wegen wurde ihr von vielen Zeitgenossen die „Weiblichkeit“ abgesprochen bzw. das Etikett „unweiblich“ oft gewissermaßen als ‚Buße‘ für ihr selbstständig gestaltetes Leben auferlegt. Lea Mendelssohn Bartholdy fasste die in Berlin umgehenden Gerüchte „über eine so merkwürdige u so verschieden geschilderte Person, wie die Baronne Staël“ so zusammen: „Was ich mir aus manchen Beschreibungen abstrahirt, ist: dass sie bei einem seltenen Grad von Verstand u jeder höhern Geisteskraft so wenig Weiblichkeit u Liebreiz verbinde, dass man sie erstaunenswerth, aber nicht anziehend finden könne“.<sup>171</sup> Brinckmann griff in seiner Charakteristik der Staël genau diesen Punkt auf, indem er sie als Phänomen zwischen allen Sphären, nicht nur der männlichen und weiblichen, sondern auch zwischen der deutschen versus der französischen, der bürgerlichen versus der adligen begriff und aus der Not bzw. aus einer eigentlich männlich codierten Leidenschaft bei der Staël eine weibliche Tugend machte, so „dass ihr in einem gewissen Sinn zwar die feinere Weiblichkeit abgesprochen werden kan, in mancher Rücksicht hat sie aber davon sehr viel, u so gar die Hauptzüge ihre Charakters sind ächt weiblich. Diese beweist schon ihr schönes Bedürfnis einer aufopfernden Liebe, wobei sie gewöhnlich dem sie bezaubernden Gegenstand alle egoistischen Rücksichten völlig aufopfert“.<sup>172</sup>

Hier scheint ein Widerspruch auf zwischen der unverminderten Begeisterung für die „einzige Staël“ und seinen eher vehementen Äußerungen zu grenzüberschreitenden Frauen im allgemeinen, den „Amazonen“. Mehrfach finden sich in den Korrespondenzen negative Kommentare zu der „moralischen

---

**170** Luise von Voss an Gustav von Brinckmann, 5. 8. 1804, ungedruckt, BA V. Marie de Sévigné (1626–1696) war eine hochgebildete und früh verwitwete französische Aristokratin, die ihre Unabhängigkeit genoss und darüber schrieb. Die Briefe an ihre Tochter, die Leben und Skandale bei Hofe beschreiben ebenso wie sie aufgeklärte Erziehungsratschläge und Literaturstellen enthalten, dokumentieren das Leben einer sehr eigenständigen Frau.

**171** Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 18. 12. 1798, ungedruckt, BA M.

**172** Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 9. 2. 1799, diese Stelle in: Wachtmeister 1871, S. 10.

Amazonen“, „Amazonen d’esprit“ oder den „politischen Amazonen“, zu denen er Madame de Staël, sicher eine der am meisten ‚verunsichernden‘ Frauen des Jahrhunderts, aber nicht zählte.<sup>173</sup> Dieser Widerspruch löst sich nur, wenn man Brinckmann ein Konzept einzelner ‚Ausnahmefrauen‘ zugesteht, die „einzig“ waren und bleiben sollten. Ein Blick auf den jeweiligen Anlass seiner ‚Warnungen‘ gibt Hinweise darauf, was Brinckmann für verwerflich hielt: Zu einer „moralischen Amazone“, fürchtete er beispielsweise, würde Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel in den Händen ihres Partners Schlegel werden, weil sie schon vorher männliche Züge gehabt habe, die er noch herausfordere.<sup>174</sup> Und als „Amazonen des Geistes“ bezeichnete er die gelehrte Gräfin Nathalie Stadion, der er an anderer Stelle vorwarf, „Vorlesungen“ zu halten statt eines Salons.<sup>175</sup>

Im Bild der Amazone, der weiblichen Kriegerin, ist eine Überschreitung der Geschlechtergrenzen bzw. eine Mischung der Rollen implizit. In Brinckmanns Fall, wie bei einigen seiner Korrespondenzpartnerinnen, bezog sich dies allerdings nicht auf politisches Streben, sondern meistens auf ein ‚unweibliches‘ Übermaß an Bildung: „Die Moralische *Amazonen* ist doch kein *Held*, und vorurteilsfreie Ausbildung des sanften Geschlechts, ist, bei allen Grazien!, etwas weit edleres, als weibliche *Freigeisterei*!“<sup>176</sup>

Einerseits wurde in allen hier untersuchten Korrespondenzen, und nicht nur von Seiten Brinckmanns, vor einem Übermaß an Gelehrsamkeit bei Frauen gewarnt, andererseits scheint aber die Lektüre von Klassikern wie Homer, wie bei Luise von Voss, oder das Anfertigen von Übersetzungen aus dem Mittelfranzösischen, wie im Falle Dorothea Mendelssohn Veit Schlegels, nicht zu diesem Übermaß gezählt zu haben. Dass Brinckmann dieser Art von Betätigung positiv gegenüberstand, war den Frauen bekannt. Er wurde von ihnen offen um Unterstützung gebeten.<sup>177</sup> Auch Lea Mendelssohn Bartholdy beschrieb, wie sie als

---

**173** „Moralische Amazonen“: Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 18. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2; „Amazonen d’esprit“: Ders. an Luise von Voss, 3. 9. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4; „politische Amazonen“: ders. an Lea Mendelssohn Bartholdy, 9. 2. 1799, diese Stelle ungedruckt, BA M.

**174** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 18. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2. Er begründete seine Befürchtung: „[...] von jeher mangelte es ihrem Innern jenes glücklichen Gleichgewichts streitender Kräfte [...] Sie, wo möglich, zu *verweiblichen*, nicht sie noch rücksichtsloser empor zu reißen in eine unbestimmte Sphäre, war die Pflicht ihrer Freunde, und ich zweifle, daß ihr Schlegel diesen Dienst erwiesen habe.“

**175** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 4. 11. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4

**176** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 18. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**177** So bat Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel Brinckmann zur Verbesserung ihrer finanziellen Situation, „daß Sie mir eine Übersetzung zu machen, verschaffen können. [...] Außer im mathematischen und physikalischen Fach mag es übrigens seyn, was es will, nur freilich nicht, *wie* es will, denn von der Übersetzung eines schlechten Buches bekomme ich einen kleinen Schauer.“ Juli 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 303.

junges Mädchen im Reimarus-Sievekingschen Zirkel zunächst davon abgeschreckt worden sei, dass die Tochter des Hauses Oden rezitierte: „Ich gestehe, dass sie mir etwas pedantisch schien, u dass ich's ein wenig gegen die bescheidene Weiblichkeit gesündigt hielt, Klopstockische Oden auswendig in Gesellschaft herzusagen: eben[?] so schreckte mich armes schüchternes Ding ihr ewiges Politisieren zurück.“ In der Zwischenzeit habe er, Brinckmann, aber wesentlich dazu beigetragen, ihr Urteil zu besänftigen, es „hat sich [...] jeder Gesichtspunkt so sehr verrückt, u bei dem politischen u litterarischen ton der allgemein im Reimaruschen Kreise herrschte, ists mir so begreiflich, dass auch sie[?] annahm, dass es höchst unbillig wäre, sie deßwegen zu tadeln“.<sup>178</sup>

Hier bestätigt Lea Mendelssohn Bartholdy das für das späte 18. Jahrhundert vielfach konstatierte ‚Öffentlichkeitsverbot‘: Weniger die Gelehrsamkeit, also Kenntnis der Oden, als das öffentliche „Hersagen“ war die eigentliche „Sünde“ gegen die Weiblichkeit. Vergleichbar schrieb Henriette Mendelssohn an Brinckmann über die bekannte Gelehrte Dorothea Schlözer, sie sei zwar sehr klug, aber keine Amazone, weil sie ihre Kenntnisse nicht öffentlich anwandte:

[...] bei dieser umfassenden gründlichen Gelehrsamkeit, diese höchste Simplität, diese Lebenslust, diese Leidenschaftlichkeit! Selbst ihr Mangel an weiblicher Grazie, den sie aber auf keine Weise, weder zu verbergen noch absichtlich wie sonst wohl amazonen, wie etwa die Gräfin Schlabrendorf thut, zu zeigen sucht, hat etwas pikantes ohne von ihren früheren männlich angestregten u ernsthaften Beschäftigungen für weibliche Bestimmung verdorben zu sein, liebt und erzieht sie ihre Kinder einfach und gut.<sup>179</sup>

Der Abscheu vor zur Schau gestellter Bildung scheint ein geschlechtsübergreifender gewesen zu sein und wurde auch bei Männern angeprangert. Man

---

**178** Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1798, ungedruckt, BA M.

**179** Henriette Mendelssohn an Gustav von Brinckmann, 15. 6. 1804, ungedruckt, BA M.

Dorothea Schlözer (1770–1825), Tochter eines Göttinger Geschichtsprofessors, promovierte mit 17 Jahren als zweite Frau in Deutschland und wurde damit zum Exempel der Auffassung ihres Vaters von einer möglichen gleichwertigen Erziehung für Frauen und Männer. International gefeiert heiratete sie den reichen Lübecker Senator Mattheus Rodde und erzog neben eigenen noch Kinder aus dessen erster Ehe. Wie ihre Biografin schreibt, kann Henriette Mendelssohn mit ihrer Wertung dieses Frauenlebens als typisch gelten, denn mit der Ehe holte sich Dorothea Rodde „die öffentliche Bestätigung dafür, eine ganz normale, gesunde, schutzbedürftige, eben echte Frau zu sein. [...] Nun erst, so meinen vor allem die Frauen ihres großen Freundeskreises, hätte sie den einzig richtigen Weg eingeschlagen, der dem weiblichen Geschlecht wahre Vollkommenheit verheißt.“ Renate Feyl: Dorothea Schlözer, in: dies.: *Der lautlose Aufbruch. Frauen in der Wissenschaft*, Berlin 1981, S. 70–80, hier S. 77. Die erwähnte Gräfin Schlabrendorf hingegen wurde oft mit dem Beiwort „männlich“ versehen, mit Hinweisen auf ihre als exzentrisch geltende Kleidung und die Tatsache, dass sie im Herrensattel ritt, oder wegen ihrer selbstständigen Lebensführung.

machte in diesem Kreis zudem einen Unterschied zwischen bloß erlernter Bildung und echtem Interesse bzw. angeborenem Witz. Rahel Levin Varnhagen schätzte Brinckmann besonders für ihre Originalität. Luise von Voss gegenüber nannte er sie mehrfach „eine so reiche Natur, und eine so originale Ausbildung, daß sie demjenigen, der das *Schauspiel der Ideen* nun einmal über alles liebt, durchaus *sehr* gefallen muß“.<sup>180</sup> Levin Varnhagen selbst machte er regelmäßig Komplimente wie das folgende: „Den meisten der übrigen, wäre ein geistreiches Mädchen überhaupt hinlänglich gewesen; *mir* war Ihre Eigenthümlichkeit zum Bedürfniß geworden“.<sup>181</sup> Damit ist ein weiterer Begriff aus Brinckmanns Weiblichkeitsrepertoire genannt: er suchte und fand fast immer „das Eigenthümliche“ an einer Frau, was seine besondere Affinität zu den Frauen de Staël und Levin Varnhagen sowie zu Mendelssohn Veit Schlegel erklärt.

„Grazie“ einerseits und Originalität andererseits – modern möglicherweise als „Charakter“ zu bezeichnen – markierten damit das Spannungsfeld des Brinckmannschen Ideals. Als die vielgepriesene Originalität Levin Varnhagens 1805 für ihn unangenehme Konsequenzen hatte, namentlich der Ton in ihrem Kreis sich änderte, zog er sich daraus zurück. Da erst, in der negativen Beurteilung, kam es zu einer auffallenden Verknüpfung ihres „unweiblichen“ und „jüdischen“ Stils.<sup>182</sup> Ebenso konnte Brinckmann an der Originalität von Schlegels *Lucinde* zwar die gattungspoetische „Frechheit“ schätzen, fühlte sich aber dennoch in seinem Geschmackssinn getroffen. So war ihm „jener allgemeine Wurf genialischer Frechheit nicht eigentlich anstößig – aber das *Absichtliche* der Undelikatesse verräth weniger die üppige Fülle einer jugendlichen Einbil-

---

**180** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 10. 1802, diese Stelle ungedruckt, GSA 5/26,5. Dieses Kompliment ist bemerkenswert, weil es in demselben Brief fällt, in dem Rahel Levin Varnhagens Sofa plötzlich als „Judensofa“ bezeichnet wurde, vgl. V.3. Diese Schmähung und gleichzeitige Wertschätzung gingen für Brinckmann anscheinend zusammen.

**181** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 10. 1798, SV 38, ohne Betonung auch in: Wachtmeister 1871, S. 5.

**182** Er fand, der Umgang in ihrer Gesellschaft, vor allem „aber der *Ton* hat sich jedenfalls geändert – und es ist Einmal richtig, daß die lumpichsten *Männer* diesen in einem gewissen Sinn doch nicht so verderben können, wie *Weiber* aus der nehmlichen Klasse.“ Und gerade damit würden die beteiligten Frauen „die Würde der Weiblichkeit auf eine recht gotteslästerliche Weise entweihen. Es ist in meinen Augen eine wahre Sünde wider den *heiligen Geist* der *Grazien* – die nicht verziehen werden *soll*. Jenen Fluch muß ich nun freilich auch, wiewohl ungern, über die Levin aussprechen.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 28. 4. 1805, diese Stelle ungedruckt, GSA 5/26,8. Dies ist eben der Brief, in dem er auch erstmals ausführlich über das „Jüdische“ bzw. „Egyptische“ in seiner Freundin räsonierte. Die hier geknüpfte Verbindung zwischen einem Mangel an Weiblichkeit und der Zunahme jüdischen ‚Wesens‘ ist kennzeichnend für Brinckmanns Haltung um diese Zeit.

denkungskraft, als das berechnete Spiel einer emporgekünstelten Sinnlichkeit“.<sup>183</sup> Brinckmann unterstellte Schlegel damit bei dieser Veröffentlichung, die er unästhetisch fand, Berechnung. Vor allem aber ‚verhöhnte‘ das Buch nach Brinckmanns Meinung – und hier unterschied er sich von vielen Geschlechtertheoretikern der Zeit inklusive dem Verfasser der *Lucinde* – die Situation der Frau, einer individuellen Freundin und des weiblichen Geschlechts allgemein. Von der *Lucinde* und „der Veit“ auf die allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse kommend, konstatierte Brinckmann unversehens die zeitgenössische Ungleichheit der Geschlechter, und die erhöhte Abhängigkeit der Frau: „Als wären die Verhältnisse eines *Weibes* und eines *Mannes* ja die nämlichen. Als wäre es nicht himmelschreiende Ungerechtigkeit hiebei von einer schimärischen Gleichheit der Anopferungen zu träumen“.<sup>184</sup>

„Schimärische Gleichheit“: Diese Formulierung ist bedeutsam, da der Begriff „schimär“, unwirklich, von Brinckmann in unterschiedlichen Wertungen verwendet wurde.<sup>185</sup> Als Brinckmann die „schimärische Gleichheit der Stände“ ablehnte, tat er es im behaglichen Rückblick auf schön verbrachte Tage in Weimar und das wohltuende Interesse kulturfördernder Aristokraten, deren Einflussmöglichkeiten Brinckmann bewahrt wissen wollte. Hier wird der Begriff Schimäre im Sinne von ‚Hirngespinnst‘ verwandt, namentlich der niederen Stände und Schichten. Mit dem Blick auf *Lucinde* und besonders auf die Biografie seiner Freundin Dorothea begriff er aber den gesellschaftlichen Unterschied der Geschlechter und ihrer „Anopferungen“ als prekäre Situation und eine Gleichheit der Geschlechter als ‚Trugbild‘, sodass ein Buch, das den Geschlechtsunterschied scheinbar aufhob, ihm gefährlich erschien, weil die hier beschriebene Gleichheit schimärisch bleiben musste, ein nicht einlösbares Versprechen.

### 2.3 *Lucinde* versus Dorothea – Die Rezeption der *Lucinde* im Briefwechsel und in der Berliner Salongesellschaft

Es gehört zu den Zeichen des letzten Hyper-Tollhäusischen Decenniums des 18ten Jahrhunderts, daß ein solches Werkchen von jemand geschrieben, von jemand gedruckt, und von jemand gelesen werden konnte. Was will noch aus diesem Kindlein werden?

Christoph Martin Wieland, 1799

<sup>183</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 20. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

<sup>184</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 3. 3. 1800, ungedruckt, GSA 5/26,3.

<sup>185</sup> Seine Aussage „Ich hasse die schimäre *Gleichheit der Stände*“ fiel in Hanau, auf der Weimar nachfolgenden Reisestation. Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 25. 2. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1 [s. a. V.4].



Ein erotisch-redseliges-universelles Wirrsal.

Peter Hacks, 1976<sup>186</sup>

Friedrich Schlegels Roman *Lucinde* ist bei der Frage nach der Wechselwirkung zwischen Salongeschehen und Geschlechterdiskussion als wohl prägnantestes Beispiel personeller und diskursiver Überschneidung besonders relevant, da der Roman im unmittelbaren Umfeld der Salons entstand.<sup>187</sup> Der Fragment gebliebene Roman – ein geplanter zweiter Teil ist nie erschienen – erzählt in verschiedenen Textformen und aus unterschiedlicher Perspektive die Liebes- und Lebensgeschichte/n von Julius, der schließlich in Lucinde die Frau seines Lebens findet und die mit ihr sowohl geistiger wie sinnlicher Hinsicht gefundene Erfüllung ausgiebig besingt.<sup>188</sup> Die bisweilen schwülstig anmutende Sprache des Romans und eine Rezeptionsgeschichte, die unter dem Primat der „Unanständigkeit“<sup>189</sup> stand, täuschen darüber hinweg, dass der eigentliche

**186** Christoph Martin Wieland an Carl August Böttiger, 16. 6. 1799, in: Wielands Briefwechsel, hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften durch Siegfried Scheibe, Bd. 14 (Juli 1797–Juni 1799). Erster Teil: Text, bearbeitet von Angela Goldlack, Berlin 2000, S. 504. Wieland hatte sich das Buch zwei Tage vorher erbeten mit der Formulierung, wenn Schlegels neues Werk auf „komische Art toll“ wäre und nur das Zwerchfell, nicht die Galle bewegte, möge Böttiger es ihm schicken. Ebd., S. 502; Peter Hacks: Der Meineiddichter [1976], in: ders.: Die Maßgaben der Kunst I (Hacks Werke 13), Berlin 2003, S. 258–272, hier S. 267. Hacks' Verrisse Friedrich Schlegels sind auch darauf zurückzuführen, dass Schlegel zur Symbolfigur einer literaturwissenschaftlichen Wende in der DDR wurde, die Hacks bekämpfte.

**187** Zur Vorgeschichte bzw. Rekonstruktion der Schlegelschen Aufenthaltes in Berliner Salons, wenn auch zum Teil mit veralteter Wertung, vgl. Hans Eichner: *Lucinde*, in: KFSa, Bd. 5 (1962), S. XVII–LXIX. Die vielzitierte Schilderung der Liebesbeziehung durch ihre Freundin Henriette Herz ist eine Ausarbeitung des Journalisten J. Fürst. Das Originalmanuskript enthält zwar Hinweise auf die unglückliche erste Ehe mit Simon Veit, bricht aber ab, bevor es zur Schilderung des Jahres 1797 kommt. Herz 2000, S. 101–154, bes. S. 130 f.

**188** „Besingen“ ist eine zutreffende Umschreibung für einige der zahlreichen Gattungen, die in den Roman bewusst eingewoben wurden, vor allem für die nachstehend zitierte „Dithyrambische Fantasie über die schönste Situation“, den Rollentausch. Dass der zweite Teil nie vollendet wurde, ist hinsichtlich der Geschlechtertheorie bedauerlich, weil Schlegel beabsichtigte, ein weibliches Pendant zu konzipieren: „Das Gegenstück im zweyten [Teil] sollten *Weibliche Ansichten* [seyn], vielseitige Briefe von Frauen und Mädchen verschiedner Art über die gute und schlechte Gesellschaft.“ Friedrich Schlegel an Caroline Schlegel Schelling, Spätmärz 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 252.

**189** Als beispielhafte und häufig zitierte Kritik sei auf die von Wilhelm Dilthey hingewiesen, der 1870 zusammenfasste: „Ich beabsichtige nicht zu beweisen, daß der Roman Friedrich Schlegels sowohl unsittlich als auch dichterisch formlos und verwerflich ist. Diese Einsicht bedarf keiner Begründung mehr“, und der dennoch ein Kapitel über seinen „Ekel“ davor

Inhalt den zeitgenössischen Standard an Darstellungsformen des Erotischen keineswegs übertraf.<sup>190</sup> Die *Lucinde* offenbarte de facto von ihrer weiblichen Heldin nicht viel mehr, als ein zeitgenössisches Reisekostüm für Frauen es getan hätte. „Skandalös“ war möglicherweise die durch den Rollentausch im Leser evozierte Fantasie von einer im Bett aktiven Frau.<sup>191</sup>

„Wenn wir die Rollen tauschen und mit kindischer Lust wetteifern, wer den andern täuschender nachäffen kann, ob dir die schonende Heftigkeit des Mannes besser gelingt oder mit die anziehende Hingebung des Weibes. [...] Ich sehe hier eine wunderbare sinnreich bedeutende Allegorie auf die Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen ganzen Menschheit. Es liegt viel darin, und was darin liegt, steht gewiß nicht so schnell auf wie ich, wenn ich dir unterliege.“<sup>192</sup>

Während der Roman als Kunstwerk heute als rehabilitiert betrachtet werden kann, muss der emanzipatorische Gehalt bzw. das im Roman entwickelte Geschlechterbild nach wie vor als umstritten gelten. Es ist erstaunlich, aber wahr, dass noch Ende der 1990er-Jahre für die Einsicht gestritten werden

---

schrrieb. Wilhelm Dilthey: *Leben Schleiermachers*. 1. Band. Auf Grund des Textes der 1. Auflage von 1870 und der Zusätze aus dem Nachlass herausgegeben von Martin Redeker, Göttingen 1991, S. 496 u. 516. Für eine prägnante Darstellung der Etappen der *Lucinde*-Rezeption vgl. Karl Konrad Polheim: *Kleine Bibliographie*, in: Friedrich Schlegel, *Lucinde*. Ein Roman. Studienausgabe. Kritisch herausgegeben und mit Begriffs-Repertorium und Nachwort versehen von Karl Konrad Polheim, Stuttgart 1999, S. 213–215. Die immer noch gültige Wirkungsgeschichte des „Unanständigen“ findet sich bei Ludwig Marcuse: *Obszön. Geschichte einer Entrüstung*, Zürich 1984, S. 58–106. In einer der jüngsten Arbeiten wird der Roman als Verbindung zwischen Philosophie und Literatur diskutiert: Veli-Matti Saarinen: *The Daybreak and Nightfall of Literature. Friedrich Schlegel's Idea of Romantic Literature: Between Productive Fantasy and Reflection*, (German Language and Literature, 1956), Frankfurt/M. 2007.

**190** Zeitgenössische Bücher über die „Galanterien“ in großen Städten beschrieben mit einigem Genuss und wesentlich mehr Details „Ausschweifungen“ aller Stände, wie „ein Quatro in der Gartengrotte“ oder Besuche in „Knabentabagien“. Vgl. die Erinnerungen des Offiziers in: Friedel 1987, S. 51ff. bzw. 144 ff. Ludwig Marcuse nennt daher in seinem Versuch, die Ursachen für „150 Jahre deutscher Entrüstung“ über Schlegels Roman zu finden, drei andere mögliche Motive: die unverhohlene Erwähnung des Genusses der körperlichen Liebe ohne klassizistische Metaphern, die angenommene „Indiskretion“ in Bezug auf Schlegels eigene Erfahrung und schließlich die Freude an der Anarchie, vor allem im Geschlechterverhältnis. Vgl. Marcuse 1984.

**191** Weibliche sexuelle Initiative wurde im öffentlichen Diskurs Ende des 18. Jahrhunderts nur Prostituierten zugestanden; nicht von ungefähr war ein Großteil der zeitgenössischen geschlechtertheoretischen Texte auf die Passivität der Frau ausgerichtet: „Im unverdorbenen Weibe äussert sich kein Geschlechtstrieb, und wohnt kein Geschlechtstrieb, sondern nur Liebe.“ Fichte 1970, S. 100.

**192** Schlegel 1999, S. 19.

musste, dass ein Text, der Frauen eigenes sexuelles Interesse zugesteht, nicht automatisch als ein Markstein der Frauenemanzipation zu werten ist.<sup>193</sup>

Im Zusammenhang dieser Arbeit ist erstens die Frage interessant, was die ebenso oft als moralisch lax wie literarisch gebildet gekennzeichnete Salongesellschaft am Roman primär diskutierte: die Darstellung des Erotischen, das Liebeskonzept oder den gattungspoetischen Anspruch einer neuen Form des Romans? Zweitens ist zu fragen, inwieweit das Diktum, der Skandal hänge mit der hauptsächlich biografischen Lesart des Textes durch Zeitgenossen zusammen, für die Salongesellschaft zutraf, die durch vielfältige persönliche Bindungen mit der Beziehungsgeschichte Veit-Schlegel gut vertraut war. Drittens geht es um die Wahrnehmung des Textes als zentrales Dokument der Geschlechtercharakterdebatte. Während Wilhelm von Humboldts in Kapitel IV besprochene *Horen*-Aufsätze als Grundlagentext des polaren Geschlechterbildes betrachtet werden, galt Friedrich Schlegel lange als Vertreter eines progressiveren Modells: „Nur sanfte Männlichkeit, nur selbständige Weiblichkeit sei die rechte, die wahre und schöne“.<sup>194</sup> Wurde der Text von den Korrespondenten als Herausforderung Humboldts und emanzipatorisch wahrgenommen?

### Wenn „Götterbuben aus der Schule schwatzen“ – *Lucinde* in Berlin

Friedrich Schlegel war im Sommer 1797 nach Berlin gekommen und bald zum Stammgast in verschiedenen literarischen Kreisen geworden. Er hatte vermutlich im Haus der Henriette Herz Ende August 1797 deren Freundin Dorothea

---

**193** Entgegen der traditionellen Deutung des Romans als Moralreform oder Schlegels „Evangelium der Liebe“ (Eichner 1962, S. XXIX) haben neuere Arbeiten darauf aufmerksam gemacht, dass die neuen Rollen der Frau als Gespielin und Gesellschafterin noch keine Gleichheit implizieren. Symptomatisch bringt ein Sammelband zum Berliner Salon 1997 zwei gegensätzliche Interpretationen des Frauen- und Geschlechterbildes in der „*Lucinde*“: Hans Eichner geht davon aus, dass Friedrich Schlegel mit der Überwindung „der Trennung von Seelenfreundin einerseits und Ehefrau und Bettgenossin andererseits“ „gewiß einen Platz in der Geschichte der Frauenemanzipation verdient“ habe. Hans Eichner: Das Bild der Frau in der Frühromantik. Theorie und Wirklichkeit, in: Schultz 1997, S. 1–19. Der Aufsatz ist sonst nur wegen seiner reaktionären Ansichten bemerkenswert. Ihm gegenüber steht die umfassende Analyse von Barbara Becker-Cantarino: „Feminismus“ und „Emanzipation“? Zum Geschlechterdiskurs der deutschen Romantik am Beispiel der *Lucinde* und ihrer Rezeption, in: Schultz 1997, S. 21–44. Vgl. das einfache, aber zutreffende Statement von Ludwig Marcuse: „Die Romantiker waren keine Frauenrechtler. Sie hatten nur ihre Freude an der Selbstständigkeit des anderen Geschlechts.“ Marcuse 1984, S. 88.

**194** Friedrich Schlegel, Über die Philosophie. An Dorothea, 1799, zit. nach: Pohlheim 1999, S. 205.

kennengelernt,<sup>195</sup> die anschließende Liebes- und Scheidungsgeschichte spaltete bekanntlich die Salongesellschaft. Henriette Herz unterstützte ihre Jugendfreundin, Markus Herz brach den Kontakt zu dieser ab. Friedrich Schleiermacher wurde in dieser Zeit zu ihrem Berater in praktischen wie philosophischen Fragen. Auch Gustav von Brinckmann wurde in sehr offenen Briefen auf das Thema angesprochen und gebeten, „von allen Motiven die man mir unterschieben wird, glauben Sie nichts, als was ich Ihnen hierüber geschrieben“.<sup>196</sup> Ende 1798 zog „die Veit“ aus dem Haus ihres Gatten aus und Anfang 1799 wurde die Scheidung ausgesprochen. Die Entstehung des Romans fiel genau in diese Umbruchsphase.<sup>197</sup> *Lucinde* kursierte im Manuskript unter den Romantikern, aber auch in Berlin und machte schon vor dem Erscheinen Furore.<sup>198</sup> Das Buch erschien, als sich die Wogen betreffs der Scheidung gerade etwas geglättet hatten, und löste einen Skandal aus, der möglicherweise durch antijüdische Ressentiments noch angefacht wurde.<sup>199</sup> Während Schlegel die *Lucinde* zu die-

---

**195** Der Beginn ihrer Partnerschaft ist umstritten. Die Schlegelforschung datiert den Beginn des Liebesverhältnisses auf September aufgrund von Andeutungen in einem Brief an Novalis. Raymond Immerwahr, Einleitung, in: KFSa, Bd. 24, S. XIX–LIII, hier S. XXVIII. Das Zitat aus der Überschrift nach einem Ausspruch Dorothea Mendelssohn Veit Schlegels: „Sie findet aus Gelegenheit der Luc.[inde], daß die Götterbuben aus der Schule schwatzen.“ Friedrich Schlegel und Henriette Mendelssohn an August Wilhelm Schlegel, Anfang Februar 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 227. „Götterbuben“ soll die Bezeichnung Wielands für die Brüder Schlegel gewesen sein. Vgl. Caroline Schlegel Schelling an Friedrich Schlegel, 14.–15. 10. 1798, in: KFSa, Bd. 24, S. 177.

**196** Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel an Gustav von Brinckmann, 2. 2. 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 224. Dieser vielzitierte Brief ist Ausweis einer sehr selbstbewussten Frau, von der es nach einer Schilderung ihrer ärmlichen Verhältnisse ironisch heißt: „[...] da haben Sie in wenigen Worten alles was ich nun *besitze* – aber wie soll ich Ihnen alles herrechnen, was ich *los geworden* bin?“ Ebd. S. 223. Hervorhebung im Original.

**197** Ende Oktober 1798 hatte Friedrich Schlegel seinem Freund Novalis von dem Plan berichtet, „einen leichtfertigen Roman *Lucinde* leicht zu fertigen“. Anfang Februar 1799 sandte er einen ersten Teil an August Wilhelm und Caroline Schlegel zur Begutachtung, der dann unter den Romantikern kursierte. Friedrich Schlegel an Novalis, 20. 10. 1798, in: KFSa, Bd. 24, S. 183.

**198** Schon die Ankündigung des Romans machte die Salongesellschaft neugierig. Am 19. 1. 1799 wurde die „*Lucinde*“ in der Allgemeinen Literatur-Zeitung für die Ostermesse angekündigt. Vgl. Eichner 1962, S. XIX. Am selben Tag fragte Marianne Meyer Eybenberg in einem Brief an Goethe indirekt danach: „Jetzt schreibt er einen Roman, der *Lucinde* heisst, und wovon der erste Theil zu Ostern erscheinen soll; das ist alles. was ich davon weiß.“ in: GJB XIV, 1893, S. 37. Auch Gustav Brinckmann wurde kontaktiert, er schrieb: „Ein Roman von Schlegel kan leicht etwas sehr interessantes werden, aber schwerlich wird es seinem Titel entsprechen.“ An Luise von Voss, 30. 1. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**199** Vgl. die Zusammenfassung bei Eichner 1962, S. L ff., wonach die Kritiken oft nicht weniger schwülstig zu Werke gingen als sie dem Verfasser zu sein unterstellten. Der Aufruhr machte „*Lucinde*“ aber nicht zu einem Bestseller, im Gegenteil. Gegenschriften wie „Drei

sem Zeitpunkt vor allem als entpersonalisierte Religion der Liebe gedeutet wissen wollte,<sup>200</sup> interessierten sich die bösesten Gegenschriften nur für die angenommene Verletzung der Intimsphäre, allen voran Daniel Jenischs Satireschrift *Diogenes Laterne*.<sup>201</sup> Neben anderen antijüdischen Witzen enthielt diese Schrift ein erfundenes, aber als echt angepriesenes „Billet=doux der geschiedenen Madam Veit, jüdischer Nation, nunmehr halbverehelichten Friedrich Schlegel,\*) an Herren Friedrich Schlegel über seinen Roman Lucinde.“ Dabei zog Jenisch in seinem gefälschten Text, der die Schreiberin als „lenden-nackte Spartanerin“ nannte, diese wesentlich weiter aus, als Schlegel es getan hatte.<sup>202</sup>

---

Briefe an ein humanes Freudenmädchen über die Lucinde von Schlegel“, Berlin 1800, waren bald verbreiteter als die „Lucinde“ selbst. Ebd. Die Gerüchte über die „Unanständigkeit“ des Textes in der Berliner literarischen Szene waren anscheinend befördert durch Verleger, besonders die Verlegergattin Helene Unger, die für antijüdische Ressentiments bekannt war. „Die Kätzin [Unger] unterläßt nicht schon jetzt alles, was sie mit ihrem giftigen Athem erreichen kann, davon mitzutheilen, man spricht schon jetzt von der *Unanständigkeit* der Lucinde, und das kömt von ihr her.“ Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 8. 4. 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 266. Hervorhebung im Original.

**200** Schlegel selbst sprach 1800 rückblickend spöttisch von der „Gefahr, übermütig zu werden, weil das Gesindel mich so sehr verabscheut“. Friedrich Schlegel, Notizen, zit. nach: Eichner 1962, S. 11. Seine Ablehnung der Eheschließung als einer „verhassten Ceremonie“ wird meist als modern und antibürgerlich gedeutet. Dass es seiner Freundin nicht so leicht fiel und fallen konnte, als geschiedene jüdische Frau mit einem jüngeren, umstrittenen Mann zusammen zu leben, scheint bei seinen Überlegungen keine Rolle gespielt zu haben. Stattdessen problematisierte er gegenüber seiner Schwägerin, der Altersunterschied führe irgendwann doch dazu, dass er eine Geliebte bräuche, daher wolle er lieber nicht heiraten, denn „wenn es ihr nicht länger anständig ist, meine Frau in diesem Sinne zu seyn, dann bin ich noch sehr jung.“ Beide Zitate: Friedrich Schlegel an Caroline Schlegel Schelling, 28. 11. 1798, in: KFSa, Bd. 24, S. 202. Wenn auch hier das spezielle (ehemalige Liebes-)Verhältnis zur Adressatin in Betracht gezogen werden muss, lässt sich Schlegel eine gewisse Ignoranz gegenüber der Situation seiner Frau nicht absprechen.

**201** [Daniel Jenisch]: *Diogenes Laterne*. Ein satyrisches Taschenbuch auf das Jahr 1800, Leipzig 1799.

**202** Jenisch 1799, S. 374. An das \* war die Fußnote geknüpft: „Madame Veit, welche Herr Friedrich Schlegel in Berlin kennen lernte, und die deshalb von ihrem bisherigen Ehemanne, nach eilfjähriger Ehe, geschieden ward. Das Gelächter über den Roman Lucinde, verbunden mit dieser Geschichte, war in Berlin allgemein.“; „Spartanerin“: Ebd., S. 375. Vgl. auch die ‚falsche‘ Anzeige im selben Heft: „Demonstrativer Beweis, daß Fichte und Schlegel die größten Männer des achtzehnten Jahrhunderts sind. Diese Schrift des Charitépredigers Schleyermacher, welche derselbe in der litterarischen Gesellschaft, unter dem lauten Beyfall aller darin befindlichen Judenweiber, vorgelesen, empfehlen wir dem Publikum zum voraus.“ S. 366. Bemerkenswert ist eine Notiz Karl August Varnhagens, auf seinem Exemplar: „Diogenes Laterne. Leipzig 1799. Warum ich solches Zeug aufbewahre? Als Zeichen jener Zeit, damit man sehe, wie es damals herging, und daß dergleichen nicht bloß heute geschieht, wie so oft ungerecht behauptet wird.“ Undatierter Klebezettel, SV 96.

In das hochgradig ambivalente Bild der literarisch-personellen Verflechtungen im Umfeld dieses Werkes gehört der Umstand, dass Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel zu eben der Zeit, als die Kritik oft in antijüdischen Sentenzen über sie herfiel, einen für seine antijüdische Haltung bekannten Mann zum Freund gewann. Johann Gottlieb Fichte, seit Juli 1799 in Berlin und in engem Kontakt zu Friedrich Schlegel, war nicht nur begeistert von dessen Werk, sondern ein eingestandener Bewunderer seiner Freundin, die ihn häufig zu Gast hatte: „Meine Philosophen laufen unaufhörlich die Stube auf und ab“ und „und wir leben sehr gut, froh und lehrreich zusammen“, hieß es in Briefen nach Jena.<sup>203</sup> Fichte selbst machte das Paradox explizit: „Das Lob einer Jüdin mag in meinem Munde besonders klingen; aber diese Frau hat mir den Glauben, daß aus der Nation nichts gutes kommen könne, benommen“.<sup>204</sup> Fichte war auch einer der wenigen Freunde, der ihre Gründe, sich nicht gleich taufen zu lassen, ernst nahm.

### Kein Skandal im Salon

Saarinens Befund, dass Schlegels Schreibprozess an der *Lucinde* ein einsamer gewesen sei, kann so nicht bestätigt werden.<sup>205</sup> Friedrich Schleiermacher schrieb bekanntlich beinahe parallel und in enger Absprache mit Schlegel seine Reden über die Religion.<sup>206</sup> Henriette Herz stand während des jeweiligen Schreibprozesses mit beiden in engem Kontakt und wurde ‚Testpublikum‘. Schlegel selbst las ihr aus dem Manuskript vor, wobei sie den Roman aber sehr „weltlich“ nahm, wie er ironisch feststellte.<sup>207</sup> Nicht nur Dorothea, auch ihre Schwester Henriette Mendelssohn schrieb, was kaum bekannt ist, das Manu-

---

**203** Friedrich Schlegel, Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel und Friedrich Schleiermacher an Caroline Schlegel Schelling, Juli 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 299.

**204** Johann Gottlieb Fichte an Marie Johanne Fichte, 13. 9. 1799, in: FGA III, 4, S. 78 f. Er ging soweit, „die Veit“, die sehr interessant, gütig und sanftmütig sei, seiner Frau als Freundin zu empfehlen und zu sagen, er habe sie „von Herzen“ lieb. Ebd., S. 78. Vgl. auch den Brief vom 2. 8. 1799, in: ebd., S. 27.

**205** Saarinen 2007, S. 98.

**206** Friedrich Schleiermacher: Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern, Berlin 1799. Zur Wechselbeziehung dieser zwei Werke und ihrer Autoren s. Theodore Ziolkowski: Vorboten der Moderne. Eine Kulturgeschichte der Frühromantik. Stuttgart 2006: „So wird kreuz und quer gelesen und kopiert und kommentiert [...] und Dorotheas Berliner Wohnung ist die ‚geistige Zentrale‘.“ Ebd., S. 38. Eine zweite ‚Zentrale‘ war möglicherweise die Wohnung von Henriette Herz.

**207** „Die Herz hat neulich einen Theil davon mit vieler Theilnahme angehört. Indessen nimmt sie sie zu weltlich. Daran bist Du mit Deiner Religion schuld.“ Friedrich Schlegel an Friedrich Schleiermacher, Mitte April 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 268.

skript ab und berichtete Freunden davon: „Denken Sie nur ich bin jezt beschäftigt einen *Roman von Friedrich Schlegel!* für den Druck abzuschreiben, er heißt Lucinde und ist ein gar wunderlich wunderbares Erzeugnis“!<sup>208</sup> Auch Rahel Levin Varnhagen muss *Lucinde* im Manuskript gekannt haben, da Schlegel bereits im Ende Januar ihren Rat kolportierte: „Die Levy meint, ich soll mich auf dem Titel nicht nennen, übrigens aber nichts schonen. Das lässt sich hören, besonders das letzte“.<sup>209</sup> Berührungsängste mit Thema und Darstellung hat es in der Berliner Salongesellschaft anscheinend nicht gegeben. Im Vergleich zur in Kapitel IV dargestellten Rezeption der *Horen* in den Berliner Salons fiel der Umgang mit Schlegels *Lucinde* durchaus pragmatischer, aber auch weniger ehrfurchtsvoll aus, „weltlich“ eben. Zugleich ist kaum eine wirklich begeisterte Rezension auszumachen. Während Henriette Herz’ Reaktion noch auf eine weitgehend positive Aufnahme deutet, soll ihr Mann seine Abneigung in deutliche Worte gefasst haben: „Der eine Theil ist eine gemeine prosaische Schweinigelei, der zweite eine poetische und der dritte Unsinn“.<sup>210</sup> Die Briefe der untersuchten Korrespondenten bestätigen die bekannte Annahme, dass von Schlegels Berliner Freunden und Bekannten nur Fichte die *Lucinde* wirklich geschätzt habe, der es „eines der grösten Genie Producte“ nannte und mehrfach las.<sup>211</sup> Der Einzige aus dem Umkreis Schlegels, der öffentlich, mit *Vertraute[n] Briefen über Friedrich Schlegels Lucinde*, für das Buch und seinen Autor eintrat, war Friedrich Schleiermacher, der auch schon in der Scheidungsphase dem Paar beigestanden hatte.<sup>212</sup>

**208** Henriette Mendelssohn an Gustav von Brinckmann, 5. 2. 1799, ungedruckt, BA M.

**209** Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 29. 1. 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 223.

**210** So kolportierte Johann Daniel Sander an Karl August von Böttiger, 22. 6. 1799, in: Maurach 1990, Bd. 3, S. 35. Nicht nur die Liebesgeschichte Schlegels mit „der Veit“, auch die *Lucinde* selbst scheint das Haus Herz in der Rezeption gespalten zu haben. Wenn dem klatschenden Verleger Sander zu glauben ist, hat Herz eine bald kursierende Satire Kotzebues auf Schlegel nicht nur genossen, sondern „allenthalben zum besten gegeben“. Das implizierte, wie Sander ergänzte, „eine gewisse Kränkung für seine Frau, die einstweilen noch zu dem Anhang der Schlegel gehört!“ Johann Daniel Sander an Carl August Böttiger, 29. 10. 1799, in: Maurach 1990, Bd. 3, S. 51. Gemeint ist August von Kotzebue: Der hyperboräische Esel, oder: Die heutige Bildung. Ein drastisches Drama und philosophische Lustspiel für Jünglinge, Leipzig 1799. Das Drama enthält den Part eines jungen Galans, der nur aus Zitaten Friedrich Schlegels zusammengeschrieben ist.

**211** Johann Gottlieb Fichte an Marie Johanne Fichte, 8. 9. 1799, in: FGA III, 4, S. 67.

**212** In seinen 1800 anonym erschienenen Buch verteidigte er das darin aufscheinende höchste Ideal der Liebe auch gegen ästhetische Mängel, konnte allerdings weder die Kritiker unter den Zeitgenossen noch unter den Nachlebenden überzeugen. Stattdessen wurde es oft zum Anlass genommen, an Schleiermachers literarischer Objektivität zu zweifeln. „Zweifellos hat Schleiermacher Schlegels Buch freundlicher beurteilt als die Tendenz es verdiente.“ Friedrich Wilhelm Kantzenbach: Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 1995, S. 74 f.



„VII. Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müsste.“ – Friedrich Kantzenbachs These, dass Schleiermacher auch seine *Ideen zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen* vor dem Hintergrund der Abwendung seiner Freundin von Veit hin zu Schlegel verfasst habe, lässt sich zwar nicht wirklich beweisen. Dennoch ist wichtig festzuhalten, dass mit dem Katechismus einer der wirklich progressiven Texte der Geschlechterdebatte im Zusammenhang mit personellen Entwicklungen in den Salons entstand.<sup>213</sup> Und nachweisen lässt sich, dass die Autoren Schlegel und Schleiermacher in ihren Werken Formulierungen mit Blick auf die Salonfrauen änderten.<sup>214</sup>

In den hier untersuchten Briefen fand sich keine Verteidigung von Schlegels Liebeskonzeption aus weiblicher Hand. Allerdings ist auffallend, dass sowohl Rahel Levin Varnhagen als auch Henriette Mendelssohn auch keine Einwände gegen die Veröffentlichung des Romans erhoben, sondern sein Erscheinen im Wortessinne durch Rat – Schlegel möge „nichts schonen“ –, bzw. Tat, Abschreiben, beförderten, und das, obwohl sie die Lebenssituation ihrer Freundin und Schwester aus eigener Anschauung kannten. Henriette Mendelssohns ebenso knappe wie prägnante Kritik betraf die Form, nicht den Inhalt des Romans: „Henr.[iette] hat auch bis zu den Lehrjahren gemeynt, es sey kein Roman, sondern Romanextract, woraus nun jeder selbst welche machen könne“.<sup>215</sup> Vermutlich wurden diese Frauen von dem Grad, bis zu welchem der Roman autobiografisch gelesen wurde, bestimmt aber von dem Ausmaß der damit verbundenen Häme, überrascht.

Ebenso Streitbar wie die immer noch anhängige Deutung ihrer Biografie als „aufopfernder Muse“ Friedrich Schlegels ist die Interpretation, die die Rolle Dorothea Mendelssohn Veit Schlegels zur Entstehungszeit der *Lucinde* erfährt.<sup>216</sup> Dass sie die Veröffentlichung der *Lucinde* nicht verhindert hat, muss keineswegs blinde Verehrung ihres neuen Partners bedeuten, wie auch einige

---

**213** Kantzenbach 1995, S. 72 f. Allerdings distanzierte sich der Prediger später von seiner Umformulierung kanonischer Texte unter der Fahne der Gleichberechtigung, die 1798 anonym im „Athenäum“ erschien, deutlich und lehnte beispielsweise Scheidung kategorisch ab.

**214** So schlug Schlegel Schleiermacher vor, „der Veit zum Possen“ den Begriff Willkür in seine Gebote mitaufzunehmen, was auch geschah: „V. Ehre die Eigentümlichkeiten und die Willkür Deiner Kinder.“ Bezeichnend ist, dass er dies in einem Gemeinschaftsbrief mit Dorothea schrieb: Friedrich Schlegel und Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 27. 3. 1798, in: KFSa, Bd. 24, S. 117.

**215** Friedrich Schlegel an Caroline Schlegel, Spätmärz 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 253. Der Ausspruch ist auch belegt durch einen Brief Henriette Mendelssohns an Gustav von Brinckmann, der Text käme ihr vor wie ein „Fläschgen“, „einen Roman kann sich jeder nach Belieben daraus machen“, 5. 2. 1799, ungedruckt, BA M.

**216** So formuliert noch Barbara Becker-Cantarino 2000, S. 125.

feministische Interpretationen noch nahelegen, sondern kann auch eine genuine Begeisterung für das literarische Experiment beinhalten.<sup>217</sup> Vor allem spricht die unmittelbare Aufnahme eines eigenen Romanprojektes noch im selben Jahr für ein bemerkenswertes Selbstbewusstsein einer sich ausprobierenden Schriftstellerin an der Seite eines umstrittenen Schriftstellers. Auch ihr *Florentin* wurde von Mitgliedern der Berliner Salongesellschaft im Manuskript gelesen, wurde von Zeitgenossen der *Lucinde* verglichen und schnitt dabei oft besser ab als der Roman ihres Partners.<sup>218</sup>

Auffallend ist die pragmatische Herangehensweise der Berliner Salongesellschaft an den Text auch im Vergleich mit der brieflichen Diskussion zweier junger gebildeter Leserinnen aus ihrem weiteren Umfeld im November 1799. Sophie Brentano, Brieffreundin von Henriette Arnstein Pereira, fragte diese – im Tonfall etwa eines mutigen Schulmädchens: „Kennst Du auch (.wir sind ja alte, erfahrene Personen.) das Werk einer dieser Schlegel: Luzinde? – Ist es dir nicht bekannt, so will ich es nicht empfohlen haben; aber wenn du es gelesen hast, so laß mich dein Urtheil darüber hören.[...] Plauder also ein wenig mit mir über die neue, kühne Theorie dieser verwegenen Männer“!<sup>219</sup> Sie enthielt folgende klare Antwort, die über den Ruf, der dem Roman im wahrsten Sinne vorauselte, einiges aussagt: „Die Luzinde Liebe habe ich nicht gelesen, und werde sie auch nicht lesen. Ich bin nicht prude und lache über eine unheilige Idee wie Du dich wohl erinnern wirst, aber ich lese dergleichen Sachen nicht gern, ich mag meine Einbildungskraft nicht verunreinigen“.<sup>220</sup> Hingegen verband Rahel Levin Varnhagen noch 1802 eine Einladung zum Mittagessen an Friedrich von Gentz mit dem Vorschlag, über die *Lucinde* „ordentlich disputi-

---

**217** Darin wäre sie ihrer Schwägerin durchaus wieder vergleichbar. Bekannt in diesem Zusammenhang ist die Aussage Caroline Schlegel Schellings: „Wenn ich seine Geliebte wäre, so hätte es nicht gedruckt werden dürfen.“ Weniger oft zitiert wird allerdings die dann folgende Überzeugung, dass Persönliches hinter dem Kunstwerk zurückzustehen habe: „Dies ist alles indeß keine Verdammniß. Es giebt Dinge, die nicht zu verdammen, nicht zu tadeln, nicht wegzuwünschen, nicht zu ändern sind, und was Friedrich thut, gehört gemeinhinglich dazu.“ Caroline Schlegel Schelling an Novalis, 20. 2. 1799, in: Sigrid Damm (Hrsg.): Begegnung mit Caroline. Briefe von Caroline Schlegel-Schelling, Leipzig 1989, S. 217.

**218** „Und das [Lesen des „Florentin“] konnte, da Jette und ich ihn zusammen lesen wollten, nur an einem ruhigen Abend geschehen, wo Herz abwesend war.“ Friedrich Schleiermacher an Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel, 6. 12. 1800, zit. nach: Dorothea Schlegel: *Florentin*, hrsg. von Wolfgang Nehring, Stuttgart 1993, S. 269. Jette meint Henriette Herz.

**219** Sophie Brentano an Henriette Arnstein, 4. 11. 1799, in: Karen Schenck zu Schweinsberg (Hrsg.): *Meyne Seele ist bey Euch geblieben. Briefe Sophie Brentanos an Henriette von Arnstein*. Weinheim 1985, S. 88

**220** Henriette Arnstein Pereira an Sophie Brentano, 10. 1. 1800, in: Schenck zu Schweinsberg 1985, S. 97.

ren“ zu wollen. Der Eingeladene antwortete jedoch, vermutlich scherzhaft, sie sollte niemandem sagen, dass sie das Buch gelesen habe.<sup>221</sup>

Brinckmann selbst, guter Freund „der Veit“ und guter Kenner Schlegels, machte eine bemerkenswerte Wandlung in seiner Meinung durch. Er hatte die *Lucinde* zunächst nicht biografisch gelesen und sprach in seiner ersten Kritik im Brief an Luise von Voss nur vom gattungspoetischen Anspruch, dem „genialischen Wurf“ und den ästhetischen Mängeln des Werkes. Erst im Folgejahr, aufgewühlt durch die Polemik Jenischs, die Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel im Wortessinne in Unterwäsche darstellte, wurde er wütend auf Schlegel, der diese Entblößung provoziert oder doch in Kauf genommen habe. Brinckmann wurde deutlich, und er machte deutlich, dass so eine Veröffentlichung durchaus geschlechtsspezifisch unterschiedliche Folgen für die beiden Protagonisten haben würde:

Was verliert denn der *Mann* bei diesem ganzen Narrenspiel revolutionärer Sentimental-unabhängigkeit! in einigen Jahren bespödet *er* dieselbe vielleicht selbst als einen Geniestreich; *Er* steht alsdann noch da in ganzer Kraft und Blüte neue Romane zu dichten, oder seinen poetischen Lebens- zum Geschichtsstyl zu veredeln – aber *Sie* ist alsdann entheiligt, verblüht, mit sich selbst und der Welt gleich unversöhnlich verzürnt, kurz sie *endigt* ein unruhiges Leben, als Opfer einer philosophischen *Albernheit*.<sup>222</sup>

Bedeutsam ist dabei, dass er die vorgebliche moralische Entrüstung der Berliner Gesellschaft ebenso unsittlich fand wie Schlegels Text selbst: „Gegen die Erbärmlichen, die ihn und die V. gleich heftig, und schonungslos antasten, nehme ich ewig ihre Partie, den die *Bosheit* jener Farisäer ist wahr! um kein Haar moralischer.“

Während sich die Weimarer Dichter fast alle über das Machwerk der „Unnatur“<sup>223</sup> *Lucinde* erhoben, herrschte in Berlin nach Ansicht von Beteiligten

---

<sup>221</sup> Angeregt wurde dieser Vorschlag vermutlich durch die Vorlesungen des Bruders, August Wilhelm Schlegel, die Levin Varnhagen und einige ihrer Gäste 1802 besuchten. Die Konversation findet sich in ungedruckten Vorlesungsmitschriften Rahel Levin Varnhagens. S. 107. Renate Buzzo-Márgari: Schriftliche Konversation im Hörsaal: „Rahels und Anderer Bemerkungen in A. W. Schlegels Vorlesungen zu Berlin 1802“, in: Hahn / Isselstein 1987, S. 104–127, hier S. 107. Ob die Deutung des Hefts als „einmaliges Dokument der authentischen Salonkonversation“ in ihrer Absolutheit gilt, ist zu fragen. Der Ton deckt sich jedoch mit der ironischen Annäherungsweise in den Briefwechseln zum Thema. Ebd., S. 106.

<sup>222</sup> Dies und das folgende Zitat: Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 3. 3. 1800, ungedruckt, GSA 5/26,3.

<sup>223</sup> Vgl. Schillers Rezension an Goethe, in der er – jahrzehntelange Debatten vorwegnehmend – das Buch als „Gipfel moderner Unform und Unnatur“ bezeichnete. Friedrich von Schiller an Johann Wolfgang von Goethe, 19. 7. 1799, in: Beetz 2005, Bd. 1, S. 723. Goethe antwortete, wie meist, wenn es Schlegel betraf, ausweichend, er werde sich der „wunderlichen Schleglischen Produktion“ bei Gelegenheit annehmen, 20. 7. 1799, Ebd., S. 724.

„Parteigeist“. Friedrich Schleiermacher fasste die Empörung und ihre Ursache hellsehtig zusammen im „Verdross, dass sie für die Verletzungen ihrer Dezenz nicht die Valuta in barem Sinnenkitzel erhalten haben“, sprich, dass der Band nicht so pornografisch war wie erhofft.<sup>224</sup> So wurde die „Frechheit“, die gattungspoetische und personelle Herausforderung der *Lucinde* durchaus erkannt und unterschiedlich gewürdigt, ihr Verfasser aber in Salonkreisen keineswegs als Verteidiger einer „vollendeten Menschheit“ betrachtet.

### „Behüte uns der Himmel vor solchen Beschützern“

Bemerkenswert ist für den zeitgenössischen Diskurs über die Geschlechter, mit welchen anderen Texten Schlegels Roman gemeinsam verhandelt, mit welchen er gleichzeitig in den Salons diskutiert wurde. Auf Lea Mendelssohn Bartholdys Frage nach *Lucinde* empfahl Brinckmann ihr Kant, dessen 1798 erschienene *Anthropologie in pragmatischer Absicht* er gerade las.<sup>225</sup> An dieser Schrift ist im klaren Gegensatz zur *Lucinde* neben der frauenfeindlichen Haltung besonders das sie begleitende Desinteresse des Publikums auffällig.<sup>226</sup> Das mag am wissenschaftlichen Charakter und Anspruch des Buches liegen, das von Kant auch zur Begründung der wissenschaftlichen Disziplin gedacht war, es nimmt aber, insbesondere beim hier interessierenden Schwerpunkt, wunder, da „Kants Äußerungen zur Frau und zu den Juden geschmacklos und unter aller Kritik“ genannt werden können.<sup>227</sup>

<sup>224</sup> Friedrich Schleiermacher an Gustav von Brinckmann, 4. 1. 1800, in: Kantzenbach 1995, S. 74.

<sup>225</sup> Zitiert wird hier nach der Ausgabe: Immanuel Kant: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, in: ders.: *Werke in sechs Bänden*, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd VI: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*, Darmstadt 2005, S. 395–690.

<sup>226</sup> Obwohl die „*Anthropologie*“ mit 2.000 Exemplaren in erster Ausgabe alle früheren Werke Kants übertraf und 1800 in zweiter Auflage erschien, entwickelte sich keine wirkliche öffentliche Auseinandersetzung um das Werk. Informationen nach: Reinhardt Brandt: *Kritischer Kommentar zu Kants Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (1798)* (Kant-Forschungen, Bd.10), Hamburg 1999, S. 7 f. Schleiermachers negative Rezension im „*Athenäum*“ 1799 habe nur die Interesselosigkeit des Publikums verstärkt. Ebd. Das Zitat in der Überschrift nach: Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 15. 4. 1799, ungedruckt, BA M.

<sup>227</sup> Brandt 1999, S. 19. Vgl. beispielsweise: „Die unter uns lebenden Palästinenser sind durch ihren Wuchergeist seit ihrem Exil, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen.“ Kant 2005, S. 517 f. Fn. Kant begründet im Folgenden die Kraft dieses „Wuchergeistes“ mit der geopolitischen Lage Israels, das für Karawanenhandel sehr vorteilhaft gelegen sei. S. 518. Fn.

Kant definierte im Abschnitt „Charakter des Geschlechts“ als Voraussetzung des Friedens in jeder Zweierbeziehung die Unterwerfung eines Partners, „denn in der Gleichheit der Ansprüche zweier, die einander nicht entbehren können, bewirkt die Selbstliebe lauter Zank“.<sup>228</sup> Dass nun der weibliche Teil der schwächere sein solle, sah Kant in der Weisheit der Natur begründet, die der Frau mit der Fähigkeit des Gebärens zugleich die Furcht um das Kind mitgegeben habe und Sehnsucht nach männlichem Schutz.<sup>229</sup> Der Abschnitt „zerstreute Anmerkungen“, auf den Brinckmann sich bei seiner Empfehlung berief, bündelte ebenso prägnante wie deutlich misogynen Aphorismen und solche, die der in der *Lucinde* dargestellten weiblichen Initiative explizit widersprachen: „Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend“, und: „Die Natur will daß das Weib gesucht werde“.<sup>230</sup>

In einem langen Brief an Lea Mendelssohn Bartholdy bemerkte Brinckmann zunächst: „Es ist sehr leicht, gegen Ihr Geschlecht Satiren zu machen – wiewol die meisten auch zieml. platt sind – aber ich bin überzeugt, dass es eben so leicht wäre, dieses ganze weiche Geschlecht tugendhaft, sitsam u liebenswürdig zu machen, wenn wir es je redlich drauf anlegen“.<sup>231</sup> Dieses ambivalente Zitat, in dem er sowohl ein Ausbildungspotential der Frauen wie eine erzieherische Aufgabe der Männer postulierte, leitete ihn über zu der Literaturempfehlung, die er einleitete: „Freuen Sie sich, der größte Filosof des Jahrhunderts, Kant selbst nimmt sich der Weiber in seiner neuen Anthropologie sehr hübsch an. Er sagt sie sind zum Herrschen, die Männer zum Regieren bestimmt, u es ist ein eben so feiner wie wahrer Unterschied“.<sup>232</sup>

Während Brinckmann der galanten Verkleidung des Double Standards hier noch etwas abgewinnen konnte, wehrte sich Lea Mendelssohn Bartholdy nachdrücklich gegen solche Zuschreibungen – und zwar gleichermaßen gegen die Brinckmanns wie die Kants: „Sie sind überzeugt, dass ich den Kant nicht lese, u wollen mir deshalb weiß machen, dass dieser größte aller Philosophen in seinem neusten Werke die Weiber in Schutz nimmt? Behüte uns der Himmel vor solche Beschützer!“ Sie deutete zugleich an, dass das Werk in ihrem Zirkel

---

**228** Kant 2005, S. 648.

**229** Bemerkenswert ist die zweite Aufgabe, die „Cultur der Gesellschaft und Verfeinerung derselben durch die Weiblichkeit“; die Sittsamkeit der Frau solle den Mann zähmen. Kant 2005, S. 651.

**230** Kant 2005, S. 652.

**231** Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 2. 2. 1799, diese Stelle ungedruckt, BA M.

**232** Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 2. 2. 1799, diese Stelle ungedruckt, BA M. Das Originalzitat lautet: „Das Weib soll *herrschen* und der Mann *regieren*; denn die Neigung herrscht und der Verstand regiert.“ Kant 2005, S. 657.

Kreise gezogen hatte, und ironisch aufgenommen worden war: „Ein recht boshafter Mann hat mir die witzigen, aber ganz entsetzlichen Bemerkungen über die armen Frauen vorgelesen: das ist ja barbarisch“.<sup>233</sup> Damit gab sie zu erkennen, dass sie wusste, dass sich Brinckmann aus Kants „Zerstreuten Bemerkungen“ über die Geschlechterfrage die ‚mildeste‘ ausgesucht hatte. Deutlich verwahrte sie sich gegen die Mythologisierungstendenz, die gesellschaftliche Ungleichheiten verbrämen sollte: Behüte uns der Himmel vor solchen Beschützern. Ganz ähnlich hatte sich Rahel Levin Varnhagen einmal gegen eine Überhöhung Brinckmanns mit den Worten gewehrt: „[...] daß Sie sich so sehr schwach gegen mich stellen, mich so hoch über sich setzen, dadurch machen Sie mich zum Idole, und *sich* zum lebenden Menschen“.<sup>234</sup>

Brinckmann jedoch ließ nicht locker. Anstatt auf die Argumentation seiner Korrespondentin einzugehen, wählte er eine andere vorgeblich galante Äußerung, um sie von Kants guter Absicht zu überzeugen. Zugleich unterstellte er Lea Mendelssohn Bartholdy, sie habe sich in ihrer Rezeption nur von den Vorurteilen der Männer leiten lassen. Brinckmann formulierte ironisch, aber deutlich, dass man bei einigen Männern den „grauen Star stechen“ lassen müsse, namentlich bei solchen, die

Ihnen aus dem Kant vorlesen, um zu Beweisen, dass der große Mann die Weiber verachtet. Weil in seiner Anthropologie einige Plattitüden über sie vorkommen! [...] der einzige Satz; „das Weib sei im Häuslichen Leben zum Herrscher, der Mann zum Regiren bestimmt“ muß Sie überzeugen, dass er die Würde Ihres Geschlechts kennt und sie selbst die zartesten Umrisse seiner Natur kennt.<sup>235</sup>

Die Diskussion wurde nicht fortgesetzt, möglicherweise deshalb, weil Lea Mendelssohn Bartholdy sich weder überzeugen lassen noch weiter streiten wollte. In anderen Briefwechseln der Salongesellschaft aus dieser Zeit wurde Kants *Anthropologie* kaum erwähnt.<sup>236</sup> Bezeichnend für die Haltung der Beteiligten ist vielleicht der ironisch-distanzierte Ton Schleiermachers, der sich als einer der wenigen öffentlich dazu äußerte und von einer „Sammlung an Trivialitäten“ sprach.<sup>237</sup> Auch zu Kants, wenngleich nur in Fußnoten steckenden, antijü-

<sup>233</sup> Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 15. 4. 1799, ungedruckt, BA M.

<sup>234</sup> Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 5. 2. 1795, SV 38, auch in: GW I, S. 128. Brinckmann zitierte diesen Brief ausführlich in seinem Nachruf. Brinckmann 1876, S. 241.

<sup>235</sup> Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 17. 5. 1799, ungedruckt, BA M.

<sup>236</sup> Ludwig Robert bemerkte, dass David Veit seine Vorlesung daran orientierte. An Rahel Levin Varnhagen, 11. 10. 1801, in: ERLV II, S. 52.

<sup>237</sup> [Friedrich Schleiermacher]: *Anthropologie v. Imm. Kant*, Königsb. 98, in: *Athenäum. Eine Zeitschrift*, hrsg. von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, Reprographischer Nachdruck, 3 Bde., Darmstadt 1992, Bd. II/2 [1799], S. 303–306, hier S. 303. Dass Schleiermacher zu seinen Kritikpunkten neben der mangelnden Textstruktur auch „die

dischen Bemerkungen in der *Anthropologie* lassen sich in den hier untersuchten Korrespondenzen keine Kommentare finden.<sup>238</sup>

## 2.4 „Meine Freunde sind mein Publikum“ – Über die Autorschaft von Frauen und die große versus die kleine Öffentlichkeit

Auf die Disparität zwischen den Erwartungen männlicher Salongäste an ihre Gastgeberin als bloß privatim tätiger Muse und der tatsächlichen Zahl von Salonnières, die selbst als Autorin an die Öffentlichkeit traten, hat die kritische Salonforschung in den letzten zehn Jahren vermehrt hingewiesen.<sup>239</sup> Die hier vorgenommene Parallelektüre liefert in diesem Zusammenhang einen interessanten Hinweis auf das damit verbundene Verständnis von Öffentlichkeit einiger Salonbeteiligter.

Als der Briefwechsel zwischen Mendelssohn Bartholdy und Brinckmann wieder einsetzte, war „Weiblichkeit“ wieder Thema, in Form einer neuen gemeinsam gelesene Lektüre. Lea Mendelssohn Bartholdy fragte: „Was sagen Sie denn zu *den Schwestern von Lesbos*? Ich habe ganz die sanfte, weibliche Seele, den reinen, hohen Geist, die liebliche Einbildungskraft, den feinen ästhetischen Sinn Ihrer Amalie darin erkannt“.<sup>240</sup> Mit „Ihrer Amalie“ spielte sie auf die mehrfach geäußerte Begeisterung Brinckmanns für Amalie von

---

Behandlung des weiblichen Geschlechtes als eine Abart“ zählte, wurde in den hier untersuchten Korrespondenzen nicht weiter verfolgt. Ebd., S. 306. Die Haltung ließe sich zumindest für den Kreis um Friedrich Schlegel als allgemein annehmen, da er Schleiermacher um die Rezension gebeten hatte: „Übernähmst Du wohl für die Notizen Kants Anthropol[ogie] und Garvens letzte Schriften? – Du weißt die Idee davon. –“ Friedrich Schlegel und Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 14. 4. 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 267.

**238** Anmerkungen zu Juden finden sich bemerkenswerterweise unter dem Stichwort „von den Gemütsschwächen im Erkenntnisvermögen“, so beim Stichwort „Betrug“ die oben zitierte zum „Wuchergeist.“ Diese Bemerkung steht nicht isoliert, auch andere Quellen aus dieser Zeit überliefern antijüdische Äußerungen Kants. Vgl. den viel zitierten Tagebucheintrag des Theologen Johann Friedrich Abegg von einem Mittagessen bei Kant am 14. 6. 1798: „Die Rede war von der jüdischen Gesellschaft, von den Juden: ‚Es wird nichts daraus kommen; so lange die Juden Juden sind, sich beschneiden lassen, werden sie nie in der bürgerlichen Gesellschaft mehr nützlich als schädlich werden. Jetzo sind sie die Vampyre der Gesellschaft‘.“ Johann Friedrich Abegg: Reisetagebuch von 1798, hrsg. von Walter und Jolanda Abegg in Zusammenarbeit mit Zwi Batscha, Frankfurt/M. 1987, S. 190.

**239** Vgl. z. B. Kinkshofer 2001 und Lund 2007. Das Zitat aus der Überschrift: Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 27. 5. 1800, ungedruckt, GSA 5/26,3.

**240** Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 16. 12. 1799, ungedruckt, BA M.



Imhof<sup>241</sup> an und betonte ihr grundsätzliches Interesse an weiblicher Autorschaft: „Der holde Zauber weiblicher Grazie besellt es ganz [...]; Ich liebe es nun einmal, das die Produkte der Dichterinnen ihren eignen Stempel tragen, u die Kraft u Energie die viele in dem reizenden Gedicht vermissen wollen, muß doch wohl mehr das Charakteristische des Apoll als der jüngsten Muse sein“.<sup>242</sup> Brinckmann scheint diese Einstellung zum „weiblichen Schreiben“ geteilt zu haben, denn gegenüber Luise von Voss lobte er das Gedicht als „Abdruck einer ungewöhnlich zarten und schönen Seele“ mit dem Argument, ein Mann hätte dem Text mehr „Energie“ aber nicht so „milde Beleuchtung“ gegeben.<sup>243</sup>

Allerdings wurde weibliche Autorschaft im Umfeld der Salons am selben Beispiel auch durchaus kritisch beurteilt. Mit gerade gegenteiligem Argument äußerte sich Henriette Arnstein Pereira: Die *Schwestern von Lesbos* fände sie nicht gut, denn, wenn eine Frau dichtete, also „wenn ein Mädchen aus ihrer Sphäre tritt, wenn sie die Augen der Welt auf sich zieht, wenn sie es wagt mit Männern um den hohen Preis zu ringen, so muß sie etwas großes geben, so muß sie würdig seyn, neben Männern zu stehen“, und das könne Amalie von Imhof noch nicht.<sup>244</sup>

Wenn die Bedingungen weiblicher Autorschaft so deutlich diskutiert wurden, und manche Frauen ebenso wie viele männliche Leser und Autoren über die „Einhaltung der Weiblichkeitsnormen wach[t]en“, ist interessant zu fragen, wie ein Dichterdiplomat sich dazu verhielt, der das Schreiben von Frauen förderte und zugleich an der Wahrung der Weiblichkeit interessiert war.<sup>245</sup> Aus Brinckmanns fördernder und fordernder Haltung weiblichen Intellektuellen gegenüber, und aus seiner Bewunderung für einige Autorinnen, wäre zu fol-

---

241 Die Dichterin Amalie von Imhof, verheiratete von Helvig (1776–1831) hatte Brinckmann während seines kurzen Weimaraufenthaltes 1797 kennengelernt. Sie gehörte zu Schillers Kreis bewährter Autorinnen, veröffentlichte 1797–1800 Gedichte in seinen Zeitschriften und wurde später unter anderem mit Übersetzungen aus dem Schwedischen bekannt. Ihr Epos „*Schwestern von Lesbos*“ erschien im „*Musen-Almanach* auf das Jahr 1800“.

242 Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 6. 12. 1799, ungedruckt, BA M.

243 Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 26. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

244 Henriette Arnstein Pereira an Sophie von Brentano, 10. 1. 1800, in: Schenck zu Schweinsberg 1985, S. 97.

245 Sigrun Schmid: Der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ entkommen. Perspektiven bürgerlicher Frauenliteratur. Dargestellt an Romanbeispielen Sophie von La Roches, Therese Hubers, Friederike Helene Ungers, Caroline Auguste Fischers, Johanna Schopenhauers und Sophie Bernhardis, Würzburg 1999, S. 321. Schmid nennt Imhofs Werk und Arnsteins Kommentar ein typisches Beispiel für die „Voreingenommenheit gegenüber weiblicher Autorschaft“ um 1800 auch unter Frauen. Ebd., S. 319. Umso interessanter sind die von Lea Mendelssohn Bartholdy angeführten Argumente pro weiblicher Autorschaft.

gern, dass er auch seine Erfahrungen als Dichter oder seine Kontakte zu Verlegern zu Gunsten seiner Freundinnen ins Spiel gebracht hätte. Tatsächlich hat er gute Texte ‚aus Frauenhand‘, wie etwa in Briefen enthaltene oder beigelegte Charakteristiken von Personen oder Rezensionen, als solche gewürdigt.<sup>246</sup> Doch scheint es, wenn man die Debatte um die ‚richtige‘ Veröffentlichung „Rahels“ ansieht, für Brinckmann einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Schreiben und dem Veröffentlichen seiner Freundinnen gegeben zu haben.<sup>247</sup> Derselbe Mann, der nicht ohne Stolz im Zirkel seiner Bekannten kolportierte, dass die jüngste Schlegel-Veröffentlichung in Wahrheit nicht von Friedrich, sondern von Dorothea angefertigt worden sei,<sup>248</sup> erwies sich, als es schließlich darum ging, Rahel Levin Varnhagens Briefe zu veröffentlichen, als einer der größten Gegner des Projektes. Er scheute dabei nicht vor übertriebenen Vergleichen, um an das Verantwortungsgefühl ihres Ehemannes zu appellieren, ihrer „beider Rahel“ den Status einer „Selbstdenkerin“ oder „Sibylle“, sogar eines „Sokrates“ zu belassen, die ihre Wirkung mündlich entfalteten.<sup>249</sup> Er ging soweit, nicht nur zu behaupten, Levin Varnhagen sei nicht nur keine Schriftstellerin gewesen, sondern sie habe es auch nicht sein wollen. Diese Behauptung widersprach nicht nur ihren Veröffentlichungen zu Lebzeiten, sondern auch zahlreichen anderslautenden Aussagen in ihren Briefen an Brinckmann, was diesen nicht davon abhielt, sie wiederholt und schon zu ihren Lebzeiten zu kolportieren. Seine inhaltliche Begeisterung zusammen mit seiner stilistischen Kritik – „in diesem Sinn schreibt sie schlechter als irgendeine Pensions-Mamsell“ – führten dazu, dass er, wie zuvor David Veit, Rahel Levin Varnhagens Briefe weiterreichte, auch an Luise von Voss, sie aber zuvor für die aristokratische Leserin ‚redigiert‘ hatte: „*Geändert* habe ich nichts, aber nachgeholfen hie und da, und unverzeihliche Eigenheiten getilgt“.<sup>250</sup>

Aus der Parallelektüre ergeben sich zwei interessante Auseinandersetzungen, in denen es zugleich um Rahel Levin Varnhagens Art der Gesellschaft

---

**246** Beispielsweise ist eine längere Rezension von der Hand Luise von Voss', betreffend de Staëls „Corinne“, in seinem Nachlass überliefert. Der Text muss ihm so gut gefallen haben, dass er ihn in Schönschrift abschrieb. Eine weitere Verwendung ist bisher nicht nachweisbar. Ambitionen, mit eigenen Werken an die Öffentlichkeit zu treten, scheint Luise von Voss nicht besessen zu haben, die Möglichkeit wird nicht einmal erwähnt.

**247** Vgl. zu dieser Debatte, die heute noch aktuelle Fragen vorwegnimmt Isselstein, 2001, S. 187–207.

**248** „Haben Sie vielleicht die Geschichte der Jungfrau von Orleans, herausgegeben von Fr. Schlegel, angekündigt gesehen, Es ist aber nicht von ihm sondern von der Veit geschrieben.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 3. 6. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5.

**249** Vgl. Brinckmann 1876, passim.

**250** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 20. 1. 1808, ungedruckt, GSA 5/26,11.

wie um das Veröffentlichen ging, und in denen die Ansichten zu anonymen Veröffentlichungen fast unversöhnlich aufeinander prallten. 1804 gab Brinckmann seiner Freundin ein Manuskript zur Korrektur, das in nicht mehr zu rekonstruierender Zusammenarbeit entstanden war, und sie meldete per Billet: „Ich habe schon beinah das Buch fertig: manchmal hatt' ich nur kein Bleistift; aber bei nichts Gravem hat es mir gefehlt. Adieu! Eine recht schöne kurze Antwort! R. L.“<sup>251</sup> Als Brinckmann sich Ende des Jahres 1804 für sein wochenlanges Fernbleiben entschuldigte und das tröstende PS anfügte „Übrigens lass ich *unser* Buch drucken“,<sup>252</sup> wehrte Rahel Levin Varnhagen sich deutlich: „Daß *unser* Buch erscheint daraus mach ich mir nichts! Wenn *die Welt* nicht weiß, daß es unser ist. Unbekannt hab ich manches vollbracht. Und es kränkt mich endlich, daß *mir* die Sprache fehlt! Wenigstens bildet sich jetzt eine schmerzhaft in meinem Herzen für die, die sich meine Freunde nennen wollen.“ Auch ließ sie sich so nicht über sein Fernbleiben hinwegtrösten: „Hier ist endlich Einmal die Wahrheit! ich mag Sie nicht wie einen „Verwundeten“ behandeln! [...] Sie sind psychologisch mit dem kleinen Kreise fertig, und lassen sich nur soviel incomodiren, als es Ihre Geschäftspflicht Ihnen auflegt; dabey haben Sie die Wonne autor zu sein und mit Ihren Gedanken in geordnete Kenntniße graben und leuchten zu können“.<sup>253</sup>

Nicht nur erkannte und benannte Levin Varnhagen genau, dass Brinckmann aus persönlichen Gründen nicht mehr regelmäßig zu ihr käme, weil er „psychologisch mit dem kleinen Kreis fertig“ sei. Sondern sie wehrte sich auch deutlich gegen die Rolle der bloßen Muse. Das Buch nütze ihr nichts, wenn die Welt nicht um ihre Autorschaft wisse und ihr somit die Sprache genommen sei. Brinckmann war von ihrer Reaktion so getroffen, dass er am selben Tag noch seine Motive darlegte: „Nein, liebe Kleine! *Ihre* Ansicht war doch diesmal so durchaus *falsch* daß sie mich beinah frappirt hat, [...] *die* Bemerkung: ‚Sie sind mit dem *kleinen* Kreise psychologisch fertig.‘ Im Gegentheile mit Personen, wie *Sie*, werde *ich* nie fertig; aber freil. mit Ihrem *grossen* Zirkel sehr bald“.<sup>254</sup> Auf die Angelegenheit des Buches ging Brinckmann aber nicht mehr ein.

---

251 Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 6. 5. 1804, ungedruckt, SV 38. Möglicherweise handelt es sich um den Band Carl Gustav von Brinckmann: Gedichte. 1. Bändchen, Berlin 1804.

252 Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 10. 2. 1805, ungedruckt, SV 38. Sie antwortete am selben Tag, worauf auch Brinckmann noch mal am selben Tag ein Billet schickte, was zusätzlich auf ein gewisses Aufgebrachtsein schließen lässt.

253 Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 10. 2. 1805, in: Hahn 1998, S. 199.

254 Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 10. 2. 1805, in: Hahn 1998, S. 199 f. Mit einem Rest von Galanterie fuhr er fort, ihre Gäste wisse er „nun einmal so auswendig, daß ihre Unterhaltung mich ermüdet wie das Lesen in Campes Kinderbibliothek. Bei *Ihnen* ist das anders. *Sie* brauchen solche Menschen zum Ballspielen, um ihrem Geist Motion zu

Die berechnete Frage, ob sich Brinckmann, ähnlich wie Goethe in seiner Ablehnung von Sara Meyer Grotthus' Autorschaft, sich entweder lästige Aufgaben oder Konkurrenz vom Leibe halten wollte, muss dennoch verneint werden. Brinckmanns Ablehnung, Briefe zu veröffentlichen – und möglicherweise auch die Aversion, Gedanken von Freundinnen zu veröffentlichen – hing, wie er betonte, mit seinem speziellen Konzept von Öffentlichkeit zusammen. Allzu textgetreue Veröffentlichung erschien ihm, wie vielen seiner Bekannten, unsittlich. Er traf diesen Unterschied auch für sich selbst, „daß ich zum *öffentlichen Schriftsteller* weder Beruf noch Talent genug besitze und habe mich also darauf beschränkt nur ein *handschriftlicher Verfasser* zu sein, zur Unterhaltung meiner Freunde und meiner selbst“.<sup>255</sup>

Einen vergleichbaren Unterschied machte er für musikalische Vorführungen oder solche des Witzes, die vor ausgewählten Freunden oder der Allgemeinheit jeweils anders zuzurichten seien: „Meine Freunde sind mein Publikum, u. in einem kleinen häuslichen Zirkel mag einer ja wol ganz artig das Klavier spielen, ohne dadurch berechtigt zu werden, sich öffentlich hören zu lassen“.<sup>256</sup> Typisch für Brinckmann war daher, dass er die *Lucinde* im Manuskript rezensierte und dies an verschiedene Freunde und Leser schickte, unter anderem an Schleiermacher, mit dessen veröffentlichter Rezension er sich sogar verglich: „Ich habe endlich die *Luzinde* nicht bloß gelesen, sondern sogar, wiewol nur im Manuscript rezensirt, und unser Urtheil scheint viel gemeinschaftliche Berührungspunkte zu haben“.<sup>257</sup>

Wieviel Wert Brinckmann darauf legte, dass seine Privatbriefe nur einem ausgesuchten Kreis von Lesern unter die Augen kamen, zeigte sich bei einer zweiten Auseinandersetzung über das Veröffentlichen von Briefen. Rahel Levin Varnhagen hatte eine witzige Stelle aus Brinckmanns Briefen Friedrich Schlegel zur Kenntnis gebracht, der sie seinem Bruder zum Druck im *Athenäum* weiterleitete. So las Brinckmann in Paris sein eigenes Zitat unvermutet, wenngleich anonym, in der Zeitung.<sup>258</sup> Seine Verstimmung wurde nicht dadurch

---

machen, wenn er zu faul ist, was anders zu thun. Ich bin schon zu steif, um mich zu bücken, und zu zerstreut um etwas aufzufangen.“ Ebd.

**255** Gustav von Brinckmann an Karl August Varnhagen, Januar 1839, zit. nach: Isselstein 2001, S. 195. Es ist davon auszugehen, dass der Verlust vom gesprochenen zum geschriebenen Wort Thema in den Salons bzw. zwischen Levin Varnhagen und Brinckmann gewesen sein muss, da in ihren Tagebüchern sich ähnliche Ansichten finden.

**256** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 27. 5. 1800, ungedruckt, GSA 5/26, 3.

**257** Gustav von Brinckmann an Friedrich Schleiermacher, 29. 1. 1800, in: Meisner / Schmidt 1912, S. 22.

**258** [Gustav von Brinckmann:] Aus einem Briefe von Paris über Kotzebues Menschenhaß und Reue, in: Schlegel / Schlegel 1992, Bd. II/2 [1799], S. 321.

gemildert, dass Schlegel auf lakonische Art schrieb: „Übrigens bin ich Ihnen vielen Dank schuldig für Ihren Beytrag zum Athenäum“. <sup>259</sup> Brinckmann fasste seine Erregung zusammen in einer ausführlichen „Nachschrift vom 10. Oktober 1799! die zuerst gelesen werden muß“:

Ich bin böse auf Sie, liebste Levin, und das hätte ich bei einem Haare vergesen, ich habe seit langer Zeit ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken, oder eigentlich einen *ganzen Auerhahn* zu rupfen. Wie in aller Welt können Sie Schlegeln zum Druck etwas aus meinen Briefen mittheilen? Es ist, ohne allen Scherz, nicht hübsch. Ich könnte vielleicht so gut wie ein anderer Briefe zum *Druck* schreiben, aber ich muß es vorher wissen, und ich hasse ganz herzlich diese Wuth, jeden augenblicklichen Einfall, jeden freundschaftlichen Scherz in Buchhändlerwaare zu verwandeln. <sup>260</sup>

Obwohl die Formulierung, dass er nichts gegen Veröffentlichung habe, es aber vorher wissen wolle, in erster Linie auf verletzte Eitelkeit schließen lässt, ist wesentlich, dass Brinckmann den Vorfall zum Anlass nahm, mehreren seiner Freunde den Unterschied zwischen dem gesprochenen Witz und dem für den Druck geschriebenen zu erläutern. <sup>261</sup> Gegen die Veröffentlichung seiner Briefe im kleineren Kreis, etwa dem Salon Levin, hatte er dabei explizit nichts einzuwenden. Abgesehen davon, dass sich hier das zeittypische Legitimationsmuster der Geschlechter umdrehte – ein männlicher Autor verteidigte sich, dass sein geistiges Eigentum wider seinen Willen – und in diesem Fall von einer Frau – veröffentlicht worden sei –, ist der Vorfall ist hier vor allem aus dem Grund interessant, da er den Salon und seine Gastgeberin als ‚kleine‘ eigene Öffentlichkeit oder Zwischeninstanz zur ‚wirklichen‘ Veröffentlichung belegt.

Langfristig problematisch hätte dieses Verständnis von Öffentlichkeit allerdings dadurch werden können, dass Brinckmann das Dilemma zwischen Sprache und Schrift für seine Freundinnen anders löste als für sich: er veröffentlichte Privatdrucke für Freunde, Rahel Levin Varnhagen gestand er lediglich die Rolle der Muse zu, indem er idealisierend in seinem Nachruf behauptete: „Sie konnte die besten von uns Buchstabenmenschen, ja selbst den wirklichen *Künstler* begeistern, sie selbst konnte, und wollte kaum eine Quartseite so

<sup>259</sup> Friedrich Schlegel an Gustav von Brinckmann, Juli 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 304.

<sup>260</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 10. 10. 1799, ungedruckt, SV 38.

<sup>261</sup> Sprachwitz ließ sich nach Brinckmanns Auffassung nicht drucken. „Im Gegentheil: Es ist etwas ganz anderes *Witzig* sein und *Witz* haben. Das letztere kann der Fall des Schriftstellers sein, ohne daß er in Gesellschaft *witzig* ist. Er mag also drucken lassen; *Der Witz* hingegen der sich durch *Sein* und *Thun* und *Sprache* und *Blick* des Menschen offenbart [...]. Das *witzigste* Ihrer Unterhaltung zum Beispiel lässt sich nicht drucken. [...] der Korrespondent, der hieran *nicht* denkt, und sich folglich gehen lässt, ist für einen Kleinen Zirkel interessanter, während er unschuldiger weise dem Publikum sehr *platt* scheinen könnte“. An Rahel Levin Varnhagen, 10. 10. 1799, ungedruckt, SV 38.

schreiben, wie es der Preßbengel verlangt“.<sup>262</sup> Und doch hat seine Freundin für den Pressbengel, sogar die Presse geschrieben und ihre Pseudonyme waren für Zeitgenossen durchaus auflösbar.<sup>263</sup> Es wäre für das Verständnis der Salongesellschaft interessant zu wissen, ob auch andere Beteiligte dieses Konzept einer ausgesuchten Öffentlichkeit vertraten und inwieweit die Salongesellschaft als eigene Öffentlichkeit empfunden wurde.

### Fazit – Geschlechterdebatten im Brief

Gustav von Brinckmann hat keinen veröffentlichten Beitrag zur Geschlechtercharakterdebatte geleistet, wohl aber wurden ihm manche Veröffentlichungen und Begegnungen zum Anlass einer längeren brieflichen Rezension oder eines Verses auf die Geschlechter. Implizit regte er auch Geschlechterdebatten an, da seine Lektüretipps zahlreiche Texte enthielten, die diese Fragen erörterten. Er stritt sich über Richardson und Rousseau, zu den *Schwestern von Lesbos* oder *Lucinde* forderte er nachdrücklich Kommentare seiner weiblichen Briefpartnerinnen ein und leitete diese an andere Freundinnen weiter. Die größere Anzahl von Aussagen über Frauen-Rollen mag an seiner besonderen Wertschätzung dieses Geschlechtes liegen, allerdings lag er damit ganz im Trend der Zeit. Die hier untersuchten Frauen haben sich ebenfalls nicht offiziell an der Geschlechterdebatte beteiligt, wohl aber in ihren Briefen zu den Texten der beteiligten Männer und zu Brinckmanns Position deutlich Stellung bezogen. Brinckmann und seine hier untersuchten Freundinnen zeigten weitgehend dieselben Ambivalenzen gegenüber Geschlechterstereotypen: Während die Staël alle Beteiligten faszinierte, attestierten ihr beinahe alle einen „männlichen Geist“. Umgekehrt hinderte die Existenz zahlreicher selbstdenkender eigenständiger Frauen Mitglieder der Salongesellschaft nicht, ein Ideal der gebildeten Weiblichkeit, nicht gelehrter Frauen, zu propagieren. Bildung war erstrebenswert, sollte aber nicht allzu „öffentlich“ gezeigt werden.

Gustav von Brinckmann arbeitete keineswegs an der Beseitigung der Ungleichheit der Geschlechter, dazu reizte ihn die Dichotomie zu sehr. Aber er erkannte und missbilligte die stärkere Abhängigkeit der Frauen von der gesellschaftlichen Meinung und leugnete diesen Unterschied im Ernstfall nicht. Gegenüber diesem eingestandenen Geschlechtsunterschied beim Schreiben thematisiert Brinckmann bei „Frauen von Geist“ keine Differenz nach Herkunft und Stand, zumindest nicht in ihrer Rolle als Gesprächs- und Korrespon-

---

<sup>262</sup> Gustav von Brinckmann an Karl August Varnhagen, 29. 5. 1833, ungedruckt, SV 38.

<sup>263</sup> So waren die Kürzel, unter denen sie veröffentlichte, dem Publikum bekannt. Vgl. Kinkshofer 2001, S. 267 f.

denzpartnerinnen. (Wie die folgenden Kapitel zeigen, kehrte das Standesbewusstsein bei der Betrachtung der Geselligkeiten nach 1801 zurück.) Allen vier Frauen ist gemeinsam, dass sie sich seine Huldigungen gefallen ließen, sich aber explizit gegen die Konzeption einer allzu „sanften Weiblichkeit“ wehrten, da sie ihrer Lebenspraxis nicht entsprach.

### **3 Vom „moralischen Kanapee“ zum „Judensofa“ – Der Wiedereinzug der Kategorie „jüdisch“ in den Briefwechsel Brinckmann–Voss**

Während einige wesentliche Themen des Briefwechsels zwischen Brinckmann und Voss nicht nur kontinuierlich verhandelt, sondern auch über zehn Jahre durchgängig ähnlich bewertet werden (Luises „Tugend“ und Gastfreundschaft, Goethe, Jean Paul, der Vorzug kleiner „Theetische“ gegenüber großen Gesellschaften), sind in der diskursiven Behandlung jüdischer Bekannter und Freundinnen Brüche zu konstatieren, die allerdings nicht, wie bisher angenommen, auf eine grundsätzliche persönliche Distanz des Salongastes zu diesen Frauen deuten, sondern vor allem auf (wieder) verschärfte Trennlinien in der Berliner Gesellschaft. Dieses Kapitel verfolgt die Entwicklung der Diskussion über jüdische Bekannte von den „Vertrauten Freundinnen“ [V.3.1] zur „Judenkultur“ [V.3.2] und letztlich zum „Judenschimpf“ [V.3.3].

#### **3.1 „Vertraute Freundinnen“**

In Brinckmanns Briefen an Luise von Voss wurden Kommentare zu Rahel Levin Varnhagen, Dorothea Veit Mendelssohn Schlegel, Henriette Mendelssohn und Marianne Meyer Eybenberg regelmäßig mit „Meine Freundin ...“ eingeleitet.<sup>264</sup> In der ersten Phase des Briefwechsels (1797–1800) kam in seinen Briefen retrospektiv eine allgemeine Wertschätzung dieser Freundinnen zum Ausdruck. Sie wurden durchweg positiv erwähnt, für die Bekanntschaft mit Ihnen wurde geworben und sie wurden nicht als jüdische Frauen gekennzeichnet. Das Wortfeld „Jude/jüdisch“ ist im Briefwechsel mit Luise von Voss und Karoline von

---

<sup>264</sup> Wie in Kap. III und IV dargestellt, lässt sich verschiedenen brieflichen Äußerungen entnehmen, dass Gustav von Brinckmann seit seinem ersten Berliner Aufenthalt 1789/90 zumindest Henriette Herz und Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel kannte und spätestens seit 1792 regelmäßiger Gast mehrerer jüdischer Familien war, u. a. der Levins, der Herzens, der Itzigs, der (Aaron) Meyers.



Berg bis Mitte 1801 gar nicht vorhanden, ebenso wenig die Kategorie jüdisch.<sup>265</sup> Der Leseindruck der ersten Jahre muss lauten: Brinckmann, der nach eigenem Bekennen ohne den Umgang mit geistreichen Frauen nicht leben konnte, machte diese gern miteinander bekannt und unter seinen „alten Freundinnen“ befanden sich – bedingt durch die gesellige Struktur in Berlin vor 1800 – viele Frauen aus jüdischem Hause.

An die genannten Frauen wird dabei zu unterschiedlichen Gelegenheiten, in unterschiedlichen Funktionen erinnert. *Rahel Levin Varnhagen* tritt vor allem mit Aphorismen in Erscheinung, insbesondere dann, wenn es Gustav von Brinckmann darum ging, sich selbst auf originelle Weise zu erklären und er dafür eine Gewährsfrau brauchte, die ihn schon lange kannte.<sup>266</sup> Nicht selten schrieb er längere Zitate aus ihren Briefen für Luise von Voss ab, die er einleitete mit: „Die kleine Levin schrieb mir neulich etwas sehr treffendes hierüber, das mir recht deutlich bewieß, wie richtig mich diese scharfsinnige Freundin beurtheilt“.<sup>267</sup> Hier trifft Ursula Isselsteins Formulierung, Brinckmann „prahle“ mit Rahel, durchaus zu, er prahlte allerdings noch mehr mit anderen Frauen.<sup>268</sup> Wesentlich detaillierter als mit Levin Varnhagen beschäftigte sich Gustav von Brinckmann in diesem Briefwechsel bis 1801 mit dem Charakter und dem Schicksal der Töchter Mendelssohns.<sup>269</sup> So schrieb er schöne Stellen aus *Henriette Mendelssohns* Briefen ab und warb kontinuierlich für die Bekanntschaft. Im Sommer 1798 scheinen die Frauen sich getroffen zu haben, denn im Oktober schrieb Brinckmann: „Ich kann Ihnen meine Freude darüber, dass Ihnen Henriette Mendelson so gut gefällt, nicht lebhaft genug schildern. Ich liebe dies Mädchen wie die lieblichste und beste meiner Schwestern, und ich habe vielleicht nie eine aufrichtigere Freundin gehabt“.<sup>270</sup> Mögli-

---

**265** Auch zeitgenössische Synonyme wie „alttestamentarisch“ oder „mosaisch“ werden nicht verwendet. Weder die Situation der Juden in Preußen noch dadurch bedingte individuelle Lebenssituationen werden thematisiert.

**266** Als Brinckmann sie Luise von Voss gegenüber erstmals erwähnte, muss sie mit dieser schon bekannt gewesen sein: „Die kleine Levin hat [...] immer behauptet, ich möchte nur selbst immer das Leben zehnfach feuren als nöthig wäre, bloß um einst einen *Heiligen Schein* zu bekommen [...]“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 17. 5. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

**267** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 12. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**268** Isselstein 1997, S. 205.

**269** Sowohl Henriette als auch Dorothea, „der Veit“, widmete er im Laufe der Jahre wiederholt mehrere Seiten, um „ihr ganzes Wesen“ für Luise von Voss ans Licht zu bringen. Ein ausführlicher Vergleich der beiden Schwestern nach Verstand und Charakter findet sich bereits im Brief Gustav von Brinckmanns an Luise von Voss, 16. 11. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

**270** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 16. 11. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

cherweise hat sich Brinckmann für diese „Schwester“ besonders verantwortlich gefühlt, denn zur selben Zeit diskutierte er mit seiner anderen Brieffreundin, Henriettes späterer Schwägerin Lea Mendelssohn Bartholdy, die Möglichkeiten einer näheren Bekanntschaft.<sup>271</sup> Zwischen Luise von Voss und Henriette Mendelssohn muss es zu einem leider nicht erhaltenen Briefwechsel gekommen sein, denn Brinckmann bat seine aristokratische Freundin, diesen auch über die Entfernung nach Wien aufrecht zu erhalten.<sup>272</sup>

Während Brinckmann für Henriette Mendelssohn warb, in dem er auf ihre zarte Veranlagung trotz eines harten Schicksals hinwies, versuchte er in ähnlicher Weise Luise von Voss' Urteil über *Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel* abzumildern, in dem er auf deren selbstständigen Geist verwies.<sup>273</sup> Höflich, aber deutlich, wies er ein zu hartes Urteil der Gräfin zurück: „Aber Sie, meine Gnädigste! beurtheilen die arme V. doch immer etwas zu hart. Ich würde schwerlich wagen, Ihnen zu widersprechen, wenn wir sie beide gleich genau kannten; [...] *allein* ich kenne die V. schon seit vielen Jahren, und schätze sie als eine meiner besten Freundinnen“.<sup>274</sup> In seinen eigenen Worten „seufzte“ Brinckmann „nicht selten über ihre disharmonische Lage“.<sup>275</sup> Auf die Idee, die „Disharmonie“ oder „Zerrissenheit“ dieser Frauen auf die allgemein schwierige Situation gebildeter und besonders jüdischer, gebildeter Frauen um 1800 zurückzuführen, beziehungsweise darauf, dass ein Grund für die Sprünge in ihrem Lebenslauf das Weiblichkeitsideal war, dem auch aufgeklärte Männer wie Brinckmann selbst anhängen, kam er zu keiner Zeit.<sup>276</sup> Brinckmann sah

---

**271** Die schüchterne Lea Mendelssohn Bartholdy wurde von Brinckmann darin bestärkt, die Freundschaft mit Henriette Mendelssohn zu suchen. Am 14. 4. 1798 schrieb sie an Brinckmann: „Ich weiß nicht welches dunkle, selige Vorgefühl mir sagt, wir würden uns verstehen und lieben können“, und am 26. 5. 1798, sie sehe Henriette Mendelssohn jetzt in der Singestunde, in: Klein 2005, S. 104.

**272** „Ich bitte Sie mit einem recht brüderlichen Interesse dieser lieblichen Emigrantin auch in der Entfernung Ihre Freundschaft zu erhalten, und selbst Ihren Briefwechsel mit ihr nicht aufzugeben.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 18. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**273** „Viele thun der Veit so sehr Unrecht, daß sie glauben, *sie* habe weniger Verstand, im Gegentheil, sie hat einen sehr eigenthümlichen, sogar bis zur förmlichsten Sofisterei *gewandten* Geist.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 16. 11. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

**274** Brinckmann kannte Dorothea Veit Schlegel seit seinem ersten Berlinaufenthalt 1789/90. In der KSFA sind sehr persönliche Briefe Dorotheas an den Diplomaten überliefert. Luise von Voss und „die Veit“ lernten sich nach Aussage der letzteren im Sommer 1798 kennen. Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel an Gustav von Brinckmann, 2. 2. 1799, in: KFSa, Bd.24, S. 226.

**275** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 18. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**276** Bei Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel sprach er von einer „Inkonsequenz der Empfindungen“, bei Henriette Mendelssohn wiederholt von ihrer zerrissenen oder

die Ursache für die schwierige Lage „der Veit“ in ihrer impulsiven Veranlagung und vor allem in ihrem Verhältnis zu Schlegel, den er intellektuell zwar schätzte, aber moralisch für unzurechnungsfähig hielt.

Zwei weitere jüdische Bekannte wurden, auch als ehemalige Gastgeberinnen, diskutiert: Die in Kapitel IV erwähnte *Sophie Fränkel Pobeheim* und *Marianne Meyer Eybenberg* – letztere war ein besonderer Fall, da sie mit Luises Mutter, Frau von Berg, bereits befreundet war, bevor Brinckmann diese kennenlernte. In diesem Fall konnte daher Brinckmann „die Mariane“ und seine eigenen Verse nutzen, um Rahel Levin Varnhagen und „die Berg“ miteinander bekannt zu machen.<sup>277</sup> Im Briefwechsel Brinckmann–Voss wurde „unsere Freundin Mariane“ zunächst nur bei Gelegenheit diskutiert.<sup>278</sup> Erst der plötzliche Tod ihres Mannes, des Amtskollegen und Freundes Brinckmanns, Heinrich Fürst Reuß, 1799, machte ihr Schicksal in allen seinen Korrespondenzen zum Thema. Anscheinend äußerte sich Luise von Voss kritisch, denn im folgenden Brief formulierte er vorsichtig: „Ihre Bemerkungen über Mariane tun mir eigentl. weh, den ich halte sie für gegründet. [...] wer M. vorher nicht gut ist, beurtheilt sie darnach doch härter, als sie verdient. Ihrem Charakter fehlt von jeher *Verschmelzung*; heterogene Züge liegen oft zu nah; die edleren sind aber doch eigentl. die herrschenden“.<sup>279</sup>

Bemerkenswert ist diese Schilderung insofern, weil sie eine Formulierung vorwegnahm, die bei seiner Theorie über den „egyptischen Styl“ einiger Jüdinnen wieder auftauchen sollte, betreffend die Schärfe der Kontraste. 1799 allerdings wurde die mangelnde „Verschmelzung“ noch ohne jede antijüdische Assoziation verwendet, Meyer Eybenberg keineswegs als „egyptisch“, sondern als Witwe eines Fürsten diskutiert. Es war dem Diplomaten wichtig, ihren richtigen Titel zu wissen, den er Luise von Voss herauszufinden bat, bevor er überhaupt ein Beileidsschreiben aufsetzen könne. Bemerkenswert ist auch, dass in diesem Zusammenhang Brinckmann erstmalig Kritik am Verhalten Luise von Voss' übte, die keinen Kontakt mehr zu Marianne Meyer Eybenberg hatte: „Aber was heißt das: Sie hätten sie nicht selbst gesehen? – Die ganze Zeit ihres Witwenstandes nicht? – Dies würde mir misfallen“.<sup>280</sup> Zur Verteidigung der Witwe schrieb er weiterhin, dass „sie 10 Jahre lang das Glück des Fürsten

---

„disharmonischen Lage“; Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 30. 1. 1799 und 18. 12. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**277** Zu Brinckmanns Rolle in der Kontaktvermittlung zwischen von Berg und Levin Varnhagen s. Lund 2010.

**278** Ihre Schwester, Sara Meyer Grotthus, taucht in den zehn Jahren des Briefwechsels nur einmal auf.

**279** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 22. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

**280** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 12. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2.

gemacht, u. dieser Verbindung doch ihre ganze Existenz aufgeopfert hat. Es giebt gewisse Unbilligkeiten, die mich immer empören, weil sie zugleich so gemein sind“.<sup>281</sup>

Wieder in Berlin stand Brinckmann vor der Notwendigkeit, Prioritäten zu setzen, da ein – leider nicht mehr zu bestimmendes – Ereignis Marianne Meyer Eybenberg und das Haus Berg auseinandergebracht hatte. Zu dem Tee seiner alten Freundinnen mit Luise von Voss wurde Meyer Eybenberg daher nicht gebeten. „In die Gesellschaft im Allgemeinen hätte sie gepasst, da aber die *Gräfin* meine kleine Zelle in einenn *Tempel* verwandelt, u. Mariane sich in der letzten Zeit gegen Sie beide ein wenig *profan* benommen hat, so halte ich sie dieser Ehre nicht eigentlich werth“.<sup>282</sup> Dieser und die folgenden Briefe Brinckmanns lassen sich in zwei Richtungen lesen, als Verteidigung Marianne Meyer Eybenbergs vor allzu heftiger Kritik und als Verteidigung seiner selbst, dass er noch mit ihr umging. Brinckmann schrieb an Karoline von Berg eine lange kritische Charakteristik über die Eitelkeiten ihrer ehemaligen Freundin, wusste sich aber zugleich dankbar für schöne Teestunden im Hause Meyer:

Sie ist meine Freundin gewesen zu einer Zeit, wo ich sehr freundesbedürftig war, u. wo ich mir sie freiwillig so sehr, wie möglich idealisierte, um nur alle Empfindungen meines kränklichen Herzens anbringen zu dürfen. Dies werde ich nie vergessen, und keine Gelegenheit möchte ich unbenutzt lassen, um ihr zu beweisen, dass ich noch ihr aufrichtiger Freund bin.<sup>283</sup>

Festzuhalten ist, dass er bei aller einschmeichelnder Kritik an seine neuen Freundinnen zu keinem Zeitpunkt auf Meyer Eybenbergs jüdische Herkunft referierte, noch ihr Verhältnis mit dem Prinzen Reuß als eine aus Ehrgeiz geschlossene Ehe, ein ‚sich hoch Heiraten‘ missdeutete. Wenn Barbara Hahn schreibt, dass „in *keinem* Bericht von Dinern oder Teegesellschaften, von Einladungen in seinem Hause oder Besuchen bei Freunden [...] ein Hinweis darauf [fehlt], wer jüdisch ist oder nicht“, ist dem für den Briefwechsel Brinckmann–Voss in dieser Absolutheit nicht zuzustimmen. In den Briefen bis Mitte 1801, in etwa 200 der insgesamt 360 Texte gibt es keinerlei solche, explizite oder implizite, Hinweise.<sup>284</sup>

---

**281** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 26. 4. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2. Dass man Marianne Meyer Eybenberg die Erbschaft vorenthalten wollte, fand er „grausam und schlecht“. Ebd.

**282** Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 8. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/1.

**283** Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 12. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/1.

**284** Hahn 2002, S. 94. An dieser Stelle muss allerdings nochmals betont werden, dass Aussagen zu *einem* Briefwechsel *eines* Salongastes bereits durch eine andere seiner Korrespondenzen relativiert werden können. Wie in Kap. IV geschildert, erwies sich Brinckmann Dreiecksbriefwechsel mit seinen Jugendfreunden Gentz und Humboldt als Vertreter oder zumindest Connoisseur eben der Vorurteile, die er gegenüber der

### 3.2 „Judenkultur“ – Zwischen Wortspiel und Ressentiment

Mit Blick auf seine „Bulletins“ zur Geselligkeit wurde festgehalten, dass sich Brinckmanns gesellschaftlicher Umgang nach 1801, auch aus dienstlichen Gründen, änderte. Die Schwerpunktverlagerung des geselligen Engagements erklärt aber noch nicht, wie es zur Äußerung der zitierten antijüdischen Ressentiments kam. Die Langzeitanalyse des Briefwechsels mit den beiden Aristokratinnen ergibt kein zu datierendes plötzliches Aufflackern eines neuen oder alten Antisemitismus, sondern es lässt sich ein schleichender Wiedereinzug der Kategorie „jüdisch“ in die Sprache und Gedankenwelt Brinckmanns (und seiner Bekannten) ausmachen. Gewissermaßen wurde ihm die jüdische Herkunft zahlreicher Bekannter wieder zunehmend präsent, ebenso wie ihre rechtliche und soziale Situation, die er aber nicht politisch kommentierte, sondern mit der er sich nur ‚im Salonton‘ auseinandersetzte. Bezeichnenderweise taucht der Begriff Jude erstmals im Briefwechsel in einem Wortspiel auf: „Sehen Sie nur, liebe Gräfin!, daß Ihr *Schuzdichter* – das Wort ist freil. nach *Schuzjude* gebildet, und wahrlich meine Muse bedarf Ihres Schuzes zum wenigsten eben so sehr, wie jenes *unglückliche* Volk eines fürstlichen ..“.<sup>285</sup>

Auch dieses Sprachspiel bezeichnet für sich genommen noch keine Distanzierung von jüdischen Freunden. Die Gesamtschau mehrerer Briefwechsel des Diplomaten ergibt hier ein komplexeres Bild: Wie im Dreiecksbriefwechsel zwischen Humboldt, Gentz und Brinckmann dargestellt, nahm Brinckmann zugleich Teil an einer Kommunikation zwischen Männern, die an einigen Freundinnen „das Jüdische“ deutlich und durchgehend als „das Andere“ markierte. Wie im Querschnittskapitel gezeigt, gehörten verbale Anspielungen auf die Religion zum alltäglichen Sprachgebrauch der Salongesellschaft, auch der jüdischen Beteiligten. Im Briefwechsel mit Weimarer Intellektuellen schließlich verglich Brinckmann sich selbst gleich mehrfach mit dem jüdischen Volk, und Weimar mit Jerusalem, wohin sich sein Blick sehnsuchtsvoll richtete.<sup>286</sup> Während

---

moralisierenden Gräfin zurückwies. Der Diplomat Brinckmann wird so zu einem hervorragenden Beispiel eines begabten Briefschreibers, der sich im Stil der Erwartungshaltung seiner jeweiligen Adressaten anpassen konnte.

**285** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 26. 6. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4. Im Oktober überlieferte er ein Teegespräch aus dem Hause Voss, bei dem die Gräfin den Titel „Schuzschwede“ verliehen habe. An Karoline von Berg, 8. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/1.

**286** Nach seinem kurzen Besuch bei Goethe schrieb er 1799: „[...] ich wende seitdem mein Angesicht nach Weimar, wie die Juden nach Jerusalem.“ Es ist denkbar, dass er vergaß, dass er den Vergleich schon verwendet hatte, oder aber dass er ihm besonders gefiel, denn er schrieb 1803: „Seit meinem Aufenthalt in Weimar sehne ich mich in der That nach diesem gelobten Land zurück wie das alte Bundesvolk nach Jerusalem“, und 1804: „Das Andenken jener seligen Tage in Weimar [...]. Nach diesem gelobten Lande kehr’ ich noch immer, wie das alte Bundesvolk nach Palästina, meine traurigen Blicke.“ Gustav von Brinckmann an

die Metapher hier je nach Perspektive verehrungsvoll oder anbiedernd wirkt, können ähnliche Stilmittel in Briefen an seinen ältesten Freund Friedrich Schleiermacher diese Funktionen nicht haben. Eine quantitative Analyse der dort verwendeten Metaphern und Vergleiche ergibt einen großen Anteil von Sprachspielen aus dem religiösen, auch christlichen Bereich. Ebenso wie er Literatur einmal mit Manna für die Juden verglich, so verglich er sich dem agnus dei, wenn er zu sehr von Migräne oder beruflichem Stress heimgesucht wurde. Das mag dazu gedient haben, den protestantischen Theologen in Schleiermacher zu provozieren, aber Anspielungen dieser Art finden sich auch zahlreich im Briefwechsel mit Rahel Levin Varnhagen oder sogar an Luise von Voss: „Ich schwöre Ihnen, daß ich bald anfangen werde, mich für das *Lamm Gottes* zu halten, welches *der Welt Sünden trägt*, denn zwischen meinen *Leiden* und meinen *eigenen Sünden* scheint gar nicht kein Verhältnis zu sein“.<sup>287</sup> Es ist daher zu fragen, ob – für die Zeit bis 1801/02 – religiöse Metaphern aus dem Bereich der Religion und Anspielungen auf das Alte und Neue Testament nicht zum vielseitig einsetzbaren Stilrepertoire eines aufgeklärten klassizistischen Dichters gehörten? Und es stellt sich dann zugleich die Frage, was diesen veranlasste, dieselbe Sprache ab einem gewissen Zeitpunkt mit antijüdischem Inhalt zu füllen.

1801 wurde mehrfach in dem Briefwechsel Brinckmann–Voss von Juden als gesellschaftlicher Gruppe oder „Szene“ gesprochen, zunächst aber nur als Zitat von Bekannten, vor allem von Friedrich von Gentz, von dessen gesellschaftlichem Ehrgeiz er sich distanzierte. Gentz’ unter IV. dargestellte ‚Mahnungen‘, nicht zuviel mit Juden umzugehen, kolportierte Brinckmann genüsslich weiter:

Von Gentz bekomme ich alleweile ein Billet, worin er mir vorwirft, daß ich ihn vernachlässige [...]: „Das einzige, was mich tröstet, ist daß ich immer mehr und mehr glaube, daß es weder *Juden* noch *Gelehrte* sind, die mir Ihren Umgang entziehen, sondern daß ich nur Personen nachstehen muß, denen ich lieber und williger weiche, deren Liebenswürdigkeit groß und entschieden ist; die von *Juden* durchaus nichts, und von den *Gelehrten* nur das an sich haben, was diesen eigentlich ihren Werth geben würde, wenn es sich in Ihnen jemals in seiner völligen Reinigkeit entwickeln könnte. [...]“<sup>288</sup>

---

Johann Wolfgang von Goethe, 29. 11. 1799 und 4. 10. 1803, sowie an Karoline von Wolzogen, 16. 5. 1804, in: Geiger 1896 (a), S. 30, 35 und 41.

**287** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 17. 3. 1799, ungedruckt, GSA 5/26,2. Die Parallelisierung von Krankheit und repräsentativen Anforderungen, als den zwei möglichen Gründen für sein Nichtkommen, war sprichwörtlich zwischen Brinckmann und seinen Freunden, so fragte ihn Rahel Levin Varnhagen vorsichtig: „Haben Sie Migräne oder Schweden?“ An Gustav von Brinckmann, 31. 8. 1797, in: GW I, S. 170.

**288** Dies und das folgende Zitat Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 7. 7. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4.

Brinckmann kommentierte dies Zitat aus dem Brief Gentz nicht, sondern deutete es als Kompliment an die Voss: „Die oben unterstrichenen Stellen sind wickl. sehr hübsch, und mit dieser Charakteristik *Ihrer Gelehrsamkeit* bin ich völlig zufrieden.“

Zwei Wochen später waren nicht Juden und Gelehrte, sondern Juden und Schlegel Gentz' Schreckbild. Wie Brinckmann seiner Gastgeberin mitteilte, löste das Gerücht, wonach Schlegel bei Bergs verkehrte, bei Gentz Panik aus: „Ich dachte wir wären durchaus en bonne société? Nächste *unmittelbaren* Juden giebt es nichts schrecklicher, als diese mittelbaren; diese Tyrannen der Literatur! Widerrufen sie doch dieses grausame Wort, als einen unschuldigen Spaß! War es aber Ernst – das ich immer noch nicht hofen will – so verschliessen Sie diese meine Aeusserungen ja in sich“!<sup>289</sup>

Statt Gentz' Wunsch zu erfüllen, kolportierte Brinckmann diese Äußerungen eben der Gräfin, zusammen mit seiner bemerkenswerten Antwort, er habe Gentz beruhigt, „daß gedachter Schl. eben kein besonderer Protéégé von Ihnen Beiden ist, und von dem Grafen ist er ein völliger Enthusiast, seit ich ihm versichert, daß er die Judenkultur förmlich haßt“.<sup>290</sup>

Auch wieder ‚nur‘ als Zitat kam hier ein Begriff ins Spiel, der mehr Fragen aufwirft, als sich aus diesem Briefwechsel beantworten lassen. Anscheinend war zu diesem Zeitpunkt in diesem Kreis „Judenkultur“ eine eindeutige Anspielung. Dennoch war Brinckmanns Position hier noch die des Beobachters. Deutlich wird das in der Beschreibung des oben erwähnten Soupers Ende des Jahres 1801 zu Ehren Fanny von Arnsteins, das sich gewissermaßen schneller herumsprach, als die Gastgeberin einladen konnte: Brinckmann kritisierte dabei deutlich „Gentz, der mit gewöhnlicher *Feigheit* – welches nicht etwa ein Schreibfehler für *Feinheit* ist – alle Parteien befriedigen wollte, und daher den Ungebetenen versicherte: ‚es sei aus reiner *Achtung* für sie, weil man sich nicht getraute, sie mit *Juden* zusammenzubitten““.<sup>291</sup>

In seiner Beschreibung des Soupers legte Brinckmann, wie zitiert, Wert darauf, dass er Gentz' Besorgnis über die Mischung von Juden und Adligen nicht teilte. Auch wenn Brinckmann sich aber Ende 1801 auf die Ebene des Diplomaten zurückzog, der „schlechte Karten“ zu spielen wisse, wurde zugleich deutlich, dass zu diesem Zeitpunkt jüdische Herkunft für ihn eine solche

---

**289** Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, zitiert in dessen Brief an Luise von Voss, 21. 7. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4. Brinckmann zitiert hier wörtlich und unredigiert das Billet Friedrich von Gentz' vom selben Datum, vgl. Wittichen 1910, S. 76, lediglich „mittelbar“ war im Original auch unterstrichen.

**290** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 21. 7. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4.

**291** Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 19. 10. 1801, ungedruckt, GSA 5/1.



mögliche schlechte Karte geworden war.<sup>292</sup> Zwischen 1802 und 1804 wurden seine „alten Freundinnen“ dann zu seinen „jüdischen Freundinnen“, etwa wenn er schrieb, bei ihm in der Wohnung sei „jetzt alles so konfus, daß ich es, ohne Beleidigung meiner vielen Freundinnen, nicht einmal eine *Judenwirtschaft* nennen darf“.<sup>293</sup> „Judenwirtschaft“, „Judenkultur“: Brinckmann „zitierte“ die Begriffe, verwendete sie aber.<sup>294</sup> Besonders auffallend veränderte sich die Diskussion über Henriette Mendelssohn. 1798 hatte er bei Luise von Voss noch für die Freundschaft mit Henriette geworben, „was diese recht eigentlich charakterisirt, ist eine schöne Seele, [...] ein moralischer *Aristokratismus*, den weder Stand noch Unglück, noch der Volksdespotismus heterogener Verhältnisse niederzudrücken vermag“.<sup>295</sup> 1801 sprach Brinckmann nicht mehr von der Überwindung der Verhältnisse, sondern erklärte ihre Lebenssituation explizit mit ihrer jüdischen Herkunft und daher für unlösbar: „Ich habe nicht leicht ein Mädchen gekant, die das Ohngefähr mit so zarter und edler Organisation in so widrige Verhältnisse geschleudert hätte. Es ist schrecklich daß diese eine *Jüdin* wurde; denn eben deswegen ist für sie keine Hülfe“.<sup>296</sup> Lässt sich dieser Kommentar noch als Kritik an den Verhältnissen lesen, aus denen eine Jüdin nicht herauskäme, griff Brinckmann in seiner Kritik nach 1802 deutlich

---

**292** Wenig später benutzte Brinckmann selbst in einer Beschreibung eines anderen Diners bei Rahel Levin Varnhagen, das ihm missfallen hatte, erstmals „Jüdinnen“ als Gruppenbezeichnung: „*Gualtieri* und einige Jüdinnen, trieben bis in die Nacht ein Getobe, das mit dem Namen von *Jugendlichkeit* gar sehr *geehrt* sein konnte.“ An Luise von Voss, 4. 11. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4. Dies war das erste Mal in diesem Briefwechsel, dass der Diplomat von seinen Bekannten als Jüdinnen sprach. Zunächst stand diese Gruppe neben anderen: „Da das Leben nicht zu allem zureicht, so sehe ich jetzt ausser diesen vornehmen Zirkeln, und ausser meiner diplomatischen Tete a tete, in der Regel weder Christen noch Juden, noch Schauspielerinnen.“ An Luise von Voss, 27. 6. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5.

**293** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 4. 1804, ungedruckt, GSA 5/26,7.

**294** Auch wenn man ihm dabei keine absichtsvolle Schmähung unterstellt, bleibt zu konstatieren, dass er solche Wortbildungen vor 1801 nie verwendet hatte, auch wenn sein Umfeld, in persona etwa Wilhelm von Humboldt, es durchaus tat. Wenn es sich hierbei um eine Anlehnung an die „Umgangssprache“ handelt, so unterlief sie dem sprachbegabten Diplomaten auffällig erst und gehäuft nach 1801.

**295** Vor „Stand“ steht durchgestrichen „Verhältnisse“, vor Volksdespotismus „Disharmonie“. Die Beschreibung fährt fort: „Die Grenzlinien zwischen ihren trefflichsten Eigenschaften, und manchen kleinen Schwächen ihres Charakters, sind immer so zart und so leise angedeutet, daß *ich* mich immer lieber selbst täuschte; um mich so lange wie möglich noch *diesseits* zu wännen, weil ich so ungern, auch nur bei mir selbst, etwas an ihr tadelte. Wirklich sind diese kleinen Schwächen auch nur *unhübsch*; und ich komme immer darauf zurück, dass ich nie etwas *moralisch-bürgerliches* in ihr gefunden. Ihre Vorliebe für den Demokratismus ist selbst von *Stande*.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 16. 11. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

**296** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 20. 9. 1801, ungedruckt, GSA 5/26,4.

auf antijüdische Klischees zurück. Mitte 1802 definierte er erstmals selber einen antijüdischen Begriff, so

muß ich Ihnen schon noch einen *Judenverdruß* mittheilen, der mir alleweil schwer auf dem Herzen liegt. Jette Arnstein steht neml. auf dem Punkt – nachdem Sie Grafen und Baronen, Christen und Atheisten, und überhaupt Pretendenten aus allen Klassen ausgeschlagen hat – *einen sehr reichen Juden* zu heirathen – Ich kenne den Menschen nicht, aber es ist sicher eine dumme Partie. ‚Der *reichere* Jude, heißt es im Nathan, war mir nie der *bessere* Jude!‘<sup>297</sup>

Die Deutlichkeit dieser Formulierungen verlangt eine Kontextanalyse: Brinckmanns Wut liest sich anders, wenn man weiß, dass er selbst zu Henriette Arnsteins „Pretendenten“, also langjährigen Verehrern gezählt hatte. Seine enttäuschte Liebe erklärt zwar diese wieder auftauchenden Ressentiments keineswegs, es ist aber auffallend, in welchen Momenten der Erregung oder Frustration auf diese zurückgegriffen wurde. Ähnlich wütend zeigte er sich über einen „Judendoktor“, den die Familie Levin für ihre kranke Tochter dem bekannten Arzt Karl Johann Christian Grappengießer plötzlich vorzog, und der verhinderte, dass Brinckmann sie sehen konnte.<sup>298</sup>

Notwendig im Gesamtzusammenhang des jeweiligen Briefes zu lesen sind ebenfalls die Zitate des Jahres 1805, in denen etwa vom „Auswurf der Gemeinheit“ die Rede ist, der sich auf ihren Umgang, nicht auf die Person Rahel Levin Varnhagens bezog, wie die Vollversion des Zitates zeigt:

Durch die Abreise des Prinzen Louis und seines Serails ist Gottlob bei der kleinen Levin eine Art von *Windstille* entstanden, und ich fange an zu hoffen, daß diese in sovielen Rücksichten interessante Person wieder von Zeit zu Zeit nicht bloß *Augenblicke*, sondern ganze *Stunden* der *Besonnenheit* haben wird. Wenn dies der Fall ist, wünsche ich immer recht ihren Umgang. Seit so vielen Jahren sind wir so eingesprochen, daß es nicht leicht einen Gegenstand giebt, über den ich mich mit ihr nicht gern unterhielte; so unendlich verschieden auch unsre Ansichten sind.[...] Aber ich kann ihnen keinen Begriff machen von dem *Auswurf* an *Gemeinheit*, der diesen Winter über ihrer Gesellschaft herrschte.<sup>299</sup>

Auch bei diesem Zitat wird die Eifersucht auf Prinz Louis Ferdinand, in dessen „Serail“, i. e. die Schauspielerin Pauline Wiesel, Brinckmann selbst verliebt war, zur Wut auf Rahel Levin Varnhagen beigetragen haben. Über diese „Gemeinheit“ konnte sich aber Brinckmann nach eigener Aussage mit Rahels

---

<sup>297</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 30. 5. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5. Doppelte Unterstreichung im Original.

<sup>298</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 30. 5. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5.

<sup>299</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 28. 4. 1805, GSA 5/26,8, der letzte Teilsatz in: Hahn 1997, S. 231.

Schwester Rose Levin, verheiratete Asser, hinweg trösten, die deren ganzer Gegensatz sei. Brinckmann schloss diesen Brief mit einem Zitat Rahel Levin Varnhagens selbst:

Die kleine Levin behauptet immer im Scherz: Jetzt sei *ich* erst dort [im Hause Levin, H. L. L.] in meinem Element; weil ich gleich viel Sinn für die *Tugend* und das *Laster* hätte. Das Pikante der Zusammenstellung wäre ganz eigentlich meine Sache, und nun hätte ich sie und ihre Schwester so recht als eine sprechende Antithese vor Augen. Sie sehen doch, daß *wir* die Dinge wenigstens unter uns mit dem rechten Namen nennen.<sup>300</sup>

Eben sein Gefallen an Rose war es dann, das zu dem zweiten vielzitierten Brief führte: „Verzeihen Sie mir meine *orientalische* Redefiguren, denn seit einigen Tagen lebe ich einzig mit dem *auserwählten Volke*.“ Der Anschlusssatz daran lautete aber: „Gestern Abend war bei mir ein Thee von beinahe 20 Personen, wobei Baron Dedem und ich die einzigen Getauften waren.“<sup>301</sup> Das heißt, der Arrangeur dieser „orientalisch“ genannten Gästemischung war Brinckmann selbst!

Diese Kontextanalyse soll die Ressentiments Brinckmanns nicht beschönigen. Das grundlegende Zitat deutet in voller Länge auf eine fast anthropologische Betrachtungsweise Brinckmanns: Die von Brinckmann ‚neu entdeckte‘ Rose Levin Asser

und Henriette Mendelson besitzen von allen Jüdinnen, die ich kenne, die meiste *Grazie*; denn Allen übrigen fehlt, ich möchte sagen, ohne Ausnahme, jener *Schmelz* einer künstlerischen *Vollendung*, den man bei vorzüglichen Weibern so ungern vermisst. Die meisten Jüdinnen verrathen, möchte ich sagen, einen gewissen *Egyptischen Styl*, eine Härte der Umrisse, welche der ganzen Figur etwas unbeholfenes giebt; ob ich ihnen gleich von einer anderen Seite mehr *Kraft* und *Eigenthümlichkeit* zugestehe, als den gewöhnlichen Nachahmungen unserer französischen Kunstpfuscher. Unsere berühmte Levin ist das wahre Musterbeispiel dieses *Egyptischen Styls*, wovon ihre jüngere Schwester beinahe keine Spur verräth.<sup>302</sup>

Wenn auch Brinckmanns Formulierung an die grob überzeichneten Judenfiguren in zeitgenössischen satirischen Zeichnungen denken lässt, besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen dieser Form von Distanzierung und dem rassistischen Antisemitismus etwa seines Zeitgenossen C. W. F. Grattenauer.<sup>303</sup> Antijüdische Äußerungen stehen bei Brinckmann neben der fortgesetzten persönlichen Wertschätzung einzelner Personen. Es gibt keine absoluten Aussa-

<sup>300</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 28. 4. 1805, ungedruckt, GSA 5/26, 8.

<sup>301</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 2. 5. 1805, auch in: Hahn 2002, S. 94.

<sup>302</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 2. 5. 1805, auch in: Hahn 2002, S. 70.

<sup>303</sup> Vgl. dazu IV

gen, keine Aburteilung der ganzen Familie. Der Widerspruch wird aber auch nicht aufgehoben. Am deutlichsten wird der sprachliche Wandel vielleicht sogar in einer eigentlich positiv gemeinten Rezension eines Abends bei der „Kleinen“:

„Wenn ich abends ausgehe, ist es beinah täglich nach dem Schauspiel zu der kleinen Levin; Sie hat zwar wie immer einen sehr gemischten Zirkel; aber diese geistreiche kleine ist auch alleweile so äusserst brillant, daß ich alle Tage mein Urtheil über ihre *Einzigkeit* bestätigt finde. Aufrichtig kann ich Ihnen doch versichern, daß vor diesem *Judensofa* an Einem Abend mehr Wiz, Verstand und Einfälle vergeudet wird, als in 3 unserer Asembleen“.<sup>304</sup>

Dieses Zitat muss sich parallel lesen lassen mit einem Billet an Rahel Levin Varnhagen aus den Anfangsjahren ihrer Bekanntschaft:

„Wahrlich Ihr Gespräch ist für mich oft ein wahres moralisches *Kanapee*, denn ich liebe nun Einmal sehr die Bequemlichkeit; und was ich sonst lange in mir wirthschaften musste, um so alles herauszufinden, was ich zu meiner Beruhigung brauchte. Verzeihen Sie diesen Unsinn und erlauben Sie mir mit freundschaftlichster Wärme und Hochachtung Ihre Hand zu küssen. B“.<sup>305</sup>

Und noch 1799 hatte er ihr versichert: „Was wollte ich für ein Buch schreiben, wenn ich alle den Witz und den Geist besäße, der auf diesem Sopha vergeudet worden ist“!<sup>306</sup> In seiner Begeisterung für die Originalität wie für den reich bei ihr „vergeudeten Witz“ wiederholt Brinckmann sein Kompliment an Levin Varnhagen, aber aus dem „moralischen Kanapee“ von 1793 war 1802 ein „Judensofa“ geworden.

### 3.3 „Scherzende Laune“ oder „Judenschimpf“?

In den Folgejahren bis 1808 ist die Verwendung des Begriffs und der Kategorie „jüdisch“ bei Brinckmann mindestens doppelbödig zu nennen: Warnungen vor zuviel christlichem Fanatismus stehen antijüdische Anspielungen und Klischees gegenüber.<sup>307</sup> Als er Karoline von Berg einen Bankier empfehlen sollte,

<sup>304</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 10. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,5.

<sup>305</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 10. 6. 1793, ungedruckt, SV 38.

<sup>306</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 6. 3. 1799, ungedruckt, SV 38.

<sup>307</sup> So schrieb er am 23. 12. 1802 an Karoline von Berg: „Die Idee der Menschwerdung der Gottheit ist eine recht schöne, humane Idee, aus der sich in Genialischen Köpfen etwas hätte machen lassen. Von Jüdischen Fanatikern musste sie freilich bald verhunzt werden und ich bin weit davon entfernt, mich nach den *ersten* Christen zurückzusehen. Sobald sie *Sekte* machten waren sie schon unerträgl. Und es zielte alles auf die Mönchsversammlung, durch Ertödtung der Sinnlichkeit ab. Die christliche Religion lässt sich nur *schön denken*.“ Ungedruckt, GSA 5/1.

konnte er sich die Frage nicht verkneifen, ob es denn ein Jude sein müsse, da ein Friedländer sie sicher „nicht übergesezlich“ bezahlen werde.<sup>308</sup> In ein und demselben Brief konnte er spotten, dass August Wilhelm Schlegel seine Vorlesungen „vor jungen *Berliner* Offizieren, Juden und Weibern“ halte (also eigentlich einer ‚typischen Salonmischung‘), aber zugleich eine selbstironische Reihung aufmachen, in „der Gentz u. ich u die übrigen – Juden!!, *Humboldten* so unverantwortlich streng“ fanden.<sup>309</sup>

Wesentlich ist in diesem Zusammenhang ein Zitat von Rahel Levin Varnhagen selbst, die zwischen „Judenhaß“ und „Judenschimpf“ unterschied (und sich damit der Existenz beider Phänomene bei ihren Zeitgenossen durchaus bewusst war). 1802, als auch Brinckmanns Briefe sich antijüdisch färbten, schrieb sie diesem über einen Bekannten: „Finden Sie es nicht komisch dass H. v. Pitag bey seinem Judenschimpf – denn Judenhaß ist es noch nicht – von einem Juden immer in den andern fällt“?<sup>310</sup> Vergleichbar legte Brinckmann explizit Wert auf den Unterschied zwischen seinen eigenen „scherzend“ genannten Spötteleien und dem „ernsten Geschäft“ etwa der Gräfin Schlabrendorf, „die *Juden* und die *Bürgerlichen* noch tief unter die *Klasse Negern* herabzustossen“.<sup>311</sup> Denn diese ehemalige Freundin Rahel Levin Varnhagens „dekla- mirt mit einer sprudelnden Beredsamkeit gegen die revolutionäre Aufklärung, welche solche aus ihrem gebührenden Schmutz hätte empor heben wollen“. Von dieser Art der Hetze distanzierte Brinckmann sich deutlich, nannte die Schlabrendorf ein moralisches „Monstrum“ und positionierte sich selbst auf einer gewissermaßen gemäßigten Position.<sup>312</sup> Dafür, dass diese Unterscheidung im weiteren Zirkel um Rahel Levin Varnhagen nicht unüblich war, spricht auch

---

**308** Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 15. 1. 1808, ungedruckt, GSA 5/1.

**309** Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 12. 12. 1802, ungedruckt, GSA 5/1. Hervorhebung im Original.

**310** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 6. 10. 1802, ungedruckt, BA V. Die Identität des Herrn Pitag war leider nicht zu ermitteln. Im Briefwechsel kommt er sonst nicht vor.

**311** Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 10. 6. 1802, ungedruckt, GSA 5/1.

**312** „Humboldt und ich die bisweilen mit eben so scherzender Laune *gegen* die Juden, wie *für* den hohen Adel sprachen, haben ihr auf einmal ihres Herzens unverdächtige Gesinnungen entlockt, und zu unserm Erstaunen gefunden, was wir im 18. Jahrhundert kaum mehr mögl. wähten, daß diese stiftsfähige überchristliche Gräfin, in der That die ganz *krassen* Vorurtheile, die man sonst nur in Satire als Karikatur aufstellte, in vollem Ernst hezt und vertheidigt. – Seitdem ist *sie* mir als eine Art von *moralischem Monstrum*, wozu sie sich überhaupt in mehrerer Rücksicht nicht übel qualifizirt, ordentl. merkwürdig geworden.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 10. 6. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,4.

ein Brief Friedrich Schlegels, der ihr gegenüber offen vom „Judenhass“ im Hause Tieck / Bernhardi sprach.<sup>313</sup>

Brinckmanns Briefe an Luise von Voss zeigten zugleich seine eigene, nach 1802 zunehmend ambivalente Haltung gegenüber der Situation der Juden in der Berliner Gesellschaft, wie einen Stimmungsumschwung in dieser Gesellschaft selbst. War es 1801 noch peinlich, die jüdische Herkunft von Gästen zu bemerken (und stand Gentz noch alleine mit seinen gewisperten Befürchtungen), so konnten es sich 1805 nicht mal mehr Mitglieder des Hofes erlauben, Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinde einzuladen. Nach Brinckmanns Bericht bekam sogar eine preußische Prinzessin, Luise von Radziwill, Absagen, weil sie zu einer Theateraufführung jüdische Gäste eingeladen hatte.<sup>314</sup>

Die Prinzessin hatte nehml. zur *ersten* Vorstellung, wobei die Königin zugegen war, mehrere von den Gesandten und ihren Frauen *nicht* gebeten, statt dessen aber Msl Fromm, MsIs Wide[ch?]man, Msl Levin und mehrere Schauspielerinnen. Darum haben nun die heute gebetenen Personen vom Corps Diplom. alle absagen lassen, wovon ich, unschuldiges Kind, nichts gewusst. Indessen ganz unrecht haben sie wohl nicht.<sup>315</sup>

Zwar deutet Barbara Hahn mit Recht seinen Nachsatz so, dass er die Absagen eher akzeptabel denn kritikwürdig fand.<sup>316</sup> Allerdings muss man zeitgleiche kritische Aussagen Brinckmanns zur Prinzessin Radziwill dazu lesen, wonach er ihrer Art, Menschen zu mischen, grundsätzlich misstraute, und zwar wegen ihrer „vornehmen Ansicht der meisten Menschen, als blossе Figuranten auf der Bühne, wo sie sich einen hübschen Spaß bereitet“.<sup>317</sup> Es ist also nicht ganz sicher, ob Brinckmann die Mischung als solche oder das Motiv der Gastgeberin

---

**313** „An der Jungfernbrücke\* kann das dummste ganz herrlich gedeihen; nichts ist zu dumm für solche Kluge, also auch Judenhaß der Art.“ Friedrich Schlegel an Rahel Levin Varnhagen, 1. 4. 1802, KFSa, Bd. 25, S. 345. In der Briefabschrift, d. h. von Karl August Varnhagen, wurde ein \* eingefügt mit einer teilweise gestrichenen Fussnote: „Wo Bernhardi wohnte und W. Schlegel [...] (seine Frau die Schwester Tiecks und wohl auch Tieck selbst).“ Die Herausgeber der KFSa gehen davon aus, dass im Hause Bernhardis, wo A. W. Schlegel zu Gast war, möglicherweise auch dessen Freund, der Antisemit Grattenauer verkehrte. Ebd., S. 669.

**314** Die Memoiren der Prinzessin selbst berichten nicht über dies Ereignis, was aber nicht verwundert, da sie sich vor allem auf Familien- und Politikgeschichte konzentrieren. Weder spielen hier einzelne jüdische Persönlichkeiten noch die Situation der Juden als solche eine Rolle. Vgl. Luise von Preussen. Fürstin Anton Radziwill. Fünfundvierzig Jahre aus meinem Leben (1770–1815), hrsg. und mit Anmerkungen und Personenverzeichnis versehen von Fürstin Radziwill, geb. von Castellane. Aus dem Französischen übersetzt von E. von Kraatz, Braunschweig 1912.

**315** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 28. 4. 1805, hier zitiert nach dem Original, GSA 5/26, 8.

**316** Hahn 2002, S. 94.

**317** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 5. 5. 1805, ungedruckt, GSA 5/26, 8.

ablehnte. Die eigentliche und schwer zu beantwortende Frage ist aber, bis zu welchem Grad Brinckmanns antijüdische Äußerungen seiner eigenen (berufs-)biografischen Entwicklung oder der gesellschaftlichen geschuldet waren.

Bemerkenswert in puncto Stimmungsumschwung um 1802 ist die Reaktion der Familie Levin auf eine schwere Erkrankung ihrer ältesten Tochter, wie Brinckmann sie schilderte. Eine lange Schwäcephase, die er „Zerrüttung des Nervensystems“ nannte, wurde von der Familie auf ihr zu großes gesellschaftliches Engagement zurückgeführt – besonders mit nichtjüdischen Freunden. „Sie darf noch niemanden sehen, als ihre nächsten, sie Tag und Nacht umgebenden Verwandten; und *diese* haben sich in den Kopf gesetzt, daß ihr bisheriger Umgang mit lauter *exzentrischen Christen* an allem Unheil schuld sei. [...] Humboldt, Genz und einige andere sind dabei heftig angeklagt worden“.<sup>318</sup> Humboldt selbst kommentierte die ungewollte Quarantäne auf die für ihn typische anzügliche Art: „Von der Levi läßt man jetzt sagen: sie sey sehr wohl, dürfe aber niemand, der nicht beschnitten sey, sprechen“.<sup>319</sup> Leider konnte bisher zu diesem Vorgang keine Parallelquelle aus der Familie Levin gefunden werden. Wenn Brinckmanns und Humboldts Darstellung aber zutrifft, deutet sie eine zunehmend distanzierte Haltung auch von jüdischer Seite an.

Der „*Auswurf an Gemeinheit*“ war zugleich der letzte Ausbruch von Gemeinheit im Schreiben Brinckmanns. Im Falle des Diplomaten, nicht unbedingt der Berliner Gesellschaft, kam es nach 1807 zu einem weiteren Umschwung. Bei gleichbleibenden ‚Vorzeichen‘, also gleichbleibender Sprachwahl, ändert sich die Gesamtbewertung noch einmal. Nicht nur an Rahel Levin Varnhagen selbst gingen nach 1807 verherrlichende Reminiszenzen an ihr „Dachstübchen“, das er als seine Bildungsstätte bezeichnete. Erstmals äußerte er sich Gräfin Voss gegenüber zur Judengesetzgebung und kommentierte die Pläne der Reformer böse: „Beiläufig: Der Minister Stein fasst die *Juden* noch viel ärger auf als der Graf und will selbst von keiner *Ausnahme* hören; die Besten sollen nur etwas *später*, aber eben so hoch gehangen werden“.<sup>320</sup> Im

---

**318** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 30. 5. 1802, ungedruckt, GSA 5/26,8. Allerdings scheint die Mutter es in ihrer Wut übertrieben zu haben, besonders Humboldt gegenüber „machte sie unter anderm den komischen Vorwurf: ‚Er sei zwar ein sehr gelehrter Mann, aber doch ausgemacht ein empfindsamer Schwärmer!‘, der ihrer Tochter zuerst den Kopf verdreht habe.“ Sie können denken, wie dies den H. amüsierte.“ Ebd. Humboldts durchaus kritisches Verhältnis zu Rahel Levin Varnhagen hat von diesem Vorwurf sicher nicht profitiert.

**319** Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 29. 5. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 131.

**320** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 20. 1. 1808, ungedruckt, GSA 5/26,11. Brinckmann bezog sich vermutlich auf die Reform der Städteordnung 1808, die kommunale Ehrenämter für Juden vorsah.



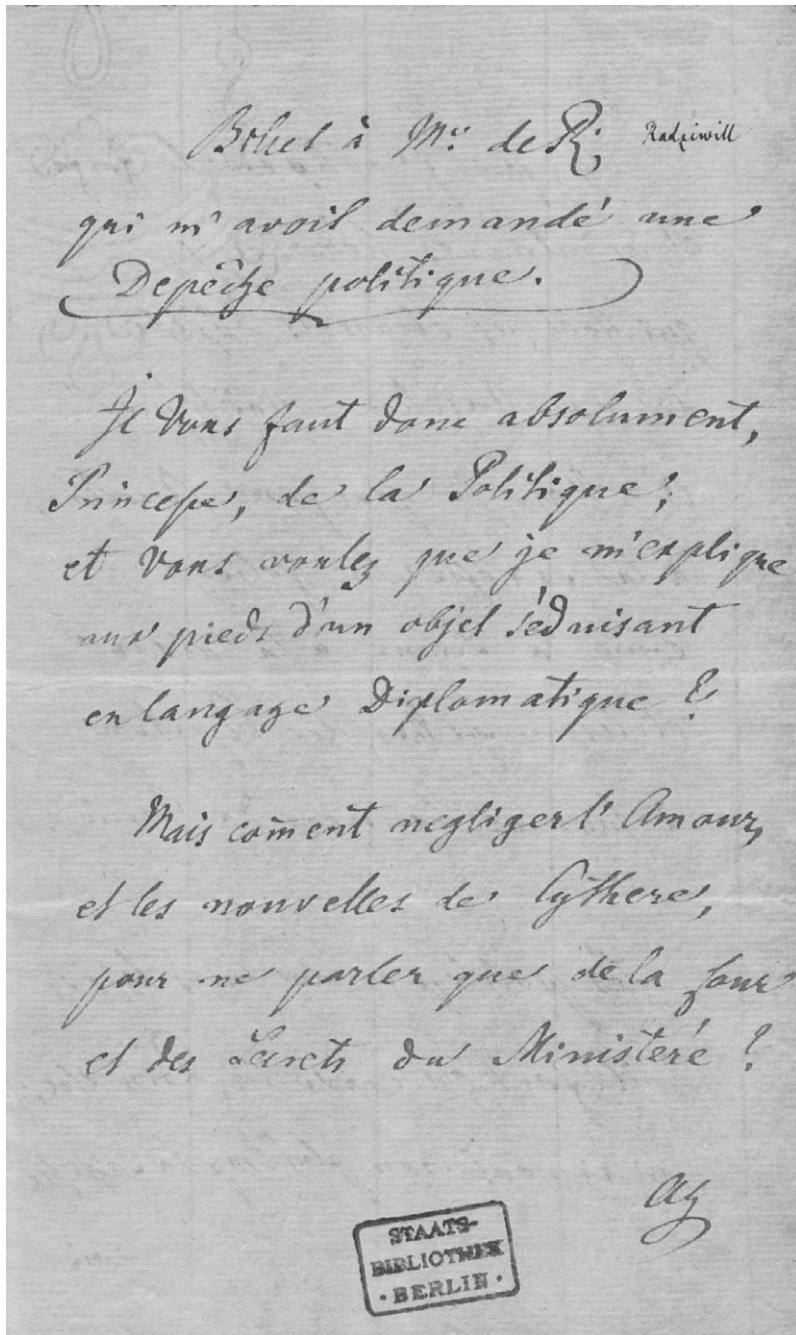


Abb. 25: Gast vieler offener Häuser – Billet Brinckmanns an Luise von Radziwill.

selben Brief zitiert Brinckmann dann seitenweise aus einem Brief Rahel Levin Varnhagens, mit einer Begründung, die mottogebend für den Gesamtbriefwechsel sein könnte: „Und selbst auf die Gefahr des Verspottens über meine *Jüdelei* – [...] schreibe ich Ihnen noch einige Bruchstücke ab, Sie sollen wenigstens *begreifen*, liebe Gräfin, warum ich gerade so viel auf die *Kleine* halte“.<sup>321</sup>

Aus der Sicht der Nachlebenden hätte Rahel Levin Varnhagen den Wettstreit der Salonièren unstreitig gewonnen, da Brinckmann zu dem vertrauten Tonfall der ersten Jahre zurückkehrte, ihr auch über die Entfernung, von Schweden aus, brieflich und persönlich verbunden blieb und letztthin zu ihrer Bekanntwerdung wesentlich beitrug, während der Kontakt zu Luise von Voss und Karoline von Berg langsam einschlief.

Für den aktiven Diplomaten mit deutschnationaler Gesinnung spielte das Haus Berg-Voss eine wesentliche Rolle, für den kosmopolitischen Privatmann mit Wohnsitz in Schweden weniger. Eine Verherrlichung der Individualität seiner Gastgeberin, wie bei Rahel Levin Varnhagen, fand bei Luise von Voss nicht statt.

Wie sich Brinckmann aber verhalten hätte, wäre seine Amtszeit in Berlin verlängert worden und hätte ihn beispielsweise sein Jugendfreund Schleiermacher etwa in die Deutsche Tischgesellschaft eingeladen – bleibt historische Spekulation.

## 4 Fazit. Revolution und Ästhetik – Zu den Kategorien Form und Stand bei Gustav von Brinckmann

### Grenzlinien und ihre Überschreitungen

Wenn auch Brinckmann seine Fahrt nach Paris als „empfindsame Reise“ bezeichnete und sich als „Pilger“,<sup>322</sup> so pilgerte er doch, anders als viele Reisende der 1790er-Jahre, nach Paris nicht als Ort der Revolution, sondern zu den Ruinen einer alten Kultur: „Mein wundes Herz zittert vor dem Steinpflaster der Kultur, das in Frankreich alles geebnet, hart und platt gemacht“.<sup>323</sup> Zwar berichtete er Luise von Voss mehrfach, dass er gern die Revolution diskutiere, verließ dabei aber nie den Standpunkt des distanzierten Beobachters und

<sup>321</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 20. 1. 1808, ungedruckt, GSA 5/26,11.

<sup>322</sup> Auf die „empfindsame Reise“ legte er anscheinend Wert. Er verwendete den Begriff mehrfach, z. B. gegenüber Lea Mendelssohn Bartholdy, 17. 2. 1798, ungedruckt, BA M, und gegenüber Luise von Voss, 25. 2. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1; „Ihr armer Pilger“, Ebd.

<sup>323</sup> Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 28. 2. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

formbewussten Aristokraten.<sup>324</sup> Er sprach selbstironisch und nicht nur Levin Varnhagen gegenüber von seinem „tätlich wüthender zunehmenden Aristokratismus“ und davon, dass er den „Demokratenkitzel“ mancher Bekannter nicht theile.<sup>325</sup> Auch bei Luise von Voss entschuldigte er sich scherzhaft für manchen „Auslauf *aristokratischer* Empfindungen“.<sup>326</sup>

Als er in Frankreich ankam, ging es ihm nicht darum, die Forderungen der Revolutionäre zu hinterfragen, sie wurden nicht diskutiert. Nicht ohne Grund nutzte Brinckmann später mehrfach die Metapher vom Kostüm der Revolution, das die Franzosen kleide, die Deutschen aber nicht.<sup>327</sup> Noch vor dem Grenzübertritt und unter dem Eindruck eines freundlichen Empfanges am Weimarer Hof hatte er Luise von Voss gegenüber eine Art ‚Glaubensbekenntnis‘ zum Thema Form und Stand formuliert, das in der Folgezeit für ihn Gültigkeit behalten sollte:

Ich hasse die schimäre *Gleichheit der Stände* auch deswegen weil so viele *Verhältnisse* dadurch verloren gehen würden, die nicht wenig zur vielseitigen Bildung unsers Charakters beitragen. Es giebt für den Geist wie für den Körper gewisse heilsame *Formen*, die nur für denjenigen drückend sind, der nicht Gewandtheit genug besitzt oder erlernen will um sich mit Grazie innerhalb der selben zu bewegen.<sup>328</sup>

„Grazie“ war, wie erwähnt, ein zentraler Begriff des Brinckmannschen Denkens. Der anschließende Absatz verrät seinen grundlegend ästhetischen Ansatz: „Ohne *Regel* u. *Gesetz* des Tanzes würde in dem engen Zaum unserer Säle das Spiel der körperlichen Bewegungen allen Reiz, alle Ordnung verlieren, u. eigentlich von selbst unmöglich werden. Gerade dies scheint mir der Fall mit unsern *äussern* Sitten in der bürgerlichen Gesellschaft.“ Nach Brinckmanns Auffassung waren gewisse „Grenzlinien“ eine notwendige Voraussetzung für die „gesellschaftliche Anmut“. Gerade weil ein Fürst über den Ständen stand, billigte ihm Brinckmann eine verbindende Aufgabe zu:

---

**324** „Sie glauben überhaupt nicht, wie gern ich diese unerschöpflichste aller Begebenheiten jetzt mit Menschen aus allen Klassen zur Sprache bringe. Es ist mir nemlich äusserst viel daran gelegen, diese *vielseitigste* aller Begebenheiten auch aus allen möglichen Gesichtspunkten zu betrachten.“ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 8. 3. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

**325** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 27. 6. 1797, ungedruckt, SV 38.

**326** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 25. 2. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

**327** So schreibt er mit Bezug auf Mainz und die Mainzer Republik: „Sie glauben nicht wie übel das neue Costume die Deutschen kleidet, wie natürlich es hingegen den Franken steht.“ Gustav von Brinckmann an Karoline von Berg, 6. 3. 1798, ungedruckt, GSA 5/1.

**328** Dies und die folgenden Zitate: Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, ungedruckt, 25. 2. 1798, GSA 5/26,1.

[...] so lange die öffentliche Meinung noch nicht unwiderruflich den schönen Zauber der Ehrfurcht gelöst hat, der nur noch um die *Thronen* schwebt, so kann dieser von den Fürsten sehr glücklich benutzt werden, um ihrer Nächstenliebe, ihrem Wohlwollen und ihren Talenten selbst eine Glorie zu ertheilen, [...] nur der Fürst kann unbeneidet, ich möchte sagen, *pflichtmässig*, so alles um sich versammeln, den Zirkel gleichsam schliessen, und streitende Interessen und Verhältnisse, wenigstens in grössere Harmonie bringen, wenn auch nicht wirklich vereinigen.

In diesem Text, der sich wie ein Plädoyer zur Wahrung der Standesunterschiede liest, machte Brinckmann aber zugleich einen Unterschied zwischen dem moralischen Wert einer Person und dem ihr zufällig erteilten Rang: „Und gerade den denkendsten, vorzüglichen Menschen, kann deucht mich eine von Zufall ertheilte Würde am wenigsten drückend erscheinen.“

Angesichts der realen gesellschaftlichen Verhältnisse scheint seine Forderung ziemlich abstrakt, dass man gesellschaftliche Ränge als Zufallsprodukt nicht ernst nehmen müsse. Nicht ernst nehmen kann den Rang schließlich nur, wer von ihm nicht beeinträchtigt ist. An dieser Stelle sei nur erinnert an Rahel Levin Varnhagens Schwierigkeiten, sich einer Person ihres Interesses bloß zu nähern, ohne selbst eine „Geschäftsperson“ zu sein. Auch sie hatte den Anspruch, Menschen nach ihrem moralischen Gehalt zu beurteilen, einem Diplomaten aristokratischer Herkunft fiel es aber sicherlich leichter, über Rangunterschiede hinwegzusehen, und so schloss Brinckmann sein ‚Bekennnis‘:

Ich bin von jeher zu stolz gewesen, um mich dadurch gedemütigt zu fühlen, dass ein anderer *ohne Verdienst* vornehmer ist als ich, und wenn der Zufall sich gar mit persönlichem Wert verbindet, so huldige ich dem letztern mit doppeltem Vergnügen. Glücklicher Weise ist der sittliche u. geistige Werth der Menschen von den äussern Umständen weniger abhängig, und hieraus entsteht innerhalb der bürgerlichen Formen, noch eine ganz eigene Rangordnung, die ebenso bestimmte Grenzlinien hat.

Dieser letzte Satz ist besonders aufschlussreich, da er ihn kurz nach seinem Abschied aus Berlin, möglicherweise als Summierung seiner Berliner Erfahrungen schrieb. Es ist nicht klar, ob seine Freunde diese Überzeugung teilten, dass auch in eine scheinbar gleichberechtigte Gesellschaft eine eigene Rangordnung wieder hineingetragen werde. Selbst aber sollte er mehrfach, zur Charakterisierung bestimmter Personen, auf den Begriff eines „moralischen Aristokratismus“ zu sprechen kommen, der ihm zumindest zeitweise den angeborenen ersetzen konnte.<sup>329</sup> Gerade an dieser Neubewertung der Begriffe wird deutlich, dass bei Brinckmann die ästhetische Beurteilung Vorrang vor einer nach tradi-

<sup>329</sup> In dieser Formulierung z. B. an Luise von Voss, 16. 11. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

tionellen Werten hatte. Ganz ähnlich verhielt er sich auch bei der Beurteilung anderer gesellschaftlicher Aus- oder Umbrüche, beispielsweise bei geistreichen Frauen. In demselben Brief, in dem er die Formschönheit des Standesunterschieds hervorhob, konnte er die schriftstellerische Tätigkeit einer Frau positiv werten, versicherte aber zugleich, dass sie auch „weibliche Würde“ besäße.<sup>330</sup> Wie unter V.2 diskutiert, stellten ihn seine Freundinnen Levin Varnhagen und de Staël mit ihrem unkonventionellen Umgang und gesellschaftlichen Ansprüchen vor manche legitimatorische Herausforderung, die er in mehreren Anläufen schließlich meisterte.

### Ehestand und Konversion

Überraschend liberal scheint die Haltung aller hier untersuchten Korrespondierenden zu Ehe und Ehestand. Anders formuliert sind Konversion und Eheschließung als rechtlich möglicher, wenn auch hürden- und folgenreicher Weg der Annäherung für Paare unterschiedlicher Herkunft ein möglicher Prüfstein für die Liberalität des Salons. Hier scheiden sich Tonfall und gelebte Praxis deutlich. Einerseits wurde über einzelne Verheiratungen deutlich gelästert, und die Ehe an sich wurde als korrumpierende Einrichtung betrachtet, die nur als Mittel zum Zweck, etwa zur Etablierung einer bürgerlichen Existenz, wahrgenommen werden sollte. Dazu gehört Rahel Levin Varnhagens berühmtes Zitat, „sie könne nicht heiraten, weil sie nicht lügen könne“.<sup>331</sup> Bezeichnend ist auch der wiederholte Vorschlag Brinckmanns, Rahel Levin Varnhagen möge doch seinen Vorgesetzten heiraten, damit sie endlich „von Stand“ sei,<sup>332</sup> oder die ironische Besprechung ihrer Verbindung zum Baron Karl von Finckenstein, die Brinckmann in erster Linie als zeitlich unpassend abtat: „Das sind die wahren *Mißheirathen*, die einem verhindern, zur rechten Zeit nach Paris zu reisen. Man liebe doch so viel man will, aber Heirathen ist immer etwas Plumpe, und sogar für die Zuschauer eben so langweilig wie für die Schauspieler selbst“.<sup>333</sup> Berichte über außereheliche Affären wurden keineswegs heimlich oder in Andeutungen eingeflochten, sondern die Vor- und Nachteile verschiedener Beziehungen ausführlich diskutiert. Einige Affären wurden sogar sehr positiv bewertet, weil sie einen guten Einfluss auf den moralischen Charakter

**330** Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 25. 2. 1798, ungedruckt, GSA 5/26,1.

**331** Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 9. 3. 1799, in: GW I, S. 180.

**332** Dabei ist sein Argument die Altersschwäche des Vorgesetzten, der sie bald zur Witwe machen würde. „Dabei wären Sie Baroness ohne sich scheiden zu lassen, und könnten nun die Soupès und Thes geben die er aus ökonomischen Gründen nicht geben will.“ 30. 7. 1795, ungedruckt, SV 38.

**333** Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 25. 11. 1799, ungedruckt, SV 38.

der Beteiligten hätten. Gustav von Brinckmann brachte es, unwidersprochen, auf den Punkt, dass Ehe eigentlich nur die Voraussetzung für die Scheidung sei:

Es ist mir im Grunde recht ärgerlich, meine beste Freundin! daß Sie sich noch nicht können *scheiden* lassen. Dies ist kein Scherz, es ist vielmehr *so* sehr Ernst, daß es eben deswegen auf der anderen Seite wieder spaßhaft wird. [...] Bei der Scheidung erholt man sich wieder, ist frischer und lustiger wie zuvor, die gesellschaftliche Erziehung ist gewisser Massen erst vollendet. Sie wären Madam, Ihre Thees eine Treppe niedriger, – kurz es wäre alles in Ordnung, wie Sie es mir vor ein Par Jahren schon versprochen, aber nicht Wort gehalten haben.<sup>334</sup>

Hier wurde das Ehemodell einer jüdischer Frau mit einem nichtjüdischen Mann, das nicht nur in der Forschung für besonders salonrelevant gehalten wurde, sondern einen wesentlichen Lebenschnitt für die Frauen bedeuten konnte, ironisch und scheinbar lapidar abgehandelt. Obzwar Brinckmann die Ehe mit einem Witzwort den Blättern verglich: „Je eher je besser, desto weniger Narben“, wird in dem Zitat zugleich klar, wie sehr eine Eheschließung zur „Verbürgerlichung“ beigetragen hätte, in diesem Fall als Weg von der Mansarde in die Belletage.

Abgesehen von den praktischen Vorteilen einer Ehe gab es durchaus Bindungen, auch lebenslange, die den Schreibenden auch emotional erstrebenswert schienen. Die Achtung vor gewissen Freundschaften war immens, die Diskussionen zwischen Brinckmann und seinen Freundinnen wurden bewusst intim gestaltet bzw. galt Intimität der Unterhaltung, das „Eingesprochen sein“ zwischen Freunden als hart zu erarbeitender Wert – Intimität in der Partnerschaft, „die gepriesene *eheliche Liebe*, über das ekelhafte angewöhnen an männliche Pantoffeln und Schlafmützen,“ als verabscheuenswert und zu Recht nur zu „affektieren“.<sup>335</sup>

Die für solche Ehen vollzogenen Konversionen wurden ebenfalls auffallend oft mit einem Scherz abgetan bzw. galt es, wie dargestellt, als gute ‚aufgeklärte‘ Praxis, im Umgang mit dem Thema Witz zu zeigen und, wie im Folgenden Lea Mendelsohn Bartholdy, die protestierenden „Wäßerscheuen“ nicht allzu ernst zu nehmen.

Was sagen Sie denn zu Ihrer Doktorin? [...] Denkbar wars immer, dass Ihre Flies, wenn sie Ihnen eine Untreue machte, sie sich dadurch entschädigte, dass sie einen Ihrer Landsleute zum Erben ihres Herzens einsetzte [...]. Sie können denken, dass die *Wäßerscheuen*

<sup>334</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 1. 1799, ungedruckt, SV 38.

<sup>335</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen über Jeanette Ephraim Stieglitz, 14. 7. 1794, ungedruckt, SV 38.

schreien, oder geschrien haben, denn jetzt beschäftigen sie schon wieder hundert andre Gegenstände.<sup>336</sup>

Als bezeichnend für den Berliner jüdischen Salon um 1800 muss das in diesem Zusammenhang erwähnte Gesellschaftsspiel gelten, bei dem es darum ging, einander zum Charakter passende Buchtitel zuzurufen, ein Spiel, in dem sich die ehemalige Fließ gut bewährte: „Ich fand es freimüthig u hübsch von ihm, dass er ihr, in dem Spiel wo man einer Person den Titel irgend eines passenden Buches geben muß, *Leichtsinn u gutes Herz* sagte, u recht witzig von ihr, die auch sich selbst *das befreite Jerusalem* so leicht hinwarf“.<sup>337</sup> Brinckmann bestätigte, dies sei „erzwizig“, wiederum mit Witz: „Auch ist meine Doktorn wahrlich so übel nicht. Nur dass ich sie doch immer lieber zur Doktorn wie zur Frau hätte, wiewol die kleine Levin mir versichert ich würde mit der Fließ in der Ehe sehr *gut* leben. Dies ist sehr möglich, aber ich möchte doch noch *besser* leben“.<sup>338</sup>

Andererseits und aller Liberalität zum Trotz fand eine Frau, die sich nicht „von Jerusalem befreien“ lassen wollte, in der Salongesellschaft wenig Verständnis. Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel bemerkte mehrfach, dass ihre Entscheidung, unverheiratet zu bleiben, um ihren Sohn behalten zu können, die Berliner irritierte wie ein „Roman ohne Schluss“.<sup>339</sup> Dies lässt keineswegs Rückschlüsse auf eine leichtfertige Haltung der ‚Romanheldinnen‘ selbst zu, es deutet nur darauf, dass in der Kommunikation zwischen jüdischen Frauen und nichtjüdischen Gästen potentielle Glaubens- oder Identitätskonflikte nicht thematisiert wurden.

Was bei dieser betont nicht bürgerlichen, nahezu pragmatischen Herangehensweise an Taufe und Ehe dann wiederum überrascht, ist die Tatsache, wie wenig die beteiligten gut situierten Männer eine Eheschließung ihrer Standesgenossen, geschweige denn ihrer selbst, mit Rahel Levin Varnhagen in Betracht

---

**336** Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1798, ungedruckt, BA M.

**337** Lea Mendelssohn Bartholdy an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1798, ungedruckt, BA M. „Leichtsinn und gutes Herz“ war bemerkenswerterweise ein Lustspiel der zeitgenössischen, frauenpolitisch engagierten Autorin Marianne Ehrmann. Das „befreite Jerusalem“ zielt vermutlich auf das Drama von Torquato Tasso.

**338** Gustav von Brinckmann an Lea Mendelssohn Bartholdy, 9. 2. 1799, diese Stelle ungedruckt, BA M.

**339** „Es scheint die Berliner können nicht ruhen – sie können ebenso wenig ein Leben als einen Roman sich ohne geschloßnen Schluß denken, und nehmen nun gar bey mir die heilige Taufe als völligen Ruhestand und Auflösung an. Wie wäre es wenn sie mich todt seyn liessen? so wären sie aus der Ungewissheit, und mir geschähe auch ein kleiner Dienst damit.“ Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel an Friedrich Schleiermacher, Frühjahr 1799, in: KFSa, Bd. 25, S. 15.



zogen, bzw. wie leichtherzig sie mit der Tatsache umgingen, dass Baron Finkenstein sich zur Ehe nicht entschließen konnte. Übrig blieben für die „theuerste Freundin“ aus eben der ‚jüdischen Familie‘: explizites Bedauern und gute Ratschläge, sich abzulenken – nicht einmal teilnehmendes Mitleid. Ob Habitués wie Brinckmann und Burgsdorf die Folgen des Unverheiratetseins für eine knapp 30-jährige jüdische Frau schlicht unterschätzten oder diesen Zustand des „über“ der Ehe Stehens für wirklich emanzipiert angesehen und damit stark idealisiert haben, bleibt fraglich. Burgsdorf lebte de facto den Double Standard der Zeit und heiratete nach zahlreichen Affären und einigen unehelichen Kindern spät seine Cousine. Brinckmann blieb lebenslang unverheiratet.

### Die schimäre Gleichheit der Stände

Dass Gustav von Brinckmann bei aller Freude an geistreicher Unterhaltung ohne Rücksicht auf die Herkunft, auf die korrekte Form gegenüber Rang und Stand Wert legte, könnte ihn als typischen Vertreter und Verteidiger seiner Klasse ausweisen. Ein Vergleich seiner Äußerungen in verschiedenen Lebensbereichen deutet aber eher darauf hin, dass er ein Verteidiger der Form und eines gewissen ästhetischen Anspruches war. An Frauen aller Klassen und Kulturen schätzte er Geistreichtum wie Grazie, und „freigeistige Amazonen“ schreckten ihn vor allem, weil sie letzterer entbehrten. In der Literatur wusste er das Genie eines Friedrich Schlegel zu schätzen, verabscheute aber dessen Hang zur Formlosigkeit, etwa in der *Lucinde*, die er als Disziplinmangel deutete und bei der er – als einer der wenigen männlichen Leser – die Doppelbödigkeit des Frauenbildes erkannte. Übertreibung in jedem Bereich – außer in seiner eigenen Galanterie – verabscheute er. Formbewahrung ohne Inhalt konnte er ebenso vernichtend beurteilen wie das Gegenteil: von den leeren Gesprächen mit einigen Vertreterinnen der vornehmen Welt zog er sich zunehmend zurück, die Originalität einer Rahel Levin Varnhagen verteidigte er bis zuletzt, trotz seines „horreurs“ vor ihrer zu gemischten Geselligkeit. Scheinbare Ungereimtheiten des Lebenswandels, wie bei der Ehekrise „der Veit“, oder des Charakters, wie bei Henriette Mendelssohn, verteidigte er ausführlich, stellte sich explizit gegen die Meinung der Gräfin Voss und berief sich dabei auf seine längere Kenntnis der Frauen. Die jüdischen Salonfrauen wurden im Briefwechsel mit Luise von Voss vom ersten Jahr an wie selbstverständlich erwähnt, nicht selten als gemeinsame Bekannte ausführlich diskutiert. Ihre jüdische Herkunft wurde dabei in den ersten Jahren nicht nur überhaupt nicht erwähnt, Brinckmann empfahl diese Frauen der jungen Aristokratin mehrfach und nachdrücklich als Gesprächspartnerinnen und Freundinnen.

Obwohl sich sein Stil in den Jahren 1802–1805 deutlich antijüdisch färbte, bewahrte ihn möglicherweise der Ekel vor jeglichem Fanatismus vor wirklichen

antisemitischen Überzeugungen. So wie er die Konversion ‚seiner‘ Doktorin Fließ mit Humor genommen hatte, so schilderte er ihre zunehmende christliche Frömmerei am Lebensende mit Befremden, vermochte aber ihr darunter liegendes, intensives Talent zur Freundschaft zu schätzen.<sup>340</sup> Was den Grad seiner jeweiligen Empörung und die Sprache, in der diese transportiert wird, betrifft, muss noch auf einen anderen brieflichen Aufruhr hingewiesen werden: die Diskussion über den Katholizismus einiger Freunde, beispielsweise der Schlegels. In der gesellschaftlichen Konsequenz natürlich nicht vergleichbar, ist sprachlich interessant, dass der feinsinnige Diplomat auch hier auf mittelalterliche Klischees zurückgriff.

In seinen Briefen an Luise von Voss und Rahel Levin Varnhagen zeigt sich Brinckmann als gleichermaßen gut vernetzter und gefälliger Weltmann wie als vertrauter Freund mit Interesse am persönlichen Gespräch. Allerdings liegt die Phase besonders intensiven Umgangs mit „der Kleinen“ in den Jahren vor Brinckmanns Abreise nach Paris. Nach seiner Rückkehr macht er einen deutlichen Unterschied zwischen der Persönlichkeit Rahel Levin Varnhagens selbst und dem Umgangston in ihrem Zirkel. Die zunehmende Distanzierung von ihrem ‚Salon‘ ist sowohl seinen Briefen an die Aristokratinnen wie denen an Rahel Levin Varnhagen selbst abzulesen. Es kann in diesem Falle nicht die Rede davon sein, dass Brinckmann als Gast der jüdischen Salons einer aristokratischen Freundin gegenüber seinen jüdischen Umgang prinzipiell relativieren und sich davon grundsätzlich distanzieren müsste. Da er sich und Luise von Voss gegenüber kontinuierlich Rechenschaft gegeben hatte, sowohl über seine grundsätzliche Begeisterung wie seine (vorübergehende?) Ablehnung, wäre eine jähe Wendung gerade seiner „strengen“ Leserin gegenüber wenig glaubhaft gewesen. Es ist vielmehr die Frage, ob und wie weit Brinckmann, Diplomat von Beruf und Stilist aus Berufung, sich einer allgemeingesellschaftlichen Veränderung des Tonfalls – und der Geisteshaltung – anpasste. Es wäre daher besonders interessant zu wissen, ob und wie sich sein Ton geändert hätte, wenn er weiterhin in Berlin und politisch aktiv geblieben wäre.

Das Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlichem Kontakt zwischen Aristokratie und gebildeten Jüdinnen einerseits und der geschärften Wahrneh-

---

**340** „Verheiratet mit einem höchst langweiligen u. *frommen* Gemahl, scheint *sie* es mit der *Christlichkeit* jetzt auch ganz ernst zu meinen, geht alle Sontage in die Kirche, braucht mehrere Tage zur Vorbereitung des Abendmahl, liest Predigten u. dergl. Dies aber verträgt sich sehr gut mit kleinen weltlichen Eitelkeiten u. Haften[?] nach geistiger Bildung u.s.w. [...] Übrigens eine sehr gute Frau, Freundin ihrer Freunde, u. im Grunde doch anspruchsloser als sie manchmal, aus blosser Liebhaberei am *Interessanten*, erscheint.“ Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 10. 3. 1819, ungedruckt, SV 38.

mung der Unterschiede andererseits, wird durch einen Brief Dorothea Mendelsohn Veit Schlegels an Brinckmann bestätigt, der beinahe mottogebend über diesem Kapitel stehen könnte:

F. v. Berg und ihre überaus liebenswürdige Tochter habe ich vorigen Sommer kennen gelernt; bey einer so kurzen Bekanntschaft habe ich aber genugsames Interesse gefunden um zu bedauern, daß wir uns nicht näher kommen werden. – **Nichts *Inerliches* was uns trennt hoffe ich; bloß Conventionen, Stand und das Leben diesseits** –“<sup>341</sup>

---

<sup>341</sup> Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel an Gustav von Brinckmann, 2. 2. 1799, in: KFSa, Bd. 24, S. 226. Hervorhebung „Inerliches“ im Original, übrige Hervorhebung H. L. L.

## VI Fazit – Emanzipatorische Momente

Von der Memel bis zur Jägerbrücke ist noch ein langer Weg,  
u. der Leider durch eine Wüste von *politischen* Verhältnissen geht; wo Ihr armer Pilger  
wohl mit aller seiner Geschicklichkeit stecken bleiben möchte. Also wer weiß noch, ob  
wir so bald, oder je wieder einen vernünftigen *Nachtthee* zusammen haben werden?  
Salon-Reminiszenz, 1807<sup>1</sup>

Am Anfang dieser Untersuchung standen ein verlassener Raum und das durch ihn gekennzeichnete, heutigen Forschenden aufgegebene Paradox, dass es in der Geschichte der „Berliner jüdischen Salons“ trotz umfangreichen Schrifttums auffallende Leerstellen gibt und dass die Fragen, wie Salonkommunikation stattgefunden haben kann und welche Konsequenzen sie für die Beteiligten hatte, wieder neu zu stellen sind.

Vor dem Hintergrund zahlreicher, oft widersprüchlicher Inanspruchnahmen des Salons als symbolischen Ort der Emanzipation und seiner tatsächlichen Zeitgenossenschaft mit drei historischen Emanzipationsdiskursen wurde als zentrale Frage formuliert, inwieweit in der Salonkommunikation um 1800 Emanzipation zum Tragen kommt – sowohl explizit als Thema und Teilhabe an Emanzipationsprozessen, als auch implizit im Umgang miteinander und mit Erwartungshaltungen der Umgebungsgesellschaft. Die Arbeit präsentierte als Modus der Annäherung die Parallelektüre verschiedenartiger Quellen, vor allem ungedruckter Briefe und Billets, im Querschnitt eines Beispieljahres und in zwei Längsschnitten durch dafür rekonstruierte, jahrzehntelang geführte Korrespondenzen. Durch die Analyse ausgewählter „Briefgespräche“ wurden historische Details der Umgangsformen innerhalb der Salongesellschaft rekonstruiert sowie diskursive Formen der Annäherung und Distanzierung über mehrere Jahrzehnte offengelegt.

„Das letzte Wort“ sollen hier zwei der seltenen anderen Quellen zur Geschichte der Berliner jüdischen Salons bekommen – eine geheime Handakte und eine gestochene Satire –, bevor abschließend gefragt wird, welche Antworten die gewählten Methoden auf die zentralen Fragen der Arbeit bringen konnten und welche Anliegen für fortgesetzte Salonforschung sich daraus ergeben.

### Eine „Nachlaßregulierung“

1799 erfuhr die fürstliche Familie Reuß, dass ihr soeben verstorbener Nachfahre, Prinz Heinrich XIV., heimlich mit der nichtadligen Marianne Meyer

---

<sup>1</sup> Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 2. 8. 1807, dieser Teil ungedruckt, SV 38.

Eybenberg verheiratet gewesen war und sie zu seiner Erbin bestimmt hatte.<sup>2</sup> Die Familie beauftragte seinen Sekretär mit der Ergründung der Angelegenheit und einer heimlichen Beobachtung „der bewussten Person“,<sup>3</sup> mit der Absicht, die Ehe anzufechten. Das Familienarchiv Reuß umfasst mehrere Bände an Dokumenten zu der Ehe- und Erbfrage. Was an den in geheimen Handakten gebündelten Schriftstücken besonders hervorsteicht, ist zunächst die Veröffentlichung des Privaten – von der Taxierung der Leibwäsche bis zur Warnung vor einer möglicherweise „angeblichen und vielleicht durch fremdes anrathen bewirckten“ Schwangerschaft,<sup>4</sup> des Weiteren dann der Umstand, dass die Tatsache, dass Marianne Meyer Eybenberg aus einer jüdischen Familie stammte, in diesem mehrmonatigen Rechtsstreit keine Rolle spielte, nicht ‚genutzt‘ und in den Akten nicht einmal erwähnt wurde.

Ihr bürgerlicher Status wurde dabei sehr wohl als Gegenargument gegen die Anerkennung deutlich formuliert und gedroht: „Über diese Familien Verträge und Geseze kann und darf niemand schreiten, weil es die Nachkommen seiten Verwandten und Erben nicht dulden – und ihre durch Kayserliche Majestät Confirmirte Rechte geltend machen würden“.<sup>5</sup> Im Gegenzug enthält die Akte mit dem Schreiben Marianne Meyer Eybenbergs an das fürstliche Familienoberhaupt ein diplomatisch-rhetorisches Bravourstück. Gleichermaßen formvollendet und selbstbewusst präsentierte sie sich „als die *sehr* unglückliche Wittwe des Fürsten Heinrich des 14ten Reus“, die sich nur an ihn wende, damit „dem Dringenden Bedürfniß meines Herzens gnüge geleistet [sei], sich dem Würdigen und geliebten Bruder des Edelsten besten Sterblichen zu Gnaden zu Empfehlen“. In einer scheinbaren Selbstanklage listete sie poten-

---

2 Die Ehe war 1797 außerhalb Berlins geschlossen und vor der Familie, wie auch allen Berliner Bekannten geheim gehalten worden. Der Ehevertrag machte sie zur „Mitbesitzerin in alle seinem jetzigen und zukünftigen Allodial-Vermögens“. Ehevertrag Reuss-Meyer, in: ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz, I Nr. 89a, Bl. 15r–v., zit. nach: Beger 2008, S. 270.

3 Heinrich XIV. Reuß an Joseph von Hudelist, 27. 2. 1799, ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz, I Nr. 89a, Bl. 34.

4 Ebd. Der Nachlass wurde größtenteils versteigert und sein Wert vorher geschätzt.

5 Heinrich XIV. Reuß an Marianne Meyer Eybenberg, 28. 3. 1799, in: ThStA Greiz, Geh. Kabinett Greiz, I Nr. 86r, o. Bl. Anders als in der Literatur oft behauptet, weisen die Dokumente nach, dass die Salonière und der Fürst rechtmäßig verheiratet waren, und die Ehe nur geheimgehalten hatten, weil sie den Protest der fürstlichen Familie, der dann auch eintrat, befürchteten. Der Rechtsstreit endete mit einem Vergleich vom 16. 5. 1799: Meyer Eybenberg musste allen Rechten und Werten einer Fürstenwitwe für immer entsagen, sie bekam den Titel von Eybenberg (nach einer unbedeutenden Ortschaft im Herrschaftsgebiet des Fürsten), aber kein Wohnrecht dort. Sie durfte die Briefe des Prinzen nicht kompromittierend gebrauchen. Dafür erhielt sie das persönliche Vermögen des Prinzen, abzüglich zahlreicher Legate und Ansprüche von Bedienten und Familie.

tielle Gegenargumente gegen ihre Person auf und kam zum Schluss: „Ich kann nichts zu meinem Vortheil sagen, [...] als daß mich dero Herr Bruder zu seiner Gemahlin gewählt, daß er mich deßen würdig erachtete“.<sup>6</sup> Dass ihr Gatte sie für gleichwertig *erachtet* hatte, machte sie dazu. Dass Marianne Meyer Eybenberg sich auch in deutlichen Worten gegen Statusansprüche verwehren konnte, zeigt ein Brief an ihren Rechtsberater, als die Familie Reuß den Rechtsstreit in die Länge zog: „der Alte Herr fängt an mich zu chicaniren, mich Dinge zu beschuldigen, die nicht Existiren, nämlich daß ich den Nahmen Reuß führte, was grundfalsch ist.“ Ihr Schlusssatz ist eine Verbindung aus Strategie und Stolz: „Wenn ich auch nicht Rechtschaffenheit genug hätte, mein Wort zu halten, so hätte ich doch Klugheit genug: was den Paß anlangt steht freilich noch als Nachsatz zu dem Nahmen Eibenberg angegeben daß ich die Wittwe meines Mannes bin“.<sup>7</sup>

Zwischen den Wortgefechten auf beiden Seiten finden sich Dokumente, die trotz ihrer bürokratischen Form von aufrichtiger Zuneigung sprechen, etwa ein Umschlag mit der Aufschrift: „Beyliegende meiner bis ins Grab herzinniglich verehrten und geliebten Freundin Marianne Meyer ganz zu ihrem Eigenthum gewidmete Schuld Scheine wolle meine geliebte Freundin [...] als ein Vermächtnis aufnehmen.“ Und der Bericht über die Sterbestunde des Prinzen an den regierenden Fürsten durch seinen Sekretär endete zusammenfassend: „Es sind unter seinen Papieren 100 Beweise, von seiner Liebe zu der Meyer, u daß er sich für glücklich hielt, wenn er im Stillen bey ihr von dem sehr schweren Tage Werk ausruhen konnte [...]. Wer anders spricht, sagt etwas was nicht wahr ist“.<sup>8</sup>

Trotz oder wegen des sachlichen Kontextes und Tonfalles können sich heutige Lesende des Eindrucks nicht erwehren, hier den Nachlass einer Liebesgeschichte vor sich zu sehen, einer Liebesgeschichte, die selbst den Bedienten der fürstlichen Gegenpartei dazu bewog, zu versprechen, „kein Feind der Meyer zu sein“.<sup>9</sup>

### Ein „Tableau parlant“

Ende 1801 – zur selben Zeit, als, wie zitiert, manche Personen der Berliner Gesellschaft anfangen, sich Gedanken zu machen, ob sie sich nicht zuviel „bie-

<sup>6</sup> Marianne Meyer Eybenberg an Heinrich XIV. Reuß, 26. 2. 1799, in: ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz, I Nr. 86s, Bl. 30v–31r.

<sup>7</sup> Marianne Meyer Eybenberg an Johann A.G. Uhden, 21. 8. 1799, in: ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz, I Nr. 89a, Bl. 178.

<sup>8</sup> Joseph von Hudelist an Heinrich XIV. Reuß, 12 .2. 1799, ThStA Greiz, Geh. Kab. Greiz, I Nr. 86s, Bl. 44r.

<sup>9</sup> Ebd., Bl. 45v.

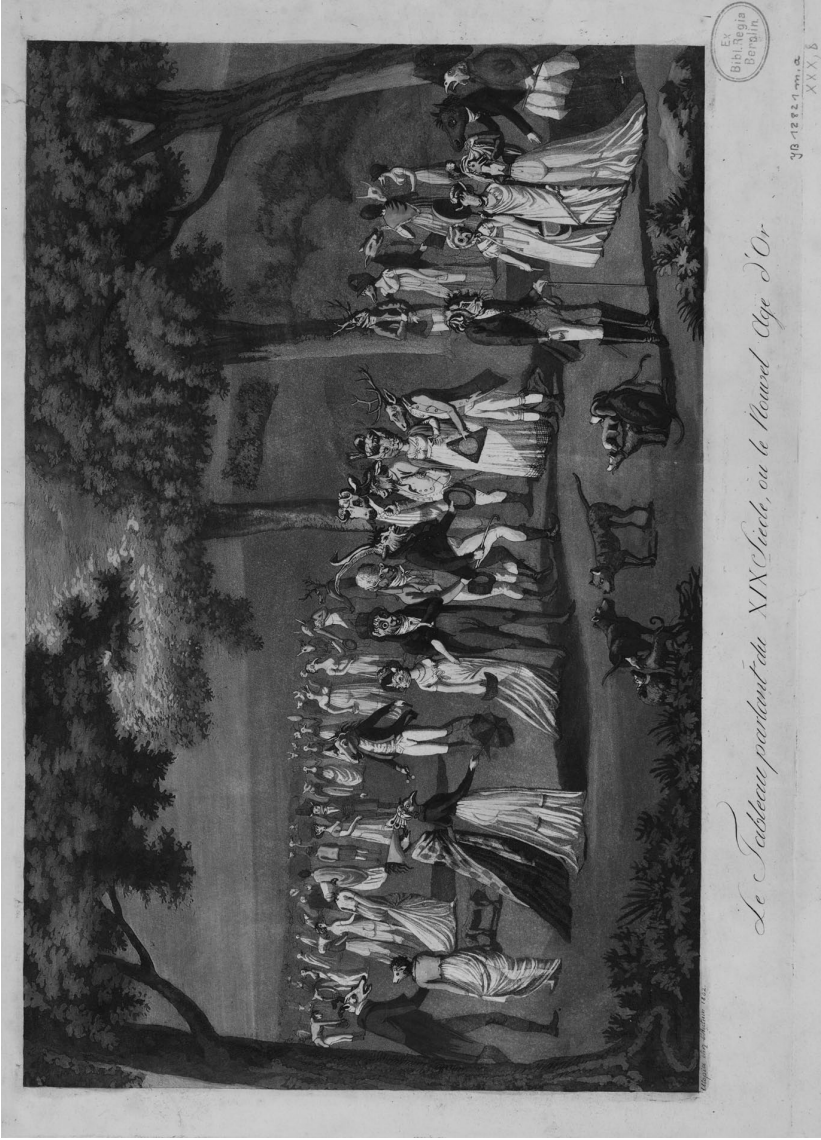


Abb. 26: Das Goldene Zeitalter. Satirischer Kupferstich mit einer Reihe von Salongästen 1801.



ten ließen“, mit Juden zusammen eingeladen zu sein, erschien in Berlin ein satirischer Kupferstich „Le Tableau parlant du XIX Siecle, ou le Nouveau Age d’Or“. Er zeigt eine Gruppe von etwa dreißig Personen auf einem Parkspaziergang durch den Tiergarten, die Männer modisch, die Frauen in durchsichtigem Stoff fast nackt gekleidet, alle mit verschiedenen Tierköpfen versehen. Viele Personen konnten dechiffriert werden, darunter auch einige Mitglieder der Salongesellschaft, wie Heinrich von Kleist, Prinz Louis Ferdinand, Peter Gualtieri und Rahel Levin Varnhagen.<sup>10</sup> Der Stich gilt als „publizistischer Coup“ einer neu erschienenen Zeitschrift, die unter anderem mit einer Artikelserie über aktuelle „Berliner Vergnügungen“ um Leser warb. Die Forschung hat darin zugleich eine Satire auf die politischen Zustände in Preußen wie auf die Ausschweifungen in der Hauptstadt erkannt.<sup>11</sup>

Der Kupferstich lässt sich auch als Illustration vieler hier vorgestellter Briefe lesen. Er ist eine Karikatur des egalisierenden „Tiergartenlebens“ der Hauptstädter, auch und gerade der Salongesellschaft. Wie das textlich konstruierte *Tableau vivant* des Beispieljahres 1794/95, ist auch dies gezeichnete *Tableau* eine Momentaufnahme, aber eine, die die Gleichheit ins Negative, zumindest Ironische wendet. Es illustriert einerseits, dass das Spiel mit Identitäten oder damit, Identitäten zu erraten, im Berlin um 1800 en vogue war. Es betont andererseits, dass die Tatsache, dieses Maskenspiel zu verspotten, sich Ende 1801 gut verkaufen ließ. Diese (Selbst-)Ironie mag das Spiel um eine Weile verlängert haben, sie deutet aber auch auf die Brüchigkeit der Konstruktion: „Mit ausdrücklicher Verschweigung ihrer Nazionaleigentümlichkeit ...“

### Nachttee und Badeschwindel. Rückblick

Die Zusammenschau der Quellsituation und ausgewählter Forschungsdiskurse hat gezeigt, wie auf Grund der heterogenen Quellenlage und kontroverser, auch politisierter Rezeptionsvorgänge ein Salonbild entstand, das bis in unsere Gegenwart hinein changiert und unser Bild von einem Abschnitt der Beziehungsgeschichte zwischen Juden und Nicht-Juden in Deutschland prägt.

Wider die „berühmten Berliner Salons“: Der multiperspektivische Querschnitt durch ein Beispieljahr präsentierte und untermauerte demgegenüber die These, dass Salonkommunikation nicht eine gebildete oder rein literarische

---

<sup>10</sup> Vgl. die detaillierte Analyse des Bildes und seiner Vorgeschichte bei: Horst Häker: Ein preußischer „Tiergarten“. Erläuterungen zu dem Kupferstich „Le Tableau parlant du XIX Siecle, ou le Nouveau Age d’Or“ von 1801/02, in: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz (17) 1980, S. 337–356.

<sup>11</sup> Häker stellt die gut begründete These auf, dass das Satireblatt „Brennus“ den Kupferstich eigens anfertigen ließ, um ihn dann als Skandal rezensieren zu können. Ebd.

Konversation einer fixen Gruppe an einem Teetisch bedeuten kann, sondern dass die Beteiligten ihre vielfältigen Gespräche an und zwischen verschiedenen Orten führten und in unterschiedlicher Zusammensetzung.

Die Berliner jüdischen Salons müssen rückgebunden werden in die unterschiedlichen anderen Geselligkeitsstrukturen der Zeit, an denen die Gäste, und die Salonièren selbst, ebenfalls teilnahmen. Mit Blick auf die örtliche und familiäre Anbindung der Salonièren plädiert diese Arbeit für die Wahrnehmung als „offenes Haus“, offen für Gäste verschiedener Herkunft, offen auch für die Beteiligung der Familie und jüdischen Freunde, und offen „zur Straße hin“, um das Gespräch mit hinaus zu nehmen in die nächste Geselligkeit.

Als Orte, an denen Salonkommunikation stattfand, müssen im Beispieljahr 1794/95 diverse Tee-, Ess- und Schreibtische sowie Theaterlogen und andere öffentliche Orte in Berlin gelten. Dazu kamen so unterschiedliche urbane Sammelplätze wie Weimar, Jena und Breslau. Einen besonderen Stellenwert hatten die viel besuchten Badeorte, an denen Salonièren für sie wesentliche Bekanntschaften machten. Badeorte und Salons sind darin vergleichbar und sollten mehr daraufhin verglichen werden, dass sie soziale Regeln kurzzeitig außer Kraft setzen konnten, bzw. dass Besucher vorgeben konnten, frei von diesen Regeln zu sein. Hannah Arendts Begriff von der Exterritorialität der Salons lässt sich um 1800 in diesem Sinne auch auf die Badeorte anwenden. Gemeinsam ist Badeort und Salon weiterhin, dass die hier entstehenden Freundschaften und Verbindlichkeiten das Verlassen dieser Treffpunkte nicht notwendigerweise überdauerten, oder dass die Grundlage mancher Freundschaft vor allem im sich Erinnern an gemeinsam dort verlebte Tage bestand.

Mit Blick auf die geschilderte Forschungsdebatte um die Unterscheidung zwischen privat und öffentlich um 1800 ist so festzuhalten, dass viele Orte, die heute als rein privat oder öffentlich gelten, zu „Salons“ werden konnten und die Grenzen verschwammen. Indem man sich so *verhielt*, als sei es ein privater Raum, konnten eine Loge im Theater oder eine Laube im Park zum Empfangszimmer, zum Salon werden.

Der in diesem Buch vorgenommene Aufriss der Salonkommunikation und der Berliner Geselligkeit als solche zeichnet das Porträt eines ebenso lebendigen wie fragilen kommunikativen Netzes. In diesem Netz waren von Anfang an mehrere kommunikative Ebenen verknüpft und wurden bewusst nebeneinander genutzt: das persönliche Gespräch, Briefe, Billets (in durchaus anderen Funktionen als der Brief) sowie die Kommunikation über Dritte und Drittes: „Das beiliegende Buch wird Ihnen sagen ...“. Apropos „karrenweise“ retournierte Bücher: Neben der Kenntnis der zeitgenössischen Literatur kann in der Salongesellschaft, aller Mokanterie zum Trotz, eine gute Kenntnis der Emanzipationsdiskurse angenommen werden. So „platt“ manche Aufklärer der jünge-

ren Generation auch schienen, so zeigen Lektürelisten, dass sie deren Werke ‚im Schrank‘ oder ausgeliehen hatte. Eine Person wie Markus Herz wurde satirisiert, seine Werke aber gelesen und er nach seiner Meinung befragt. Werke der so genannten Geschlechtscharakterdebatte wurden in den Berliner Salons zeitnah rezipiert. Über die Arbeiten befreundeter Autoren und Autorinnen waren die Salonfrauen schon während des Entstehungsprozesses gut informiert. Mehr aber als die Geschlechtermodelle, die heute als grundlegend eingestuft werden, interessierten an der *Lucinde* der literarische Neuigkeitswert und an den *Horen* das gebildete Vergnügen, fachkundig die Autorschaft einzelner Beteiligter zu erraten. Humboldts Aufsatz und Schillers poetische Sekundierung des polaren Geschlechtermodells wurden von der Berliner Salongesellschaft kritisch bzw. amüsiert spöttisch aufgenommen. Theoretische Diskussionen darüber lassen sich keine finden. Allerdings wurden in Briefen Geschlechterrollen immer wieder in Frage gestellt.

Von den zeitgenössischen brieflichen Diskussionen ausgehend, wäre der Verlauf der Emanzipationsdiskurse ein anderer, als retrospektiv dargestellt. Statt eine Nichtteilhabe von Frauen an der Geschlechterdebatte anzunehmen, müssten vorhandene Interventionen wie die der Salonfrauen Esther Gad und Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel mit einbezogen werden. Vor dem Hintergrund eines zeitgenössischen Verständnisses von Öffentlichkeit sind briefliche Diskussionen selbst anders zu gewichten. In der Salongesellschaft wurde davon ausgegangen, dass die Umgebungsgesellschaft für Männer und Frauen unterschiedliche Laufbahnen vorsah. Diese Erwartungshaltungen von außen an das eigene und andere Geschlecht wurden keineswegs akzeptiert, sondern kritisiert, lamentiert, parodiert. Die Existenz der formalen Regeln, ungeschriebenen Gesetze oder Traditionen wurde nie bezweifelt, wohl aber deren Berechtigung. Bereits vor und während der Hoch-Zeit der Geschlechtscharakterdebatte und der endgültigen Ausformulierung männlicher und weiblicher Zuständigkeiten in diesen Texten waren sich die Frauen dessen bewusst, dass sie mit einigen ihrer Handlungen solche von der Gesellschaft gesetzte Grenzen überschritten.

Bemerkenswert ist dann, wo entgegen der auffallenden Liberalität der Salongesellschaft, beispielsweise Ehe oder Konversion betreffend, Grenzen wieder wirksam wurden, auch Grenzen der Wahrnehmung. Die inneren und äußeren Konflikte der grenzüberschreitenden Frauen wurden auch von engen Freunden oft nicht wirklich wahrgenommen beziehungsweise wurden nicht zum ‚Thema des Salongesprächs‘.

Das wesentliche Ergebnis der Arbeit verweist salongemäß auf einen doppeibödigem Begriff, einen Doppelsinn: Der Berliner Salon ist in mehrfachem Sinne als Ort der Kommunikation zu verstehen. Der Salon um 1800 war ein

Ort für die Kommunikation und ein *durch* und *in* Kommunikation erst entstehender Ort, ein eigener *Sprachraum*. Wie anhand des Beispieljahres 1794/95 gezeigt wurde, nutzten die am Salon Beteiligten vielfach einen eigenen Ton, schufen sich eine gemeinsame verbindliche Sprachebene, auf der sie sich ungeachtet ihrer sonstigen gesellschaftlichen Anbindungen annähern konnten.

Zugleich wurde deutlich, wie fragil dies im Salon kommunizierte Gleichgewicht gewesen sein muss. Dieser Eindruck bestätigte sich durch die beiden Längsschnitte. Dabei lagen die Grenzen der Offenheit oft anderswo als vermutet. Die Untersuchung im Außenraum des Salons, der Kommentare der Gäste untereinander, ergab ein facettenreiches Bild. Die Frage, ob es einen Zusammenhang zwischen dem Besuch eines jüdischen Salons und dem Engagement für die gesellschaftliche Anerkennung der Juden oder der Frauen gibt, lässt sich nach der Analyse des Dreiecksbriefwechsels nicht eindeutig beantworten. Friedrich von Gentz und Wilhelm von Humboldt durchliefen bei vergleichbarer Ausgangsposition und in enger persönlicher Verflechtung miteinander und denselben jüdischen Freunden nahezu gegensätzliche Entwicklungen. Gemessen an der kommunizierten Erregung, war der Umgang in jüdischen Häusern um 1800 etwas noch Außergewöhnliches, das auch unter den Stammgästen sprachlich kompensiert oder gerechtfertigt werden musste. Für die nichtjüdischen Besucher bildeten die jüdischen Salonièren dabei eine andere Kategorie Fremdheit als die jüdischen Männer in denselben Zirkeln. In späteren Jahren hing die Einstellung zu dem hier Erlebten und den Bekannten ebenso vom politischen Zeitgeist, der Gesellschaftsstruktur Berlins wie der (Berufs-)Biografie der einzelnen Gäste ab. Dieser Eindruck verstärkte sich im zweiten Längsschnitt. Dieser bestätigte zunächst den Befund des Querschnittskapitels vom kommunikativen Netz. Aus der Perspektive des Salongastes Brinckmanns lässt sich formulieren, dass einem interessierten Diplomaten in Berlin um 1800 mit der jüdischen Oberschicht und dem Adel keineswegs zwei gänzlich getrennte Gesellschaftskreise, und auch nicht nur diese zwei offen standen, sondern ein Geflecht an Geselligkeiten existierte. Der Vergleich der parallel geführten Korrespondenzen Brinckmanns mit jüdischen und nichtjüdischen Gastgeberinnen ergab so anfangs eine auffällige Kongruenz der Themen und Kommunikationsformen. Mehr noch, der Diplomat warb für die Bekanntschaft seiner Freundinnen untereinander und brachte sie in Kontakt, bevor politische und persönliche Perspektivwechsel ihn zur deutlichen Distanzierung ‚nötigten‘.

Der Vergleich von Brinckmanns Korrespondenzen im Dreiecksbriefwechsel der Jugendfreunde mit seinen Briefen an die Gastgeberinnen macht abschließend noch einmal die Vielschichtigkeit des Mediums Brief deutlich, in dem neben und unterhalb des ‚Salontons‘ potentielle Rücksichtnahmen auf die Vorlieben der jeweiligen Adressaten und einer mitlesenden Öffentlichkeit ebenso

zum Tragen kommen wie eigene Erlebnisse und Positionierungsbedürfnisse, das Spiel mit Formen ebenso wie die Sehnsucht danach, fremde Vorurteile und eigene ihren Ausdruck finden.

Die Zusammenschau von Quer- und Längsschnitt erlaubt Rückschlüsse auf die gesellschaftliche Anerkennung einiger jüdischer Frauen in Berlin und Preußen. In einem ungedruckten Brief Lea Mendelssohn Bartholdys findet sich der bisher einzige Hinweis darauf, dass die Itzigtochter Fanny von Arnstein zusammen mit ihrer Tochter Henriette am preußischen Hofe empfangen wurde. Diese Nachricht wurde in bewusst leichtem Ton, aber nicht ohne Stolz, über das Salonnitz vermittelt. Im Vergleich mit einem späteren Brief Brinckmanns, wurde dann aber überdeutlich, dass dieser Empfang der jüdischen Baroness vor allem ihrem Adelstitel galt. Bereits Ende 1801 war in der Berliner „großen Welt“ schon wieder fragwürdig, wie hof-ier-fähig dieser Titel war, und ihr ‚Zwitterstatus‘ zwischen der aristokratischen und der jüdischen ‚Kaste‘ machte es schwer, die Arnsteins gesellschaftlich zuzuordnen, beziehungsweise bemerkte Brinckmann eine erneute Notwendigkeit der ‚Zuordnung‘. Wurde hier noch hinter vorgehaltener Hand diskutiert, dass bei der Tochter Henriette Schönheit und Vermögen die jüdische Herkunft ausgleichen könne, war auch diese, als sie 1803 den „reichen Juden“ Pereira heiratete, den brieflichen Schmähungen ihrer ehemaligen Verehrer und Freunde aus dem Salon ausgesetzt.

In der Zusammenschau lässt sich so weder von einem eindeutigen emanzipatorischen Effekt der Salons ausgehen, noch lässt sich die jüngere These vom Binnendiskurs Salon und dem vorurteilsbehafteten Außenraum aufrechterhalten. Vielmehr ist ein schleichender Wiedereinzug gesellschaftlicher Vorurteile und antijüdischer Stereotype kurz nach 1800 ablesbar. Man kann sagen, es gibt im Berliner Salon eine kurze Phase der Emanzipation von Kriterien wie Rang, Geschlecht und Religion – die sich nicht in emanzipatorischen Forderungen äußert, sondern darin, dass diese Kriterien gar nicht erwähnt werden, nicht in der sonst schmähenden Handakte über die Bürgerin Marianne Meyer Eybenberg, und nicht in Brinckmanns Werbung für seine „Freundinnen“.

Diese Phase ist aber vielleicht kürzer, als bisher angenommen.

### **Die schimäre Gleichheit der Stände. Ausblick**

Es hat sich gezeigt, dass auf der Grundlage des noch überlieferten Materials vergessene Gastgeberinnen wieder zu entdecken sind. Die Bedeutung von Gästegruppen und familiärem Netzwerken – im „Theezirkel der Tanten“ – ist neu zu gewichten. Querverbindungen zu anderen Geselligkeitsformen, in derselben Stadt und zu Teetischen an anderen Orten sind zu ziehen. Innerhalb Berlins müssen die jüdischen Salons rückgebunden werden in die anderen Gesellig-

keitsstrukturen der Zeit. Statt einer Ausnahmestellung der „berühmten“ Salons sind die Vernetzungen mit anderen geselligen Kreisen interessant sowie die Tatsache, dass mit verschiedenen geselligen Formaten unterschiedlicher Öffentlichkeit experimentiert wurde.

Der Berliner Salon um 1800 ist ein Beweis gegen das Modell getrennter Sphären auch insofern, als er als von einigen Beteiligten als Teilöffentlichkeit eigenen Rechts begriffen wurde. Goethe versprach sich etwas von der positiven Aufnahme seiner Werke in diesen Zirkeln und Brinckmann machte einen Unterschied zwischen der Veröffentlichung im Salon als kleiner- und der allgemeinen großen Öffentlichkeit. Dieses Konzept war für den Willen mancher Frauen, sich in die große Öffentlichkeit einzumischen, durchaus ambivalent, da ihr Wirkungskreis neu definiert, aber wiederum abgesteckt bzw. männlicher Redaktion unterworfen wurde: „An dem eigentlichen *Schreiben*, wie man es nennt, liegt der L. nichts ...“ Zum Verständnis von Autorschaft um 1800 wäre wichtig zu wissen, ob und welche anderen Zeitgenossen dies Verständnis vom Salon als einer eigenen (eingeschränkten) Öffentlichkeit teilten.

Selbstverständlich kann die Analyse ausgesuchter, selbst bisher unbekannter Korrespondenzen aus einem politisch wie biografisch so veränderlichen Zeitabschnitt nur subjektive Entwicklungen zutage fördern. Es bleiben zunächst Standpunkte von Einzelpersonen, nicht Wertvorstellungen, die für eine Gruppe wie „die Salongäste“ Gültigkeit haben. Genau dies gehört allerdings zu den wesentlichen Anliegen der Arbeit, vor Pauschalisierung zu warnen, nicht von *dem* oder *den* Berliner Salons um 1800 zu sprechen, auch nicht von *dem jüdischen Salon um 1800*, sondern vielmehr auf die komplexen Verflechtungen der einzelnen Kreise hinzuweisen. So sollte der jüdische Aufklärer Isaak Euchel Pate beim Sohn des christlichen bürgerlichen Verlegers Sander werden, was diesen nicht hinderte, über die „Clique“ der Levin Varnhagen zu lästern. Zu verweisen ist auch darauf, dass die Bindungen, die zwischen jüdischen und nichtjüdischen Personen – in wechselnder Rolle als Gast, gastgebender oder Kontakte vermittelnder Person – sowohl durch lebensgeschichtliche wie berufsbiografische oder gesellschaftspolitische Ereignisse gelockert und wieder gefestigt werden konnten. Wünschenswert wäre auch, wo die Quellenlage es zulässt, eine vergleichbare dichte Parallelektüre der Korrespondenzen weiterer Zeitgenossen, um festzustellen, inwieweit die konstatierten Umschwünge etwa des Diplomaten Brinckmann dessen Laufbahn oder persönlichen Erlebnissen geschuldet sind oder ob sie typisch genannt werden können für eine spezifische Gruppe Intellektueller oder eine Generation des Umbruchs.

Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung der Beteiligten ist weitere Detailforschung nötig, wobei die Kategorien „des Anderen“ möglicherweise andere sind als bisher vermutet. In den 1790er-Jahren ließen sich mit Juden auf Juden Sotti-

sen schreiben und im Salon vorlesen. Das Selbstverständnis als aufgeklärte Person grenzte sich dabei eher gegen eine ältere Generation ebenso wie gegen allzu bürgerliche Wertvorstellungen ab, als gegen Personen bestimmter Herkunft. Die Unterschiede zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung verschärften sich unter dem Druck politischer Ereignisse. 1810 wurde Sara Meyer Grotthus von Goethe der Standpunkt einer „fremden Nation“ zugeschrieben, sie selbst definierte sich als und erscrieb sich den Status einer patriotischen Preußin. Vergleichbar agierte und verstand sich Rahel Levin Varnhagen 1813/14 auf den Schauplätzen der Befreiungskriege als „preußische Kommissionärin“, während im selben politischen Klima, und oft am selben Ort, ehemalige Salon-gäste sich plötzlich von ihr als einer „Judenmamsell“ distanzieren. Ein lohnendes Folgeprojekt wäre daher, gerade für die hier umrissene Salongesellschaft, die langjährig und vielschichtig vernetzt agierte und sich an unterschiedlichen historischen Orten immer wieder miteinander neu in Position setzte, herauszufinden, welche Rolle antiemanzipatorische Bedürfnisse bei der konzeptionellen Neuordnung der Welt spielten. Beziehungsweise ist zu fragen, wie ein sich veränderndes Verständnis von „Stand“ mit antijüdischen Vorurteilen korrelierte, welches Ordnungsbedürfnis und -raster dazu beitrug, das Gegenüber (wieder) als „das Andere“ zu definieren. Es wäre eine Aufgabe der zukünftigen Forschung, dem hier präsentierten Querschnitt historische Momentaufnahmen späterer Jahre gegenüber zu stellen.

1794 drückte sich das Selbstbewusstsein einer jüdischen Salonière in folgendem Satz aus: „Schlagen sie's uns nicht ab. Ist bey Hoffe etwas, *u müssen Sie hin*, so kommen Sie nachher ewig braucht man doch nicht bey Hoffe zu bleiben [...] *Alle soupés* in der Stadt, fürchte ich nicht [...]“.<sup>12</sup> Als Konkurrenz zum Hof und zu großen Soupers setzte sie guten Tee und eine vom Gast umschwärmte Schauspielerin. Besonderen Nachdruck verlieh Rahel Levin Varnhagen dieser Einladung aber, indem sie Brinckmann mit dessen eigener Waffe, seinen Worten schlug: „Wie oft ist nicht eine Götin um einer Sterblichen, mit ein bischen Grazie geschmückt, vernachlässigt worden? Hab ich in Ihrer eignen Mitologie gelesen.“

Keine Mythologie: Es war einzelnen Personen möglich, zu verschiedenen Epochen ihres Lebens verschiedene Sprachen oder Codes in verschiedenen Kreisen zu sprechen. Die wandelbare Einstellung mancher Gäste war den jüdischen Gastgebern zumindest teilweise bewusst und ihr wurde mit Ironie begegnet. Nicht (erst) Napoleons Einzug nach Berlin 1804 und nicht (erst) wieder erstarktes nationalpatriotisches Engagement 1811 erschwerte gleichberechtig-

---

<sup>12</sup> Dies und die folgenden Zitate: Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 6. 3. 1795, diese Stellen ungedruckt, SV 38.



ten Umgang. Und keines dieser Phänomene beendete die Versuche dazu gänzlich.

Diese Arbeit möchte dafür plädieren, dass man nicht nach *einer* für diese gesellschaftliche Umbruchsphase typischen Geselligkeit sucht, sondern eher versucht, an den verschiedenen Geselligkeitsformen zwischen 1780 und 1830 mit zum Teil denselben Akteurinnen und Akteuren die Entwicklung, das Werden und Älterwerden dieser Gesellschaft abzulesen.

Nicht politisches Reden, nicht das verbale oder politische Eintreten für Judenrechte oder veränderte Geschlechterrollen machten den emanzipatorischen Gehalt des Salons aus, sondern das Ausklammern von – und das Nichtdenken in Kategorien wie Religion und Geschlecht. Das zeitlich befristete, noch immer nicht eingelöste und vielleicht deshalb bis heute so attraktive emanzipatorische Moment der Salons lag in dem Anspruch, als Mensch mit Menschen zu diskutieren.

So lässt sich Brinckmanns nostalgischer Ausruf auch, mehr als rein geografisch, metaphorisch deuten: Von der Memel, dem politisierten Preußen mit verschärfter Grenzkontrolle, war es ein weiter Weg bis zur Jägerbrücke, zum „vernünftigen Nachtthee.“

---

## Anhang



# Salon-Biografien

Diese Übersicht bietet keine ausgewogenen Kurzbiografien, sondern konzentriert sich auf die für diese Untersuchung wesentlichen Fakten – den Zusammenhang der Person mit den Salons, ihren Aufenthaltsort im Beispieljahr des Querschnittskapitels 1794/95 – und gibt gegebenenfalls Hinweise auf den Grad ihrer Erforschung.

**Fanny von Arnstein (1758–1818)**, geborene Vögelchen Itzig, Salonière. Tochter des 1791 naturalisierten Berliner jüdischen Kaufmannes Daniel Itzig und seiner Frau Miriam, wurde sie 1776 verheiratet mit dem Wiener Bankier Nathan Arnstein, der 1795 geadelt und 1798 in den Freiherrenstand erhoben wurde. Sie war Gastgeberin des um 1800 größten und bekanntesten Wiener Salons, empfing auch internationale Gäste von Rang. Häufig, auch mit ihrer Tochter **Henriette Arnstein Pereira (1780–1859)**, nach Berlin reisend und Berliner bei sich empfangend, war sie eine wesentliche Verbindung zwischen Berliner und Wiener Salons. Fanny von Arnstein blieb zeitlebens ungetauft, ihre Tochter wurde 1810 katholisch. Hilde Spiel nannte ihre zum Klassiker gewordene Biografie „Fanny von Arnstein oder die Emanzipation“.

1794/95 war sie kurz zu Besuch in Berlin und Gesprächsthema in Breslau.

**Karoline von Berg (1760–1826)**, geborene von Haeseler, Hofdame, Salonfrau und Autorin. Die Mutter der Salonière Luise von Voss muss als eine der bestvernetzten Frauen um 1800 gelten, wird in der Literatur dennoch kaum als Salonière erwähnt. 1779 verheiratet mit dem preußischen Kammerherrn Karl Ludwig von Berg, 1801 geschieden, arbeitete sie am Hofe der Königin Luise und deren Schwester Friederike. Geselligkeiten gab sie spätestens seit den 1790er-Jahren. 1814 veröffentlichte sie eine im 19. Jahrhundert viel gelesene Biografie Königin Luises. Erst 2008 wurde Karoline von Berg Gegenstand einer ausführlichen Lebensbeschreibung.

1794/95 versuchte Brinckmann zwischen ihr und Rahel Levin Varnhagen Bekanntschaft zu vermitteln.

**Gustav von Brinckmann (1764–1847)**, schwedischer Diplomat deutscher Abstammung, Autor, Briefsammler, Salongast. Er war seit Beginn der 1790er-Jahre mit allen Personen, die in Berlin ein offenes Haus führten, gut bekannt. 1797–1801 war er in Paris, dann wieder in Berlin tätig. 1807 begleitete er die preußische Königsfamilie ins Exil und wurde 1808 aus politischen Gründen nach Schweden zurückberufen. Zeitgenossen galt er als geradezu manischer Briefschreiber und talentierter Dichter. Zu Lebzeiten erschienen einige Bände Gedichte und philosophische Betrachtungen. Sein weitgehend unveröffentlichter Nachlass gilt heute als ungehobener Schatz der Geselligkeitsforschung für Berlin um 1800, eine Biografie gibt es nicht.

1794/95 arbeitete er als Gesandtschaftssekretär in Berlin.

**Wilhelm von Burgsdorf (1772–1822)**, Gutsbesitzer, Salongast. Er war ein umtriebiger, gut vernetzter und gut situerter Verwandter der Familie von Finckenstein, im Zusammenhang mit welcher die meisten Informationen über sein Leben überliefert sind. Nach einem Jurastudium und kurzer Laufbahn im Staatsdienst zog er sich ins Privatleben zurück, verbrachte die Jahre

bis 1801 im Wesentlichen auf Reisen oder im Umfeld der Salons, oft in enger Verbindung mit Wilhelm und Caroline von Humboldt. Danach lebte er zeitweilig auf seinem Gut Ziebingen, auf dem er unter anderem auch Ludwig Tieck wohnen ließ. Er heiratete spät, und hatte mehrere uneheliche Kinder.

1795 wurde er brieflich mit Rahel Levin Varnhagen bekannt gemacht.

**Hitzel Fließ Boye Sparre (1772/5?–1839)**, getauft als Johanna Hedwig Wilhelmine, Salonière. Die Tochter von Vögelchen und Moses (Zülz) Bernhard, Geschäftspartner Moses Mendelssohns, war in erster Ehe mit dem Arzt Isaak (Carl Bernhard) Fließ verheiratet, mit dem sie zu Konzerten einlud. 1799 heiratete sie Mayor Gustav von Boye. Mit ihrem dritten Mann, Graf Bengt Erland Frank-Sparre, ging sie nach Schweden. Sie machte gelegentliche Besuche in Berlin und blieb lebenslang in Kontakt mit ihren Freunden Rahel Levin Varnhagen und Gustav von Brinckmann, in deren Nachlässen Briefe von ihr enthalten sind. Während ihre Schwester Philippine Cohen, geb. Pessel Zülz (ca. 1776 bis nach 1833), als Salonière bekannt ist, ist das gesellige Engagement der Fließ Boye Sparre, die zumindest in Berlin und Stralsund ein offenes Haus führte, heute vergessen.

1794/95 war „die Fließ“ in Berlin und Freienwalde.

**Esther Gad, verheiratete Bern(h)ard, alias Lucie Domeier (1767–1836)**,<sup>1</sup> Schriftstellerin und Salonfrau. Geboren in Breslau als Tochter des generalprivilegierten Raphael ben Gad und seiner Frau Nissel, ihrerseits Tochter des Oberrabbiners Jonathan Eybeschütz. 1791 wurde sie mit dem Kaufmann Samuel Bern(h)ard aus Frankfurt verheiratet, ließ sich 1796 scheiden und ging nach Dresden. Ab 1799 lebte sie in Berlin, wo sie in verschiedenen Salons und geselligen Kreisen verkehrte und ihren zweiten Ehemann, den Arzt Wilhelm Friedrich Domeier kennenlernte (Heirat 1802). Esther Gad konvertierte 1801 und nahm den Vornamen Lucie an. Nach längeren Reisen ließ sie sich in London nieder. Sie veröffentlichte unter ihren verschiedenen Namen politische Artikel, Übersetzungen, Reisebriefe und Rezensionen, bezeichnete sich selbst als „vieltgewanderter weiblicher Ulysses“.

1794/95 bekam sie in Breslau Besuch von ihrer Freundin Rahel Levin Varnhagen.

**Friedrich von Gentz (1764–1832)**, politischer Publizist und Staatsdenker, Salongast. Der Sohn des Generalmünzdirektors Johann Friedrich Gentz und seiner Frau Elisabeth, geb. Ancillon, in Breslau und Berlin aufgewachsen, ging zum Studium nach Königsberg, lebte in den 1790er-Jahren vor allem in Berlin, eng befreundet mit Wilhelm von Humboldt und Brinckmann. Neben der Tätigkeit als preußischer Beamter arbeitete er seit 1791 journalistisch und als Herausgeber von Zeitschriften. Mit seiner Übersetzung und Kommentierung von Edmund Burkes „Betrachtungen über die französische Revolution“ 1793 legte Gentz den Grundstein für den Konservatismus in Deutschland. 1802 verließ er Preußen aus politischen und finanziellen Gründen und ging in den österreichischen Staatsdienst. Als Metternichs Berater arbeitete er bis kurz vor seinem Tod, unter anderem war er erster Sekretär auf dem Wiener Kongress.

1794/95 gab er in Berlin eine politische Monatsschrift heraus.

---

<sup>1</sup> Es werden mehrere verschiedene Todesdaten genannt, das vermutlich verlässlichste 1836 ist dem Personenverzeichnis des BdA 2011 entnommen, Bd. 6, S. 193.

**Ernst Ludwig Heim (1747–1834)**, einer der bekanntesten Ärzte Berlins um 1800. Er hatte seit 1783 eine Praxis am Gendarmenmarkt und war trotz oder wegen seines Engagements als Armenarzt auch bei Höhergestellten sehr angesehen. 1822 wurde er Ehrenbürger Berlins. Heim war mit mehreren Personen der Salongesellschaft bekannt, verkehrte unter anderem im Haus der Humboldts. Aus späteren Jahren sind einige Kontakte zur Familie Levin überliefert. Sein Tagebuch zeigt ihn als gesellschaftskritischen Beobachter und vielseitig interessierten Mann.

1794/95 war er viel unterwegs in Berlin und Umland.

**Henriette Herz (1764–1847)**, Salonière und Autorin. Die älteste Tochter des aus Portugal stammenden sephardischen Arztes Benjamin de Lemos und seiner zweiten Frau Esther Charleville, wurde mit zwölf Jahren Markus Herz anverlobt, mit dem sie nach der Heirat 1779 ein offenes Haus führte. Seit Mitte der 1790er-Jahre eng mit Friedrich Schleiermacher befreundet, übersetzte sie auf dessen Anregung Reiseberichte. Nach dem Tod ihres Mannes arbeitete sie zeitweilig als Erzieherin und engagierte sich für die Ausbildung mittelloser Kinder. Sie lebte 1817–1819 in Rom, im Umfeld Dorothea Mendelssohn Veit Schlegels und des Ehepaars Humboldt. Nach dem Tod ihrer Mutter war sie 1817 konvertiert. Im hohen Alter bekam sie vom preußischen König eine Pension ausgesetzt. Ihre Autobiografie blieb Fragment. Eine wissenschaftliche Biografie fehlt.

1794/95 lebte sie in Berlin.

**Markus Herz (1747–1803)**, Arzt und Philosoph, Gatte der Salonière Henriette Herz. Nach dem Studium in Königsberg und Halle arbeitete er seit 1774 als Arzt, später Direktor des jüdischen Krankenhauses, in Berlin. Seit etwa 1777 hielt er Privatvorlesungen vor gemischtem Publikum in seiner Wohnung. 1779 heiratete er die 17 Jahre jüngere Tochter seines Kollegen, Henriette de Lemos. 1785 wurde er zum Leibarzt des Fürsten von Waldeck, 1787 zum Professor ernannt, beides waren unbesoldete Titel. Herz veröffentlichte seit 1776 philosophische und medizinische Texte, engagierte sich für Ziele der Haskala und der Aufklärung.

1794/95 lebte und arbeitete er in Berlin.

**Alexander von Humboldt (1769–1859)**, Wissenschaftler, Weltreisender, Salongast. Nachdem er mit seinem Bruder Wilhelm Unterricht und Studium weitgehend gemeinsam absolviert hatte, arbeitete er zunächst im bergmännischen Bereich und bildete sich mit naturwissenschaftlichen Experimenten weiter. 1799 bis 1804 löste er das Erbe seiner Mutter ein und erkundete als selbstständiger Naturforscher Lateinamerika. Zahlreiche Forschungsunternehmen, Publikationen und Vortragsveranstaltungen folgten. Er veröffentlichte das umfangreichste Reisewerk, das bis dato von einem Privatmann verfasst worden war und gilt als Mitbegründer der wissenschaftlichen Geografie.

1794/95 war er als (Ober-)Bergrat kontinuierlich, meist aus dienstlichen Gründen, auf Reisen, gelegentlich besuchte er seinen Bruder in Jena.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Alexander von Humboldt hatte die Leitung des Bergbaus in den preußischen Fürstentümern Ansbach und Bayreuth 1793 übernommen, am 1. 4. 1794 wurde er wegen seiner Erfolge zum Bergrat und am 1. 5. 1795 zum Oberbergrat befördert.

**Wilhelm von Humboldt (1767–1835)**, Staatsmann, Autor, Salongast. Adlig preußischer und hugenottischer Abstammung, in Berlin aufgewachsen, ging er zum Studium nach Frankfurt/Oder und Göttingen. Nach kurzer Referendarstätigkeit im preußischen Staatsdienst lebte er lange Zeit mit seiner Frau **Caroline, geb. von Dacheröden (1766–1829)** und seiner Familie als Privatgelehrter in Berlin, Thüringen und Paris, bevor er ab 1802 als Vertreter des preußischen Staates beim Vatikan, dann in Berlin und Wien tätig war. Er war später wesentlich an der Gründung der Berliner Universität und an den Vorarbeiten für das Emanzipationsedikt von 1812 beteiligt.

1794/95 lebte und arbeitete er überwiegend in Jena mit seinem Freund Friedrich von Schiller.

**Herzogin Dorothea von Kurland, geborene Gräfin Anna Charlotte Dorothea von Medem (1761–1821)**, Salonière. Die dritte Ehefrau des letzten Herzogs von Kurland verbrachte, besonders nachdem Kurland seine Souveränität verloren hatte, den Großteil ihres Lebens auf Reisen. Mit zahlreichen europäischen Fürstenhöfen verwandt, war sie an jedem ihrer Lebensorte, darunter Berlin und Paris, Mittelpunkt großer Gesellschaften. Ihre letzte Lebensstation, Gut Löbichau, wird heute gelegentlich als ihr Musenhof oder Salon bezeichnet. Eine wissenschaftliche Biografie steht noch aus. In der Literatur wird ihr Engagement oft mit dem ihrer Schwester Elisa von der Recke und ihrer gleichnamigen Tochter Dorothea, Prinzessin von Kurland (1793–1862) vermischt.

1794/95 lebte sie gelegentlich auf einem Schloss bei Berlin.

**Rahel Levin Varnhagen (1771–1833)**, Salonière, Autorin, Philosophin. Die Tochter des generalprivilegierten Bankiers und Kaufmannes Markus Levin und seiner zweiten Frau Chaie gilt in der Forschung als das Zentrum der Geselligkeitskultur in ihrem Elternhaus in Berlin-Mitte, wo sie von 1790 bis etwa 1806 „den berühmtesten Berliner Salon“ geführt habe. 1813 floh sie nach Prag, wo sie eine Hilfsorganisation für Soldaten aufbaute. 1814 konvertierte sie, nahm die Namen Friederike Antonie an und heiratete den Diplomaten Karl August Varnhagen von Ense. Nach Aufgehalten in Wien und Karlsruhe kehrte sie 1819 mit ihrem Mann nach Berlin zurück, wo das Paar gemeinsam einlud, in den so genannten „zweiten Salon“. Ihr tatsächlich eher kontinuierliches gesellschaftliches Engagement muss noch aufgearbeitet werden. Zu Lebzeiten veröffentlichte sie anonym und plante gemeinsam mit ihrem Mann die Herausgabe ihrer Briefwechsel, die er nach ihrem Tod 1833 begann. 1794/95 war sie in Breslau, Leipzig, Freienwalde, Karlsbad – und kaum in Berlin.

**Sara Levy, geborene Zewelche Itzig (1761–1854)**, Salonière, Mäzenin. Die Tochter des naturalisierten Kaufmannes David Itzig, Schwester Fanny von Arnsteins und Cäcilie Wulff Eskeles', heiratete den Kaufman Samuel Salomon Levy und blieb zeitlebens ungetauft. Sie ist besonders bekannt geworden für ihre musikalischen Gesellschaften und Musikalien-Sammlung, sowie für ihre Wohltätigkeit. Ihr geselliges Engagement umspannt mehrere geistesgeschichtliche Epochen, zu ihren Gästen zählten sowohl Salomon Maimon wie auch Achim und Bettina von Arnim.

**(Auguste) Friederike Liman / Liepmann, (1771 oder 1772–1844),<sup>3</sup>** Freundin der Familie Levin. Geboren als Fradchen, von Freunden auch Franz genannt, war sie die Tochter des

---

<sup>3</sup> Über Friederike Liman gibt es wenig biografische Daten jenseits des genannten Briefwechsels. Laut Birgit Bosold, die die meisten Daten zusammengetragen hat, ist das Geburtsdatum nur ungefähr aus der Todesanzeige zu ermitteln. Bosold 1996, S. 156 f.



generalprivilegierten jüdischen Kaufmannes Abraham Marcuse und seiner Frau Gutrad. Sie wurde 1786 an den jüdischen Bankier Abraham Nathan Liepmann verheiratet und bekam einen Sohn. Das Ehepaar wurde 1809 gemeinsam getauft, ließ sich bald darauf scheiden. Sie war seit den 1790er-Jahren enge Freundin der Schauspielerin Friederike Unzelmann, mit der sie später zusammen lebte. Nach deren Tod wurde sie Lebenspartnerin der Sängerin Anna Milder. 1794/95 lebte Friederike Liman in Berlin, bzw. begleitete ihre Freundin Rahel Levin Varnhagen zur Kur nach Freienwalde.

**Henriette (Maria) Mendelssohn (1775–1831)**, Salonfrau und Erzieherin. Die jüngste Tochter Moses Mendelssohns verkehrte in den 1790er-Jahren in denselben Kreisen wie ihre Schwester Dorothea und wurde 1799 auf Vermittlung Fanny von Arnsteins Erzieherin in Wien. 1802 ging sie nach Paris, wo sie später ein Mädchenpensionat eröffnete und gemischte Geselligkeit empfing. 1812 konvertierte sie und wurde Erzieherin einer Generalstochter. Sie war Briefpartnerin, Freundin, auch Gastgeberin für viele Mitglieder der Salongesellschaft, eine Biografie steht noch aus. 1794/95 wird sie in den Briefen der Salongesellschaft als Begleitung ihrer Schwester erwähnt.

**Lea Mendelssohn Bartholdy (1777–1842)**, geborene Lilla Salomon, Salonière. Sie war die Tochter von Levin Jakob Salomon und Bella Salomon, geborener Itzig, damit Nichte der bekannt gewordenen Salonièren Sara Levy, Cäcilie Wulff Eskeles und Fanny von Arnstein. Ende der 1790er-Jahre war sie eng befreundet mit Henriette Mendelssohn, deren Bruder Abraham sie 1804 heiratete. Besonders berücksichtigt wurde sie in der Literatur als Mutter Fanny Hensels und Felix Mendelssohn Bartholdys. Obwohl sie bisher bei der Nennung „berühmter Berliner Salonièren“ nur am Rande aufgeführt wurde, wird im Zuge tiefer gehender Erforschung ihrer Geselligkeiten mit Recht der Begriff „musikalischer Salon“ diskutiert. Eine selbstständige Biografie gibt es noch nicht. 1794/95 lebte sie vermutlich in Berlin, im „Theezirkel der Tanten“.

**Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel (1764–1839)**, geborene Brendel, Salonfrau und Autorin. Die älteste Tochter des Philosophen Moses Mendelssohns und seiner Frau Fromet wurde 1783 mit dem jüdischen Kaufmann Simon Veit verheiratet. 1797 lernte sie, vermutlich im Salonzusammenhang, Friedrich Schlegel kennen und zog bald darauf mit ihm zusammen. 1799 ließ sie sich von Veit scheiden, der ihr gestattete, den jüngsten ihrer beiden Söhne bei sich behalten, solange sie unverheiratet und ungetauft blieb. 1804 erst konvertierte sie zum protestantischen Glauben und heiratete Friedrich Schlegel, mit dem gemeinsam sie 1808 katholisch wurde. Sie lebte in Frankfurt, Köln, Wien und 1818–1820 bei ihren Söhnen in Rom. Auf ihr erstes Werk, den Roman „Florentin“ 1801 folgten zahlreiche Übersetzungen, alles erschien anonym bzw. unter dem Namen ihres Mannes. 1794/95 lebte sie in Strelitz und Berlin.

**Marianne Meyer Eybenberg (1770–1812)**, nach der Taufe Karoline Esperance Marianne, Salonière. Sie ist primär als Goethefreundin bekannt geworden, und wird in der Forschungsliteratur als Salonière in Wien geführt, war aber nachweislich schon im Berlin der 1790er-Jahre gastgeberisch tätig. In der jüdischen Historiografie wurde ihre Lebensgeschichte mehrfach dargestellt wegen einer so genannten rückgängig gemachten Taufe. 1788 waren sie und ihre Schwester Sara ohne Wissen der Eltern zum Christentum konvertiert, kehrten aber auf Druck der Familie wieder zur jüdischen Gemeinde zurück. Seit 1797 war sie heimlich mit dem österreichischen Gesandten Fürst Heinrich XIV. Reuß

verheiratet, was nach dessen Tod 1799 von seiner Familie angefochten wurde. Sie bekam den Titel Frau von Eybenberg und eine Pension zugestanden, mit der sie nach Wien ging. Von da aus unternahm sie zahlreiche Reisen in verschiedene Badeorte und nach Italien. 1794/95 wurde sie gemeinsam mit ihrer Schwester als „Meyers“ in Berlin und Karlsbad gesichtet.

**Sophie Meyer Fränkel (Pobeheim) (1767–1857)**, Salonfrau, Freundin Rahel Levin Varnhagens und wiederzuentdeckende Gastgeberin, unter anderem für die Humboldts, Brinckmann und Gentz. Geboren als Freude Meyer, Tochter von Nathan Meyer in Strelitz, einem Freund der Familie Mendelssohn. 1787 wurde sie verheiratet mit dem 20 Jahre älteren Finanzmann Jechiel (Michael Joseph) Fränkel. Sie nannte sich schon in den 1790er-Jahren Sophie, ließ sich 1796 scheiden, war später mit einem österreichischen Kaufmann Pobe(c)heim verheiratet und lebte in Paris und Berlin. 1794/95 pendelte „die Fränkel“ zwischen Strelitz und Berlin.

**Sara Meyer Grotthus (1763–1828)**, nach der Taufe Sophie Leopoldine Wilhelmine, Salonière und Autorin. Die älteste Tochter des jüdischen Kaufmannes Aaron Meyer, mit Häusern in Berlin und Freienwalde, sowie der Rösl Meyer, ihrerseits Tochter des berühmten Bankiers Veitel Heine Ephraim, wurde 1778 mit dem jüdischen Kaufmann Jacob Wulff verheiratet und ließ sich 1788 scheiden.<sup>4</sup> Sie heiratete 1797 Baron Friedrich von Grotthus, lebte mit ihm in Dresden und Oranienburg. Sie wird heute zu den „bekannten jüdischen Salonieren um 1800“ gezählt. Details über ihren Salon sind allerdings noch wenig bekannt. Als die Familie ihres zweiten Mannes 1798 die Eheschließung – mit einer Jüdin – anfocht, bat Sara Meyer Grotthus die Behörden und letztlich den König, die Taufe als unwiderruflich zu bestätigen. Sie publizierte, was heute weitgehend vergessen ist, anonym in mehreren Sprachen.<sup>5</sup> 1794/95 hielt sie sich unter anderem in Berlin und Karlsbad auf.

**Charlotte Elisabeth Constanze von der Recke, geb. Medem (1754–1833)**, Schriftstellerin, Aufklärerin, Schwester der Herzogin von Kurland, Salonfrau. Sie verfasste Gedichte, Erzählungen, Reisebücher und geistliche Lieder, die ihr bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts den Status einer geachteten Autorin sicherten. Bekannt wurde sie mit einem ‚entlarvenden‘ Bericht über den Hochstapler Cagliostro, der ihr unter anderem in Berliner Aufklärerkreisen Sympathien einbrachte. Sie pflegte Beziehungen zu zahlreichen Dichtern und Gelehrten und war mit der Familie Nicolai eng befreundet. Ihre letzte Lebensetappe verbrachte sie in Dresden, in einem größeren gesellschaftlichen Kreis, der in manchen Biografien als Salon bezeichnet wird. Ihre Bücher sind noch kaum wieder aufgelegt. Fragmentarisch überlieferte Tagebücher zeigen sie als gesellschaftskritische Beobachterin. 1794/95 war sie auf Reisen, unter anderem in Hamburg, Karlsbad und gelegentlich in Berlin.

---

<sup>4</sup> Verschiedentlich ist der Name mit Wolff oder sie als verwitwet angegeben. Hier wie überall wurde im Zweifelsfall den Recherchen Jacob Jacobsons vertraut, der als Gatten Jacob Isaac Wulff, generalprivilegierten Seidenfabrikanten, der sich 1789 wiederverheiratete (also nicht verstorben sein kann) angibt. Jacobson 1968, S. 251.

<sup>5</sup> Diese Information findet sich nur in ihren eigenen Briefen sowie darauf aufbauenden biografischen Artikeln. In Schriftstellerinnenlexika sucht man sie vergebens, auch im sehr gut recherchierten Lexikon deutsch-jüdischer Autoren (Archiv Bibliographia Judaica), Bd. 9, Red. Leitung: Renate Heuer, München 2001.

**Fürst Heinrich XIV. Reuß (1749–1799)**, Diplomat, Salongast, Gatte der Salonière Marianne Meyer Eybenberg. Der Nachfahre einer alten fürstlichen Familie war 1785–1799 diplomatischer Vertreter des Deutschen Kaisers in Preußen und wohnhaft in Berlin. Seit spätestens Anfang der 1790er-Jahre war er mit Marianne Meyer Eybenberg bekannt, die er 1792 zu seiner Erbin einsetzte und 1797 heimlich heiratete. Er starb 1799 plötzlich an Lungenentzündung, seine Familie focht die Ehe an. Eine biografische Darstellung gibt es nicht, einige interessante Dokumente sind in Krakow und im Familienarchiv Reuß erhalten. Sein Nachlassverzeichnis und erhaltene Briefe zeigen ihn als literarisch und musikalisch sehr gebildet.

**Jeannette Ephraim Stieglitz (1764–1843)**, geb. Jente, Salonfrau. Die zweite Tochter des generalprivilegierten Unternehmers Benjamin Veitel Ephraim und seiner Frau Gutche, damit Cousine der Salonièren-Schwestern Meyer, heiratete 1792 den Mediziner Israel (später Johann) Stieglitz, einen Jugendfreund Wilhelm von Humboldts. Das Ehepaar ließ sich 1800 mit seinen zwei Söhnen in Hannover gemeinsam taufen. Hatte sie sich schon in den 1790ern Jeanette genannt, nahm sie in der Taufe den Namen Sophie Jeannette an. Als Gastgeberin für Mitglieder der Salongesellschaft ist sie noch nahezu unbekannt. 1794/95 machte sie Besuche in Berlin.

**Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858)**, Diplomat, Autor und Briefsammler, Gatte Rahel Levin Varnhagens. In Düsseldorf und Hamburg aufgewachsen, kam er zum Studium nach Berlin, wo er seiner späteren Frau Rahel Levin Varnhagen 1803 erstmals in Gesellschaft begegnete und unter anderem als Hauslehrer bei der Salonière Philippine Cohen arbeitete. Nach dem Studium war er seit 1809 in militärischen, dann in diplomatischen Diensten. 1814 heiratete er Rahel Levin und ging mit ihr nach Wien, später nach Karlsruhe und 1819 wieder nach Berlin. Varnhagen war seit 1803 als Autor, Chronist und Biograf tätig, und legte eine der größten Autografensammlungen Deutschlands an, die seine Nichte Ludmilla Assing später übernahm und vergrößerte. 1812 veröffentlichte er erstmals anonym aus Texten seiner Frau. Er plante mit ihr die Herausgabe ihrer Briefe, die er nach ihrem Tod begann.

**David Veit (1771–1814)**, Mediziner, Salongast. Geboren in Breslau als Sohn des Bankiers Joseph Veit, war er Neffe des Bankiers Simon Veit, des ersten Ehemanns von Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel. Aufgewachsen in Berlin, ging er zum Medizinstudium nach Göttingen und zur Promotion nach Jena. Anschließend machte er eine lange Reise mit Abraham Mendelssohn nach Paris und ließ sich schließlich als Arzt und Wissenschaftler in Hamburg nieder. Heute ist er vor allem als Briefpartner Rahel Levin Varnhagens bekannt, obwohl er auch wissenschaftlich und journalistisch publizierte. Veit, der in den offenen Häusern der Familien Sieveking und Reimarus verkehrte, ist eine der wenigen bekannten personalisierten Verbindungen zwischen Berliner und Hamburger Geselligkeiten. 1794/95 war er Student in Jena.

**Luise von Voss (1780–1865)**, geborene von Berg, Salonière. Die Tochter Karoline von Bergs heiratete 1800 Graf Ernst August von Voss, Enkel der bekannten Oberhofmeisterin Sophie von Voss, lebte in Berlin und auf Gut Giewitz und war in beiden Orten als Gastgeberin aktiv. Sie wird in der Literatur geführt als Gastgeberin eines politischen oder patriotischen Salons nach 1806, war aber nachweislich schon vorher als Gastgeberin tätig. Aus der Salongesellschaft verkehrten unter anderen Wilhelm von Humboldt, Gentz, Brinckmann und

die Brüder Schlegel bei ihr. Die Forschung zu ihr steht noch am Anfang. Ihr Briefwechsel mit Brinckmann wird erstmals in dieser Arbeit ausgewertet.  
1794/95 lebte sie bei ihrer Mutter in Berlin.

**Cäcilie Wulf(f) Eskeles (1760–1836)**, geborene Zipporah Itzig, Salonière. Sie heiratete 1777 ihren Cousin Benjamin Isaac Wulff, wurde, vermutlich wegen seiner Konversion,<sup>6</sup> von ihm geschieden und heiratete in zweiter Ehe 1800 den Wiener Bankier Bernhard Eskeles, Mitbegründer der Firma Arnstein und Eskeles, der 1797 nobilitiert und 1822 Freiherr wurde. Die Schwester Sara Levys und Fanny von Arnsteins ist in ihrem geselligen Engagement noch wenig untersucht, obwohl sie in Berlin und Wien offenes Haus führte. Der Salon Eskeles könnte im Vergleich besonders interessant sein, da er nach zeitgenössischen Aussagen jüdischen Traditionen mehr verhaftet war.  
1794/95 war sie in Berlin und Freienwalde.

---

<sup>6</sup> Diese Angabe nach Jacob Jacobson (Hrsg.): Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809–1851. Mit Ergänzungen für die Jahre 1791–1809, bearbeitet und hrsg. v. Jacob Jacobson (Veröffentlichungen der Berliner Historischen Kommission beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, 4; Quellenwerke, 1), Berlin 1962, S. 52, Fn.

# Quellen und Literatur

## Siglen der Archive und Werkausgaben sowie verwendete Abkürzungen

- ADB: Allgemeine Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 56 Bde., 1875–1912.
- AZJ: Allgemeine Zeitung des Judentums, hrsg. von Ludwig Philippson, Gustav Karpeles, Ludwig Geiger, Albert Katz, Leipzig [u. a.] 1837–1922.
- BdA: [Karl August Varnhagen von Ense]: Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, 3 Bde., Berlin 1834.
- BdA 2011: Rahel Levin Varnhagen: Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Hrsg. von Barbara Hahn; mit einem Essay von Brigitte Kronauer, 6 Bde., Göttingen 2011.
- BA: Brinkmanska Arkivet [= Nachlass Gustav von Brinckmanns, in schwedischem Privatbesitz].
- DV BdA: Druckvorlage zur 3. Auflage des Buch des Andenkens, überliefert in der Sammlung Varnhagen, Krakow, Konvolut 207–209.
- ERLV: Edition Rahel Levin Varnhagen, hrsg. von Barbara Hahn und Ursula Isselstein, München 1997 ff. [Kritische Edition].
- ERLV I: Rahel Levin Varnhagen: Briefwechsel mit Pauline Wiesel, hrsg. von Barbara Hahn unter Mitarbeit von Birgit Bosold, München 1997.
- ERLV II: Rahel Levin Varnhagen: Briefwechsel mit Ludwig Robert, hrsg. von Consolina Vigliero, München 2001.
- ERLV III: Rahel Levin Varnhagen: Familienbriefe, hrsg. von Renata Buzzo Märgari Barovero, München 2009.
- FGA: Johann Gottlieb Fichte: J.-G.-Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hrsg. von Reinhard Lauth und Hans Gliwitzky, Stuttgart 1962 ff.
- GJB: Goethe-Jahrbuch. Bd. 1–34, hrsg. von Ludwig Geiger, Frankfurt/M. 1880–1913.
- GSA: Klassik Stiftung Weimar, Goethe-und-Schiller-Archiv.
- GStA: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin.
- GW: Rahel-Bibliothek, Rahel Varnhagen: Gesammelte Werke. 10 Bände, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Uwe Schweikert und Rahel E. Steiner, München, 1983. [= Reprints aller bis dato erschienenen Briefe und Werke Rahel Levin Varnhagens].
- HAB: Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.
- JPSW: Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe, hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1927 ff.
- JubA: Moses Mendelssohn: Gesammelte Schriften (Jubiläumsausgabe), hrsg. von Alexander Altmann [u. a.]; begonnen von Ismar Elbogen [u. a.], Stuttgart 1972 ff. [zum Teil als Faksimile-Neudruck der Ausgabe von 1929].
- KFSA: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hrsg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner, München [u. a.] 1958 ff.
- LAB: Landesarchiv Berlin.
- OSSE: Claude-Henri de Saint-Simon: Oeuvres complètes de Saint-Simon et d'Enfantin, 47 Bde., Paris 1865-1878.
- SV: Sammlung Varnhagen [Bestand in der Biblioteka Jagiellońska, Kraków].

ThULB: Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena.

WA: Goethes Werke, hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, 146 Bde., Weimar 1887-1912 [=Weimarer Ausgabe].

## Ungedruckte Quellen

### **Biblioteka Jagiellonska, Kraków, Polen. Sammlung Varnhagen**

- SV 9: Briefe Bettina von Arnims an Rahel Levin Varnhagen und Karl August Varnhagen.
- SV 11: Briefe Fanny von Arnsteins.
- SV 24: Notizen zu Amalie Beer, Briefwechsel mit Rahel Levin Varnhagen.
- SV 34 und 237: Briefe von „Mad. Boye“ und „Gräfin Sparre“ (Hitzel Fließ Boye Sparre).
- SV 38: Briefwechsel Rahel Levin Varnhagen – Gustav von Brinckmann, Bestand Krakow.
- SV 48: Briefwechsel Philippine Cohen–Rahel Levin Varnhagen und Karl August Varnhagen.
- SV 53: Briefwechsel Esther Gad (alias Lucie Domeier)–Rahel Levin Varnhagen.
- SV 57: Briefwechsel Sara Meyer Grotthus–Marianne Meyer Eybenberg.
- SV 62: Briefe David Friedländers an Karl August Varnhagen (mit Abschriften Dritter).
- SV 65: Briefe von Madame Genlis an Sara Meyer Grotthus.
- SV 66–68: Friedrich von Gentz’ Briefwechsel mit Rahel Levin Varnhagen, Tagebücher.
- SV 78: Briefe von und an Sara Meyer Grotthus, Werkmanuskripte.
- SV 79: Briefe von Peter Gualtieri.
- SV 89: Briefe Wilhelm von Humboldts.
- SV 90: Briefe Alexander von Humboldts an Rahel Levin Varnhagen und Pauline Wiesel.
- SV 96: Notizen über Daniel Jenisch.
- SV 121: Briefe von Henriette Mendelssohn und Lea Mendelssohn Bartholdy.
- SV 213: Briefe und Porträtzeichnung von Fürst Heinrich XIV. Reuß.
- SV 207: Druckvorlage zur dritten Ausgabe von „Rahel. Ein Buch des Andenkens“.
- SV 214–215: Briefe der Familie Levin (Robert-Tornow).
- SV 239: Brief Jeannette Ephraim Stieglitz an Sara Meyer Grotthus.

### **Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin**

GStA I Ha Rep 21 No 207 b2 fasz. 340: „Acta die Wittwin Aaron Meyersche Nachlaßregulierungssache“.

GStA I HA Rep NL Hordt: Teilnachlässe Sophie von Hårdt, Karoline von Berg, Luise von Voss.

### **Brinkmanska Arkivet, Nachlass Gustav von Brinckmann, Trolle Ljungby, Schweden**

BA A: Briefe von Fanny von Arnstein.

BA B: Briefe von Christian Günther von Bernstorff.

BA C: Papier Bankier Cohen.

- BA F: Briefe von Hitzel Fließ Boye Sparre (erfasst als: „Franc-Sparre, Johanna Hedvig Vilhelmina (1775–1839) grevinna“).
- BA G: Briefe von Sara Meyer Grotthus und Luise von Grotthus; Briefe von Friedrich von Gentz.
- BA H: Briefe von Markus und Henriette Herz.
- BA E: Briefe von und an Marianne Meyer Eybenberg; Briefe von Cécile Wulff Eskeles.
- BA L: Briefe von Sara und Salomon Levy.
- BA M: Briefe von und an Henriette Mendelssohn und Lea Mendelssohn Bartholdy, Billets von Abraham Mendelssohn Bartholdy.
- BA P: Briefe von und an Henriette Arnstein Pereira.
- BA V: Briefwechsel Rahel Levin Varnhagen–Gustav von Brinckmann, Bestand Brinkmanska Arkivet; Briefwechsel mit Karl August Varnhagen; Briefbuch „Rahel“, Manuskript.

### **Klassik Stiftung Weimar, Goethe-und-Schiller-Archiv**

- GSA 28/13; GSA 28/15; GSA 28/16; GSA 28/49/5; GSA 28/54; GSA 28/55; GSA 28/56, GSA 28/57; GSA 28/60; GSA 28/61; GSA 28/62; GSA 28/64; GSA 28/65: GSA 28/375: Goethe, Eingegangene Briefe: Briefe von Sara Meyer Grotthus unter: Sophie Leopoldine Wilhelmine von Grotthus, Sara Sophie Wulff ... [Einzelregesten s. Text].
- GSA 28/13; GSA 30/238; GSA 28/34; GSA 28/306: Goethe, Eingegangene Briefe: Briefe von Marianne Meyer Eybenberg, unter: Karoline Esperance Marianne von Eybenberg; Marianne (Eybenberg) Meyer u. a. [Einzelregesten s. Text].
- GSA 3/585: Brief Heymann Meyers an Goethe.
- GSA 5/1: Bestand Berg–Voss: Briefe Gustav von Brinckmanns an Karoline von Berg.
- GSA 5/26,1–GSA 5/26,11: Bestand Berg–Voss: Briefe Gustav von Brinckmanns an Luise von Voss.

### **Landesarchiv zu Berlin**

- LAB E Rep 200–02, Bd. 2 und 4: Familiennachlass Nicolai-Parthey.

### **Thüringisches Staatsarchiv**

- ThStA Greiz, Geheimes Kabinett Greiz I nr. „86 r Correspondenzen mit Madame Meyer betr. Prinz Heinrich XIV betr. 1799“.
- ThStA Greiz, Geheimes Kabinett Greiz I nr. „86 s Precis, die Verlassenschaft Heinrichs XIV Reuß zu Plauen betr. 1799“.
- ThStA Greiz, Geheimes Kabinett Greiz I nr. „88a Acta manualia, des h.[p?] Uhden betr, die Angelegenheiten der Frau Witwe d. Prinzen Reuß des 14. 1799“.
- ThStA Greiz, Geheimes Kabinett Greiz I nr. „89a Heinrich XIV R. ä / L. u.d. Vermählung mit Frl. Marianne Meyer (u.zu 89a) 1799“.



## Archiv der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena (ThULB)

ThULB Nachl. Biron, A, I–XX: Tagebücher Herzogin Dorothea von Kurland.

ThULB Nachl. Biron, B, I–V: Briefe, persönliche Dokumente.

ThULB Nachl. Biron, C, I–II: Alben mit Briefen und Erinnerungstücken.

## Gedruckte Quellen

[anon.]: „Protestantische Gottesgelahrtheit“, in: Neue allgemeine deutsche Bibliothek, 57. Bd, 2. St. (1801), S. 270–293.

[anon.]: „Frauen“, in: Damen-Conversations-Lexikon, hrsg. im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen von Carl Herloßsohn [1834–1836]. Neu vorgestellt und mit einer Nachrede versehen von Peter Kaeding, Berlin 1989, S. 87–91.

[anon.]: Rahel Levin und ihre Gesellschaft. Aus den Papieren des Grafen S\*\*\*. In: Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur, Jg. 3 (1844), Bd. 2 (1. Semester), S. 709–720, 735–746.

[anon.]: Mücken-Almanach für das Jahr 1797, Pest 1797.

Abegg, Johann Friedrich: Reisetagebuch von 1798, hrsg. von Walter und Jolanda Abegg in Zusammenarbeit mit Zwi Batscha, Frankfurt/M. 1987.

Adreß-Calender der Königlich=Preußischen Haupt= und Residenz=Städte Berlin und Potsdam besonders der daselbst befindlichen hohen und niederen Collegien, Instanzen und Expeditionen auf das Jahr 1794. Mit Genehmigung der Königl. Preuß. Academie der Wissenschaften, Berlin 1794.

Adreß-Calender der Königlich=Preußischen Haupt= und Residenz=Städte Berlin und Potsdam besonders der daselbst befindlichen hohen und niederen Collegien, Instanzen und Expeditionen auf das Jahr 1794. Mit Genehmigung der Königl. Preuß. Academie der Wissenschaften, Berlin 1795.

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon, 5. Auflage, 10 Bde., Leipzig 1819–1820.

Ascher, Saul: Eisenmenger der Zweite. Nebst einem vorangesetzten Sendschreiben an den Herrn Professor Fichte in Jena, in: ders.: 4 Flugschriften. Eisenmenger der Zweite – Napoleon – Die Germanomanie – Die Wartburgfeier, Berlin 1991, S. 5–80.

Assing, Ludmilla (Hrsg.): Tagebücher von Friedrich von Gentz. Aus dem Nachlass Varnhagen's von Ense, 4 Bde., Leipzig 1873–74.

Becher, David: Neue Abhandlung über das Karlsbad. Von David Becher, der Arzneikunst Doktor, Leipzig 1789.

Beetz, Manfred (Hrsg.): Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Die Münchener Ausgabe erstmals im Taschenbuch, 2 Bde., München [u. a.] 2005.

Bendavid, Lazarus: Etwas zur Characteristick der Juden, Leipzig 1793.

Bernard, Esther, geb. Gad: Briefe während meines Aufenthalts in England und Portugal an einen Freund (=Teil 1), Hamburg 1802.

Bernard, Lucie geb. Gad: Neue Reise durch England und Portugal. In Briefen an einen Freund (=Teil 2), Hamburg 1803.

Ben Israel, Manasseh: Rettung der Juden. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Vorrede von Moses Mendelssohn. Als ein Anhang zu des Hrn. Kriegsrath Dohm

- Abhandlung: Ueber die bürgerlicher Verbesserung der Juden. Berlin 1782, in: Moses Mendelssohn: Schriften zum Judentum II (JubA, Bd. 8), Stuttgart 1983, S. 1–71.
- Berlepsch, Emilie von: Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenschaften und Grundsätze, in: Neuer Teutscher Merkur, 5. und 6. Stück 1791, S. 63–102; 113–134.
- Biehn, Heinz / Herzogenberg, Johanna Baronin: Große Welt reist ins Bad. Nach Briefen, Erinnerungen und anderen Quellen zur Darstellung gebracht, München 1960.
- Bobè, Louis: Aus Friederike Bruns Tagebuch, in: Deutsche Rundschau 123 (1905), S. 231–245.
- Bode, Wilhelm: Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Zusammengestellt von Wilhelm Bode, 3 Bde., Berlin 1999.
- Böttiger, Karl August: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar, hrsg. von Klaus Gerlach, Berlin 1998.
- Brandes, Ernst: Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben, 3 Bde., Hannover 1802.
- Brandes, Ernst: Über die Weiber, Leipzig 1787.
- Brinckmann, Gustav von: Rahel. Brief an Varnhagen von Ense, nach dem Tod seiner Gattin, in: Karl August Varnhagen von Ense. Ausgewählte Schriften, hrsg. von Ludmilla Assing, Bd. 19, Leipzig 1876, S. 217–252.
- Brinckmann, Carl Gustav von: Gedichte. 1. Bändchen, Berlin 1804.
- Buchwald, Reinhard (Hrsg.): Carolinens Leben in ihren Briefen. Aufgrund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch, Leipzig 1923.
- Burke, Edmund / Gentz, Friedrich: Über die Französische Revolution. Betrachtungen und Abhandlungen. Hrsg. und mit einem Anhang versehen von Hermann Klenner, Berlin 1991.
- Camera Obscura von Berlin, Berlin 1795.
- Campe, Joachim Heinrich: Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Der erwachsenern weiblichen Jugend gewidmet, Braunschweig 1791.
- Cranz, Friedrich August: Das Forschen nach Licht und Recht in einem Schreiben an Herrn Moses Mendelssohn auf Veranlassung seiner merkwürdigen Vorrede zu Manasseh Ben Israel, Berlin 1783.
- Dohm, Christian Konrad Wilhelm von: Über die bürgerliche Verbesserung der Juden. 2 Teile in einem Band. Nachdruck der Ausgaben Berlin und Stettin 1781–1783, Hildesheim 1973.
- Dyck, Johann Gottfried / Manso, Johann Caspar Friedrich: Gegengeschenke an die Sudelköche von Weimar. Von einigen dankbaren Gästen, Leipzig 1797.
- Ehrmann, Marianne: Philosophie eines Weibs. Von einer Beobachterin. O. O. [Kempten] 1784.
- Ehrmann, Marianne: Leichtsinn und Gutes Herz, oder Folgen der Erziehung, Straßbourg 1786.
- Euchel, Isaak: Reb Henoch. Oder: Woß tut me dermit. Textedition von Marion Aptroot / Roland Gruschka, Hamburg 2004.
- Faurat, August von (Hrsg.): Memoiren der Frau Gräfin von Genlis aus dem achtzehnten Jahrhundert und aus der französischen Revolution vom Jahr 1756 bis zur gegenwärtigen Zeit nach dem Französischen frei bearbeitet von August von Faurat, 8 Bde., Leipzig 1826.
- Fichte, Johann Gottlieb: Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution, in: FGA I,1, Stuttgart 1962, S. 193–404.
- Fichte, Johann Gottlieb: Grundriss des Familienrechts (als erster Anhang des Naturrechts), in: FGA I,4, Stuttgart 1970, S. 95–149.

- Fischer, Christian August: Über den Umgang der Weiber mit Männern. Ein notwendiger Anhang zu der bekannten Schrift *Elisa oder das Weib, wie es seyn sollte*, Leipzig 1800.
- Foerst-Crato, Ilse (Hrsg.): *Frauen zur Goethezeit*. Caroline von Humboldt. Friederike Brun. Ein Briefwechsel. Briefe aus dem Reichsarchiv Kopenhagen und Archiv Schloß Tegel, Berlin [u. a.] 1975.
- Formey, Ludwig: *Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin*, Berlin 1796.
- Friedel, Johann: *Briefe über die Galanterien von Berlin*. Auf einer Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier 1782, Berlin 1987.
- Friedländer, David: *Sendschreiben an seine Hochwürden, Herrn Oberconsistorialrath und Probst [Wilhelm Abraham] Teller in Berlin*. Von einigen Hausvätern jüdischer Religion, Berlin 1799.
- Gad, Esther „Einige Aeufferungen über Herrn Kampe’s Behauptungen die weibliche Gelehrsamkeit betreffend“, in: *Der Kosmopolit*. Eine Monatsschrift zur Beförderung wahrer und allgemeiner Humanität, hrsg. von Ch. D. Voß, Bd. 3, Halle 1798, S. 557–590.
- Gad, Esther: „Einige Aeufferungen über Herrn Kampe’s Behauptungen die weibliche Gelehrsamkeit betreffend“, in: Elke Kleinau / Christine Mayer (Hrsg.): *Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts*. Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsbildungsgeschichte von Mädchen und Frauen, Weinheim 1996, Bd. 11, S. 53–64.
- Garve, Christian: *Versuch über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben*, 5 Bde., Breslau 1792.
- Geiger, Ludwig: Briefwechsel zwischen Brinckmann und Goethe. Nebst einem Briefe Brinckmanns an Karoline von Wolzogen, in: *GJB XVII* (1896), S. 30–45. [=Geiger 1896 (a)].
- Geiger, Ludwig: „Berlin und die Xenien (Aus den Briefen Sanders an Böttiger)“, in: *GJB XVII* (1896), S. 230–234 [=Geiger 1896 (b)].
- Geiger, Ludwig: Einundzwanzig Briefe von Marianne von Eybenberg, acht von Sara von Grotthus, zwanzig von Varnhagen von Ense an Goethe, zwei Briefe Goethes an Frau von Eybenberg, in: *GJB XIV* (1893), S. 27–142.
- Gellert, Christian Fürchtegott: *Die epistolographischen Schriften*. Faksimiledruck nach den Ausgaben von 1742 und 1751. Mit einem Nachwort von Reinhard M.G. Nickisch, Stuttgart 1971.
- Gellert, Christian Fürchtegott: *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*, Leipzig 1751.
- Gentz, Friedrich von: *Gesammelte Schriften*. Mit einem Vorwort herausgegeben von Günther Kronenbitter. Nachdruck, 12 Bde., Hildesheim [u. a.] 1997–2004.
- Gentz, Friedrich von: *Biographische Nachrichten über das Haus Rothschild*. (Geschrieben 1826, und auszugsweise im Brockhausischen Conversationslexikon mitgetheilt), in: *Schlesier* 1840, S. 113–122.
- Gentz, Friedrich von: *Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller*. 1800–1829, Stuttgart 1857.
- Godwin, William: *Politische Gerechtigkeit (An Enquiry Concerning Political Justice, and it’s Influence on General Virtue and Happiness*, London 1793). Aus dem Englischen von Jutta Schlösser. Hrsg. und mit einem Anhang versehen von Hermann Klenner, Freiburg [u. a.] 2004.
- Göres, Jörn (Hrsg.): „Was ich dort gelebt, genossen ...“. *Goethes Badeaufenthalte 1785–1823*. Geselligkeit, Werkentwicklung, Zeitereignisse, Königstein 1982.

- Goethe, Johann Wolfgang von: „Glückliches Ereignis“. Die Begegnung zwischen Goethe und Schiller bei der Tagung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena am 20. Juli 1794. Mit Beiträgen von Jochen Golz, Helmut Brandt und Klaus Manger, Weimar 1995.
- Goethe, Johann Wolfgang von: Xenien. Xenien von Schiller und Goethe, Frankfurt/M. 1992.
- Goethe. Begegnungen und Gespräche. Begründet von Ernst Grumach und Renate Grumach, Band V: 1800–1805, hrsg. von Renate Grumach, Berlin [u. a.] 1985.
- Gouges, Olympe de: Mensch und Bürgerin. „Die Rechte der Frau“ 1791, herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Hannelore Schröder, Aachen 1995.
- Goullon, Francois le: Der elegante Theetisch, oder die Kunst, einen glänzenden Zirkel auf eine geschmackvolle und anständige Art ohne großen Aufwand zu bewirthen. [1809]. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Weimar 1829, reprint Leipzig 1985.
- Gräf, Hans Gerhard (Hrsg.): Goethes Ehe in Briefen. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Christiane Vulpius. Mit zeitgenössischen Abbildungen. Frankfurt/M 1994.
- Grattenauer, Carl Wilhelm: Wider die Juden. Ein Wort der Warnung an alle unsere christliche Mitbürger, Berlin 1803. [=Grattenauer 1803(a)].
- Grattenauer, Carl Wilhelm: Erklärung an das Publikum über meine Schrift: Wider die Juden von C. W. F. Grattenauer. Königl. Preuß. Justizkommissarius und Notarius im Departement des Kammergerichts, Ehrenmitgliede der naturforschenden Gesellschaft Westphalens, Berlin 1803. [=Grattenauer 1803(b)].
- Grattenauer, Carl Wilhelm: C. W. Grattenauer's Erster Nachtrag zu seiner Erklärung über seine Schrift „Wider die Juden“, Berlin 1803. [=Grattenauer 1803(c)].
- Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch (Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1960), 33 Bde., München 1984–1991.
- Hagen, Thomas Philipp von der: Beschreibung der Stadt Freyenwalde, des dasigen Gesundbrunnens und Alaun=Werks. Aus Urkunden und glaubhaften Nachrichten zusammengetragen. Mit vielen Kupfern, Berlin 1784.
- Hahn, Barbara / Bosold, Birgit / Isselstein, Ursula: Pauline Wiesel's Liebesgeschichten. Briefwechsel mit Karl Gustav von Brinckmann, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Friedrich Gentz und anderen, München 1998.
- Hahn, Karl Heinz (Hrsg.): Schillers Briefe, 2 Bde., Berlin [u. a.] 1968.
- Hecker, Max (Hrsg.): Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter 1799–1832, 3 Bde., Frankfurt/M. 1987.
- Heim, Ernst Ludwig: Tagebücher und Erinnerungen. Ausgewählt und herausgegeben von Wolfram Körner, Leipzig 1989.
- Heine, Heinrich: Reisebilder und Reisebriefe. Reisebilder, 3. Teil. Reise von München nach Genua, in: ders.: Werke und Briefe in zehn Bänden, hrsg. von Hans Kaufmann, Bd. 3, Berlin [u. a.] 1972.
- Heine, Heinrich: Geständnisse. Geschrieben im Winter 1854, in: ders.: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke (Düsseldorfer Ausgabe), hrsg. von Manfred Windfuhr, Bd. 15, Hamburg 1982, S. 9–57
- Hensel, Sebastian (Hrsg.): Die Familie Mendelssohn 1729–1847. Nach Briefen und Tagebüchern, 2 Bde., Leipzig 1924.
- Herz, Henriette: Jugenderinnerungen (Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin, 5, 1896), Berlin 1896, S. 141–184.
- Herz, Henriette: Jugenderinnerungen, in: Hans Landsberg (Hrsg.): Henriette Herz, Ihr Leben und ihre Zeit. Reprint der Ausgabe von 1913, Eschborn 2000, S. 101–154.
- Herz, Markus: Philosophisch-medizinische Aufsätze. Mit einem Nachwort hrsg. von Martin L. Davies, (Kleines Archiv des achtzehnten Jahrhunderts, 29), St. Ingbert 1997.

- Herz, Markus: Freymüthiges Kaffeegespräch zweier Zuschauerinnen über den Juden Pinkus, oder der Geschmack eines gewissen Parterrs, hrsg. von Otchkustes, Berlin 1771.
- Hippel, Theodor Gottlieb von: Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Nachwort von Ralph-Rainer Wuthenow, Frankfurt/M. 1977.
- Holst, geb. von Justi, Amalie: Über die Bestimmung des Weibes zur höhern Geistesbildung, Vorwort und Nachwort von Berta Rahm, Zürich 1984.
- Hoser, Joseph Carl Eduard: Beschreibung von Karlsbad, Prag 1797.
- Hupel, August Wilhelm: Vom Zwecke der Ehen. Ein Versuch, die Heurath der Castraten und die Trennung unglücklicher Ehen zu verteidigen, Riga 1771. In Faksimile wiedergegeben, mit einer Biografie des Autors und rechtsgeschichtlichen Erläuterungen versehen von Clausdieter Schott, Frankfurt/M. 1985.
- Hupel, August Wilhelm: Dienstfreundliches Promemoria an die, welche den Herrn Moses Mendelssohn durchaus zum Christen machen wollen, oder sich doch wenigstens herzlich wundern, daß er es noch nicht geworden ist, Riga 1771.
- Humboldt, Wilhelm von: Werke in fünf Bänden, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, 4. Auflage, Darmstadt 2002.
- Humboldt, Wilhelm von: Über den Entwurf zu einer neuen Konstitution für die Juden. 17. Juli 1809, in: ders.: Studienausgabe in 3 Bänden, hrsg. von Kurt Müller-Vollmer, Bd. 2: Politik und Geschichte, Frankfurt/M. 1971, S. 114–128.
- Humboldt, Wilhelm von: Über den französischen Nationalcharakter [1799], in: Albert Leitzmann (Hrsg.): Wilhelm von Humboldt. Paralipomena (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. VII.2) Berlin 1908, S. 587–592.
- Humboldt, Wilhelm von: Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur, in: Albert Leitzmann (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Werke. Erster Band. 1785–1795 (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. I), Berlin 1903, S. 311–334. [=Humboldt 1903(a)].
- Humboldt, Wilhelm von: Über die männliche und weibliche Form, in: Albert Leitzmann (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Werke. Erster Band. 1785–1795 (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. I), Berlin 1903, S. 335–369. [=Humboldt 1903(b)].
- Humboldt, Wilhelm von: Plan einer vergleichenden Anthropologie, in: Albert Leitzmann (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Werke. Erster Band. 1785–1795 (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. I), Berlin 1903, S. 377–410. [=Humboldt 1903(c)].
- Jacobi, Friedrich Heinrich: Woldemar, Königsberg 1794.
- Jahn, Ilse / Lang, Fritz (Hrsg.): Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts 1787–1799, Berlin 1973.
- Jenisch, Daniel: Diogenes Laterne. Ein satyrisches Taschenbuch auf das Jahr 1800, Leipzig 1799.
- Journal des Luxus und der Moden, Dezember 1793.
- Kant, Immanuel: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, in: ders.: Werke in sechs Bänden, hrsg. von Wilhelm Weischedel, 4. Bd.: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, Darmstadt 2005, S. 395–690.
- Kappstein, Theodor (Hrsg.): Wilhelm von Humboldt im Verkehr mit seinen Freunden. Eine Auslese seiner Briefe, Berlin 1917.
- Kemp, Friedhelm (Hrsg.): Rahel Varnhagen. Briefwechsel, 4 Bde., München 1979.
- Klebe, Friedrich Albrecht: Historisch-statistische Nachrichten von der berühmten Residenzstadt Weimar. Fotomechanischer Neudruck der Originalausgabe Elberfeld 1800, Leipzig 1975.

- Klein, Hans-Günter: „... als unsrer geistreichsten Landsleute einen“. Lea Mendelssohn Bartholdys Briefe an Carl Gustaf von Brinkman aus den Jahren 1811–1822, in: Jahrbuch des Staatlichen Instituts für Musikforschung Preußischer Kulturbesitz 2005, Berlin 2007, S. 243–266.
- Klein, Hans-Günter (Hrsg.): „Die Liebe gleicht alles aus“. Briefe der Zuneigung, Fürsorge und Trauer aus der Familie Mendelssohn, Berlin 2004.
- Knigge, Adolph Freiherr von: Über den Umgang mit Menschen, hrsg. von Gert Ueding. Mit Illustrationen von Chodowiecki und anderen, Frankfurt/M. 1977.
- Köster, Albert (Hrsg.): Briefe von Goethes Mutter, Leipzig 1908.
- Kotzebue, August von: Der hyperboräische Esel, oder: Die heutige Bildung. Ein drastisches Drama und philosophische Lustspiel für Jünglinge, Leipzig 1799.
- Krögen, Karl Heinrich: Freie Bemerkungen über Berlin, Leipzig, Prag [1785], Leipzig 1986.
- Landsberg, Hans (Hrsg.): Henriette Herz, Ihr Leben und ihre Zeit. Repr. d. Ausg. v. 1913, Eschborn 2000.
- Leitzmann, Albert (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin. Zum ersten Male nach den Originalen herausgegeben von Albert Leitzmann, 2 Bde., Berlin 1949.
- Leitzmann, Albert (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Briefe an Gustav von Brinkmann (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart Sitz Tübingen, Publikation 288), Leipzig 1939.
- Leitzmann, Albert (Hrsg.): Georg und Therese Forster und die Brüder Humboldt. Urkunden und Umrisse, Bonn 1936.
- Leitzmann, Albert (Hrsg.): Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller, in: Preußische Jahrbücher 239, Januar–März 1935, Berlin 1935, S. 201–222.
- Leitzmann, Albert (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Tagebücher, 2 Bde., Berlin 1922.
- Leitzmann, Albert (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Tagebücher. Zweiter Band 1799–1835 (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. XV), Berlin 1918.
- Leitzmann, Albert (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Tagebücher. Erster Band 1788–1798, (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. XIV), Berlin 1916.
- Leitzmann, Albert (Hrsg.): Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Dritte vermehrte Ausgabe mit Anmerkungen von Albert Leitzmann. Nebst einem Portrait Wilhelm von Humboldts, Stuttgart 1900.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Sämtliche Werke, 30 Bde., Karlsruhe 1823–1825, Bd. 27: Briefwechsel. Ersther Theil (Sammlung der vorzüglichsten deutschen Classiker, 177), 1824.
- Lyttelton, Georg: Dialogues of the Dead, London 1760.
- Maurach, Bernd (Hrsg.): Die Briefe Johann Daniel Sanders an Carl August Böttiger, 4 Bde., Bern [u. a.] 1990–1993.
- Mauvillon, Jakob: Mann und Weib nach ihren gegenseitigen Verhältnissen geschildert, Leipzig 1791.
- Meiners, Christoph: Über die Natur der afrikanischen Neger und davon anhängenden Befreyung, oder Einschränkung der Schwarzen, 1790. Mit einem Nachwort herausgegeben von Frank Schäfer, Hannover 1998.
- Meiners, Christoph: Geschichte des weiblichen Geschlechtes, 4 Bde., Hannover 1788–1800.
- Meiners, Christoph: Grundriß der Geschichte der Menschheit, Frankfurt/M. [u. a.] 1786.
- Meisner, Heinrich / Schmidt, Erich: Briefe von Karl Gustav von Brinckmann an Friedrich Schleiermacher. Für die Litteraturarchiv-Gesellschaft in Berlin herausgegeben (Mitteilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin. Neue Folge, 6), Berlin 1912.

- Mendelssohn, Moses: Vorrede, in: Manasseh Ben Israel: Rettung der Juden. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Vorrede von Moses Mendelssohn. Als ein Anhang zu des Hrn. Kriegerath Dohm Abhandlung: Ueber die bürgerlicher Verbesserung der Juden, Berlin 1782, in: Moses Mendelssohn: Schriften zum Judentum II (JubA, Bd. 8), Stuttgart 1983, S. 1–71, hier S. 3–25. [=Mendelssohn 1983(a)].
- Mendelssohn, Moses: Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum, Berlin 1783, in: ders.: Schriften zum Judentum II (JubA, Bd. 8), Stuttgart 1983, S. 99–204. [=Mendelssohn 1983(b)].
- Mendelssohn Bartholdy, Lea: Ewig die Deine. Briefe an Henriette von Pereira-Arnstein, hrsg. von Wolfgang Dinglinger und Rudolf Elvers, 2 Bde., Hannover 2010.
- Moritz, Karl Philipp: Vom richtigen deutschen Ausdruck oder Anleitung, die gewöhnlichsten Fehler im Reden zu vermeiden. Für solche, die keine gelehrte Sprachkenntniß besitzen, Berlin 1792.
- Motte-Fouqué, Friedrich de la: Gespräch zweier Preußischer Edelleute über den Adel, Berlin 1808.
- Möser, Justus: Briefwechsel. Neu bearbeitet von William F. Sheldon in Zusammenarbeit mit Horst-Rüdiger Jarck, Theodor Penners und Gisela Wagner, Hannover 1992.
- Nicolai, Friedrich: Über das Journal „Die Horen“ [aus: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Eilfter Band], in: Wolfgang Albrecht (Hrsg.): Friedrich Nicolai. „Kritik ist überall, zumal in Deutschland nötig“. Satiren und Schriften zur Literatur, Leipzig [u. a.] 1987, S. 319–344.
- Nicolai, Friedrich: Anhang zu Friedrich von Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797, Berlin [u. a.] 1797.
- Nicolai, Friedrich: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten. Bd. 11, Berlin [u. a.] 1796.
- Nicolai, Friedrich: Wegweiser für Fremde und Einheimische durch die Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam und die umliegende Gegend, enthaltend eine kurze Nachricht von daselbst allen befindlichen Merkwürdigkeiten. In einem bis jetzt fortgesetzten Auszuge der großen Beschreibung von Berlin und Potsdam, Berlin 1793.
- Nicolai, Friedrich: Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten. Nebst einem Anhang, enthaltend die Leben aller Künstler, die seit Churfürst Friedrich Wilhelms des Großen Zeiten in Berlin gelebet haben, oder deren Kunstwerke daselbst befindlich sind. Dritte völlig umgearbeitete Auflage, 3 Bde., Berlin 1786.
- Nicolai, Friedrich: Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebalduß Nothanker. Mit Kupferstichen von Dan. Chodowiecki gezeichnet und geätzt, 2 Bde., Berlin [u. a.] 1774–1775.
- Nicolai, Friedrich: Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten. Nebst einem Anhang, enthaltend die Leben aller Künstler, die seit Churfürst Friedrich Wilhelms des Großen Zeiten in Berlin gelebet haben, oder deren Kunstwerke daselbst befindlich sind, Berlin 1769.
- Park, Mungo: Reisen im Innern von Afrika auf Veranstaltung der afrikanischen Gesellschaft in den Jahren 1795 bis 1797 unternommen. Aus dem Englischen (durch Henriette Herz, geb. de Lemos) [mit 6 Kupfern.], Berlin 1799.
- Parthey, Gustav: Jugenderinnerungen. Handschrift für Freunde, neu herausgegeben (getreu dem Original) und mit einer Einleitung sowie Anmerkung versehen von Ernst Friedel, Berlin 1907.

- Petersheiden, Karl Neander von: Anschauliche Tabellen von der gesammten Residenz-Stadt Berlin, worin alle Straßen, Gassen und Plätze in ihrer natürlichen Lage vorgestellt, u. in denenselben alle Gebäude oder Häuser wie auch der Name u. die Geschäfte eines jeden Eigenthümers aufgezeichnet stehen, Berlin 1799.
- Plümicke, Carl Martin: Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin, nebst allgemeinen Bemerkungen über den Geschmack, hiesige Theaterschriftsteller und Behandlung der Kunst, in den verschiedenen Epochen, Berlin und Stettin 1781.
- Pockels, Carl Friedrich: Über Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang, 2 Bde., Hannover 1813.
- Pockels, Carl Friedrich: Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechtes. Ein Sittengemälde des Menschen, des Zeitalters und des geselligen Lebens, 5 Bde., Hannover 1799–1802.
- Reglement für den Gesundbrunnen zu Freienwalde. De dato Berlin, den 24. April. 1792, Berlin 1792.
- Robert, Ludwig: „Brinckmann's Jammer und Flehen“, in: Karl August Varnhagen: Karl Gustav Freiherr von Brinckmann, in: ders.: Ausgewählte Schriften, Bd. 19, Leipzig 1876, S. 133–144, hier S. 138 f.
- Rothkirch, Malve (Hrsg.): Königin Luise von Preußen: Briefe und Aufzeichnungen. Mit einer Einleitung von Hartmut Boockmann, München [u. a.] 1995.
- Rousseau, Jean Jacques: Emile oder Über die Erziehung, Stuttgart 1970.
- Rousseau, Jean Jacques: Emil oder Ueber die Erziehung. Frei aus dem Französischen übersetzt von H. Denhardt, 2 Bde., Leipzig 1910.
- Rückert, Joseph: Bemerkungen über Weimar 1799, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Eberhard Haufe, Weimar 1970.
- Sauer, August (Hrsg.): Goethe und Österreich. Briefe mit Erläuterungen, 2. Theil (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 18), Weimar 1904.
- Schadow, Johann Gottfried: Kunstwerke und Kunstansichten. Ein Quellenwerk zur Berliner Kunst- und Kulturgeschichte zwischen 1780 und 1845. Hrsg. von Götz Eckardt, 3 Bde., Berlin 1987.
- Schenck zu Schweinsberg, Karen (Hrsg.): „Meyne Seele ist bey Euch geblieben“. Briefe Sophie Brentanos an Henriette von Arnstein, Weinheim 1985.
- Schiller, Friedrich: Sämtliche Werke in 5 Bänden, Bd. 1: Gedichte Dramen I, hrsg. von Albert Meier, München [u. a.] 2004.
- Schiller, Friedrich von: Werke und Briefe, hrsg. von Otto Dann [u. a.], 12 Bde., Frankfurt/M. 1992–2002.
- Schlegel, August Wilhelm: Ehret die Frauen [1796], in: ders.: Sämtliche Werke, 10 Bde., hrsg. von Eduard Böcking, Leipzig 1846–47, Band 2, S. 171–173.
- Schlegel, August Wilhelm / Schlegel, Friedrich (Hrsg.): Athenäum. Eine Zeitschrift. Reprographischer Nachdruck, 3 Bde., Darmstadt 1992.
- Schlegel, Dorothea: Florentin, hrsg. von Wolfgang Nehring, Stuttgart 1993.
- Schlegel, Dorothea: Florentin. Roman. Fragmente. Varianten, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Liliane Weissberg, Frankfurt 1987, S. 205–238.
- Schlegel, Dorothea: Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher. Für die Litteraturarchiv-Gesellschaft in Berlin herausgegeben (Mitteilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin. Neue Folge, 7), Berlin 1913.
- Schlegel, Friedrich: Lucinde. Ein Roman. Studienausgabe. Kritisch herausgegeben und mit Begriffs-Repertitorium und Nachwort versehen von Karl Konrad Polheim, Stuttgart 1999.
- Schlegel Schelling, Caroline: Begegnung mit Caroline. Briefe von Caroline Schlegel-Schelling. Herausgegeben und eingeleitet von Sigrid Damm, Leipzig 1989.



- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: Ideen zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen, in: Lange 1992, S. 359–361.
- Schleiermacher, Friedrich: Versuch einer Theorie geselligen Betragens, in: ders.: Philosophische Schriften, hrsg. und eingeleitet von Jan Rachold, Berlin 1984.
- Schleiermacher, Friedrich: Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern, Berlin 1799.
- Schleiermacher, Friedrich: Anthropologie v. Imm. Kant, Königsb. 98, in: Schlegel / Schlegel 1992, Bd. II/2 [1799], S. 303–306.
- Schleiermacher, Friedrich: Briefe bei Gelegenheit der politisch theologischen Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter, Berlin 1799.
- Schlesier, Gustav (Hrsg.): Ungedruckte Denkschriften, Tagebücher und Briefe von Friedrich von Gentz (Schriften von Friedrich von Gentz. Ein Denkmal, Bd. V.), Mannheim 1840.
- Schmidt, Valentin Heinrich / Mehring, Daniel Gottlieb Gebhard (Hrsg.): Neuestes gelehrtes Berlin: oder literarisches Nachrichten von jetztlebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen, 2 Bde., Berlin 1795.
- Schopenhauer, Johanna: Im Gedränge der Zeiten, im Gedränge der Welt. Jugenderinnerungen, Tagebücher, Briefe, Husum 2000.
- Schreiber, Arndt (Hrsg.): Wilhelm von Humboldt. Briefe an Christine Reinhardt-Reimarus, Heidelberg 1956.
- Schreiber, Carl. F.: Sieben Briefe Varnhagens an J. P. Eckermann, in: The Journal of English and Germanic Philology, Bd. 21., Nr. 3 (July 1922), S. 411–430.
- Schröcker, Alfred (Hrsg.): Die wahre Brunnenfreiheit. Das Kurtagebuch des Johann Christian Kestner vom 9. bis 30. Juli 1765 in Bad Rehburg, Hannover-Laatzten 2005.
- Seidel, Siegfried (Hrsg.): Der Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, 2 Bde., Berlin 1962.
- Simson, Jutta von: Caroline von Humboldt und Christian Daniel Rauch. Ein Briefwechsel 1811–1828, Berlin 1999.
- Staël, Anne Germaine de: Über Deutschland. Vollständige und neu durchgesehene Fassung der deutschen Erstausgabe von 1814, hrsg. von Monika Bosse, Frankfurt/M. 1985.
- Stägemann, Elisabeth von: Erinnerungen für edle Frauen. Nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhang von Briefen, hrsg. von Wilhelm Dorow, Leipzig 1846.
- Stern, Selma: Der Preußische Staat und die Juden. Bd. 3: Die Zeit Friedrichs des Großen, 1. Abt. (Darstellung) u. 2. Abt. (Akten) (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, 24), Tübingen 1971.
- Sydow, Anna von (Hrsg.): Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. 7 Bde, Berlin, 1906–1918.
- Träger, Christine (Hrsg.): Elisa von der Recke. Tagebücher und Selbstzeugnisse, Leipzig 1984.
- Unger, Friederike Helene: Über Berlin. Aus den Briefen einer reisenden Dame. Mit einem Nachwort von Diana Spokiene, Hannover-Laatzten 2006.
- Varnhagen von Ense, Karl August (Hrsg.): Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Berlin 2010.
- Varnhagen von Ense, Karl August: Werke in fünf Bänden, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt (Bibliothek Deutscher Klassiker), 5 Bde., Frankfurt/M. 1987–1994.
- Varnhagen von Ense, Karl August: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, in: ders. 1987–1994, Bd. 1–3, 1987.
- Varnhagen von Ense, Karl August (Hrsg.): Rahel Varnhagens Freundeskreis. Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Für die Deutsche Bibliothek ausgewählt und eingeleitet von Kurt Martens, Berlin 1920.

- Varnhagen von Ense, Karl August: Ausgewählte Schriften. [Hrsg. von Ludmilla Assing], 19 Bde., Leipzig 1871–1876.
- Varnhagen von Ense, Karl August: Frauen in Mannskleidern, in: ders.: Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Bd. 1, Mannheim 1837, S. 503–505.
- Varnhagen von Ense, Karl August: Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, 9 Bde., Mannheim, dann Leipzig 1837–59.
- Varnhagen von Ense, Karl August (Hrsg.): Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, 2 Bde., Leipzig 1836.
- Veit, David: *Dissertatio Inauguralis Medica De Organorum Corporis Humanae tam Energia, s. Activitate Interna, Quam Cum Organis Sociis Connexione Seu Sympathia / Quam ... Doctoris Medicinae Rite Capessendos* Die XXIII. Februar MDCCXCVII. *Eruditorum Exami*n Subjicit Auctor David Veit Vratislaviensis, Halle 1797.
- Voss, August von: Zur Geschichte des Schill'schen Zuges im Jahre 1809. Aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters mitgeteilt von F. G. V., o. O. 1854.
- Wächter, Ferdinand: „Galant“, in: *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, Bd. 52, Leipzig 1851, S. 257–286.
- Werner, Johannes (Hrsg.): *Elisa von der Recke. Mein Journal. Elisas neu aufgefundene Tagebücher aus den Jahren 1791 und 1793/95*, Leipzig 1927.
- Wieland, Christoph Martin: *Wielands Briefwechsel*, hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften durch Siegfried Scheibe, Bd. 14 (Juli 1797–Juni 1799). Erster Teil: Text, bearbeitet von Angela Goldlack, Berlin 2000.
- Wittichen, Friedrich Carl (Hrsg.): *Briefe von und an Friedrich Gentz. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Wedekind-Stiftung zu Göttingen*, 2 Bde, Bd. 2: Briefe von und an Carl Gustav von Brinckmann und Adam Müller, München [u. a.] 1910.
- Wittichen, Friedrich Carl (Hrsg.): *Briefe von und an Friedrich von Gentz. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Wedekind-Stiftung zu Göttingen*, Bd. 1: Briefe an Elisabeth Graun, Christian Garve, Karl August Böttiger und andere, München [u. a.] 1909.
- Wobeser, Wilhelmine K. von: *Elisa oder das Weib wie es sein sollte [1794]* / Fischer, Christian August: *Über den Umgang der Weiber mit Männern [1800]*. Mit einem Nachwort von Lydia Schieth (Frühe Frauenliteratur, 8) Hildesheim [u. a.] 1990.
- Wolff, Sabattia Joseph: *Maimoniana oder Rhapsodien zur Charakteristik Salomon Maimons*, hrsg. von Martin L. Davies und Christoph Schulte (Jüdische Geistesgeschichte, hrsg. von Christoph Schulte, 4), Berlin 2003.
- Wollstonecraft, Mary: *Rettung der Rechte des Weibes*. Übersetzt von Christian Gotthilf Salzmann, Schnepfenthal 1793/1794.
- Zedler, Johann Heinrich: *Großes vollständiges Universal-Lexikon*, (Photomechanischer Nachdr. der Ausgabe Leipzig und Halle) 64 Bde. und 4 Supplementbände, Graz 1993–1999.
- Zedlitz, Leopold Freiherr von: *Neuestes Conversations-Handbuch für Berlin und Potsdam. Zum täglichen Gebrauch der Einheimischen und Fremden aller Stände*, Berlin 1834, reprint Berlin 1979.
- Zwierlein, Konrad Anton / Kühn, Karl Gottlob: *Taschenbuch für Brunnen- und Badegäste 1794*, Leipzig 1794.

## Literatur

- Adam-Tkalec, Maritta / Günther, Inge: 100 Jahre Frühling. Tel Aviv feiert am 11. April den Jahrestag seiner Gründung. Hier gilt: Jeder lebt nach seiner Fassung, in: Berliner Zeitung, 9. 4. 2009.
- Albarus, Charlotte: Rahel Varnhagens Goethe-Erlebnis, Dissertation, Univ. Jena 1930.
- Albrecht, Andrea: Bildung und Ehe „genialer Weiber“. Jean Pauls „Diesjährige Nachlesung an die Dichtinnen“ als Erwiderung auf Esther Gad und Rahel Levin Varnhagen, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 3/2006, Stuttgart, S. 378–407.
- Altenhofer, Norbert / Heuer, Renate (Hrsg.): Jüdinnen zwischen Tradition und Emanzipation (Jahrbuch des Archivs Bibliographia Judaica 1986/1987), Bad Soden 1990.
- Althans, Birgit: „Halte Dich fern von den klatschenden Weibern ...“ Zur Phänomenologie des Klatsches, in: Feministische Studien 4/2 (1985), S. 46–53.
- Altmann, Alexander: Einleitungen, in: Moses Mendelssohn: Schriften zum Judentum II (JubA, Bd. 8), Stuttgart 1983, S. IX–XCI.
- Ammon, Frieder von: Ungastliche Gaben. Die „Xenien“ Goethes und Schillers und ihre literarische Rezeption von 1796 bis in die Gegenwart, Tübingen 2005.
- Anderegg, Johannes: Schreibe mir oft! Zum Medium Brief zwischen 1750 und 1830. Mit einem Beitrag von Edith Anna Kunz, Göttingen 2001.
- Anderson, Donovan: Germaine de Staël als Vorbild. Sophie von Grotthuß und ihre Entwicklung zur Schriftstellerin, in: Kaiser / Müller 2008, S. 317–335.
- Anderson, Donovan: Franco-German conversations. Rahel Levin and Sophie von Grotthuß in dialogue with Germaine de Staël, In: German studies review, Bd. 29 (2006), 3, S. 559–577.
- Andersson, Bonnie S. / Zinsser, Judith P.: A History of Their Own. Women in Europe from Prehistory to the Present, 2 Bde., London 1990.
- Anton, Annette C.: Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart [u. a.] 1995.
- Arendt, Hannah: Brief an Gerhard Scholem (Juli 1963), in: dies.: Ich will verstehen, Selbstauskünfte zu Leben und Werk. Mit einer vollständigen Bibliographie. Herausgegeben von Ursula Ludz, München 2005.
- Arendt, Hannah: Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin in der Romantik, München 2001.
- Arendt, Hannah: Rahel Varnhagen. The Life of a Jewess, herausgegeben von Liliane Weissberg, übersetzt von Clara Winston, Washington 2000.
- Arendt, Hannah: Rahel Varnhagen. The Life of a Jewess (Publications of the Leo Baeck Institute of Jews from Germany), London 1957.
- Arnhold, Erna: Goethes Berliner Beziehungen, Gotha 1925.
- Arto-Haumacher, Rafael: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur, Wiesbaden 1995.
- Augstein, Franziska: Tanzende Hunde. Was können Frauen? Beobachtungen anlässlich der Präsidentschaftswahlen in Frankreich, in: Die Süddeutsche, 4. 5. 2007.
- Baader, Renate: Dames de lettres. Autorinnen des präziösen, hocharistokratischen und „modernen“ Salons (1649–1698). Mlle de Scudéry – Mlle de Montpensier – Mme d'Aulnoy, Stuttgart 1986.
- Bad Freienwalde an der Oder. Ein Streifzug durch 675 Jahre Stadtgeschichte des bedeutendsten märkischen Badeortes, Bad Freienwalde/Oder 1991.

- Bad Freienwalde (Oder). Geschichte der Stadt in Einzeldarstellungen (Oberbarnimer Heimatbücher, 14), Bad Freienwalde 1935.
- Badt-Strauß, Bertha: Mendelssohns Tochter Dorothea, in: *Der Morgen*, 5. Jg., Nr. 3 (August 1929), S. 244–248.
- Bajohr, Frank: „Unser Hotel ist judenfrei“. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 2003.
- Barker, Hannah / Chalus, Elaine (Hrsg.): *Gender in Eighteenth Century England. Roles, Representations and Responsibilities*, London 1997.
- Barner, Wilfried: Von Rahel Varnhagen bis Friedrich Gundolf. Juden als deutsche Goethe-Verehrer, Göttingen 1992.
- Becker, Hans-Joachim: *Fichtes Idee der Nation und das Judentum*, Amsterdam 2000.
- Becker, Sabina (Hrsg.): *Rahel Levin Varnhagen. Studien zu ihrem Werk im zeitgenössischen Kontext*, St. Ingbert 2001.
- Becker-Cantarino, Barbara: *Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche-Werk-Wirkung*, München 2000.
- Becker-Cantarino, Barbara: „Feminismus“ und „Emanzipation“? Zum Geschlechterdiskurs der deutschen Romantik am Beispiel der Lucinde und ihrer Rezeption, in: *Schultz* 1997, S. 21–44.
- Becker-Cantarino, Barbara: *Der lange Weg zur Mündigkeit. Frauen und Literatur und Deutschland von 1500 bis 1800*, München 1989.
- Becker-Cantarino, Barbara: *Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts*, in: Hiltrud Gnüg / Renate Möhrmann (Hrsg.): *Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1985, S. 83–103.
- Bedürftig, Friedemann: *Taschenlexikon Goethe*. München 1990.
- Beger, Jens: Die heimliche Ehe des Prinzen Heinrich XIV. Reuß ä. L. mit Marianne Meyer / von Eybenberg, in: Katrin Beger (Hrsg.): „Ältestes bewahrt mit Treue, freundlich aufgefaßtes Neue“. Festschrift für Volker Wahl zum 65. Geburtstag, Rudolstadt, 2008, S. 267–278.
- Behr, Aldabert / Hoffmann, Alfred: *Das Schauspielhaus in Berlin*, Berlin 1984.
- Behrens, Katja (Hrsg.): *Frauenbriefe der Romantik*. Frankfurt/M. 1981.
- Benhabib, Seyla: *The Pariah and Her Shadow. Hannah Arendt's Biography of Rahel Varnhagen*, in: *Political Theory*, Hft. 23, Nr. 1 (Febr. 1995), S. 5–24.
- Benjamin, Walter: Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben, in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV/2, Frankfurt/M. 1991, S. 641–673.
- Berg, Urte von: *Caroline Friederike von Berg. Freundin der Königin Luise von Preußen. Ein Portrait nach Briefen*, Göttingen 2008.
- Berger, Joachim (Hrsg.): *Der „Mushof“ Anna Amalias: Geselligkeit, Mäzenatentum und Kunstliebhaberei im klassischen Weimar*, Köln 2001.
- Berger, Leonie und Joachim: *Anna Amalia von Weimar. Eine Biographie*, München 2006.
- Berglar, Peter: *Wilhelm von Humboldt. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek 1991.
- Berghahn, Klaus L. / Hermand, Jost (Hrsg.): *Goethe in German-Jewish Culture*, Columbia 2001.
- Berghahn, Klaus L.: *Grenzen der Toleranz. Juden und Christen im Zeitalter der Aufklärung*, Köln 2000.
- Bergmann, Jörg: *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*, Berlin 1987.
- Berriot-Salvadore, Évelyne: Der medizinische und andere wissenschaftliche Diskurse, in: *Duby / Perrot* 1997, Bd. 3: *Frühe Neuzeit*, hrsg. von Arlette Farge und Natalie Zemon Davis, S. 367–413.

- Biedrynski, Effi: *Goethes Weimar. Das Lexikon der Personen und Schauplätze*, Zürich 1993.
- Bilski, Emily D. / Braun, Emily (Hrsg.): *Jewish Women and Their Salons. The Power of Conversation*, New York 2005.
- Birtsch, Günter / Willoweit, Dietmar: *Reformabsolutismus und ständische Gesellschaft. Zweihundert Jahre Preußisches Allgemeines Landrecht (Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Neue Folge, Beiheft 3)*, Berlin 1998.
- Blänkner, Reinhard / de Bruyn, Wolfgang (Hrsg.): *Salons und Musenhöfe – Neuständische Geselligkeit in Berlin und in der Mark Brandenburg um 1800*, Hannover 2010.
- Bock, Gisela / Zimmermann, Margarete: *Die Querelle des Femmes in Europa. Eine begriffs- und forschungsgeschichtliche Einführung*, in: Gisela Bock (Hrsg.): *Die europäische Querelle des Femmes. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert (Querelles, 2)*, Stuttgart 1997, S. 9–38.
- Bodek, Evelyn Gordon, *Salonières and Bluestockings. Educated Obsolescence and Geminating Feminism*, in: *Feminist Studies* 3 (Spring-summer 1976), S. 185–199.
- Böhmel, Ulrike: *Frauenspezifische Perspektiven in der Kanondebatte*, in: Simonetta Sanna (Hrsg.): *Der Kanon in der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Akten des IV. Kongresses der Italienischen Germanistenvereinigung Alghero, 27.–31. 5. 2007 (Iris, 24)*, Bern 2009, S. 183–194.
- Bohnenkamp, Anke / Wiethölter, Waltraud: *Der Brief-Ereignis und Objekt. Katalog zur Ausstellung*, Frankfurt/M. 2009.
- Bollenbeck, Georg: *Weimar*, in: Etienne François / Hagen Schulze (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., München 2001, Bd. 1, S. 207–224.
- Borsche, Tilman: *Wilhelm von Humboldt*, München 1990.
- Bovenschen, Silvia: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Repräsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt/M. 1979.
- Brachvogel, Albert Emil: *Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin. Nach Archivalien des Königlichen Geh. Staats=Archivs und des Königl. Theaters*, 2 Bde., Berlin 1878.
- Brandt, Reinhardt: *Kritischer Kommentar zu Kants Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (1798) (Kant-Forschungen, Bd. 10)*, Hamburg 1999.
- Breitenborn, Anke: *Randgruppen im Allgemeinen Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794 (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 6)*, Berlin 1994.
- Brenner, Michael / Caron, Vicki / Kaufmann, Uri R.: *Jewish Emancipation Reconsidered. The French and German Models*, Tübingen 2003.
- Brockhaus' *Konversations-Lexikon*. 14. Auflage, Neue Revidierte Jubiläums-Ausgabe, 17 Bde., Leipzig [u. a.] 1901–1908.
- Bruer, Albert: *Preußen und Norddeutschland 1648–1871*, in: Kotowski / Schoeps / Wallenborn 2001, Bd. 1, S. 47–66.
- Bruer, Albert: *Geschichte der Juden in Preußen (1750–1820)*, Frankfurt/M. 1991.
- Brunner, Otto / Conze, Werner / Koselleck, Reinhart: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politischen Sprache in Deutschland*, 8 Bde., Stuttgart 1972–1997.
- Bruyn, Günter de: *Als Poesie gut. Schicksale aus Berlins Kunstpoche 1786 bis 1806*, Frankfurt/M. 2006.
- Bruyn, Günter de: *Die Finckensteins. Eine Familie im Dienste Preußens*, Berlin 1999.
- Bruyn, Günter de: *Rahels erste Liebe. Rahel Levin und Karl Graf von Finckenstein in ihren Briefen*, Berlin 1998.

- Buzzo-Márgari, Renate: Schriftliche Konversation im Hörsaal: „Rahels und Anderer Bemerkungen in A. W. Schlegels Vorlesungen zu Berlin 1802“, in: Hahn / Isselstein 1987, S. 104–127.
- Calleón Callejón, Luisa: Briefliche Momentbilder, Lektüren zur Korrespondenz zwischen Rahel Levin Varnhagen und Pauline Wiesel, Berlin 2002.
- Charlier, Robert: Die Muse von Weimar. Vom Philosophenhof zur Musenstadt der deutschen Klassik, in: Lottes / d'Aprile 2006, S. 169–183.
- Christophersen, Claudia: „... es ist mit dem Leben etwas gemeint.“ Hannah Arendt über Rahel Varnhagen. Mit einer Edition des Briefwechsels zwischen Hannah Arendt und Klaus Piper über Rahel Varnhagen, Königstein / Ts. 2003.
- Ciragan, Leyla: Konversion(en). Performanz und Tradierung bei Rahel Levin / Varnhagen, München 2009.
- Conrad, Anne: Jenseits der Schranken des Geschlechts. Friedrich Schleiermachers Entwurf einer Religion für eine „religionslose Zeit“, in: Peter Burschel / dies. (Hrsg.): Vorbild – Inbild – Abbild. Religiöse Lebensmodelle in geschlechtergeschichtlicher Perspektive, Freiburg 2003, S. 151–169.
- Corkhill, Alan: Female Language Theory in the Age of Goethe: Three Case Studies, in: The Modern Language Review, Hft. 94, Nr. 4 (Oct. 1999), S. 1041–1053.
- Crimmer, Elizabeth: In the Company of Men. Cross-Dressed Women around 1800, Detroit 2004.
- Daley, Margaretmary: Women of Letters. A Study of Self and Genre in the Personal Writing of Caroline Schlegel-Schelling, Rahel Levin Varnhagen, and Bettina von Arnim, Columbia 1998.
- Davidoff, Leonore: Regarding some “Old husbands’ tales”: Public and Private in Feminist History, in: Joan B. Landes (Hrsg.): Feminism, the Public and the Private, Oxford University Press, Oxford 1998.
- Davies, Martin L.: Identity or History? Marcus Herz and the End of the Enlightenment, Detroit 1995.
- Davies, Martin L.: “Portraits of a Lady: Variations on Henriette Herz”, in: Women Writers of the Age of Goethe, Bd. 5, 1993, S. 45–65.
- Davison, Rosena: „Salons“, in: Alan Charles Kors (Hrsg.): Encyclopedia of Enlightenment, 4 Bde., Bd. 4, Oxford 2003, S. 7–14.
- Demps, Laurenz: Der Schiffbauerdamm. Ein unbekanntes Kapitel Berliner Stadtgeschichte, Berlin 1993.
- Dilthey, Wilhelm: Leben Schleiermachers. 1. Band. Auf Grund des Textes der 1. Auflage von 1870 und der Zusätze aus dem Nachlass herausgegeben von Martin Redeker, Göttingen 1991.
- Dilthey, Wilhelm: Leben Schleiermachers. 1. Bd. Auf Grund der Texte der 1. Auflage von 1870 und der Zusätze aus dem Nachlass hrsg. von Martin Redeker, 1. Halbband (1768–1802) (Wilhelm Dilthey Gesammelte Schriften, XIII, Erster Halbband), Leipzig 1970.
- Dilthey, Wilhelm: „Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher“, in: ADB, Bd. 31, Leipzig 1890, S. 422–457.
- Dinglinger, Wolfgang: Sonntagsmusiken bei Abraham und Lea Mendelssohn Bartholdy, in: Hans-Günter Klein (Hrsg.): Die Musikveranstaltungen bei den Mendelssohns – Ein musikalischer Salon? Die Referate des Symposiums am 2. September 2006 in Leipzig (Leipzig – Musik und Stadt – Studien und Dokumente, 2), Leipzig 2006, S. 35–47.
- Drewitz, Ingeborg: Berliner Salons (Berlinische Reminiszenzen, 7), Berlin 1965.

- Duby, Georges / Perrot, Michelle (Hrsg.): *Geschichte der Frauen*, 5 Bde., Frankfurt/M. [u. a.] 1997.
- van Dülmen, Richard: *Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland*, Frankfurt/M. 1986.
- Dulong, Claude: *Salonkultur und Literatur von Frauen*, in: Duby / Perrot 1997, Bd. 3: *Frühe Neuzeit*, hrsg. von Arlette Farge und Natalie Zemon Davis, S. 415–220.
- Dupuy, Micheline: *La duchesse de Dino. Princesse de Courlande, égérie de Talleyrand*, Paris 2002.
- Eagleton, Terry: *Body work*, in: Stephen Regen (Hrsg.): *The Eagleton Reader*. Oxford 1998, S. 157–162.
- Ebrecht, Angelika / von der Lühe, Irmela [u. a.] (Hrsg.): *Gelehrsamkeit und kulturelle Emanzipation (Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung, 1)*, Stuttgart [u. a.] 1996.
- Eibl, Karl (Hrsg.): *Französische Revolution und deutsche Literatur (Aufklärung. Interdisziplinäre Halbjahresschrift zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte, Jg. 1, H. 2., 1986)*, Hamburg 1986.
- Eichner, Hans: *Das Bild der Frau in der Frühromantik. Theorie und Wirklichkeit*, in: Schultz 1997, S. 1–19.
- Eichner, Hans: Lucinde, in: *KFSA*, Bd. 5 (1962), S. XVII–LXIX.
- Elbin, Günter: *Macht in zarten Händen. Dorothea Herzogin von Kurland*, München 1968.
- Elon, Amos: *Zu einer anderen Zeit. Portrait der deutsch-jüdischen Epoche. 1743–1933*, München [u. a.] 2002.
- Engelmann, Bernt: *Preußen. Land der unbegrenzten Möglichkeiten*, München 1979.
- Elvers, Rudolf: *Goethe und die Mendelssohns*, in: Osterkamp 2002, S. 107–116.
- Erb, Rainer / Bergmann, Werner: *Die Nachtseite der Judenemanzipation. Der Widerstand gegen die Integration der Juden in Deutschland 1780–1860*, Berlin 1989.
- Erbe, Günter: *Dorothea Herzogin von Sagan (1793–1862). Eine deutsch-französische Karriere*, Köln [u. a.] 2009.
- Erker, Brigitte: „Brunnenfreiheit“ in Pyrmont. *Gesundheit und Geselligkeit im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts*. in: Eßer / Fuchs 2003, S. 53–98.
- Esche, Albrecht (Hrsg.): *Renaissance der literarischen Salons. Lesevergnügen und kultureller Austausch (Bad Bollers Skripte, 5/2007)*, Bad Boll 2007.
- Esser, Rainard / Fuchs, Thomas (Hrsg.): *Bäder und Kuren in der Aufklärung. Medizinaldiskurs und Freizeitvergnügen (Aufklärung und Europa, Bd. 11)*, Berlin 2003.
- Fausser, Markus: *Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland*, Stuttgart 1991.
- Feilchenfeldt, Konrad: *Weibliche Autorschaft und das Briefgenre. Rahel-Varnhagen-Philologie im Zeichen der Nachlass-Edition aus dem Krakower Depot*, in: Sabina Becker (Hrsg.): *Rahel Levin Varnhagen. Studien zu ihrem Werk im zeitgenössischen Kontext*, St. Ingbert 2001, S. 259–285.
- Feilchenfeldt, Konrad / Steiner, Rahel E.: *Rahel Varnhagens „Werke“*, in: *GW X*, S. 75–127.
- Feiner, Shmuel: *Haskala – Jüdische Aufklärung. Geschichte einer kulturellen Revolution*, Hildesheim [u. a.] 2007.
- Ferruta, Paola: *Gustave d'Eichthal und seine Beziehungen zu Rahel und Karl August Varnhagen: Ein deutsch-französischer transfer culturel in den 30er-Jahren des 19. Jahrhunderts*, Vortrag auf der Konferenz der Varnhagengesellschaft, „In Europäisch so ausdrücken“, Kleve 2004 (Manuskript).
- Fervers, Kurt: *Berliner Salons. Die Geschichte einer großen Verschwörung*, Struckum 1989.

- Feyl, Renate: Dorothea Schlözer, in: dies.: *Der lautlose Aufbruch. Frauen in der Wissenschaft*, Berlin 1981, S. 70–80.
- Fietz, Katharina: Frauenbildung in der „Querelle des femmes“, in: Kleinau / Opitz 1996, Bd. 1, S. 237–251.
- Fleig, Anne: Vom Ausschluss zur Aneignung. Neue Positionen in der Geschlechterforschung zur Aufklärung, in: *Das Achtzehnte Jahrhundert* 26, Heft 1, 2002, S. 79–88.
- Florack, Ruth: *Tiefsinnige Deutsche, frivole Franzosen. Nationale Stereotypen in deutscher und französischer Literatur*, Stuttgart 2001.
- Fontane, Theodor: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Zweiter Teil: Das Oderland. Barnim-Lebus*, hrsg. von Gotthard Erler und Rudolf Mingau (Theodor Fontane. Große Brandenburger Ausgabe. *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, Bd. 2), Berlin 1997.
- Fontane, Theodor: *Berliner Ton*, in: ders.: *Das Ländchen Friesack und die Bredows. Unbekannte und vergessene Geschichten aus der Mark Brandenburg*, hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler (Theodor Fontane. Große Brandenburger Ausgabe. *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, Bd. 7), Berlin 1997, S. 23–32.
- Frevert, Ute: *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*, Frankfurt/M. 1986.
- Freyer, Stefanie / Horn, Katrin / Grochowina, Nicole (Hrsg.): *FrauenGestalten Weimar–Jena: Ein bio-bibliographisches Lexikon*, Heidelberg 2009.
- Freydank, Ruth: *Theater in Berlin. Von den Anfängen bis 1945*, Berlin 1988.
- Friedenthal, Richard: *Goethe. Sein Leben und seine Zeit*, München 1985.
- Frindte, Julia / Westphal, Siegrid (Hrsg.): *Handlungsspielräume von Frauen um 1800 (Ereignis Weimar–Jena, 10)*, Heidelberg 2005.
- Fronius, Helen: *Determined Dilettantes. Women and Literature in the Goethe Era 1770–1820*, Oxford 2007.
- Fronius, Helen: „Nur eine Frau wie ich konnte so ein Werk schreiben“. Reassessing German Women Writers and the Literary Market 1770–1820, in: Elisa Müller-Adams / Caroline Bland (Hrsg.): *Frauen und der literarische Markt 1780–1918*, Bielefeld 2007, S. 29–52.
- Fronius, Helen: *Der reiche Mann und die arme Frau: German Women Writers and the Eighteenth-Century Literary Market-Place*, in: *German Life and Letters*, Bd. LVI, Nr. 1, Jan. 2003, S. 1–19.
- Fürst, J.: *Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen*. Berlin 1850.
- Füssell, Stefan: „Unser Journal soll ein Epoche machendes Werk seyn“. Cotta und der Horen-Vertrag, in: ders.: *Schiller und seine Verleger*, Frankfurt/M. 2005, S. 193–215.
- Gatter, Nikolaus (Hrsg.): *Makkaroni und Geistesspeise (Almanach der Varnhagen Gesellschaft, 2)*, Berlin 2002.
- Gatter, Nikolaus: „Gift, geradezu Gift für das unwissende Publikum“. Der diaristische Nachlass von Karl August Varnhagen von Ense und die Polemik gegen Ludmilla Assings Editionen (1860–1880), Bielefeld 1996.
- Gaus, Detlef: *Gesellige Anerkennung oder Kampf um Anerkennung? Schleiermacher und Honneth. Sozialphilosophie, Geselligkeitstheorie um 1800 und gegenwärtige Analyse gesellschaftlicher Macht*, in: Gatter 2002, S. 157–186.
- Gaus, Detlef: *Geselligkeit und Gesellige. Bildung, Bürgertum und bildungsbürgerliche Kultur um 1800*, Stuttgart [u. a.] 1998.
- Gazzetino. *Mitteilungen der Varnhagen Gesellschaft e. V.*, Nr. 20 (2007).
- Geiger, Ludwig: *Geschichte der Juden in Berlin. Festschrift zur zweiten Säkular-Feier. Anmerkungen, Ausführungen, urkundliche Beilagen und zwei Nachträge (1871–1890). Mit einem Vorwort von Hermann Simon*, Leipzig 1988.



- Geiger, Ludwig: Wilhelm von Humboldt und die Juden, in: AZJ, Jg. 76, Heft 6 (1912), 9. 2. 1912, S. 69–70.
- Geiger, Ludwig: Die Deutsche Literatur und die Juden, Berlin 1910.
- Geiger, Ludwig: Wilhelm von Humboldt über die jüdischen Frauen Berlins, in: AZJ, Jg. 69, Heft 52 (1905), 29. 12. 1905, S. 620–622.
- Geiger, Ludwig: Kleine Beiträge zur Geschichte der Juden in Berlin, in: ders.: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. 4. (1890), S. 29–65.
- Genée, Rudolph: Hundert Jahre des Königlichen Schauspiels in Berlin. Nach Quellen geschildert, Berlin 1886.
- Gerlach, Klaus (Hrsg.): Der gesellschaftliche Wandel um 1800 und das Berliner Nationaltheater, Hannover 2009.
- Geschorek, Wolfgang: Ernst Ludwig Heim. Das Leben eines Volksarztes, Leipzig 1982.
- Ghibelino, Ettore: Goethe und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe?, Weimar 2007.
- Gibbels, Elisabeth: Mary Wollstonecraft zwischen Feminismus und Opportunismus. Die diskursiven Strategien in deutschen Übersetzungen von „A Vindication of the Rights of Woman“, Tübingen 2004.
- Gilbert, Felix: Bankiers, Künstler und Gelehrte. Unveröffentlichte Briefe der Familie Mendelssohn aus dem 19. Jahrhundert, Tübingen 1975.
- Gilman, Abigail: Beyond Dialogue. New Scholarship in German-Jewish Studies, in: Prooftexts. A Journal of Jewish Literary History Bd. 23,2. (2003), S. 242–258.
- Goethe in Böhmen. Mitteilungsblatt der Sudetendeutschen Landsmannschaft, 3 (1999) – Kulturbrief.
- Goetschel, Willy: Mendelssohn and the State, in: Modern Language Notes, Bd. 122 (2007), S. 472–492.
- Goldenbaum, Ursula: Friedrich II. und die Berliner Aufklärung, in: Lottes / d’Aprile 2006, S. 123–142.
- Goodman, Dena: The Republic of Letters. A Cultural History of the French Enlightenment, Ithaca [u. a.] 1994.
- Goodman, Katherine / Waldstein, Edith Josefine: In the Shadow of the Olympus. German Women Writers around 1800, Albany 1992.
- Goozé, Marjanne E. (Hrsg.): Challenging Separate Spheres. Female “Bildung” in Eighteenth- and Nineteenth-Century Germany (North American Studies in 19th-Century German Literature, 40), Oxford [u. a.] 2007.
- Goozé, Marjanne E.: The doubled self-representation of Henriette Herz, in: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft. Forum für die Erforschung von Romantik und Vormärz, Bd. 18 (2006), S. 13–33.
- Goozé, Marjanne E.: Posing for Posterity. The representations and portrayals of Henriette Herz as “beautiful Jewess”, in: Marianne Henn / Holger A. Pausch: Body Dialectics in the Age of Goethe, (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, 55), Amsterdam [u. a.] 2003, S. 67–98.
- Grab, Walter: Der deutsche Weg der Judenemanzipation 1789–1938, München 1991.
- Gradenwitz, Peter: Literatur und Musik im geselligen Kreise. Geschmacksbildung, Gesprächsstoff und musikalische Unterhaltung in der bürgerlichen Salongesellschaft, Stuttgart 1991.
- Grass, Karl Martin / Koselleck, Reinhart: „Emanzipation“ in: Brunner / Conze / Koselleck 1972–1997, Bd. 2, S. 153–197.
- Grau, Wilhelm: Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden, Hamburg 1935.

- Gross, Michael: Ästhetik und Öffentlichkeit. Die Publizistik der Weimarer Klassik, Hildesheim [u. a.] 1994.
- Grosser, Thomas / Kreutz, Willi: Höfische und bürgerliche Kultur zwischen Aufklärung, Romantik und Klassizismus. in: Manfred Schlenke (Hrsg.): Preussen Ploetz. Eine historische Bilanz in Daten und Deutungen, Köln 2003, S. 210–216
- Große Welt reist ins Bad. 1800–1914. Baden bei Wien, Badgastein, Bad Ischl, Franzensbad, Karlsbad, Marienbad, Teplitz. (Katalogbearb.: Sigrid Canz. Kataloggestaltung: Eugen Sporer), München 1980.
- Gruschka, Roland: Der Sprachenkosmos in Isaak Euchels Aufklärungskomödie Reb Henoch, in: Ute Tintenmann / Jürgen Trabant: Sprache und Sprachen in Berlin um 1800 (Berliner Klassik, 3), Hannover-Laatzten 2004, S. 89–113.
- Guenther-Gleason, Patricia E.: On Schleiermacher and gender politics (Harvard theological studies, 43), Harrisburg PA 1997.
- Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt/M. 1990.
- Hacks, Peter: Ascher gegen Jahn. Ein Freiheitskrieg, in: ders.: Die Maßgaben der Kunst II (Hacks Werke, Bd. 14), Berlin 2003, S. 321–448.
- Hacks, Peter: Der Meineiddichter, in: ders.: Die Maßgaben der Kunst I (Hacks Werke, Bd. 13), Berlin 2003, S. 258–272.
- Hahn, Barbara: Die Jüdin Pallas Athene. Auch eine Theorie der Moderne, Berlin 2002. [=Hahn 2002(a)].
- Hahn, Barbara: Streit um Goethe. Kontroverse Lektüren in den Berliner Salons, in: Osterkamp 2002, S. 121–132. [=Hahn 2002(b)].
- Hahn, Barbara: Rahel Levin Varnhagen, in: Etienne François / Hagen Schulze (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte, 3. Bde., München 2001, Bd. 3., S. 503–515.
- Hahn, Barbara: Mit Goethe im Bad. Begegnungen im Exterritorialen. Rahel Levin Varnhagen, Sara und Marianne Meyer, in: Monatshefte, Bd. 92, Nr. 3 (2000), S. 336–350.
- Hahn, Barbara: Der Mythos vom Salon. „Rahels Dachstube“ als historische Fiktion, in: Hartwig Schultz (Hrsg.): Salons der Romantik. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zur Theorie und Geschichte des Salons, Berlin 1997, S. 213–234. [=Hahn 1997(a)].
- Hahn, Barbara: „Ein Mann kann nicht denken wie wir“. Zum Briefwechsel von Rahel Levin Varnhagen, in: Levin Varnhagen 1997, S. 705–732. [=Hahn 1997(b)].
- Hahn, Barbara: „Antworten Sie mir!“. Rahel Levin Varnhagens Briefwechsel, Basel 1990. [=Hahn 1990(a)].
- Hahn, Barbara: Unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorschaft der Frauen, Frankfurt/M. 1990. [=Hahn 1990(b)].
- Hahn, Barbara: Von Berlin nach Krakow. Zur Wiederentdeckung von Rahel Levin Varnhagens Korrespondenzen (Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor. Vortragsreihe im Wintersemester 88/89, Nr. 4), Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin, 1990. [=Hahn 1990(c)].
- Hahn, Barbara: Rahels Schriften II. Überlegungen für eine künftige Edition, in: dies. / Isselstein 1987, S. 37–46.
- Hahn, Barbara / Isselstein, Ursula (Hrsg.): Rahel Levin Varnhagen. Die Wiederentdeckung einer Schriftstellerin (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Beiheft 14), Göttingen 1987.
- Hartung, Günter: Goethes Verhältnis zu Juden und Judentum, in: Schoeps 2006, S. 205–219.
- Hassauer, Friederike (Hrsg.): Heißer Streit und kalte Ordnung. Epochen der Querelle des femmes zwischen Mittelalter und Gegenwart, Göttingen 2008.

- Hausen, Karin / Wunder, Heide (Hrsg.): Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte (Geschichte und Geschlechter, 1), Frankfurt/M. 1992.
- Hausen, Karin: Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen, in: dies. / Wunder 1992, S. 81–88.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363–393.
- Head, Matthew: „Like Beauty Spots on the Face of a Man“. Gender in 18th-Century North-German Discourse on Genre, *The Journal of Musicology*, Bd. 13, Nr. 2 (Spring 1995), S. 143–167.
- Hecht, Louise / Lichtblau, Albert / Miller, Michael L.: Österreich, Böhmen und Mähren, in: Kotowski / Schoeps / Wallenborn 2001, Bd. 1, S. 101–134.
- Heinrich, Gerda: „Juden müssen sich also gar nicht einmischen ...“. Mendelssohn als Initiator und Mentor der Debatte um die „bürgerliche Verbesserung der Juden“ 1781 bis 1786, in: Schoeps, / Grözinger / Mattenklott 2001, S. 39–65.
- Heinrich, Gerda: Haskala und Emanzipation. Paradigmen der Debatte zwischen 1781 und 1812, in: Schulte / Zelle: Haskala 1999, S. 152–175.
- Heinrich, Gisela: „Frauenemanzipation“, in: Frigga Haug (Hrsg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus, Bd. I, Hamburg 2003, S. 268–278.
- Heinsohn, Kirsten / Schüler-Springorum, Stefanie (Hrsg.): Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert (Hamburger Beiträge zur Geschichte der Deutschen Juden, 28), Göttingen 2006.
- Heinz, Marion: Die Idealisierung des Weiblichen und der liberale Staat. Zum Verhältnis von Geschlechtertheorie und Staatskonzeption bei Wilhelm von Humboldt, in: dies. / Klaus Hammacher (Hrsg.): Recht – Moral – Selbst. Gedenkschrift für Wolfgang H. Schrader (Europea Memoria, 29), Hildesheim [u. a.] 2004, S. 69–78.
- Henrich, Dieter: Beethoven, Hegel und Mozart auf der Reise nach Krakow. Der Übergang des Grüssauer Depots der Preußischen Staatsbibliothek in die Hand der Volksrepublik Polen, in: *Neue Rundschau* 2, 1977, S. 165–199.
- Henzel, Christoph: Die italienische Hofoper in Berlin um 1800. Vincenzo Righini als preußischer Hofkapellmeister. Stuttgart [u. a.] 1994.
- Heppner, Aron: Jüdische Persönlichkeiten in und aus Breslau, Breslau 1931.
- Hermant, Jost: Mit scharfer Klinge. Der Xenien-Krieg von 1796, in: ders.: Pro und Contra Goethe. Dichterische und germanistische Stellungnahmen zu seinen Werken, Bern [u. a.] 2005, S. 33–48.
- Hertz, Deborah: Masquerades and Open Secrets, Or New Ways to Understand Jewish Assimilation, in: Anna-Dorothea Ludewig / Hannah Lotte Lund / Paola Ferruta: Versteckter Glaube oder Doppelte Identität? Das Bild des Marranentums im 19. und 20. Jahrhundert / Concealed Faith or Double Identities? The Image of Marranism in the 19<sup>th</sup> and 20<sup>th</sup> Centuries, Hildesheim 2011, S. 57–97.
- Hertz, Deborah: How Jews became Germans. The History of Conversion and Assimilation in Berlin, New Haven 2007.
- Hertz, Deborah: Jewish High Society in Old Regime Berlin, Syracuse/NY 2005.
- Hertz, Deborah: Die jüdischen Salons im alten Berlin. Aus dem Amerikanischen von Gabriele Neumann-Kloth, Frankfurt/M. 1991.
- Hertz, Deborah: The Varnhagen Collection is in Cracow, in: *The American Archivist* 44, 1981, S. 223–228.

- Herzfelde, Erika: Preußische Manufakturen. Großgewerbliche Fertigung von Porzellan, Seide, Gobelins, Uhren, Tapeten, Waffen, Papier u. a. im 17. und 18. Jahrhundert in und um Berlin, Bayreuth 1994.
- Hess, Jonathan M.: Sugar Island Jews? Jewish Colonialism and the Rhetoric of "Civic Improvement", in: *Eighteenth Century Studies*, Bd. 32.1. (1998), S. 92–100.
- Heyden-Rynsch, Verena von der: Europäische Salons. Höhepunkte einer versunkenen weiblichen Kultur, Reinbek 1995.
- Hillmann, Karl-Heinz: Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1982.
- Hilmes, Carola: „Jetzt bin ich negativ glücklich“. Die autobiographischen Schriften und Reisetagebücher Elisa von der Reckes, in: *Triangulum. Germanistisches Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen*, 10 (2003/94), Riga [u. a.] 2005, S. 37–59.
- Historisches Ortslexikon für Brandenburg: Teil VI: Barnim, bearbeitet von Lieselott Enders, unter Mitarbeit von Margot Beck, Weimar 1980.
- Hlawacek, Eduard: Goethe in Karlsbad. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage von Dr. Viktor Ruß, Karlsbad [u. a.] 1883.
- Hoffmann, Volker: Elisa und Robert oder das Weib und der Mann, wie sie sein sollten. Anmerkungen zur Geschlechtercharakteristik der Goethezeit, in: Karl Richter / Jörg Schönert (Hrsg.): *Klassik und Moderne. Die Weimarer Klassik als historisches Ereignis und Herausforderung im kulturgeschichtlichen Prozeß*. Walter Müller-Seidel zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1983, S. 80–97.
- Hofmann, Klaus (Hrsg.): Die Herzogin von Kurland im Spiegel ihrer Zeitgenossen. Europäische Salonkultur um 1800. Zum 250. Geburtstag der Herzogin von Kurland, Museum Burg Posterstein 2011.
- Honigmann, Peter: Jewish Conversions – A Measure of Assimilation. A Discussion of the Berlin Secession Statistics of 1770–1941, in: *LBI YB* 34 (1989), S. 3–45.
- Holmgren, Janet Besserer: The Women Writers in Schiller's Horen: Patrons, Petticoats and the Promotion of Weimar Classicism, Newark 2007.
- Homann, Ursula: Goethe und das Judentum, in: *Goethe-Blätter. Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e. V.*, Bonn Bd. 1.2001 (2002), S. 23–86.
- Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850, Frankfurt/M. 1991.
- Hortzitz, Nicoline: Die Sprache der Judenfeindschaft, in: Schoeps / Schlör 1995, S. 19–40.
- Hüchtker, Dietlind: Prostitution und städtische Öffentlichkeit. Die Debatte über die Präsenz von Bordellen in Berlin 1792–1846, in: Ulrike Weckel / Claudia Opitz / Olivia Hochstrasser / Brigitte Tolkemitt (Hrsg.): *Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert, (Das Achtzehnte Jahrhundert. Supplementa)*, Göttingen 1998, S. 345–364.
- Hufton, Olwen: *Frauenleben*, Frankfurt/M. 1998.
- Huizing, Klaas: *Frau Jette Herz*, Berlin 2005.
- Hyman, Paula E.: *Gender and Assimilation in Modern Jewish History: The Roles and Representation of Women*, Seattle 1995.
- Iggers Wilma: Das mährische Toleranzpatent Joseph des Zweiten, in: Günter Sternberger (Hrsg.): *Die Juden. Ein historisches Lesebuch*, München 1995, S. 210–215.
- Im Hof, Ulrich: *Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*, München 1982.
- Isselstein, Ursula: „Rein erhabenes Monument“ oder „vollständige Ausgabe“? Zur Medien-diskussion zwischen Karl Gustav von Brinckmann und Karl August Varnhagen um

- „Rahel“, in: Nikolaus Gatter (Hrsg.): *Makkaroni und Geistesspeise* (Almanach der Varnhagen Gesellschaft, 2) Berlin 2002.
- Isselstein, Ursula: „Die Titel der Dinge sind das Fürchterlichste!“. Rahel Levins „Erster Salon“, in: Schultz 1997, S. 171–212.
- Isselstein, Ursula: *Der Text aus meinem beleidigten Herzen. Studien zu Rahel Levin Varnhagen*, Turin 1993.
- Isselstein, Ursula: *Emanzipation wovon und wofür? Das Beispiel der Familie Levin aus Berlin*, in: Altenhofer / Heuer 1990, S. 80–113.
- Isselstein, Ursula: „Dies ist die Beute“. Zu Rahel Levins Tagebüchern, in: Hahn / dies. 1987, S. 86–103.
- Jacobi, Juliane: „Geschlecht“, in: Dietrich Brenner / Jürgen Oelkers (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Pädagogik*, Weinheim [u. a.] 2004, S. 422–442.
- Jacobson, Jacob (Hrsg.): *Jüdische Trauungen in Berlin 1759–1813. Mit Ergänzungen für die Jahre 1723 bis 1759*, bearbeitet und hrsg. v. Jacob Jacobson (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, 28; Quellenwerke, 4), Berlin 1968.
- Jacobson, Jacob (Hrsg.): *Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809–1851. Mit Ergänzungen für die Jahre 1791–1809*, bearbeitet und hrsg. v. Jacob Jacobson (Veröffentlichungen der Berliner Historischen Kommission beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, 4; Quellenwerke, 1), Berlin 1962.
- Jakubowski, Jeanette: „Die Jüdin“, in: Schoeps / Schlör 1995, S. 196–209.
- Janetzki, Ulrich (Hrsg.): *Henriette Herz. Berliner Salon. Erinnerungen und Portraits*, Frankfurt / M. 1984.
- Jasper, Willi: *Deutsch-jüdischer Parnass. Literaturgeschichte eines Mythos*, Berlin 2004.
- Jooss, Birgit: *Lebende Bilder: Körperliche Nachahmung von Kunstwerken in der Goethezeit*, Berlin 1999.
- Jürjö, Indrek: *Aufklärung im Baltikum. Leben und Werk des livländischen Gelehrten August Wilhelm Hupel (1737–1819)*, Köln 2006.
- Kähler, Siegfried A.: *Wilhelm von Humboldt und der Staat. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensentwürfe um 1800*, Göttingen 1963.
- Kaiser, Gerhard R. / Müller, Olaf: *Germaine de Staël und ihr erstes deutsches Publikum. Literaturpolitik und Kulturtransfer um 1800 (Ereignis Weimar–Jena 18)*, Heidelberg 2008.
- Kale, Steven D.: *Women, the Public Sphere and the Persistence of Salons*, in: *French Historical Studies* 25.1 (2002), S. 115–148.
- Kall, Sylvia: „Wir leben jetzt recht in Zeiten der Fehde“. Zeitschriften am Ende des 18. Jahrhunderts als Medien und Kristallisationspunkte literarischer Auseinandersetzung (Bochumer Schriften zur deutschen Literatur, Bd. 62), Frankfurt/M. [u. a.] 2004.
- Kantzenbach, Friedrich Wilhelm: *Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek 1995.
- Kaplan, Marion: 1812. The German romance with Bildung begins with the publication of Rahel Levin's correspondence about Goethe, in: Sander L. Gilman / Jack Zipes (Hrsg.): *Yale Companion to Jewish Writing and Thought in German Culture, 1096–1996*, New Haven 1997, S. 124–128.
- Karell, Victor: *Goethe im Egerland. Sein Leben, Forschen und Dichten in den Egerländer Weltbädern. 1785–1823 (Bücher der Heimat, Bd. 34)*, Altötting 1949.
- Karell, Victor: *Goethe als Karlsbader Kurgast*, Karlsbad [u. a.] 1939.
- Katz, Jakob: *Aus dem Ghetto in die bürgerliche Gesellschaft. Jüdische Emanzipation 1770–1870. Aus dem Englischen von Wolfgang Lotz*, Frankfurt/M. 1986.

- Kayserling, Meyer: Die jüdischen Frauen in der Geschichte, Literatur und Kunst. Leipzig 1879 (Bibliothek des deutschen Judentums, hrsg. im Auftrag des Salomon Ludwig Steinheim Instituts für deutsch-jüdische Geschichte von Julius H. Schoeps. Abt. 5, Literatur- und Kulturgeschichte), Hildesheim 1991.
- Kaznelson, Sigmund: Beethovens ferne und unsterbliche Geliebte, Zürich 1954.
- Keller, Gottfried: Gesammelte Briefe in vier Bänden, hrsg. von Carl Helbling, Bern 1950–54.
- Kennecke, Andreas: Isaac Euchel. Architekt der Haskala, Göttingen 2007.
- Kennecke, Andreas: „Hame'assef“ – Die erste jüdische Zeitschrift, in: Schoeps / Grözinger / Mattenklott 2001, S. 171–188.
- Keuck, Thekla: Hofjuden und Kulturbürger. Die Geschichte der Familie Itzig in Berlin (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur; Bd. 12), Göttingen 2011.
- Key, Ella: Rahel. Eine biographische Skizze. Einzig autorisierte Übertragung aus dem schwedischen Manuskript von Marie Franzos, Halle 1912.
- Kinkshofer, Lieselotte (Hrsg.): Rahel Varnhagen von Ense: „Ich will noch leben wenn man's liest“. Journalistische Beiträge aus den Jahren 1812–1829, Frankfurt/M. 2001.
- Kirstein, Britt-Angela: Marianne Ehrmann. Publizistin und Herausgeberin im ausgehenden 18. Jahrhundert, Wiesbaden 1997.
- Kisch, Guido: Judentaufen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission, 14), Berlin 1972.
- Kittel, Peter / Pirożyński, Jan: Bestände aus der früheren Preußischen Staatsbibliothek in Polen, in: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz, Bd. 29, Berlin 1993, S. 113–128.
- Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, 2 Bde., Frankfurt 1996.
- Klinger, Cornelia: 1800 – eine Epochenschwelle im Geschlechterverhältnis?, in: Katharina Rennhak / Virginia Richter (Hrsg.): Revolution und Emanzipation. Geschlechterordnungen in Europa um 1800, Köln [u. a.] 2004, S. 17–32.
- Köhler, Astrid: Welt und Weimar. Geselligkeitskonzeptionen im Salon der Johanna Schopenhauer (1806–1829), in: Simanowski / Turk / Schmidt 1999, S. 147–160.
- Köhler, Astrid: Salonkultur im klassischen Weimar – Geselligkeit als Lebensform und literarisches Konzept. Stuttgart 1996.
- König, Irina: Vom Ursprung des Geistes aus der Geschlechtlichkeit. Zur chronologischen und systematischen Entwicklung der Ästhetik Wilhelm von Humboldts (Deutsche Hochschulschriften, 413), Egelsbach [u. a.] 1992.
- Kohut, Adolf: Wilhelm von Humboldt in seinem Briefwechsel mit Juden und Jüdinnen, in: Neue jüdische Monatshefte, 10. 7. 1917, S. 557–559.
- Kopfermann, Thomas / Steinbach, Dietrich: Weimar–Jena. Epochenzentrum 1800, Stuttgart 1992.
- Kord, Susanne: Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft 1700–1900, Stuttgart 1996.
- Koselleck, Reinhart: Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848, Stuttgart 1987.
- Koßmann, Ernst Ferdinand: „Brinckmann, Karl Gustav von“, in: ADB, Bd. 47, Leipzig 1903 S. 236 ff.
- Kotowski, Elke-Vera: Wege der Akkulturation, in: dies. / Schoeps / Wallenborn 2001, Bd. 1, S. 353–363.
- Kotowski, Elke-Vera / Schoeps, Julius H./Wallenborn, Hildtrud (Hrsg.): Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa, 2 Bde., Darmstadt 2001.
- Kraft, Werner: Carl Gustav Jochmann und sein Kreis. Zur deutschen Geistesgeschichte zwischen Aufklärung und Vormärz, München 1972.

- Krobb, Florian: „Überdies waren die Mädchen hübsch“. Goethes Jüdinnen, in: *Oxford German Studies* 20/21 (1991/1992), S. 33–45.
- Kröll, Christina / Schmidt, Hartmut: Bäderkunde und Badepraxis in der Goethezeit, in: Göres 1982, S. 13–53.
- Kröll, Christina: Begegnungen – Kontakte – Geselligkeit, in: Göres 1982, S. 121–141.
- Krosigk, Klaus von: *Der Berliner Tiergarten* (Berliner Ansichten, 21), Berlin 2001.
- Kühn, Manfred: *Kant. Eine Biographie*. Aus dem Engl. von Martin Pfeiffer, München 2003.
- Kuhnert, Reinhold P.: *Urbanität auf dem Lande. Badereisen nach Pyrmont im 18. Jahrhundert*, Göttingen 1984.
- Lackmann, Thomas: „Der Sohn meines Vaters“. Biographische Studie über Abraham Mendelssohn Bartholdy, Göttingen 2008.
- Lässig, Simone: *Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert*, Göttingen 2004.
- Landfester, Ulrike: Schatten und Risse. Karl August Varnhagen von Ense's Biographische Porträts. In: *Romantik und Exil. Festschrift für Konrad Feilchenfeldt*. Hrsg. von Claudia Christophersen und Ursula Hudson-Wiedenmann in Zusammenarbeit mit Brigitte Schillbach, Würzburg 2004, S. 181–193.
- Landmann, Salcia: *Jüdische Witze*, München 1973.
- Lange, Sigrid (Hrsg.): *Ob die Weiber Menschen sind? Geschlechterdebatten um 1800*, Leipzig 1992.
- Latour, Anny: *Kulturgeschichte der Dame* (Das Moderne Sachbuch, 14), o. O. 1963.
- Lauer, Gerhard: *Die Rückseite der Haskala. Geschichte einer kleinen Aufklärung*, Göttingen 2008.
- Lautenschläger, Rolf: Von der hohen Heilkunst zum offenen Haus, in: *taz, die tageszeitung*, 3. 8. 2006.
- Leder, Christoph Maria: *Die Grenzgänge des Marcus Herz*, München 2007.
- Lexikon deutsch-jüdischer Autoren* (Archiv Bibliographia Judaica). Red. Leitung: Renate Heuer, München 1992 ff.
- Liedtke, Christian / Füller, Bernd (Hrsg.): „... und grüßen Sie mir die Welt.“ Heinrich Heine. Ein Leben in Briefen, Frankfurt/M. 2005.
- Locke, Jill: Shame and the Future of Feminism, in: *Hypatia*, 22/F, Herbst 2007, S. 146–162.
- Löwenbrück, Anna-Ruth: *Judenfeindschaft im Zeitalter der Aufklärung. Eine Studie zur Vorgeschichte des modernen Antisemitismus am Beispiel des Göttinger Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis (1717–1791)*, Frankfurt/M. 1995.
- Lohmann, Ingrid (Hrsg.): *Chevrat Chinuch Nearim. Die Jüdische Freischule in Berlin (1778–1825) im Umfeld preußischer Bildungsreform und jüdischer Kultusreform. Eine Quellensammlung*, 2 Bde., Münster 2001.
- Lohmann, Ingrid: Über die Anfänge bürgerlicher Gesprächskultur. Moses Mendelssohn (1729–1786) und die Berliner Aufklärung. In: *Pädagogische Rundschau* 46 (1992) 1, S. 35–49.
- Lohrmann, Klaus: *Zwischen Finanz und Toleranz. Das Haus Habsburg und die Juden*, Graz [u. a.] 2000.
- Lottes, Günter / d'Aprile, Iwan: *Hofkultur und aufgeklärte Öffentlichkeit. Potsdam im 18. Jahrhundert im europäischen Kontext*, Berlin 2006.
- Lotz-Heumann, Ute: Kurorte im Reich des 18. Jahrhunderts – ein Typus urbanen Lebens und Laboratorium der bürgerlichen Gesellschaft: Eine Problemskizze, in: Esser / Fuchs 2003, S. 15–36.

- Lougee, Carolyn: *Le Paradis des Femmes. Women, Salons and Social Stratification in Seventeenth-Century France*, Princeton 1976.
- Lowenstein, Steven M.: *The Berlin Jewish Community. Enlightenment, Family, and Crisis, 1770–1830*, New York [u. a.] 1994.
- Lowenstein, Steven M.: Der jüdische Anteil an der deutschen Kultur, in: ders. / Paul Mendes-Flohr [u. a.] (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit*, Band 3: *Umstrittene Integration 1871–1918*, München 1997, S. 302–332.
- Lowenstein, Steven M.: *The Berlin Jewish Community. Enlightenment, Family, and Crisis, 1770–1830*. New York [u. a.] 1994.
- Ludwig, Karl: Med. Dr. David Becher. Baderarzt in Karlsbad 1795–1792, Karlsbad 1925.
- Lund, Hannah Lotte: „Eine Menge umgänglicher Bekannte von meinem Gehege“. Salongeselligkeit zwischen Berlin und Brandenburg. Knotenpunkte im kommunikativen Netz, in: Blänkner / de Bruyn 2010, S. 49–74.
- Lund, Hannah Lotte: Gar nicht „zu fein für den Pressbengel“ – Salonièren als Autorinnen, in: Müller-Adams / Bland 2007, S. 81–100.
- Marcuse, Ludwig: *Obszön. Geschichte einer Entrüstung*, Zürich 1984.
- Mann, Golo: *Friedrich von Gentz. Gegenspieler Napoleons. Vordenker Europas*, Frankfurt/M. 1995.
- Mann, Thomas: *Versuch über Schiller. Seinem Andenken zum 150. Todestag in Liebe gewidmet*, Berlin [u. a.] 1955.
- Marwinski, Felicitas: *Lesen und Geselligkeit*, Jena 1991.
- Mattenklott, Gert / Schläffer, Hannelore / Schläffer, Heinz: *Deutsche Briefe 1750–1950*, Frankfurt/M. 1988.
- Mattenklott, Gert: Jüdische Frauen im Briefwechsel um 1800. Gedanken zu „Geschichtlichkeit und Erbe der Romantik“, in: *Zeitschrift für Germanistik* 8 (1987), S. 39–49.
- Maurer, Trude: *Die Entwicklung der jüdischen Minderheit in Deutschland (1780–1933). Neuere Forschungen und offene Fragen* (Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Sonderheft 4), Tübingen 1992.
- Meckenstock, Günter (Hrsg.): *Schleiermachers Bibliothek. Bearbeitung des faksimilierten Rauchschen Auktionskataloges und der Hauptbücher des Verlags G. Reimer. Im Anhang eine Liste der nichtliterarischen Rechnungsnotizen der Hauptbücher Reimer (Schleiermacher-Archiv, 10)*, Berlin [u. a.] 1993.
- Meixner, Horst: Berliner Salons als Ort deutsch-jüdischer Symbiose, in: Walter Grab: *Gegenseitige Einflüsse deutscher und jüdischer Kultur von der Epoche der Aufklärung bis zur Weimarer Republik* (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte, Beiheft 4) Tel Aviv 1982, S. 97–109.
- Meyer, Michael A.: *Von Moses Mendelssohn zu Leopold Zunz. Jüdische Identität in Deutschland 1749–1824*, München 1994.
- Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage, 20 Bde., Leipzig [u. a.] 1903–1909.
- Mieck, Ilja: Berlin um 1800, in: Wolfgang Ribbe (Hrsg.): *Geschichte Berlins*. 1. Band: *Von der Frühgeschichte bis zur Industrialisierung* (Berlin – Forschungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 2/1) Berlin 1980, S. 407–421.
- Möller, Horst: Aufklärung, Judenemanzipation und Staat. Ursprung und Wirkung von Dohms Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“, in: ders.: *Aufklärung und Demokratie* (Historische Studien zur politischen Vernunft, hrsg. von Andreas Wirsching), München 2003, S. 43–66.



- Möller, Horst: Aufklärung in Preußen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 15), Berlin 1974.
- Mönch, Regina: Ein Kosmos des deutschen Geistes im Exil. Wiederentdeckung in Berlin: Der erste Katalog der „Sammlung Autographa“, die heute in Krakau aufbewahrt wird, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. 12. 2007.
- Müller, Fanny: Aber bitte mit Sahne. Die Kaffeetafel kennt keine Tabus ..., in: Der Tagesspiegel, 30. 10. 2005.
- Müller-Adams, Elisa / Bland, Caroline (Hrsg.): Frauen und der literarische Markt 1780–1918, Bielefeld 2007.
- Müller-Sievers, Helmut: Über Zeugungskraft. Biologische, philosophische und sprachliche Generativität, in: Hans-Jörg Rheinberger / Michael Hagner / Bettina Wahrig-Schmidt (Hrsg.): Räume des Wissens. Repräsentationen, Codierung, Spur, Berlin 1997, S. 145–164.
- Nickisch, Reinhard M. G.: Brief, Stuttgart 1991.
- Nickisch, Reinhard M. G.: Briefkultur. Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert, in: Gisela Brinker-Gabler (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen, 2 Bde., München 1988, Bd. 1, S. 389–409.
- Nickisch, Reinhard M. G.: Die Frau als Briefschreiberin im Zeitalter der Aufklärung, in: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 3 (1976), S. 29–65.
- Nieding, Elke von: Versteckt in der Geschichte – Bartholdys Meierei, in: Mendelssohn-Studien 15 (2007), S. 107–119.
- Niemeyer, Beatrix: Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert, in: Elke Kleinau / Claudia Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, 2 Bde., Frankfurt 1996, Bd. 1, S. 440–452.
- Nienhaus, Stefan: Geschichte der deutschen Tischgesellschaft (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte, 115), Tübingen 2003.
- Nilsson, Thaly: Brinkmanska Arkivet. Liste der Briefpartner, elektronisches Dokument, Handskriftsavelnningen, Uppsala Universitetsbibliotek 2004, o. S.
- Nyary, Josef: Humboldt – ein Weltstar wird neu entdeckt, in: Hamburger Abendblatt, 15. 9. 2004.
- Opitz, Claudia / Weckel, Ulrike / Kleinau, Elke (Hrsg.): Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten, Münster [u. a.] 2000.
- Osterkamp, Ernst (Hrsg.): Wechselwirkungen. Kunst und Wissenschaft in Berlin und Weimar im Zeichen Goethes (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, Bd. 5), Bern [u. a.] 2002.
- Oz-Salzberger, Fania: Israel: Some European Contexts, in: dies. / Goodman-Thau, Eveline (Hrsg.): Das jüdische Erbe Europas. Krise der Kultur im Spannungsfeld der Tradition, Geschichte und Identität, Berlin 2005, S. 151–166.
- Panwitz, Sebastian: Die Gesellschaft der Freunde (1792–1935). Berliner Juden zwischen Aufklärung und Hochfinanz (Haskala, 34), Hildesheim 2007.
- Peter, Emanuel: Sozietäre Modelle regionaler Kultur, in: ders.: Geselligkeiten. Literatur, Gruppenbildung und kultureller Wandel im 18. Jahrhundert, Tübingen 1999, S. 235–288.
- Pilz, Elke (Hrsg.): Bedeutende Frauen des 18. Jahrhunderts. Elf biographische Essays, Würzburg 2007.
- Polheim, Karl Konrad: Kleine Bibliographie, in: Friedrich Schlegel, Lucinde. Ein Roman. Studienausgabe. Kritisch herausgegeben und mit Begriffs-Repertorium und Nachwort versehen von Karl Konrad Polheim, Stuttgart 1999, S. 213–215.

- Poliakov, Leon: Geschichte des Antisemitismus, Bd. V: Die Aufklärung und ihre jüdenfeindliche Tendenz, Worms 1983.
- Puschner, Marco: Antisemitismus im Kontext der Politischen Romantik. Konstruktionen des „Deutschen“ und den „Jüdischen“ bei Arnim, Brentano und Saul Ascher, Tübingen 2008.
- Pustejovsky, Otfried: Politik und Badeleben, in: Große Welt reist ins Bad, in: Große Welt reist ins Bad. 1800–1914. Baden bei Wien, Badgastein, Bad Ischl, Franzensbad, Karlsbad, Marienbad, Teplitz. (Katalogbearb.: Sigrid Canz. Kataloggestaltung: Eugen Sporer), München 1980, S. 18–23.
- Rahden, Till van: Von der Eintracht zur Vielfalt: Juden in der Geschichte des deutschen Bürgertums, in: Andreas Gotzmann / Rainer Liedtke / Till van Rahden: Juden, Bürger, Deutsche. Zur Geschichte von Vielfalt und Differenz 1800–1933, Tübingen 2001, S. 9–32.
- Reinlein, Tanja: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale (Epistemata 455), Würzburg 2003.
- Remy, Nahida: Das Jüdische Weib. Mit einer Vorrede von M. Lazarus, Leipzig 1892.
- Richarz, Monika: In Familie, Handel und Salon: Jüdische Frauen vor und nach der Emanzipation der deutschen Juden, in: Hausen / Wunder 1992, S. 57–66.
- Richarz, Monika: Einleitung, in: dies. (Hrsg.): Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780–1914, München 1989, S. 11–55.
- Riedel, Manfred: „Gesellschaft, Gemeinschaft“, in: Brunner / Conze / Koselleck 1972–1997, Bd. 2, S. 801–862.
- Ritters Geographisch-statistisches Lexikon über die Erdteile, Länder, Meere, Buchten, Häfen, Seen, Flüsse, Inseln, Gebirge, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Bäder, Bergwerke, Kanäle, etc. Ein Nachschlagewerk über jeden geographischen Namen der Erde von irgendwelcher Bedeutung für den Weltverkehr, 8. Auflage, unter der Redaktion von Johs. Penzler, 2 Bde., Leipzig 1898.
- Rodenberg, Julius: Bilder aus dem Berliner Leben, hrsg. von Gisela Lüttig, mit einem Nachwort von Heinz Knobloch, Berlin 1987.
- Roebeling, Irmgard: „Frühlingsmomente eines geselligen Vollgenusses“. Geselligkeit als kritische Intersubjektivität im Kreis der Rahel Levin Varnhagen, in: Ortrud Gutjahr / Wilhelm Kühlmann / Wolfgang Wuchterpfennig (Hrsg.): Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung. Festschrift für Wolfram Mauser zum 65. Geburtstag, Würzburg 1993, S. 243–262.
- Rose, Paul Lawrence: Revolutionary Antisemitism in Germany. From Kant to Wagner, Princeton 1990.
- Rose, Sven-Erik: Lazarus Bendavid's and J. G. Fichte's Kantian Fantasies of Jewish Decapitation in 1793 (Jewish Social Studies 13.3 (2007), S. 73–102.
- Rosenstrauch, Hazel: Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt, Frankfurt/M. 2009.
- Rosman, Moshe: Haskalah. A New Paradigm, in: Jewish Quarterly Review 97.1 (2007), S. 129–136.
- Rosten, Leo: Jiddisch. Eine kleine Enzyklopädie, München 2003.
- Rürup, Reinhard: Emanzipation und Antisemitismus. Studien zur „Judenfrage“ der bürgerlichen Gesellschaft. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 15), Göttingen 1987.
- Sachs, Karl / Villatte, Césaire: Enzyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. 1. Teil Französisch – Deutsch (Sachs-Villatte), Vierte Bearbeitung, Berlin 1963.

- Saarinén, Veli-Matti: *The Daybreak and Nightfall of Literature. Friedrich Schlegel's Idea of Romantic Literature: Between Productive Fantasy and Reflection*, (German Language and Literature, 1956), Frankfurt/M. 2007.
- Sänger, Johanna / Delle, Lars (Hrsg.): *Spannungsreich und Freudevoll. Jenaer Festkultur um 1800*, Köln [u. a.] 2005.
- Safranski, Rüdiger: *Schiller oder die Erfindung des Deutschen Idealismus*, München [u. a.] 2004.
- Samter, Nathan: *Berliner Judentaufen*, in: *Ost und West* 12 (1902), S. 811–820.
- Sauter, Christina M.: *Wilhelm von Humboldt und die deutsche Aufklärung*, Berlin 1989.
- Saxe, Cornelia: *Das gesellige Canapé. Die Renaissance der Berliner Salons*, Berlin 1999.
- Schabert, Ina: *Englische Literaturgeschichte. Eine neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung*. Stuttgart 1997.
- Schatz, Andrea: „freilich sagt Goethe nur was wir wissen“. Sophie, Henriette, Dorothea und Rahel, in: *Kalonymos. Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte aus dem Salomon Ludwig Steinheim Institut* 3 (1999), S. 1–3.
- Scheidler, Karl Hermann: „Geschlechtscharakter“, in: *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, Erste Section A–G*, 63. Theil: *Geschlechtsapparat–Gesen*, Leipzig 1856, S. 29–44.
- Scheuermann, Gerhard: *Die jüdische Gemeinde*, in: *ders.: Das Breslau-Lexikon*, Dülmen 1994.
- Schillers Jena 1789–1799. Wohnorte, Wirken und Weggefährten (literarischer Stadtplan), Jena 2006.
- Schlichtmann, Silke: *Geschlechterdifferenz in der Literaturrezeption um 1800? Zu zeitgenössischen Goethe-Lektüren*, Tübingen 2001.
- Schlösser, Manfred: *Gestalten, Ideen und Formen des literarischen Lebens um 1800*, in: *Berlin zwischen 1789 und 1848. Facetten einer Epoche, Ausstellung*. (Akademie-Katalog, 131) Berlin 1981 S. 195–242.
- Schmid, Carlo: *Wir Deutschen und die Juden*, in: Hans Jürgen Schultz (Hrsg.): *Juden, Christen, Deutsche*, Stuttgart 1961, S. 13–29.
- Schmid, Pia: „O, wie süß lohnt das Muttergefühl!“. Die Bestimmung zur Mutter in Almanachen für das weibliche Publikum, in: *Opitz / Weckel / Kleinau* 2000, S. 107–125.
- Schmid, Sigrun: *Der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ entkommen. Perspektiven bürgerlicher Frauenliteratur. Dargestellt an Romanbeispielen Sophie von La Roches, Therese Hubers, Friederike Helene Ungers, Caroline Auguste Fischers, Johanna Schopenhauers und Sophie Bernhardis*, Würzburg 1999.
- Schmidt, Arno: *Fouqué und einige seiner Zeitgenossen. Biographischer Versuch*, Darmstadt 1958.
- Schmitz, Rainer: *Die Ästhetische Prügeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung*, Göttingen 1992.
- Schmitz, Rainer (Hrsg.): *Henriette Herz. In Erinnerungen, Briefen und Zeugnissen*, Frankfurt/M. 1984.
- Schmölders, Claudia (Hrsg.): *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur europäischen Konversationstheorie*, München 1986.
- Schmook, Reinhard: *Bad Freienwalde*, in: Irene Dieckmann / Julius H. Schoeps: *Wegweiser durch das jüdische Brandenburg*, Berlin 1995, S. 16–21.
- Schnabel, Arthur: *Reisen mit Goethe*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 9. 11. 1999.
- Schoeps, Hans-Joachim (Hrsg.): *Aus den Jahren preußischer Not und Erneuerung. Tagebücher und Briefe der Gebrüder Gerlach und ihres Kreises 1805–1820*, Berlin 1963.

- Schoeps, Julius H.: Im Kreise der Aufgeklärten. Der Einfluss Moses Mendelssohns und David Friedländers auf die Reformkonzepte Wilhelm von Humboldts, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 3/2010, S. 209–226.
- Schoeps, Julius H.: *Das Erbe der Mendelssohns. Biographie einer Familie.* Frankfurt/M. 2009.
- Schoeps, Julius H. (Hrsg.): *Moses Mendelssohn, die Aufklärung und die Anfänge des deutsch-jüdischen Bürgertums* (Menora, Bd. 15), Hamburg 2006.
- Schoeps, Julius H.: Der König und der Philosoph. Friedrich II. und Moses Mendelssohn, in: ders. 2006, S. 81–96.
- Schoeps, Julius H.: *Die missglückte Emanzipation. Wege und Irrwege deutsch-jüdischer Geschichte,* Berlin 2002.
- Schoeps, Julius H. / Grözinger Karl E. / Mattenklott, Gert: *Haskala und Öffentlichkeit* (Menora, Bd. 12), Berlin 2001.
- Schoeps, Julius H.: Tradition und Neubeginn. Innerjüdische Reformen 1750–1870, in: ders. / Grözinger/Mattenklott 2001, S. 15–38.
- Schoeps, Julius H. (Hrsg.): *Neues Lexikon des Judentums,* Gütersloh [u. a.] 1992.
- Schoeps, Julius H. / Schlör, Joachim (Hrsg.): *Antisemitismus. Vorurteile und Mythen,* München 1995.
- Scholem, Gershom: Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen „Gespräch“, in: ders.: *Judaica* 2, Frankfurt/M. 1995, S. 7–11. [=Scholem 1995(a)].
- Scholem, Gershom: Noch einmal: das deutsch-jüdische Gespräch, in: ders.: *Judaica* 2, Frankfurt/M. 1995, S. 12–19. [=Scholem 1995(b)]
- Scholz, Hannelore: *Widersprüche im bürgerlichen Frauenbild. Zur ästhetischen Reflexion und poetischen Praxis bei Lessing, Friedrich Schlegel und Schiller* (Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 26), Weinheim 1992.
- Schottländer, Johann-Wolfgang (Hrsg.): *Carl Friedrich Zelters Darstellung seines Lebens. Zum ersten Male vollständig nach den Handschriften herausgegeben* (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 44), Weimar 1931.
- Schubert, Frank: *Die Stellung der Frau im Spiegel der Berliner Monatsschrift* (Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik, 150), Bonn 1980.
- Schuller, Marianne: „Unsere Sprache ist unser gelebtes Leben“. Randbemerkungen zur Schreibweise Rahel Varnhagens, in: *GW X*, S. 43–59.
- Schulte, Christoph: *Die jüdische Aufklärung. Philosophie, Religion, Geschichte,* München 2002.
- Schulte, Christoph / Zelle, Carsten: *Haskala. Die jüdische Aufklärung in Deutschland 1769–1812* (Das achtzehnte Jahrhundert, Jg. 23, Heft 2), Wolfenbüttel 1999.
- Schultz, Hartwig (Hrsg.): *Salons der Romantik. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zur Theorie und Geschichte des Salons,* Berlin 1997.
- Schulz, Günter: Schillers „Horen“. Politik und Erziehung. Analyse einer deutschen Zeitschrift (Deutsche Presseforschung, Bd. 2), Heidelberg 1960.
- Schramm-Häder, Ulrike: *Jeder erfreuet sich der Gleichheit vor dem Gesetze, nur nicht der Jude. Die Emanzipation der Juden in Sachsen–Weimar–Eisenach (1823–1850),* München [u. a.] 2001.
- Schweigard, Jörg: *Die Liebe zur Freiheit ruft uns an den Rhein. Aufklärung, Reform und Revolution in Mainz,* Gernsbach 2005.
- Scuria, Herbert: *Begegnungen mit Rahel. Der Salon der Rahel Levin,* Berlin 1962.
- Sebestyen, György: Die Kurpromenade oder die Erfindung der Kunstnatur, in: *Große Welt reist ins Bad,* S. 36–43.

- Seibert, Peter: Der literarische Salon. Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz, Stuttgart [u. a.] 1993. [=Seibert 1993(a)].
- Seibert, Peter: Der Literarische Salon – ein Forschungsüberblick, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Sonderheft 3. Forschungsreferate 2. Folge, Tübingen 1993, S. 159–220. [=Seibert 1993(b)].
- Seibert, Peter: Der „Tugendbund“. Ein soziokulturelles Experiment des späten 18. Jahrhunderts, in: Altenhofer / Heuer 1990, S. 48–66.
- Seifensieder, Jakob: Marianne von Eybenberg. Zum 125. Todestag am 26. Juni 1937, in: Der Morgen, Heft 3 (1937), S. 123–127.
- Simanowski, Roberto / Turk, Horst / Schmidt, Thomas (Hrsg.): Europa – ein Salon? Beiträge zur Internationalität des literarischen Salons (Internationalität nationaler Literaturen. Serie B: Europäische Literaturen und internationale Prozesse, hrsg. von Horst Turk und Fritz Paul, 6), Göttingen 1999.
- Socher, Abraham P.: The Radical Enlightenment of Solomon Maimon: Judaism, Heresy, and Philosophy (Stanford Studies in Jewish History and Culture) Palo Alto 2006.
- Sørensen, Anne Scott (Hrsg.): Nordisk salonkultur. Et studie i nordiske skønander og salonmiljøer 1780–1850, Odense 1998.
- Söhn, Gerhard: Die stille Revolution der Weiber. Frauen der Aufklärung und Romantik. 30 Portraits, Leipzig 2003.
- Sorkin, David: The Transformation of the German Jewry. 1780–1840, Oxford 1990.
- Spalding, Almut: Elise Reimarus (1735–1805). The Muse of Hamburg. A Woman of the German Enlightenment, Würzburg 2005.
- Sparre, Sulamith: Rahel Levin Varnhagen (1771–1833). Salonièr, Aufklärerin, Selbstdenkerin, romantische Individualistin, Jüdin (Widerständige Frauen, 3), Lich 2006.
- Spiel, Hilde: Fanny von Arnstein oder die Emanzipation, Frankfurt/M. 1962.
- Steinberg, Heinz: Wilhelm von Humboldt (Preußische Köpfe Wissenschaft; 32), Berlin 2001.
- Stern, Alfred: Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit 1807–1815, Leipzig 1885.
- Stern, Carola: Der Text meines Herzens. Das Leben der Rahel Varnhagen, Reinbek 1994.
- Stern, Carola: „Ich möchte mir Flügel wünschen“. Das Leben der Dorothea Schlegel, Reinbek 1991.
- Stern, Ludwig: Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Berlin 1911.
- Stieglitz, Olga: Die Ephraim. Ein Beitrag zu Geschichte und Genealogie der preußischen Münzpächter, Großunternehmer und Bankiers und ihre Verbindung zu den Itzig und anderen Familien, Inzingen 2001.
- Strack, Friedrich: Evolution des Geistes: Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte, (Deutscher Idealismus, 17) Stuttgart 1994.
- Sträter, Karin: Frauenbriefe als Medium bürgerlicher Öffentlichkeit. Untersuchungen anhand von Quellen aus dem Hamburger Raum in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1991.
- Strube, Rolf (Hrsg.), Sie saßen und tranken am Teetisch. Anfänge und Blütezeit der Berliner Salons. 1789–1871, München 1992.
- Tendlau, Abraham: Jüdische Sprichwörter und Redensarten. Als Beitrag zur Volks-, Sprach- und Spruchwörterkunde, Köln 1998.
- Thomann Tewarson, Heidi: Rahel Levin Varnhagen. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 2003.

- Thomann Tewardson, Heidi: *Rahel Levin Varnhagen. The Life and Work of a German Jewish Intellectual*, Nebraska 1998.
- Tornius, Valerian: *The Salon. It's Rise and Fall*, London 1929.
- Toury, Jakob: Emanzipation und Assimilation, in: Schoeps 1992, S. 132–134.
- Toury, Jakob: Emanzipation und Judenkolonien in der öffentlichen Meinung Deutschlands (1775–1819) in: *Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte* 11 (1982), S. 17–53.
- Trepp, Anne-Charlotte: *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840* (Veröffentlichungen des MPI für Geschichte, 123), Göttingen 1996.
- Ueding, Gerd: *Klassik und Romantik. Deutsche Literatur im Zeitalter der Französischen Revolution*, (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, 4), München 1988.
- Unfer-Lukoschik, Rita (Hrsg.): *Der Salon als kommunikations- und transfergenerierender Kulturraum / Il salotto come spazio culturale generatore dei processi comunicativi e di interscambio* (Interkulturelle Begegnungen. Studien zum Literatur- und Kulturtransfer, 3), München 2008.
- Vallotton, Henry: *Metternich. Napoleons großer Gegenspieler*, München 1976.
- Vellusig, Robert: *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*, Wien [u. a.] 2000.
- Vickery, Amanda: Introduction, in: dies.: *The Gentleman's Daughter. Women's Lives in Georgian England*, New Haven [u. a.] 1998.
- Vigliero, Consolina: „Setzen sich da Polonius und Pilades und Iphigenie (Vater Freund und Schwester) hin und schreiben an Ludwig Robert“. Der Briefwechsel von Rahel Levin Varnhagen und Ludwig Robert, in: ERLV II, S. 911–942.
- Vogel, Caroline: *Geschlechterdiskurs und Lebensrealität. Elisabeth von Stägemann, ihr literarisches Leben und ihr Salon*, Regensburg 2001.
- Vogel, Juliane: Briefwechsel und Geschlechtertausch: Rahel Varnhagen und Friedrich Gentz, in: Christa Hämmerle / Edith Saurer (Hrsg.): *Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute*, Weimar [u. a.] 2003, S. 55–70.
- Wachtmeister, Hans Gabriel: *Bidrag till Carl Gustav von Brinkmans Biografi och Karakteristik*, Lund 1871.
- Walsemann, Hermann: *Schleiermacher und die Frauen*, in: *Preußische Jahrbücher*, Bd. 194 (1913), S. 451–482.
- Walzel, Oskar F.: „Varnhagen von Ense, Rahel“ in: ADB, Bd. 39 (1895), S. 780–789.
- Warme, Lars E. (Hrsg.): *A History of Swedish Literature (A History of Scandinavian Literatures, 3)*, Nebraska 1996.
- Weber, Annette (Hrsg.): „Außerdem waren sie ja auch Menschen“. Goethes Begegnung mit Juden und Judentum (Schriftenreihe des Jüdischen Museums Frankfurt/M., 7), Berlin [u. a.] 2000.
- Weckel, Ulrike: *A Lost Paradise of a Female Culture? Some Critical Questions Regarding the Scholarship on Late Eighteenth- and Early Nineteenth-century German Salons*, in: *German History*, Bd. 18, Nr. 3 (2000), S. 310–336. [=Weckel 2000(a)].
- Weckel, Ulrike: *Gleichheit auf dem Prüfstand. Zur zeitgenössischen Rezeption der Streitschriften von Theodor Gottlieb von Hippel und Mary Wollstonecraft in Deutschland*, in: Opitz / Kleinau / Weckel 2000, S. 209–247. [=Weckel 2000(b)].
- Weckel, Ulrike: *Der „mächtige Geist der Assoziation“. Ein- und Ausgrenzungen bei der Geselligkeit der der Geschlechter im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 38, 1998, S. 57–77.

- Wehinger, Brunhilde: *Conversation um 1800. Salonkultur und literarische Autorschaft bei Germaine de Staël*, Berlin 2002.
- Weigand, Friedrich Ludwig Karl: *Deutsches Wörterbuch*. 5 Auflage, in der neusten für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Rechtschreibung, hrsg. von Herman Hirt, 1. Bd., Gießen 1909.
- Weigel, Sigrid: „Frauen“ und „Juden“ in Konstellationen der Modernisierung – Vorstellungen und Verkörperungen der „internen Anderen“, in: dies. / Sabine Schilling / Inge Stephan (Hrsg.): *Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne (Literatur-Kultur-Geschlecht, 2)*, Köln [u. a.] 1994, S. 333–351.
- Weinzierl, Erika: *Moderner Antisemitismus von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus*, in: Kotowski / Schoeps / Wallenborn 2001, Bd. 1, S. 379–387.
- Weiss, Ulrich: „Emanzipation“, in: Wolfgang Fritz Haug (Hrsg.): *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 3, Hamburg 1997, S. 271–289.
- Weissberg, Liliane: *Von Liepmann Meyer Wulff bis Hans Richter. Eine Berliner Familien- und Stadtgeschichte*, in: Sven Kuhrau / Kurt Winkler (Hrsg.): *Juden. Bürger. Berliner. Das Gedächtnis der Familie Beer-Meyerbeer-Richter*, Berlin 2004, S. 15–32.
- Weissberg, Liliane: *Wie schnell kann man verhaftet werden? Benjamin Veitel Ephraim, Preußens erster Geheimrat, reflektiert über das Berufsrisiko um 1800*, in: Willi Jasper / Joachim H. Knoll (Hrsg.): *Preußens Himmel breitet seine Sterne ...*, Beiträge zur Kultur-, Politik- und Geistesgeschichte der Neuzeit (Festschrift zum 60. Geburtstag von Julius H. Schoeps), 2 Bde., Hildesheim [u. a.] 2002, Bd. 1, S. 85–106.
- Weissberg, Liliane: *Weibliche Körpersprachen. Bild und Wort bei Henriette Herz*, in: Jutta Dick / Barbara Hahn (Hrsg.): *Von einer Welt in die andere. Jüdinnen im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien 1993, S. 71–92.
- Weissberg, Liliane: *Nachwort*, in: Dorothea Schlegel: *Florentin. Roman. Fragmente. Varianten*, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Liliane Weissberg, Frankfurt 1987, S. 205–238.
- Weisz, Peter: *Beziehungserfahrung und Bildungstheorie. Die klassische Bildungstheorie im Lichte der Briefe Caroline und Wilhelm von Humboldts (Europäische Hochschulschriften, Reihe XI: Pädagogik, 924)*, Frankfurt/M. 2005.
- Weyer, Johannes (Hrsg.): *Soziale Netzwerke: Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung*, München 2000.
- Wiedemann, Conrad: *Deutsch-französische Rederaison. Louis Ferdinand, Pauline Wiese und Rahel Levin führen einen Brief-Disput über die Liebe*, in: Ute Tintenmann / Jürgen Trabant: *Sprache und Sprachen in Berlin um 1800 (Berliner Klassik, 3)*, Hannover-Laatzen 2004, S. 67–87.
- Wiedemann, Conrad: *Der galante Stil. 1680–1730*, Tübingen 1969.
- Wilhelmy, Petra: *Die Berliner Salons im 19. Jahrhundert (1780–1914) (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 73)*, Berlin [u. a.] 1989.
- Wilhelmy-Dollinger, Petra: *Die Berliner Salons. Mit kulturhistorischen Spaziergängen*, Berlin [u. a.] 2000.
- Witte, Bernd: *Die Individualität des Autors. Gellerts Briefsteller als Roman eines Schreibenden*, in: *The German Quarterly*, Winter 1989.
- Woolf, Virginia: *Ein eigenes Zimmer*, in: dies.: *Ein eigenes Zimmer. Drei Guineen. Essays*, Leipzig 1992, S. 5–112.
- Wulbusch, Petra: *Therese Huber und Emil von Herder. Zum Geschlechterdiskurs um 1800*, Tübingen 2005.

- Wyrwa, Ulrich: Die Emanzipation der Juden in Europa, in: Kotowski / Schoeps / Wallenborn 2001, Bd. 1, S. 336–352, bes. S. 342–344.
- Yuge, Naoko: Das „wilde“ und das „zivilisierte“ Geschlechterverhältnis? Die neue Blickrichtung in der anthropologischen Diskussion um 1800, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 13,2 (2002), S. 205–223.
- Ziolkowski, Theodore: Vorboten der Moderne. Eine Kulturgeschichte der Frühromantik. Stuttgart 2006.

## Internetquellen

- [anon.]: „Karl Gustav Brinckmann“, unter: [http://de.wikipedia.org/wiki/Karl\\_Gustav\\_Brinckmann](http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Gustav_Brinckmann) (10. 2. 2009).
- Betekenis van de Familiennaam Billiet, unter: [http://www.angelfire.com/space/billiet/Stbo\\_Billiet/alg\\_betekenis\\_naam\\_Billiet.htm](http://www.angelfire.com/space/billiet/Stbo_Billiet/alg_betekenis_naam_Billiet.htm) (10. 7. 2006).
- Bosold, Birgit (Hrsg.): Friederike Liman: Briefwechsel mit Rahel Levin Varnhagen und Karl Gustav von Brinckmann sowie Aufzeichnungen von Rahel Levin Varnhagen und Karl August Varnhagen. Eine historisch-kritische Edition mit Nachwort, Hamburg 1996, unter: <http://www.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/1996/395/> (4. 11. 2009).
- Cohn, Alfons Fedor (Hrsg.): Wilhelm von Burgsdorff: Briefe an Brinkman, Henriette von Finckenstein, Wilhelm von Humboldt, Friedrich Tieck, Ludwig Tieck und Wiese, Berlin 1907, unter: <http://www.gnu.franken.de/Tieck/Dokumente/burgsdorff-briefe/> (1. 9. 2007).
- Ereignis Weimar–Jena. Kultur um 1800, unter: <http://www2.uni-jena.de/ereignis/> (17. 2. 2010).
- Klosterhuis, Jürgen: Amtliche Aktenkunde der Neuzeit. Ein hilfswissenschaftliches Kompendium, in: Archiv für Diplomatik 45 (1999), S. 465–563, unter: <http://www.gsta.spk-berlin.de/downloads/Int27-1.pdf> (1. 1. 2006).
- Moos, Carlo: ‚die Zeit gehet nicht, sie stehet still‘, in: unimagazin. Die Zeitschrift der Universität Zürich, Nr. 4/98, unter: <http://www.unicom.unizh.ch/unimagazin/archiv/4-98/zeit.html> (22. 1. 2008).
- Muehlbach, Luise [alias Clara Mundt]: „Louisa of Prussia and her Times“, Kapitel Patriotism, unter: <http://www.fullbooks.com/LOUISA-OF-PRUSSIA-AND-HER-TIMES11.html> (5. 5. 2010).
- MUGI. Musik und Gender im Internet, unter: <http://mugi.hfmt-hamburg.de/grundseite/grundseite.php?id=mend1777> (28. 8. 2008)
- Pressemitteilung der „Salongesellschaft“ unter: <http://www.openPR.de/news/102527/Auslaufmodell-Freundschaft-Die-Salongesellschaft-im-Gespraech-mit-dem-Autor-Martin-Hecht.html> (1. 7. 2007).
- Rahel Varnhagen von Ense: Gedanken, Beobachtungen und Erinnerungen aus ihren Tagebüchern und Briefen, unter: <http://www.celtoslavica.de/goetheanica/varnhagen.html> (25. 1. 2008).
- Schadendorf, Jan-Uwe: Geschichte und Geschichten aus Bad Bramstedt in Holstein, unter: <http://www.alt-bramstedt.de/Inhalt/schlossbesitzer/flwmeyer/flwmeyer.htm> (31. 1. 2010).
- Thielke, Peter / Melamed, Yithak: Salomon Maimon, in: Stanford Encyclopedia of Philosophy (2007) unter: <http://plato.stanford.edu/entries/maimon/#8> (22. 10. 2009).



- Wiedemann, Conrad: Über das Projekt Berliner Klassik, unter: <http://www.berliner-klassik.de/projekt/conrad-wiedemann> (19. 2. 2010).
- Wischmann, Antje: Salonkultur und weibliche Autorschaft. Eine Untersuchung zu Malla Silfverstolpes Salon in Uppsala, in: *Tijdschrift voor Skandinavistiek* vol. 24 (2003), nr. 2, unter: <http://dpc.uba.uva.nl/tvs/vol24/nr02/art03> (1. 7. 2007).

## Bildquellen (im Text erwähnt)

- [anon.]: „Louise von Voss-Giewitz“, Portrait in Öl, von unbekannter Hand, Privatarhiv Schloss Lübbenau.
- [anon.]: „Le Tableau parlant du XIX Siecle, ou le Nouveau Age d’Or / Das Neue Goldene Zeitalter“, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz.
- Kraus, Georg Melchior : „Abendgesellschaft bei Anna Amalia Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach“ (Tafelrunde), um 1795, Klassik Stiftung Weimar, Museen.
- Nagel, Johann Friedrich: „Rue d’Aluniere Pris De Freyenwalde“, Kolorierter Stich, 1789, Oderlandmuseum, Bad Freienwalde.
- Schleuen, G. F.: „Prospect des Gesund Brunnens Bei Freienwalde an der Oder“, Sammlung Dr. Denk, Verlag Rainer Schönbach, Bad Pyrmont.
- Schule, Christian: „Die Xenienritter“, nach einer Zeichnung von Johann August Rossmäßler, 1797, Klassik Stiftung Weimar, Museen.

# Register

Die Zahlen beziehen sich auf Fundstellen im Text

- Ancillon, Johann Peter 183–185  
Anderson, Donovan 45  
Anna-Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach 242  
Arendt, Hannah 20, 31–33, 70, 78, 161, 235, 425, 536  
Arnim, Achim von 108  
Arnim, Bettina von 341, 406  
Arnstein Pereira, Henriette 28, 128, 194, 394, 417–418, 421, 451, 456, 467–468, 471–473, 494, 500, 515, 539  
Arnstein, Fanny von 28, 49, 103, 194, 347, 368–369, 379, 382, 385, 394, 401, 409–410, 417–419, 421, 425–427, 445, 456, 466–468, 471–473, 513, 539  
Arnstein, Nathan 426, 429  
Ascher, Saul 105, 219  
Assing, Ludmilla 18
- Baranius, Henriette 162, 164, 202  
Becker, Sophie 352  
Beer, Amalie 202  
Bendavid, Lazarus 104, 222  
Benjamin, Walter 219, 271  
Berg, Karoline von 313, 438, 446, 457, 506–507, 509–510, 517, 522  
Bergmann, Jörg 348  
Bergmann, Werner 58, 100  
Berlepsch, Emilie von 93, 95  
Bernstorff, Christian Günther von 303  
Bing, Abraham Herz 168–169  
Bondeli, Julie 128  
Börne, Ludwig 130  
Bosold, Birgit 231–235, 284  
Böttiger, Carl August 238  
Bovenschen, Silvia 132  
Brandes, Ernst 86, 95–96  
Brentano, Clemens 108, 146, 406  
Brinckmann, Gustav von 9–11, 16, 18, 24, 26, 28–29, 34, 39, 51, 119, 128, 136–138, 141, 145, 149, 154–155, 161, 163–166, 168, 171, 174–176, 178, 180–183, 187, 192, 196, 198, 206, 226–227, 230–231, 245, 249–250, 252–253, 257, 289, 298, 311–312, 322, 328, 332, 334–335, 339–341, 343–344, 346, 348–350, 353–357, 359, 363, 365–367, 369–370, 372–395, 397–402, 405–410, 412–413, 417–420, 422–425, 427, 431–435, 437–485, 489, 495–530, 538–542  
Bruer, Albert 79  
Brun, Friederike 276, 285, 301–306  
Bruyn, Günter de 34  
Buonaparte, Napoleon 373, 427, 455, 541  
Burgsdorf, Wilhelm von 141, 149, 174, 182, 203, 208, 258, 298, 346, 382, 454, 456, 459–461, 466, 475, 528
- Campe, Joachim Heinrich 86  
Clary-Aldringen, Fürsten von 291, 298  
Cohen, Philippine 188, 191, 217, 286, 386  
Courcelles, Anne-Thérèse de Marguenat de, Marquise de Lambert 60  
Cuhn, Ferdinand 168
- D'Eichthal, Gustav 270–271  
Davies, Martin 43  
Dilthey, Wilhelm 27  
Dohm, Christian Konrad Wilhelm 4, 98–100, 102, 113, 117, 184–185  
Dohna-Schlobitten, Alexander von 107, 183  
Ducrest de St-Aubin, Stéphanie Félicité, Madame de Genlis 188, 315, 470–471
- Eagleton, Terry 2  
Ehrmann, Marianne 93  
Eigensatz, Christel 162, 211, 413  
Engel, Johann Jakob 184, 210  
Ephraim, Adele 176, 395  
Ephraim, Benjamin Veitel 178, 193  
Ephraim, Rebecca 209

- Ephraim Stieglitz, Jeannette 165, 178, 193, 349, 386, 389–390, 407
- Ephraim, Veitel Heine 25, 195, 302
- Erb, Rainer 58, 100, 107
- Eskeles, Bernhard 429
- Euchel, Isaak 111, 171, 198, 225, 540
- Feiner, Shmuel 120
- Ferruta, Paola 270
- Fessler, Ignaz Aurelius 184
- Fichte, Johann Gottlieb 89–90, 104–105, 219, 240–241, 258, 333, 375, 491–492
- Finckenstein, Karl Finck von 206, 474, 525
- Flachsland, Caroline 132
- Fließ Boye Sparre, Hitzel 34, 169, 190–191, 210, 228, 281, 286, 346, 386–387, 407, 434, 472
- Florack, Ruth 454
- Fontane, Theodor 280, 350
- Friedländer, David 105–106, 110, 177–178, 338, 376, 400, 518
- Friedrich II. von Preußen 103, 200, 222, 353, 355, 357, 396, 449
- Fürst, J. 31
- Gad, Esther (Lucie Domeier) 83, 94, 97, 115, 132, 296, 537
- Garve, Christian 151, 371
- Geiger, Ludwig 45, 71, 316, 366–367, 404, 406, 431, 442, 511
- Gellert, Christian Fürchtegott 125, 128–129, 310
- Genelli, Hans 170
- Gentz, Friedrich von 9, 11, 22–23, 27, 119–120, 134, 138, 145, 148, 178, 182–185, 191, 211, 222, 227, 229, 250, 252, 255, 260, 268–271, 328, 332, 344, 349, 359, 361, 384, 386, 389–397, 399, 400–401, 403, 405, 407, 409–429, 431–433, 466, 468, 472–473, 475, 494, 511–513, 518–519, 538
- Göckhausen, Luise von 242, 302
- Godwin, William 220–221
- Goethe, Johann Wolfgang von 9, 23–24, 40, 46, 84, 145, 169, 172, 175, 190, 210–211, 218–219, 226, 230, 244–245, 248, 251–254, 256, 267–268, 271–275, 277, 279, 288–294, 297–328, 333, 338, 343, 348–349, 354, 375, 412, 418, 453, 456, 467, 503, 506, 540–541
- Goozé, Marjanne 43
- Gottsched, Johann Christian 128
- Gouges, Olympe de 87, 227
- Grappengießer, Karl Johann Christian 515
- Grattenauer, Carl Wilhelm 106, 420–422, 425, 427, 516
- Grillparzer, Franz 197
- Gualtieri, Peter Albert Samuel von 304, 339, 382, 535
- Habermas, Jürgen 63
- Hacks, Peter 486
- Hahn, Barbara 31, 45, 51, 73, 75, 510
- Hardenberg, Karl August von 106
- Heim, Ernst Ludwig 212–214, 228–229, 352
- Heine, Heinrich 56, 60, 157, 356
- Heinitz, Friedrich Anton von 462, 464
- Herder, Johann Gottfried 132, 273
- Hertz, Deborah 34, 54, 74–75, 152, 157, 463
- Herz, Henriette 15, 28, 42–43, 50, 71–72, 77, 107, 118, 122, 141, 149, 157–158, 163, 170, 185, 191, 193, 198–199, 210, 215, 220, 248, 252, 255, 274, 290, 332, 335, 337, 344, 348–350, 369, 380–381, 383, 385, 389–390, 393, 401, 403–404, 406, 429–430, 443, 467, 488–489, 491–492
- Herz, Markus 101, 117, 120, 148, 172, 183, 185, 198–199, 202, 210, 213, 215, 222, 248, 252, 255–256, 274–275, 279, 290, 350, 390, 397–400, 434, 443, 489, 492, 537
- Hippel, Theodor Gottlieb von 4, 87–89, 96, 113, 116, 123
- Hoffmann, Volker 92
- Holst, Amalie 93, 96, 178
- Honigmann, Peter 72
- Huizing, Klaas 43
- Humboldt, Alexander von 10, 48, 149, 154, 161, 173–174, 179, 184–185, 191, 214, 240, 247–248, 335–337, 352, 372, 398–399
- Humboldt, Caroline von 49, 267, 371, 381, 411, 430, 441, 453, 460, 466
- Humboldt, Wilhelm von 11, 27, 34, 78, 89, 90, 92, 107, 116–119, 123, 138–139, 141,

- 145–146, 148–149, 154–155, 161, 170,  
179–180, 182–185, 191, 199, 214, 217–  
218, 220–221, 224, 230, 237–239, 244,  
252, 254–269, 271, 273, 306–308, 332,  
341, 346, 348–349, 357, 359–360,  
362–364, 366–367, 369–373, 375–380,  
382, 408, 410, 423, 425, 429, 434,  
453–454, 456, 461, 463, 471, 479, 488,  
518, 520, 537–538  
Hupel, August Wilhelm 97, 114
- Iffland, August Wilhelm 210  
Isselstein, Ursula 507  
Itzig, Daniel 103, 194
- Jacobi, Friedrich Heinrich 249, 467  
Jean Paul 115, 122, 146, 148, 219, 352, 456,  
506  
Jenisch, Daniel 396–397, 490, 495  
Johnson, Samuel 60  
Joseph II. von Österreich 416
- Kalkreuth, Heinrich Wilhelm Adolf von 287,  
353, 470  
Kant, Immanuel 92, 173, 255, 264–266,  
357, 480, 496–498  
Kantzenbach, Friedrich 493  
Kemp, Friedrich 51  
Klein, Ernst Ferdinand 184–185  
Kleist, Heinrich von 134, 148, 535  
Klopstock, Friedrich Gottlieb 396–397, 480,  
483  
Köhler, Astrid 151  
Kraus, Melchior 242  
Krobb, Florian 317  
Krögen, Karl Wilhelm 216  
Kuhnert, Reinhold 290  
Kunth, Gottlob Johann Christian 173  
Kurland, Dorothea von 46–47, 133, 197,  
294–295
- L'Enclos, Ninon 96  
La Roche, Karl von 184  
La Roche, Sophie von 128  
Landsberg, Hans 31, 42  
Lavater, Johann Caspar 1, 114  
Leitzmann, Alfred 377  
Lemon, Benjamin de 173
- Lessing, Gotthold Ephraim 222, 225–226,  
255, 303, 313–315, 351–353, 423  
Leuchsenring, Franz Michael 184–185, 395  
Levin Asser, Rose 167, 230, 516  
Levin Varnhagen, Rahel 6, 8–12, 14–19, 22–  
23, 25–26, 28, 33, 38–42, 45, 50–51,  
60, 70–71, 74–75, 78, 80, 115, 119, 137–  
139, 141, 145, 148–150, 154, 156–158,  
161–164, 166–171, 175–176, 178–180,  
187, 189, 191, 194, 196, 198–199, 202–  
203, 205–206, 208–213, 215, 219, 223–  
228, 230–236, 238, 245–253, 256–257,  
263, 265, 268–270, 273, 275, 280–284,  
286, 290–292, 298, 303–304, 312, 315,  
317, 320–327, 329–335, 341, 344, 348–  
349, 350, 353, 355–356, 365–366, 369,  
380, 382–383, 387–388, 390, 395,  
403, 405–409, 411–415, 419, 427, 429,  
432, 435–436, 439, 441–444, 446,  
448–450, 452–454, 456–460, 462,  
465–468, 473–478, 484, 492–495,  
498, 501–504, 506–507, 509, 512, 515–  
518, 520, 522–525, 527–529, 535, 540–  
541  
Levin, Chaie 166, 230  
Levin, Hendel 141, 165–166  
Levin, Markus Theodor 141, 164–165, 167,  
232  
Levy, Salomon 28, 400, 473  
Levy, Sara 103, 155, 344–345, 380–381,  
400, 445, 461, 466, 468, 470  
Liepmann, Nathan 162  
Ligne, Charles Joseph de 148, 169, 298, 311  
Liman, Friederike 10, 40, 134, 137, 141, 145,  
149–150, 154, 157, 162, 164–168, 191,  
194–195, 200, 202, 205, 210, 213, 228,  
232, 281, 283, 286–287, 289, 298, 322,  
333–334, 353–354, 356, 468  
Lowenstein, Steven M. 72, 79
- Mackensen, August 264  
Maimon, Salomon 111, 171, 215, 219, 225,  
244, 248, 252, 345, 353, 470  
Mann, Golo 392  
Marchetti-Fantozzi, Josephine 166, 169–170,  
191, 203, 208, 210–211, 353, 356  
Marcuse, Nanette (Nettchen) 166  
Maurer, Trude 79

- Mauvillon, Jakob 86
- Meixner, Horst 78–79
- Mendelssohn Bartholdy, Lea 28, 418, 439, 446, 448–453, 458, 461, 468, 470, 474, 478, 481–483, 496–499, 508, 539
- Mendelssohn Veit Schlegel, Dorothea 28, 71, 156, 169, 171, 181, 199, 229, 254, 326, 349, 384, 391, 404, 456, 459, 482, 485, 488, 491, 493, 495, 501, 508, 527–528, 530, 537
- Mendelssohn, Henriette 49, 171, 281, 322, 340, 381, 383, 456, 483, 491, 493, 506–508, 514, 528
- Mendelssohn, Moses 70, 98, 101, 105, 110–111, 114, 116–117, 120, 148, 156, 173, 190, 212, 219, 222, 225–226, 244, 255, 302–303, 313–315, 390, 400, 406
- Metternich, Klemens Wenzel Lothar von 368, 414, 428–429
- Meyer Eybenberg, Marianne 10, 12, 15, 23–25, 28, 46, 137, 153, 157–158, 186–187, 189, 195–197, 222, 254, 256, 287–288, 302, 304–305, 308–310, 312, 323, 325–328, 343, 348, 365, 369, 380, 390, 405, 409, 411–412, 415, 421, 425–426, 456, 467–468, 506, 509–510, 532–533, 539
- Meyer Fränkel, Sophie 141, 169, 281, 388–389, 550
- Meyer Grotthus, Sara 9–10, 15, 24, 28, 44–45, 75, 82, 153, 157–158, 188, 196, 313–317, 319–320, 325–326, 344, 380, 411, 475, 503, 541
- Meyer, Aaron 215, 287
- Meyer, Friedrich Ludwig Wilhelm 177–178
- Meyer, Heymann 24
- Meyer, Michael A. 70, 74
- Meyer, Rösl 25, 302
- Michaelis, Johann David 100, 107
- Müller, Adam 375, 377, 427–428
- Musäus, Johann Karl August 242
- Navarro d'Andrado, Rodrigo 162, 166, 168, 171, 200–201, 209, 231
- Nicolai, Friedrich 46–47, 92, 159, 170, 172, 184, 191, 194, 206, 214–215, 221, 255, 264–265, 267, 273, 351
- Nienhaus, Stefan 37
- Pachta, Josephine von 169, 322–323
- Parthey, Gustav 47
- Peter, Emanuel 37
- Poliakov, Leon 77
- Preußen, Louis Ferdinand von 145, 148, 161, 211, 456, 468, 515, 535
- Radziwill, Luise von 148, 411, 519, 521
- Reichardt, Johann Friedrich von 169–170, 209–210
- Reimarus, Elise 49
- Remy, Nahida 80
- Reuß, Heinrich XIV. 187–189, 195–196, 222, 311, 451, 456, 509, 531
- Richardson, Samuel 222, 505
- Riemer, Friedrich Wilhelm 309, 316, 318
- Robert, Ludwig 234, 317, 388, 408, 473–474
- Rosenstrauch, Hazel 367
- Rothschild, Familie 428–429
- Rousseau, Jean-Jaques 96, 121, 220, 222, 480, 505
- Rürup, Reinhard 58
- Saarinén, Veli-Matti 491
- Salomon Bartholdy, Jakob 426
- Sander, Johann Daniel 170–171, 238, 274, 308, 316, 466, 474, 540
- Sander, Sophie 349
- Schadow, Johann Gottfried 172
- Schiller, Friedrich von 68, 80, 89–90, 96–97, 149, 180, 182, 218, 222, 226, 239–240, 245, 251–255, 257–258, 263–268, 271–273, 275, 301, 304, 306, 327, 348, 373, 399, 477, 479–480, 537
- Schlabrendorf, Gustav von 214, 220, 461, 471
- Schlabrendorf, Konstantia Auguste Sophie von 214, 220, 464, 483, 518
- Schlegel Schelling, Caroline 267, 341
- Schlegel, August Wilhelm 90, 267, 375, 456, 466–467, 475, 518
- Schlegel, Friedrich 90–92, 117, 123, 145–146, 148, 156–157, 191, 193, 199, 240, 265, 375, 381, 384, 391–392, 451, 456, 459, 462, 466–467, 477, 484–486, 488–496, 501, 503–504, 509, 513, 519, 528

- Schleiermacher, Friedrich 26, 90, 106, 108,  
117, 122–123, 129, 145, 148, 156, 341,  
384, 467, 476, 489, 491–493, 496,  
498, 503, 512, 522
- Schlichtmann, Silke 44–45
- Schlözer, Dorothea 483
- Schmidt, Arno 218
- Schoeps, Julius H. 58, 80
- Scholem, Gershom 1, 75–76, 78
- Scholz, Hieronymos 166, 168–169
- Schopenhauer, Johanna 151, 243, 284
- Schubitz, Elise 207–208, 257
- Schulte, Christoph 112
- Schultz, Hartwig 38
- Seibert, Peter 13, 31, 33–37, 45, 203, 317
- Sominsky, Mascha 53
- Sorkin, David 65
- Spalding, Georg Ludwig 183
- Spiel, Hilde 33, 368, 419–420
- Staël, Germaine de 45, 241, 317, 374, 456–  
457, 477, 481–482, 484, 525
- Stein, Charlotte von 268
- Stein, Karl vom 520
- Stern, Carola 32, 230, 233
- Stieglitz, Israel (Johann) 168, 224
- Stolberg-Stolberg, Friedrich Leopold zu 177,  
220
- Thoman Tewarson, Heidi 31
- Thrale Piozzi, Hester 60
- Thümmel, Moritz August von 219–220
- Tieck, Friedrich 146, 148, 519
- Tieck, Ludwig 146, 148, 182, 466
- Unger, Helene 132, 349
- Unzelmann, Friederike 150, 162, 164, 166–  
168, 171, 182, 202, 205, 209–211, 298,  
304, 321, 353, 454, 468–469, 474
- Varnhagen, Karl August 10, 13, 16–17, 20–  
22, 24, 28, 32, 39, 49, 51, 56, 60, 176,  
186, 196, 236, 324, 333, 476
- Veit, David 10, 138–139, 145, 154, 162–164,  
168, 175, 179, 202, 208, 211–212, 219,  
223–228, 230–231, 236–238, 240, 244,  
246–254, 265–266, 303, 320–321,  
323–325, 337, 341–342, 344, 348–350,  
353, 384, 391, 395, 400, 403, 501
- Veit, Jonas 171
- Vichy-Chamrond, Marie de, Madame du  
Deffand 77
- Vivonne, Catherine, Marquise de Rambouillet  
de 59
- Voigt, Christian Gottlob 239
- Von der Recke, Elisa 46–48, 197, 212–214,  
221, 229, 279, 293, 296, 352
- Voss, August Ernst von 513
- Voss, Luise von 11, 138, 435, 438, 441–442,  
445–446, 448, 451–453, 455–460,  
462–463, 465–466, 469, 471, 473–474,  
476–480, 482, 484, 495, 500–501,  
506–514, 519–520, 522–523, 528–529
- Vulpus, Christiane 301, 304, 321
- Weckel, Ulrike 36, 69
- Weigel, Sigrid 82
- Weissberg, Liliane 43
- Wessely, Carl Bernhard 168
- Wessely, Naphtali Hartwig 111
- Wieland, Christoph Martin 61, 226, 242,  
335, 485
- Wiesel, Pauline 23, 40, 211, 395, 419, 421,  
515
- Wilhelmy-Dollinger, Petra 34, 37, 152, 199,  
317
- Witte, Bernd 130
- Wobeser, Wilhelmine Karoline von 88
- Wohl, Jeannette 130
- Wöllner, Johann Christoph 340
- Wollstonecraft, Mary 88, 96, 123, 220–221,  
223
- Woltmann, Karl Ludwig 240
- Woolf, Virginia 57, 125
- Wulff Eskeles, Cäcilie 103, 176, 380–381,  
400, 416–418, 425, 429, 445
- Zelter, Carl Friedrich von 188
- Zöllner, Johann Friedrich 184







